Biblioteka Śląska
2612 II
dublet
kdd — 514/65 100 099 szt.



Schlesisches Volkstum

Quellen und Arbeiten
der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgegeben von

Theodor Siebs

Band 3

Mittelschlesische Sagen geschichtlicher Art

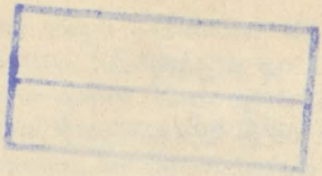
Ostdeutsche Verlagsanstalt
Breslau
1929

Mittelschlesische Sagen

geschichtlicher Art

von

Richard Kühnau



Ostdeutsche Verlagsanstalt
Breslau
1929

2612.
II

Ostdeutsche Buchhandlung
Wrocław. 5.XI.32: ca. 6,20 Rmk

X-3440
2612 II

50.000,-

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1929 by Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. Breslau
Printed in Germany

Vorbemerkung.

Nach der Veröffentlichung der Oberschlesischen Sagen geschichtlicher Art (Breslau, Hirt 1926) kommen hier die gleichgearteten Sagen Mittelschlesiens an die Reihe. Mittelschlesien ist ein Teil der Provinz Niederschlesien und entspricht dem Regierungsbezirk Breslau. Es muß aber festgestellt werden, daß diesen Mittelschlesischen Sagen nicht angeschlossen sind die Breslauer Sagen und die Sagen der Grafschaft Glatz. Beide sind bereits in besonderen Ausgaben erschienen: die Breslauer Sagen in der Ostdeutschen Verlagsanstalt 1926, und die Sagen der Grafschaft Glatz in Mittelwalde (Walzel) 1927, die außer den mythischen auch die geschichtlichen Sagen umfassen. Alle drei Veröffentlichungen: die hier mitgeteilten Sagen, die Breslauer Sagen und die Sagen der Grafschaft Glatz umfassen den ganzen Raum Mittelschlesiens oder des Regierungsbezirks Breslau.

War mit den Oberschlesischen Sagen geschichtlicher Art das ganze Sagengebiet der Provinz Oberschlesien (ich rechne die aus Oberschlesien stammenden mythischen Sagen, in meinem Werke Schlesische Sagen, Leipzig, Teubner 1910–1913 dazu) abgeschlossen, so ist für die Provinz Niederschlesien mit der Veröffentlichung der Mittelschlesischen Sagen geschichtlicher Art erst ein Teil (wenn auch der größte) herausgegeben, es fehlen noch die Niederschlesischen Sagen geschichtlicher Art oder die des Regierungsbezirks Liegnitz. Der Zweckmäßigkeit wegen wurden für die Provinz Niederschlesien die Mittelschlesischen und Niederschlesischen (im engeren Sinne) Sagen geschichtlicher Art getrennt behandelt.

Breslau, im Dezember 1928.

Professor Dr. Richard Kühnau.

Literarische Fundgruben von größerer Bedeutung.

1. Zeitschriften und Zeitungen.

„Der Breslauische Erzähler." Eine Wochenschrift. I–X, 1800–1809. Fülleborn ist der Herausgeber bis zu seinem Tode 1803.

„Der Feierabend." Unterhaltungsblätter für die katholische Jugend. Gesammelt und herausgegeben von A. Linke, Lehrer in Landeshut. Jahrg. 1854–1856. Später von A. Gellrich, Rektor der Stadtschule in Landeshut. Jahrg. 1862–1873.

Geschichtsblätter, Schlesische. Mitteilungen des Vereins für Geschichte Schlesiens. Herausgegeben von der Redaktions-Kommission. Breslau 1908 usw.

„Der Hausfreund." Eine Wochenschrift zur Erheiterung geselliger Feierstunden. Herausgegeben von C. Geisheim. 12 Bände. Breslau 1821–1832.

Heimatkalender für den Landgerichtsbezirk Oels, umfassend die Kreise Oels, Groß-Wartenberg, Militsch-Trachenberg, Namslau und Trebnitz. Verlag Geschw. Rösch, Oels. 1925 usw. (1927 Titel etwas geändert.)

Heimatblätter für den Kreis Strehlen i. Schles. Herausgeber Rektor Erwin Günther in Strehlen. Monatliche Beilage der „Strehlener Zeitung". Seit April 1923.

Heimatblätter des Kreises Wohlau. Beilage zur „Schlesischen Dorfzeitung". Wohlau, 1. Jahrgang, 1921.

Lübener Stadtblatt-Kalender mit Heimats-Chronik. 1. Jahrgang, 1910.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Band 1, 1896.

Musenalmanach, Schlesischer, für 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1833, 1834, 1835 1839. Herausgegeben von Theodor Brand. Breslau 1826–1839.

Nimptscher Landsmann-Kalender. Verlag Wilhelm Wolff in Nimptsch. Jahrgang 10 (1925) enthält einige Sagen.

Provinzial-Blätter, Schlesische. 1. Band, 1785. 130. Band, 1849.

Provinzial-Blätter, Schlesische, Neue Folge, herausgegeben von Theodor Oelsner (Arvin) Band 1–14. Breslau, 1862–1875.

„Schlesien." Illustrierte Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur. 1. Band 1907/08 (hört 1914 auf).

„Schlesische Heimatblätter." Zeitschrift für schlesische Volkskunde. Herausgegeben von Dr. O. Reier, Hirschberg. 1. Jahrgang 1907/08.

„Schlesische Volkszeitung." Besonders Sonntags-Unterhaltungsbeilage.

„Silesia oder Schlesien", in historischer, romantischer und malerischer Beziehung. Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter und Künstler. I., Glogau, 1841.

„Wir Schlesier!" Halbmonatsschrift für schlesisches Wesen und schlesische Dichtung. Heege, Schweidnitz. 1. Jahrgang 1920/21.

2. Bücher.

Aelurius, Georg, Glaciographia oder Glätzische Chronica. Leipzig 1625.

Bach, Aloysius, Geschichte und Beschreibung des Klosterstiftes in Trebnitz. Herausgegeben von August Kastner, Neisse 1859 (geschrieben 1803).

Balbinus, Bohuslaw, Miscellanea historica regni Bohemiae. Pragae 1679.

Balbinus, Bohuslaw, Diva Warthensis seu origines et miracula Magnae Dei Matris Mariae, quae Wartae colitur. Prag 1655. 1657 deutsch von F. J. Tanner.

Berndt, Joh. Christ. Gottlieb, Wegweiser durch das Sudetengebirge. Breslau 1828.

Burghart, Gottfr. Heinr., Iter Sabothicum. Breslau und Leipzig 1736.

Büsching, Johann Gustav, Volkssagen, Märchen und Legenden. Leipzig 1812. Neue Ausgabe 1820.

Büsching, J. G. G., Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale und der Burg Kynsburg. Breslau 1824.

Dlugosch, Historia Polonica Joannis Dlugossii seu Logini canonici Cracoviensis († 1480). Dobromili, Anno 1615.

Exner, Heide, Schlesische Sagen. Im Auftrage des Breslauer Prüfungs-Ausschusses für Jugendschriften herausgegeben. Breslau (Priebatsch) 1905.

Falch, O., Was sich die Schlesier vom Alten Fritz erzählen. Brieg 1860.

Fischer, Chr. Fr. Em. und Stuckart, C. Fr., Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Burgvesten und Ritterschlösser der Preußischen Monarchie. Schweidnitz 1821. 3 Bände.

Fraeger, Paul, Sagen aus Stadt und Kreis Brieg. Brieg 1922.

Fraeger, Paul, Sagen und Erzählungen vom Alten Fritz und vom lieben Dorel. Brieg 1924.

Frankenstein, Am Born der Heimat. Ein Heimatbuch für jung und alt im Kreise Frankenstein. Anno 1926 zusammengetragen von Freunden und Forschern der Heimat.

Goedsche, Hermann, Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz. Meißen 1839/40.

Gomolcke, Daniel, Wegweiser durch gantz Ober- und Niederschlesien. Oelße (Oels) 1735

Görlich, Franz Xaver, Geschichte der Stadt Strehlen. Breslau 1853. Wenig vertreten ist die geschichtliche Sage, dagegen reicher die mythische Sage und der Aberglauben.

Graesse, J. G. Th., Sagenbuch des Preußischen Staates. Glogau 1871. 2 Bände (Band 2, Seite 360–408, Schlesien und Nieder-Lausitz).

Graesse, J. G. Th., Geschlechtsnamen und Wappensagen des Adels deutscher Nation. Dresden 1876.

Grünhagen, Colmar, Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. Breslau 1864.

Gühmann, A., Zobten, Berg und Stadt. 4. Aufl. Zobten am Berge o. J.

Gühmann, A., Der Zobtenberg, ein Beitrag zur Kenntnis der Heimath und Führer nach dem Berge. Zobten. 1. Aufl. 1885.

St. Hedwig, Vita S. Hedwigis (um 1300) bei Stenzel, Scriptores rer. Silesiac. Band 2. 1839. Lateinisch.

St. Hedwig, Deutsche Legende der heiligen Hedwig. Breslau, gedruckt durch Baumgarthen 1504 (Inkunabel). Mit Zusätzen. Abdruck davon: Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwig. Breslau 1631.

Hermann, L. D., Maslographia oder Beschreibung des Schlesischen Massel. Brieg 1711.

Hoffmann, Adalbert, Schlesiens Geschichte und geschichtliche Sage im Liede. Oppeln (Maske) 1897.

Illig, Martin, Das Nimptscher Land im Blütenkranz der Sage. Nimptsch 1921.

Joachim, Hermann, Aus Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz. Trebnitz 1922.

Kaltenbaeck, J. P., Die Mariensagen in Österreich. Wien 1845.

Kern, Johannes, Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten. Breslau 1867.

Kleinwächter, R., Erneuertes und vermehrtes Warten-Buch, d. i. ausführlicher Bericht von dem Ursprung des uhralten Marianischen Gnaden-Bildes zu Warta. Neys 1711.

Klose, Mar, Führer durch die Sagen- und Märchenwelt des Riesengebirges. Schweidnitz 1887.

Knauer, Paul, Der Ursprung der Marien-Wallfahrt zu Wartha in Schlesien. Breslau 1917.

Knie, J. G. und Melcher, J. M. L., Geographische Beschreibung von Schlesien preuß. Antheils, der Gafschaft Glatz und der preuß. Markgrafschaft Oberlausitz. Breslau. I. 1827 Breslau. II. 1. 1827. II, 2. 1828. II, 3. 1832. II, 4, 1. 1835. Städte und Flecken in alphabetischer Folge bis Nimptsch. III. 1830. Alphabetisch-topographisch-statistische Übersicht aller Orte.

Knie, Alphabetisch-statistisch-topographische Übersicht aller Dörfer, Flecken, Städte Schlesiens. Breslau 1830, 2. Aufl. 1845.

Knoblich, Augustin, Lebensgeschichte der Heiligen Hedwig. Breslau 1860.

Knoblich, Augustin, Chronik von Lähn und Burg Lähnhaus a. Bober. Breslau 1863.

Köllner, Johann Christian, Wolaviographia oder accurate Beschreibung der Stadt Wohlau in Schlesien. 1. Aufl. Jauer 1725 (3. Aufl. Budissin 1728).

Krebs, Julius, Der Zobtenberg, Breslau 1840.

Kühnau, Richard, Schlesische Sagen. Leipzig, 4 Bände. 1. Spuk- und Gespenstersagen. Leipzig 1919. 2. Elben-, Dämonen- und Teufelsagen. Leipzig 1911. 3. Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Leipzig 1913. 4. Register.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, Bez. Breslau. Reichenbach 1921.

Lucae, Fridericus (Lichtstern, Friedrich), Schlesische Fürstenkrone. Frankfurt a. M. 1665.

Lucae, Fridericus (Lichtstern, Friedrich), Schlesiens curiöse Denkwürdigkeiten. Frankfurt a. M. 1689.

Martiny, Fr. W., Handbuch für Reisende nach dem Schlesischen Gebirge und der Grafschaft Glatz. Breslau und Leipzig 1812. 2. Aufl. 1818. 3. Aufl. 1827.

Müller, Karl Amand, Vaterländische Bilder. Glogau 1837.

Naso, Ephraim Ignatius, Phoenix redivivus ducatuum Svidnicensis et Jauroviensis. Breslau 1667.

Peuckert, Will-Erich, Schlesische Sagen. Jena 1924.

Philo vom Walde (Johann Reinelt), Schlesien in Sage und Brauch. Berlin 1884.

Pol, Nicolaus, Jahrbücher der Schlesier. Herausgegeben von Johann Gustav Büsching, Bd. 1–5 (1813–24). Zeit von 965–1622. Pol lebte 1564–1632.

Reimann, W., Geschichte und Sagen der Burgruinen im Kreise Waldenburg. Waldenburg 1883.

Reimann, W., Geschichte und Sagen der Burgen und Städte im Kreise Waldenburg. 2. Auflage. Friedland (Walter) 1925.

Richter, C. F. W., Historisch-topographische Beschreibung des Striegauer Kreises. 1829.

Roland, Gustav, Vollständige Topographie von Breslau. Breslau 1839/40.

Schiller, Adolf, Heimatbuch des Kreises Freystadt, Niederschl. 2. Aufl. Beuthen, Bez. Liegnitz 1925.

Schlesierbuch. Ein vaterländisches Lesebuch für das Herzogtum Schlesien. Liegnitz 1825.

Schmidt, K. A., Briegische Chronik. Brieg 1845.

Schmidt, K. A., Geschichte des Klosterstiftes Trebnitz. Oppeln 1853.

Schreiber, Ferdinand, Camenz in Schlesien und seine Umgebungen. Breslau 1841.

Schubert, Willy, Im Strehlener Lande in alten Zeiten. Ausgewählte Sagen und Bilder aus seiner Geschichte. Strehlen 1922.

Schweter, Joseph, Wartha, Geschichte dieses Wallfahrtsortes und der Wallfahrten dahin. Schweidnitz 1922.

Sinapius, Johannes, Olsnographia oder eigentliche Beschreibung des Oelßnischen Fürstenthums. 2 Teile. Leipzig und Frankfurt. 1707 und 1706.

Sinapius, Johannes, Schlesischer Curiositäten erste Vorstellung und anderer Teil. Teil I u. II. Leipzig und Breslau 1720. 1728.

Stosch, Melchior Friedrich, Genealogia derer von Stosch. 1736.

Tiede (Pastor), Merkwürdigkeiten Schlesiens. Reichenbach 1804.

Treblin, Martin, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. 1908.

Vogt, O., Drei Hornschloßsagen. Nach einer alten Überlieferung erzählt. 2. Aufl. Wüstegiersdorf 1910.

Vug, Oskar, Schlesische Heidenschanzen. Grottkau 1890.

Wels, Paul, Kloster Leubus in Schlesien. Breslau 1908.

Ziehnert, Widar, Preußische Volkssagen, Märchen und Legenden. 3 Bände. Leipzig 1838–1840.

Zimmermann, Friedrich Albert, Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. Bd. 1–10. Brieg 1783–1794.

Inhalt.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)

Vorbemerkung V

Literarische Fundgruben VI—IX

Inhalt X—XXII

I. Bau- und Siedlungssagen 1—87

1. Von dem alten Holzkirchel und Heilbrunnen zu Waldenburg und dem Ursprung der Stadt 1
2. Wie die Entdeckung eines Heilquelles zur Stiftung der Marienkirche und zur Entstehung der Stadt Waldenburg führte 2
3. Warum das Mönchskloster bei der Marienkirche zu Waldenburg gegründet ward 4
4. Das Jagdschloß des Grafen Ezettritz von Neuhaus zu Waldenburg 7
5. Über den Namen der Stadt Gottesberg 7
6. Wie Bad Charlottenbrunn zu seinem Namen kam 8
7. Ursprung und Namen der Kynsburg 8
8. Wer den Brunnen auf der Kynsburg gegraben hat 9
9. Woher das Hornschloß seinen Namen hat 10
10. Hussiteneinfall in die Freudenburger Herrschaft 1427 und Ursprung des Dorfes Göhlenau 10
11. Die goldenen Eier im Turm des Freudenschlosses 13
12. Der unterirdische Gang von der Freudenburg nach der Kynsburg 13
13. Entstehung von Burg und Stadt Friedland 13
14. Woher das Dorf Neugericht seinen Namen hat 14
15. Gründung und Name der Stadt Schweidnitz 14
16. Vom Bau des Pfarrkirchturmes in Schweidnitz. Der blutrote Spaten am Eingang der Jesuitenkirche 16
17. Unterirdischer Gang von dem Grundhof in Schweidnitz nach dem Zobten 16
18. Ursprung des Dorfes Guhlau 17
19. Woher der Name Seiferdau 18
20. Erbauung von Krotzel am Zobtenberge 19
21. Das Templerschloß zu Rogau 19
22. Das Romnitzschloß zu Mörschelwitz-Rosenthal 19
23. Ursprung und Namensentstehung von Reichenbach 20
24. Eine andere Sage von der Entstehung von Reichenbach 22
25. Ein heidnischer Tempel von achteckiger Form die Grundlage der heutigen katholischen Begräbniskirche zu Reichenbach 23
26. Das Begräbniskirchel zu Reichenbach einstmals ein heidnischer Tempel 24
27. Ursprung und Name des Dorfes Peterswaldau 24
28. Die Ruine auf dem Ruhberg bei Grädit ein Heidentempel, später eine christliche Kirche 25
29. Das Schloß zu Habendorf von den Tempelherren herrührend 25
30. Der Girlachsdorfer Spitzberg ehemals eine Festung 26
31. Das Schloß zu Lauterbach 26
32. Merkzeichen, das an die Erbauung von Frankenstein erinnert 26

33. Der unterirdische Gang von Frankenstein nach Silberberg 27
34. Unterirdischer Gang vom Schloß bei Frankenstein nach Tarnau 27
35. Gründung der Kirche zu Zadel 27
36. Erbauung der Kirche und des Dorfes Protzan 28
37. Der Brunnen auf der Festung Silberberg 29
38. Woher der Name des Dorfes Raschdorf 30
39. Woher die drei Dörfer Follmersdorf, Heinrichswalde und Maifritzdorf ihre Namen haben 30
40. Woher der Name Wartha 31
41. Die Neißebrücke bei Wartha 31
42. Unterirdische Gänge in Wartha 31
43. Ursprung von Reichenstein 32
44. Warum das Kloster Heinrichau gebaut wurde 32
45. Prophezeiung vom Untergange der Heinrichauer Kirche 33
46. Unterirdischer Gang von Burg Tepliwoda bis Ober-Johnsdorf 33
47. Die veränderte Lage des Dorfes Liebenau 34
48. Unterirdischer Gang von der Burg Neuhaus nach Nieder-Pomsdorf 34
49. Die einstige Größe von Nimptsch 35
50. Ursprung des Namens Dirsdorf 35
51. Unterirdische Gänge in Zülzendorf und Klein-Ellguth 36
52. Wie das Dorf Senitz zu seinem Namen kam 36
53. Der Ursprung von Rudelsdorf 37
54. Burg und unterirdischer Gang zu Rudelsdorf 38
55. Unterirdischer Gang von Thomitz und Petersdorf nach dem Johnsberge 38
56. Woher Schwentnig seinen Namen hat 39
57. Das Dörfchen Kanigen 39
58. Gegenstände der ehemaligen Kirche in Pudigau 39
59. Der goldene Ziegel im Rankauer Kirchturme 40
60. Warum die Barbara-Kapelle bei Groß-Tinz erbaut wurde 40
63. Gründung der Stadt Strehlen 41
62. Woher der Name des Dorfes Schweinebraten 42
63. Wie die Ortschaften Schweinebraten, Großburg, Michelwitz und Haltauf zu ihrem Namen kamen 42
64. Zum Namen und zur Geschichte von Großburg (Großborg) 43
65. Burg Schönfeld und der unterirdische Gang nach dem Zobten 43
66. Die Kirche des Dörfchens Hussinetz 44
67. Das verschwundene Dorf Töppendorf 44
68. Unterirdischer Gang vom Rummelsberge nach Siebenhufen 44
69. Unterirdischer Gang von Deutsch-Jägel nach dem Fuchsberge und Wilme 45
70. Das verschwundene Schloß auf dem Galgenberge bei Arnsdorf 45
71. Aus der Vorgeschichte von Gutschen 45
72. Prophezeiung vom Schlosse zu Ober-Olbendorf 46
73. Das verschwundene Dorf bei Oberecke 46
74. Ehemalige Wallfahrtsstelle zu Lorenzdorf 47
75. Ein Bau der Tempelherren zu Seiffersdorf 47
76. Die Kirche zu Jauer 47
77. Über den Ursprung von Brieg 47
78. Woher das Bollwerk „Sieh dich für" zu Brieg seinen Namen hat 48
79. Das verschwundene Dorf Wischau und die zwei letzten Kinder 48
80. Der Kretscham zu Bankau 49
81. Woher der Name Alzenau 49
82. Die Kirche zu Pogarell 49

83. Name und Ursprung von Oels 49
84. Der unterirdische Gang im Schlosse zu Oels und sein Geheimnis 49
85. Woher das Städtchen Hundsfeld seinen Namen hat 50
86. Unterirdischer Gang in Bernstadt 51
87. Woher der Name Karlsburg 52
88. Woher der Name Namslau 52
89. Wie die Stadt Groß-Wartenberg zu ihrem Namen kam 53
90. Wie die St. Markuskirche bei Groß-Wartenberg errichtet wurde 53
90a. Ursprung und Name der Stadt Militsch 54
91. Das Schloß zu Militsch gehörte einst den Tempelherren 55
92. Name und Ursprung des Städtchens Sulau 55
93. Alte Burg bei Sulau von Tempelherren gegründet 56
94. Gründung und Name von Trachenberg 56
95. Unterirdischer Gang in Trachenberg 56
96. Wie das Städtchen Prausnitz entstand 57
97. Die Sage von der Gründung des Klosters Trebnitz 57
98. Von der aussätzigen Herzogin, die geheilt wurde, als sie der heiligen Jungfrau Maria eine Kirche erbaute 60
99. Name des Klosters und der Stadt Trebnitz 61
100. Der Hedwigsbrunnen unter dem Hauptaltar der Trebnitzer Klosterkirche 62
101. Der Hedwigsaltar in der Klosterkirche zu Trebnitz 63
102. Die erste Grabstätte der heiligen Hedwig in der Klosterkirche 63
103. Der bläuliche Stein in der Klosterkirche zu Trebnitz 64
104. Der halb verbaute zweite Eingang an der Klosterkirche zu Trebnitz 64
105. Unterirdische Gänge im Kloster Trebnitz 65
106. Unterirdischer Gang vom Kloster zu den Fünftischen in Trebnitz 65
107. Die Fünftische bei Trebnitz 66
108. Die Kapelle auf dem Weinberge bei Trebnitz 66
109. Die Kapelle auf der „Hedwigsruhe" bei Trebnitz 67
110. Das Bremmelkirchlein bei Bentkau 67
111. Gründung der Kapelle in der Einsiedelei zu Trebnitz 68
112. Der Hedwigsbrunnen im Buchenwalde bei Trebnitz 68
113. Woher Dorf und Schloß Schawan (Schawoine) den Namen haben 70
114. Ursprüngliche Größe von Massel 70
115. Die Gründung der evangelischen Kirche zu Massel 71
116. Woher der Name des Dorfes Wilkawe 72
117. Wie das Dorf Karoschke entstand 72
118. Woher der Name des Dorfes Kummernigk 73
119. Woher die vielen Edelsitze in der Trebnitzer Gegend kommen 73
120. Ehemaliger größerer Umfang von Guhrau 74
121. Ursprung des Städtchens Herrnstadt 74
122. Der Name des Dorfes Kammelwitz 75
123. Die ursprüngliche Lage der Stadt Wohlau und der Ochsenstein 76
124. Wohlau, Krummwohlau und Altwohlau 76
125. Gründung und Name der Stadt Wohlau 77
126. Eine andere Sage von der Gründung Wohlaus 77
127. Herzog Wladislaus II. gründet das Schloß zu Wohlau 78
128. Julius Cäsar gibt Leubus den Namen Lubens 79
129. Der Götzentempel zu Leubus und die Gründung des Klosters 79
130. Götzenaltar und Götzenbild zu Städtel-Leubus 81
131. Das Mondschützer Schloß mit seinen spukhaften Erscheinungen 82
132. Die Hedwigskapelle zu Dyhernfurth 82

133. Der unterirdische Gang vom Karmeliterkloster zu Groß-Strenz in die Kleinstrenzer Höhle 83
134. Der geplante Klosterbau auf dem Kapellenberge bei Klein-Strenz 84
135. Woher der Name Siegda 84
136. Das Städtchen Winzig und der Winziger Wein 84
137. Die Kommende zu Striegau von den Tempelherren erbaut 85
138. Bauten und Besitz der Tempelherren in der Nähe von Striegau 86
139. Das untergegangene Gut Platschkau 86
140. Woher der Name der Stadt Neumarkt 87
141. Das ehemalige Minoritenkloster zum heiligen Kreuz zu Neumarkt 87

II. Gebildsagen 88–173

142. Das Bild im Schlosse zu Neuhaus und der letzte Bär im Waldenburger Tale 88
143. Die vertrocknete Hand im Gottesberger Rathausarchive 89
144. Der Igel im Wappen der Stadt Friedland 89
145. Der treue Hund auf der Kynsburg 90
146. Warum das weiße Kreuz auf dem Rabenstein gesetzt ward 92
147. Das Sandsteinkreuz zu Schenkendorf 93
148. Das Grab des kleinen Grafen Hochberg im Fürstensteiner Grunde 94
149. Die Steinfiguren in der Bögenstraße zu Schweidnitz 95
150. Die Tatternpfeile zu Schweidnitz 95
151. Der Ratsherr und die diebische Dohle zu Schweidnitz 96
152. Brunnenvergiftung und Sakrileg der Juden zu Schweidnitz. Gemälde in der Jesuitenkirche 98
153. Das Grab in der Schweidnitzer Promenade oder der Kommandant im Bärenfell 99
154. Das Steinkreuz am Köppentore zu Schweidnitz 100
155. Gruppe von Steinkreuzen bei Schweidnitz 101
156. Das Heilandsbild in der Kapelle bei Würben 101
157. Die Steinaltertümer des Zobtens 102–108
1. Der Bär und die Jungfrau mit dem Fisch. 2. Der Mönch und der Wolf. 3. Die Sau. 4. Der Pilz oder das steinerne Kleid.
158. Steinfigur und Kugel am Ratsturm zu Reichenbach 108
159. Das Steinkreuz an der Straße von Reichenbach nach Dreißighuben 109
160. Die beiden Steinkreuze in Peiskersdorf und zwischen Pfaffendorf und Költschen 109
161. Das Marienbild zu Stoschendorf 109
162. Die drei Aspen bei Peterswaldau 111
163. Die Fußspuren auf dem Ölberge bei Steinseifersdorf 111
164. Eine andere Sage von den Steinseifersdorfer Fußspuren 112
165. Das Kreuz bei Kaschbach 113
166. Das Steinkreuz bei Oberlangenbielau 114
167. Das Steinkreuz in Olbersdorf 114
168. Das Steinkreuz bei Protzan 114
169. Das Muttergottesbild „Maria zum Baum" in Kauditz 115
170. Das Kreuz bei den Gewitterlinden bei Stolz 117
171. Der verschüttete Reiter bei Wartha 117
172. Die Legenden des Gnadenortes Wartha 118–127
Die Muttergottes von Wartha.
1. Das wunderbare Bild der Muttergottes. Der Diener und der Böhme zu Wartha 119

2. Die Muttergottes und der Dienstjunge zu Wartha 122
3. Die Erscheinung der weinenden Muttergottes auf dem Warthaberge 124
4. Die Rettung des Warthaer Gnadenbildes aus Feuersgefahr 126
173. Der Erzengel Michael, der Teufel und der Wind zu Wartha 128
174. Der Schuß auf das Heiligenbild im Heinrichauer Park 129
175. Das Steinkreuz vor der evangelischen Kirche in Nimptsch 129
176. Die „Marienkapelle" von Gleinitz 130
177. Das Wappen des Herrn von Jeser auf Jeseritz 131
178. Das Wappen der Familie von Pfeil 132
179. Das Bild der Meluſine zu Strehlen 132
180. Fußspuren Christi auf einem Felsstein zu Strehlen 132
181. Der Teufelsgraben bei Ruppersdorf 133
182. Die Sammelbirke nördlich des Rummelsberges 134
183. Das Zigeunerkreuz nördlich des Rummelsberges 134
184. Das Marienbild im Walde bei Klein-Oels 134
185. Das Steinkreuz bei Jankau 136
186. Der Teufelsstein bei Peisterwitz 136
187. Die Kuh und der Bauer am Brieger Piastenschlosse 137
188. Der steinerne Hund im Brieger Piastenschlosse 137
189. Der Mohrenkopf an einem Brieger Hause 138
190. Die Steinfiguren des hl. Nepomuk und des hl. Florian zu Brieg oder: Wie zwei Brieger Frauen auf wunderbare Weise vor den Hussiten gerettet wurden 138
191. Der Lindenstumpf am Promenadenwege zu Brieg 142
192. Die Düngergabel in der vermauerten Tür des Mollwitzer Kirchhofes 142
193. Das Steinkreuz zwischen Koppen und Lichten 143
194. Das Bild der Freifrau von Pannewitz in der Pogareller Kirche 144
195. Der steinerne Hund in der Schloßkirche zu Oels 145
196. Die Kugel am Hauptportale der Schloßkirche zu Oels 145
197. Das Standbild des hl. Georg mit dem Drachen in der Propsteikirche zu Oels 146
198. Das Braunschweiger Bild eines Mannes mit dem Hund, ein Andenken an die Pest zu Oels 146
199. Bedeutung des Bildes vom Ritter und Drachen in der Schmograuer Kirche. Der Drache im Walde bei Schmograu 147
200. Die Herkunft der Johannesglocke auf dem Kirchturme zu Tscheschenhammer 151
201. Die zwei Kreuze am Schlachtberge bei Sulau 151
202. Die steinernen Tänzer im Schloßpark zu Trachenberg 152
203. Der „Hedwigsstein" bei Prausnitz 156
204. Hedwigs Fußspur auf dem Steinweg zwischen Würzen und Trebnitz 157
205. Das Donatusstandbild auf dem Weinberge bei Trebnitz 157
256. Volksmeinungen über die in der Erde gefundenen Urnen 157
207. Das Marienbild zu Steinau 159
208. Das Steinkreuzpaar bei Thiemendorf 160
209. Der Hedwigsruhestein bei Thiemendorf 160
210. Die Sage vom Ochsenstein bei Wohlau 160
211. Warum der Grabstein Martin Busewoys vor der Kapelle des Herzogs Boleslaus III. zu Leubus liegt 162
212. Die zwei Grabsteine in der Klosterkirche zu Leubus. Geschichte von Wolf von Uraz und Kunz von der Heinzenburg 163
213. Die Pieta zu Leubus 165
214. Der Teufelsstein im Mondschützer Walde 166
215. Das Sühnekreuz bei Groß-Sürchen 166
216. Der Hedwigs-Ruhestein bei Dyhernfurth 167

217. Der „Hedwigstein" zwischen Pathendorf und Tannwald 168
218. Der steinerne Bär am Warteberge bei Niemberg 168
219. Das Schnitzwerk zu Herrn-Motschelnitz 169
220. Der „Hedwigstein" in der Nähe der städtischen Ziegelei von Winzig 170
221. Das Muttergottesbild in der Kirche Zu unserer lieben Frauen in Striegau 170
222. Ein Wunder an dem Bilde der Muttergottes in der Kirche Zu unserer lieben Frauen in Striegau 172
223. Ein wunderbares Bildnis der Muttergottes auf dem Chore des geistlichen Jungfrauenstiftes zu Striegau 172
224. Scharten an der Kirchentür zu Damsdorf 173
225. Der Hedwigsruhestein bei Polkendorf 173

III. Flursagen 174–311

226. Die Auffindung der Kohle im Waldenburger Gebiet und die Fuchsgrube 174
227. Das Steinmännchen am Hornsberge bei Donnerau 175–188
1. Wie das Steinmännchen an den Hornsberg verbannt wurde 176
2. Das Steinmännchen als Schutzgeist eines ehrlichen Brautpaares 179
3. Nikyl Bolczes Brautfahrt und des Steinmännchens Erlösung 184
228. Wie der Goldberg vor der Freudenburg entstand 188
229. Der Goldene Wald und seine Geheimnisse 189
230. Der Pfaffenstein in Grund bei Wüstewaltersdorf 190
231. Ehemaliger Edelsteinreichtum der Wüstewaltersdorfer Gegend 191
232. Der Rumpelbrunnen von Wüstegiersdorf 191
233. Untergegangenes Dorf zwischen Wüstegiersdorf und Wüstewaltersdorf 192
234. Die wunderbare Buche von Rudolfswaldau 192
235. Die Glockenwiesen bei Rudolfswaldau 194
236. Das Gefecht auf den Höhen bei Rudolfswaldau und seine gespenstischen Nachwirkungen 195
237. Der „Mordsteig" zwischen Rudolfswaldau und Wüstewaltersdorf 195
238. Die Entdeckung des Heilbrunnens in Salzbrunn bei Waldenburg 196
239. Das Riesengrab im Fürstensteiner Grunde 198
240. Die „heiligen Gärten" der Heiden bei Freiburg 199
241. Die Entstehung des Zobtenberges 199
242. Der Name des Zobtenberges 200
243. Verdeckung der Schächte vor den Tataren 201
244. Der Schatzkeller auf dem Zobten 201
245. Wie der Geiz einen Menschen zugrunde richtet. Geschichte vom versunkenen Schloß und der Geldhöhle auf dem Zobten 203
246. Die Zobtenhöhlen und die verzauberten Männer im Zobten 205
247. Johannes Wahl sucht im Wüsten Schloß des Zobtenberges nach Schätzen und zwingt die Geister 206
248. Die Hexeneiche bei Domanze 207
249. Der „Tote Junge" bei Ober-Leutmannsdorf 207
250. Die Sage von dem gehängten Reiter und der Johannestafel 208
251. Die „Totterngräbe" bei Kolonie Jenschwitz 210
252. Woher der Spittelberg bei Olbersdorf seinen Namen hat 211
253. Das untergegangene Dorf Hahndorf 212
254. Tatarenschanzen bei Girlachsdorf 213
255. Die Soldatengräber am Fischerberg bei Ober-Mittel-Peilau 213
256. Der Türkengarten in Neubielau 213
257. Die Mühlscherfichte bei Neubielau 214
258. Das Rotmühltal bei Tannenberg 215

259. Wie der Madsberg bei Weigelsdorf zu seinem Namen kam 216
260. Der Predigtstuhl auf dem Hannig bei Lampersdorf 216
261. Der „Streitbusch" am Gumberg bei Schodelwitz 217
262. Der Bergsturz bei Wartha im Jahre 1598 217
263. Das Marienbrünnlein am Warthaberge 218
264. Der Brigittenstein bei Wartha 219
265. Der „Klang" bei Reichenstein 219
266. Der Bockschädel bei Camenz 221
267. Der Sichts bei Camenz ein Spukort 221
268. Der Kreuzberg und der Siegteich bei Camenz 221
269. Der Köpptümpel bei Camenz 222
270. Das Unbezwungene Schloß auf dem Hügel „Die Jungfer" bei Camenz 223
271. Der See von Camenz 223
272. Altes Schloß auf dem Baitzeberg bei Baitzen 224
273. Schwedengräben am Guckberg bei Schrom 224
274. Der Schloßberg und der Cyrillus-Brunnen im Stadtwalde bei Münsterberg 224
275. Das Grafenschloß auf dem Brehmeberge und der verbannte Graf in der Brehme 226
276. Die Schlacht bei Alt-Altmannsdorf und der Siegteich 226
277. Die Schanzen bei Klein-Schlause 226
278. Die Kegelbahn der Heinrichauer Mönche 227
279. Rest eines Heidentempels auf dem Kaffenberge bei Tepliwoda 227
280. Der unterirdische Gang vom alten Schlosse Neobschütz nach Ober-Johnsdorf 227
281. Der goldene Ring von Vogelsang 228
282. Die Pappeln von Pangel 229
283. Der Siebenbrunnen bei Kosemitz 229
284. Der Türkenwinkel bei Neuzülzendorf 230
285. Der Loheteich bei Neuzülzendorf 230
286. Das Russengrab in Dürrbrockuth 230
287. Die Schernigräben bei Siegroth 231
288. Das untergegangene Schloß und Dorf zu Neudeck bei Nimptsch 232
289. Die Goldlöcher an der Chynastlehne, das untergegangene Schloß Chynast und das verschwundene Dorf Jenkwitz bei Nimptsch 232
290. Schloß Chinast und das untergegangene Dorf bei Wilkau 232
291. Des Teufels Steinwurf, der Kirchturm zu Prauß und der Krähstein auf dem Eichberge bei Wilkau 233
292. Der „Tote Hengst" bei Groß-Wilkau 234
293. Die Jenkwitzwiese und die Burg der Grafen von Jenkwitz 234
294. Die Tartarschanzen bei Pristram 235
295. Woher der Name des Lindwurmbaches bei Heidersdorf 235
296. Der gespenstische Busch bei Karzen 235
297. Die Kalten Häuser, ein versunkenes Dorf 236
298. Das versunkene Schloß in der Fasanerie zu Prauß 236
299. Die Herreneiche im Oberwalde von Dürrhartau 238
300. Der Teufelsgraben von Naselwitz 238
301. Wie der Königssee bei Strehlen entstand 238
302. Von den Kreuzsteinen bei Gurtsch 239
303. Die Steine zwischen Nieder- und Mittel-Podiebrad 241
304. Vom Apothekerberge bei Hussinetz 241
305. Die goldene Glocke von Goschwitz 242
306. Die Sammelbirke am Rummelsberge 243
307. Von der Kreuzeiche am Wege von Strehlen nach dem Rummelsberge 243

308. Von den „Hohen Steinen" am Rummelsberge 245
309. Die Teufelskegelbahn auf dem Rummelsberge 246
310. Der Marienstein bei Geppersdorf 248
311. Die Zigeunerlinde bei Schrebendorf 248
312. Das Königsgrab bei Gührau 249
313. Der Gansstein und die Kreuzeiche bei Olbendorf 249
314. Vom Teufelsgraben bei Glambach 250
315. Das Männchen an der Lorzendorfer Grenzülme 252
316. Die Sagen vom Zitterloch und vom schwarzen Hunde an der Pelzbrücke zu Markt-Bohrau 252
317. Die Totenfurt bei Markt-Bohrau 254
318. Der Pfarrer Gröschel und das Pfarrpüschel am Wege von Markt-Bohrau nach Ottwitz 255
319. Der Totternberg bei Kurtsch 255
320. Zwei untergegangene Städte bei Ohlau 256
321. Die untergegangene Stadt Wohlau 256
322. Wie die Totternschanze zu Wüstebriese und der Totternberg bei Haltauf entstanden sind 256
323. Unterirdischer Gang von der Schanze an der Brandmühle nach Klein-Oels und Krippitz 257
324. Das „alte Schloß" bei Wansen 257
325. Das untergegangene Schloß und Dorf Kapsdorf mit dem Kapsberg 257
326. Der Pfaffentümpel bei Heidau 258
327. Das untergegangene Städtchen Lossow 259
328. Die Eiche in Abrahams Garten und die Schickefreele 259
329. Der Hedwigsbrunnen beim Vorwerk Rothhaus bei Brieg 260
330. Der Pfaffentümpel bei Briesen 260
331. Das Silberloch bei Hünern und die Kriegskasse der Österreicher 261
332. Der Schwedengraben bei Mollwitz 261
333. Der „Schleusentempel" und die versunkene Kriegskasse bei Laugwitz 262
334. Der Schmiedewinkel bei Laugwitz 263
335. Das Heemße-Barndel bei Zindel 264
336. Der Kälberbusch zwischen Groß-Jenkwitz und Herzogswalde 264
337. Die Hallehke bei Lossen 265
338. Der Trompeterzippel bei Frohnau 265
339. Zerstörung der Raubritterburg und Versinken ihrer Kirche zu Lichten 265
340. Das verschwundene Dorf und Schloß Ritschen 266
341. Die Piasteneiche auf der „steinernen Tischwiese" am Ritscheberge bei Scheidelwitz 267
342. Der heilige Hain auf dem Ritschenberge 268
343. Die versunkene Kapelle unweit der Ritscheburg 268
344. Das Karreteloch bei Liednitz 269
345. Das Galgenloch bei Neu-Limburg 270
346. Der Boberstein bei Baruthe 271
347. Der Hexentanzplatz bei Baruthe 271
348. Der Brautberg bei Mangschütz 272
349. Das versunkene Schloß in dem Klein-Ellguther Burgwall 272
350. Der Hexenberg bei Oels 273
351. Der Sumpf bei Bogschütz mit der versunkenen Glocke 273
352. Versunkene Schlösser bei Klein-Weigelsdorf und Wildschütz 274
353. Der Sumpf bei Neu-Mittelwalde und das Versinken eines Hochzeitszuges 274
354. Der Geisterberg im Goschützer Walde 275

355. Die versunkene Kirche bei Tscheschenhammer 275
356. Die Mägdeberge bei Guhre 276
357. Versunkenes Schloß und versunkene Kirche zu Kraschnitz 277
358. Das versunkene Schloß bei Prausnitz 278
359. Der Schätzkebach bei Trebnitz 278
360. Das Heer der heiligen Hedwig im Weinberge bei Trebnitz 279
361. Versinken eines Besitztums und Entstehung der Märtinauer Gruben 280
362. Versunkenes Schloß im Zigeunerbusche bei Zirkwitz 281
363. Der goldene Götze zu Massel 282
364. Warum die Mühle im Entenloche bei Massel unterging 283
365. Die Hedwigslinde in Schawoine 284
366. Der Stein am Hedwigsteich bei Schawoine 284
367. Der Wassermangel der Tschelentniger und der Hedwigsborn bei Schawoine 285
368. Sankt Hedwig am Brunnen in Bothendorf 285
369. Der Teufelsgraben bei Mahlen 286
370. Der Obernigker Goldberg 287
371. Die beiden Birnbäume an einer Unglücksstätte zu Obernigk 287
372. Der Hedwigsteich bei Obernigk 288
373. Warum ein Ackerstück bei Karoschke Backtrog heißt 289
374. Das untergegangene Ritterschloß in Esdorf 289
375. Stroppen, der Mittelpunkt der Erde 290
376. Die versunkene Stadt Katzaguhra 290
377. Untergegangene Stadt bei Katholisch-Hammer 290
378. Die 99 Windmühlen um Guhrau 291
379. Der Stein am schlesischen Landgraben 291
380. Ein Sprichwort von Wohlau 291
381. Die Leubuser Linde 292
382. Die Mönchgrube im Oderwalde bei Leubus 292
383. Die Leubuser Klosterquelle 293
384. Die Kunzenwiese bei Mondschütz 293
385. Das im Regelteich versunkene Schloß 294
386. Der Knechteberg bei Stuben 295
387. Die Marotschine bei Grosen 295
388. Woher der Name „Die Cränzer Hölle" 296
389. Der Warteberg bei Niemberg 296
390. Der „Hedwigsbrunnen" in Pathendorf 297
391. Die Heinzendorfer Friedhofslinden 298
392. Woher der Name „Menschenberge" bei Polgsen 298
393. Der vergrabene „goldene Herrgott" zu Polgsen 299
394. Die Heidentempel bei Laserwitz 300
395. Die Here in der Kabuschemühle zu Klein-Strenz 301
396. Der „Wilde Wald" oder die „Hölle" bei Klein-Strenz 303
397. Nächtliche Leichenbegängnisse im „Wilden Walde" bei Klein-Strenz 304
398. Der Totenberg in Dittersbach 305
399. Der Totenberg bei Strien 306
400. Der Lendschützer Dorfteich und seine Frösche 306
401. Die Morgensternbrücke und die versunkene Glocke bei Tschilesen 307
402. Der Beatenwald bei Laasan 307
403. „Elisabeth im Walde" oder Elisabethenwalde 309
404. Die unheimliche Sandgrube bei Meesendorf 310
405. Der Hedwigsbrunnen bei Polkendorf 310
406. Das Grab des Herrn von Köckeritz bei Göbel 311

IV. Sagen von Personen und Geschehnissen 312–513

a) Örtlich gebundene Sagen 312–487

407. Von der Verwandlung einer Jungfrau durch das wunderwirkende Wasser im Marienkirchlein zu Waldenburg 312
408. Die Sage von Berthold von Neuhaus 313
409. Die Verräterin auf Schloß Neuhaus 316
410. Der unterirdische Zugang bei der Belagerung der Burg Neuhaus 317
411. Wie der letzte Herr des Zeiskenschlosses gerettet wurde 318
412. Die Rettung des Burgherrn von Neuhaus in einem Backtrog 318
413. Der Herr von Freudenburg und Christoph Köhler 319
414. Wie der Hornschloß-Raubritter im Kathenloch überlistet wurde 320
415. Die Eroberung des Hornschlosses durch die Hussiten 321
416. Kunz von Schweinichen auf dem Hornschlosse 323
417. Die Flucht eines gefangenen Ritters vom Hornschlosse 323
418. Von der großen Forelle im Eselsbrunnen an der Talseite des Kinsberges 324
419. Der Raubritter von der Kynsburg und sein ungetreuer Knappe 324
420. Der böse Seyler zu Wüstewaltersdorf 325
421. Der böse Leinwandhändler und seine Bannung 327
422. Wie der Gasthof „Blauer Ranzen" in Juliansdorf zu seinem sonderbaren Namen kam 328
423. Friedrichs des Großen Andenken im Eulengebirge 329
424. Des Alten Fritzen weißer Schimmel 329
425. Der betrunkene Musikant in der Wolfsgrube bei Tannhausen 330
426. Die Rettung des letzten Burgherrn des Zeiskenschlosses 330
427. Die Schätze der Zeiskenburg 331
428. Das Licht vor dem Muttergottesbilde auf dem Rathause zu Schweidnitz 332
429. Peter Wlast und die Augustinermönche auf dem Zobten 333
430. Hammerschlag, der Zobtenräuber 335
431. Hammerschlags, des Zobtenräubers, Ende 336
432. Peter Wlast als Raubritter 342
433. Der Alte Fritz und der Bunzelwitzer Fleischer 343
434. Eindringen der Reformation in Reichenbach 344
435. Woher die Grafen von Reichenbach ihren Namen erhielten 344
436. Der böse Gellhorn zu Peterswaldau 346
347. Die drei Jungfrauen und der Jungfernkeller im Schloß zu Guhlau 347
438. Die Pest in Frankenstein und Umgegend im Jahre 1606 348
439. Der ewige Jude zu Frankenstein 349
440. Wie die Ahnen einer Frankensteinerin wieder katholisch wurden 350
441. Der Ursprung des Saatenreitens in Schönwalde 351
442. Der „Goldene Esel-Schacht" zu Reichenstein und das Versiegen des Goldes 351
443. Das Neuneglöcklein zu Reichenstein 354
444. Eine andere Sage von der Neuneglocke zu Reichenstein 354
445. Wie Hemmersdorf vom Abte von Camenz erworben wird 356
446. Die vermauerten Schätze im Kloster Camenz und im Eichvorwerk 357
447. Verwüstungen der Pest in Camenz und seinen Stiftsdörfern im Jahre 1470 358
448. Wie Friedrich II. der Gefangenschaft der Österreicher bei Camenz entkam 358
449. Zisterzienser-Abt Tobias Stusche von Camenz und Friedrich der Große 359
450. Die Warthaer Orgel, ein Geschenk Friedrichs des Großen 362
451. Prinzeß Marianne der Niederlande, das Gespenst im Schloßparke von Camenz 362
452. Methodius und Cyrillus gründen eine christliche Kirche zu Münsterberg 368

453. Warum Viktorin die Pfarrkirche zu Münsterberg schonte 368
454. Das Sakrilegium zu Münsterberg 369
455. Das schwarze Männchen in der Heinrichauer Kirche 374
456. Die Sage von Berthold von Neuhaus 374
457. Blutregen um Nimptsch 375
458. Der Diebstahl der russischen Kriegskasse in Ruschkowitz 376
459. Wie die Heidersdorfer Kirche evangelisch wurde 376
460. Die Hampelbrücke bei Heidersdorf und der Bauer Hampel 377
461. Der alte Schäfer Riedel in Klein-Jeseritz 378
462. Wie das Sprichwort vom „Schweinla vom Ränker Manne" entstand 379
463. Der ewige Jude zu Strehlen 379
464. Wie die beiden Töchter und der Sohn eines Bauern zu Mittel-Podiebrad leicht zu Geld kamen 380
465. Die weiße Frau vom Rummelsberge 380
466. Die verwunschene Frau vom Rummelsberge auf der Pogarther Wiese 381
467. Der geheimnisvolle Jäger vom Rummelsberge 382
468. Hans von Czirns Tod zu Prieborn 383
469. Der Verrat des Barons von Warkotsch und der Jäger Matthias Kappel 384
470. Die dreiste Magd zu Ohlau 385
471. Legende vom hl. Sigehard zu Ohlau 386
472. In Wansen kann man sich einen Bart holen 387
473. Wie der Eulendorfer Schneider seinen Tod fand 387
474. Der Page Herzog Ludwigs II. von Brieg 388
475. Die Brieger Judenhetze im Jahre 1541 und die Entstehung von Abrahams Garten 389
476. Herzog Johann Christian und der Pastor von Karzen 393
477. Gefangennahme und Befreiung des Herzogs Christian von Brieg 394
478. Ein kaiserlicher Spion im Lager Torstensons vor Brieg 395
479. Der Tod des letzten Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Georg Wilhelm, wird durch üble Vorzeichen angedeutet 396
480. Die Sage von der dreisten Magd zu Brieg 398
481. Die brave Magd zu Mollwitz 402
482. König Friedrich in der Tonne auf einem Bauerngute bei Löwen 402
483. König Friedrichs Rettung durch Rosalie Schreier in Oppeln 404
484. General Römer und Pfarrer Günther vor der Schlacht bei Mollwitz 406
485. König Friedrich als Windmüller in der Konradswaldauer Windmühle 408
486. König Friedrichs Rettung im Pampitzer Auszüglerhause 408
487. König Friedrich und der Ploschke-Bauer in Pogarell 410
488. König Friedrichs Rettung durch den Bauern Margner in Zindel 411
489. König Friedrich und der Pandur bei Zindel 413
490. König Friedrich von einer Zindeler Bauersfrau gerettet 413
491. König Friedrich und die beiden österreichischen Husaren in der Schlacht bei Mollwitz 413
492. Zander der Spion und die Eroberung von Brieg 1741 415
493. Wie König Friedrich den Briegern den Aberglauben austreibt 416
494. Wie König Friedrich einen treuen Offizier belohnte 417
495. Der Alte Fritz begnadigt zwei Grenadiere zu Brieg 418
496. König Friedrich und der Hermsdorfer Leineweber Gottschalk 419
497. Wie der Alte Fritz zu Brieg einen Wels besichtigt 421
498. Kommandant Rabenau und General Zaremba 422
499. König Friedrich und der alte Feldwebel 422
500. König Friedrich und der Stadtdirektor Schultz zu Brieg 423

501. Wie König Friedrich für den Häuserbau zu Brieg sorgte 424
502. König Friedrich in Linden 426
503. Des Königs zerrissener Stiefel 427
504. König Friedrich und der Arzt Dr. Schröter 428
505. König Friedrich und die Soldatenmutter 429
506. Wie Brieg angeblich eine Stadt zweiter Klasse wurde 430
507. Schatzfund auf dem Mollwitzer Schlachtfelde 431
508. Wie die Brieger den Galgen „ehrlich" machten 431
509. Wie ein Mörder zu Brieg sich selbst verriet 432
510. Der Herr von Fischersbach bei Lossen als kopfloser Reiter 433
511. Wie der Oelsbach durch die Stadt geleitet wurde 434
512. Der Herzog von Oels und seine beiden Löwen 434
513. Die Sage von dem Bischofssitz zu Schmograu 436
514. Vorzeichen des großen Brandes in Groß-Wartenberg im Jahre 1742 436
515. Geschlechtssage derer von Haugwitz und von Rechenberg 437
516. Das blutrote Gemach in der alten Burg zu Militsch 438
517. Der Sieben-Naseweis zu Trachenberg 441
518. Wie die Pest zu Prausnitz 1656 ihren gefährlichen Verlauf erhielt 442
519. Die hl. Hedwig hört in Trebnitz die Breslauer Glocken läuten 442
520. Unauffindbarkeit des Grabes der Äbtissin Gertrud zu Trebnitz 442
521. Hedwigswunder in Schawoine 443
522. Der unauffindbare Schatz zu Massel 443
523. Die Pest zu Guhrau im Jahre 1656 444
524. Der vermauerte Mönch am Polnischen Tor zu Guhrau 445
525. Herzog Konrad II. Köberlein verzichtet wegen des Steinauer Bieres auf das Erzbistum Salzburg 446
526. Die vergrabene französische Kriegskasse bei Steinau 447
527. Die vergrabene französische Kriegskasse zu Georgendorf 449
528. Franzosengrab im Dammitscher Schloßpark 450
529. Der Franzosenmord in der Sandmühle bei Raudten 451
530. Kornregen zu Wohlau im Jahre 1571 452
531. Bruder Eberhard. Eine Klostersage aus Leubus 452
532. Warum die ewige Lampe am Grabe des Herzogs Boleslaus zu Leubus brennt 453
533. Eine andere Geschichte von Herzog Boleslaus III. und dem Ritter Martin Buswoy zu Leubus 455
534. Die heilige Hedwig in Leubus 455
535. Die heilige Hedwig und ihre Dienerin in Grosen 456
536. Die Matthiasmühle zu Tannwald und ihr Kobold 456
537. Die Sage vom Schmiedewinkel zu Glumbowitz 457
538. Freiherr von Garnier im Karmeliterkloster zu Groß-Strenz 459
539. Die Verbrennung einer Zauberin zu Herrn-Motschelnitz 461
540. Versiegen der Brunnen in Tscheschen 461
541. Der Koberprinz und die Privilegien der Rotgerber zu Striegau 461
542. Der Templer und der Striegauer Schulknabe. Der Schatz des Templers 463
543. Ein Wunder im geistlichen Jungfrauenstifte zu Striegau 465
544. Die unverwesten heiligen Hostien in der Stadtpfarrkirche zu Striegau 465
545. Apotheker Asmus zu Striegau und der Teufel 466
546. Der Mordbrenner Renner und die Renner-Höhle 468
547. Wie die Tatarische Kaiserin zu Neumarkt ermordet wird 469
548. Wie die Tataren nach der Schlacht bei Wahlstatt von den Neumarkter Bürgern überfallen wurden 473
549. Die Schlacht bei Kostenblut, wo die Tataren geschlagen wurden 475

550. Die heilige Hedwig zu Neumarkt 475
551. Wie Herzog Barthel ohne Land vor Canth schmachvoll unterlag 476
Prophezeiungen 477–487
552. Der türkische Sultan wird sein Pferd an einen Baum bei Reichenbach binden 477
553. Die Prophezeiungen vom Bau des Camenzer Schlosses 477
554. Die Prophezeiungen über die Zukunftsschlacht bei Camenz, die Camenzer Brücke und die Türkeneiche 481
555. Von den Fischteichen und vom Hopfenberge bei Camenz 486
b) Örtlich nur lose oder gar nicht mehr gebundene Sagen. Sagenhafte Erzählungen verschiedenen Inhalts 487–513
556. Ein Wahrheit gewordenen Traum. Ein Kampf mit Raubgesellen im Dreißigjährigen Kriege in der Waldenburger Gegend 487
557. Die verbrecherischen Wirtsleute im Waldwirtshause 490
558. Ein Vogel zeigt einem Gefangenen den Weg zur Flucht 492
559. Der Erlen-Märten 493
560. Die Kahnfahrt ins Paradies 497
561. Des Mägdleins Himmelsgang 497
562. Das Mägdlein im Walde 498
563. Der wunderbar duftende Hagebuttenstrauch 499
564. Satan als Tänzer 500
565. Die Tanzwütigen zu Reichenbach 500
566. Warum viele alte Weiber die reinen Teufel sind 501
Legenden 503–513
567. Sankt Kümmernis 503
568. Johannes der Täufer und das Johanneswürmchen 506
569. Die heilige Hedwig erscheint vor ihrem Herrn und Gemahl Heinrich dem Bärtigen geschuhet 506
570. Sankt Hedwig trägt die Schuhe, die ihr Abt Günther gegeben 507
571. Der Herzog findet in St. Hedwigens Becher köstlichen Wein statt des Wassers 508
572. St. Hedwig läßt ihre frierende Dienerin an ihre Stelle treten 509
573. Sankt Hedwig ruft einen Hingerichteten ins Leben zurück 510
574. Ein Kruzifix macht seine rechte Hand los und benedeiet Sankt Hedwigen 512

V. Naturgeschichtliche Sagen 514–519

575. Warum die Passionsblume das Leiden Christi darstellt 514
576. Wie das Christusauge entstand 514
577. Wie die roten Rosen entstanden 514
578. Warum die wilde Rose so reichlich blüht 515
579. Die Entstehung des Moosröschens 515
580. Warum die Blume Himmelsschlüssel heißt 516
581. Wie das Dreifaltigkeitblümchen entstand 516
582. Warum die Espe zittert 516
583. Warum die Trauerweide ihre Zweige hängen läßt 517
584. Warum der Schlehdorn von allen Sträuchern zuerst blüht 517
585. Warum der Kreuzschnabel einen gekreuzten Schnabel hat 518
586. Warum das Rotkehlchen an der Kehle rot ist 518
587. Das Jesuskind, die Sternschnuppen und der Schnee 518
588. Der Mann im Monde 519
589. Wie die Morcheln entstanden 519

I. Bau- und Siedlungssagen.

1. Von dem alten Holzkirchel und Heilbrunnen zu Waldenburg und dem Ursprung der Stadt.

Stadt Waldenburg.

„Vor 475 Jahren (von Nasos Zeit an) war daselbst, wo anjetzo Waldenburg gegründet, eine dicke Wildnis, worinnen nichts zu finden war als ein altes Jagdhaus oder Burg und auf einem Berglein oder Hügel ein Kirchlein von Holz erbaut, welches noch bis auf den heutigen Tag bauständig erhalten wird. Wie die alten Schriften bezeugen, soll vor alters dahin eine volkreiche Wallfahrt gewesen sein, dannenhero im Jahre 1191 viel Leute daselbst hölzerne Wohnungen erbauet und von Jahr zu Jahr vermehret, bis der Ort einem Städtlein gleichförmig worden. Ob nun der Name von dem Walde und der alten Burg oder von dem Wallen (das heißt ingemein wallfahren gehen) und dem Berge, worauf das Stadtkirchlein stehet, hergeflossen, will ich meines Ortes keinen Ausspruch fällen. Gemeldtes Wallfahrtkirchel stehet auf einem Hügel, von Holz erbauet, in der Länge von 16 und einer halben Ellen, in der Breite 10 und eine halbe, in der Höhe 8 Ellen.

Unter dem Altar, worauf das heilige Bild stehet, ist ein frischer Quellbrunn, welcher durch Röhre in das Städtlein geleitet und nach dem uralten Beruf der Heilbrunn genennet wird: soll vor Zeiten denen Wallbrüdern zu Heilung in verschiedenen Gebrechen und Wehtagen sehr nützlich und heilsam gewesen sein, davon auch der Name entsprungen sein mag.

Auf dem Altar ist noch das alte Bild unser lieben Frauen, welche auf ihrem mütterlichen Schoß ihren von dem Kreuz abgenommenen Sohn Jesum mit dem rechten Arm umbfasset, vorhanden, rückwärts von den Holzwürmern ziemlich durchnaget. Welchem Bildnis vor 30 Jahren ein mutwilliger Soldat die

Nase abgeschnitten, der des andern Tages elendiglich sterben und verderben müssen. Es melden alte Leute, daß noch zu ihrer Zeit die Soldaten umb das Kirchlein bei ihrem Abzuge Feuer angeleget, welches der Wind so lang zurückgetrieben, bis das hölzerne Gebäude von den Inwohnern ohne einigen Schaden errettet worden." Naso, Phoenix redivivus. 1667, S. 226 f.

Aus Naso schöpfte die Sage Jänsch, Bürgermeister zu Waldenburg, im Jahre 1818 für seine im Waldenburger Ratsarchiv befindliche handschriftliche „Chronologische Darstellung derjenigen Ereignisse, welche die in dem vormals Schweidnitzer, jetzt aber Waldenburger Kreise gelegene Stadt Waldenburg von ihrem Ursprung an betroffen haben", ebenso die fast ausschließlich aus jener Darstellung entnommene „Chronik von Waldenburg" von Julius Schroth, Schullehrer in Tschammendorf, gedruckt im Jahre 1837. Vgl. Pflug, Chronik der Stadt Waldenburg 1908 S. 9 f. Ferner gehen auf Naso zurück H. Goedsche Schlesischer Sagenschatz 1839/40 S. 315 und O. Goedsche Sagen des Riesengebirges 1884 S. 117.

2. Wie die Entdeckung eines Heilquells zur Stiftung der Marienkirche und zur Entstehung der Stadt Waldenburg führte.

Stadt Waldenburg.

Die Sage erzählt von der Entstehung der Stadt Waldenburg, daß der nahe an der katholischen Marienkirche befindliche Brunnen, welcher in alter Zeit als wundertätige Heilquelle geschätzt worden sein soll, den ersten Anlaß zum Bau der Stadt gegeben habe.

Wir lassen die Sage selbst erzählen: „Einst befand sich der Graf Czettritz (?) von Neuhaus (Neuhaus gelangte erst zu Anfang des 15. Jahrh. in den Besitz der Familie Czettritz) mit einem großen Troß seiner Leute auf der Jagd. Die Hunde hatten einen großen Hirsch aufgejagt. Derselbe wurde eifrig verfolgt, aber das Tier hetzte mit solcher Schnelligkeit in dem dichten Walde dahin, daß man bald seine Spur verlor. Der Graf, hitzig im Verfolgen, trieb mit Ungestüm seine Leute vorwärts. Mehrere der edlen Ritter, welche dieser Parforce-Jagd beiwohnten, wetteiferten, die Spur des Wildes wieder aufzufinden und es zu erlegen. Nach vielem vergeblichen Suchen gelang es endlich einem Ritter, den Hirsch, der bis in die Nähe des

Brunnens gekommen war, zu töten. Als sich das Tier in seinem Blute wälzte, sprang der Ritter vom Pferde, um ihm den Garaus zu machen, aber das Tier raffte noch einmal alle seine Kräfte zusammen und verletzte mit seinem Geweih des Ritters Wange. Das Blut des also verwundeten Ritters floß zu Boden und vermischte sich mit dem Blute des verendenden Hirsches. Entkräftet war der Ritter hingesunken und vermochte sich nicht zu erheben, so groß war die Schwäche, welche er durch den Blutverlust erlitten hatte. Ein furchtbarer Durst quälte ihn, und er flehte zur gnadenreichen Mutter Gottes um Hilfe — und siehe, sie hatte Erbarmen. Während er noch betete, hörte er nahe bei sich das Sprudeln der Quelle. Mühsam schleppte er sich zu ihr hin, erquickte sich durch einen Labetrunk aus ihr und wusch mit ihrem Wasser seine Wunde. Gar bald fühlte er neues Leben in seine Adern zurückkehren und merkte, daß sein Blutverlust aufhöre. Das Wasser der Quelle hatte die Wirkung, als wäre heilender Balsam auf seine Wunde gegossen. Kaum mehr als dreimal hatte er seine Wunde mit dem wundertätigen Wasser aus der Quelle gewaschen, so fühlte er nicht nur keinen Schmerz mehr, sondern die Wunde war im Heilen begriffen und seine Kräfte hatten wieder so zugenommen, daß er den erlegten Hirsch mit leichter Mühe umwenden, in sein Horn stoßen und die Jagdgesellschaft versammeln konnte. Dann aber kniete er bei der Quelle nieder und gelobte der heiligen Maria, an dieser Stelle eine Kapelle zu bauen und die Quelle in einen Brunnen zu verwandeln. Er erfüllte sein Versprechen, umkleidete die Quelle und baute über dieselbe eine kleine hölzerne Kirche, welche er zu Ehren der Maria und zum Danke gegen dieselbe mit einem hölzernen Bildnisse zierte. Bald wurde die wunderbare Kraft dieser Quelle berühmt und von nah und fern wallfahrteten Menschen, von körperlichen Leiden geplagt, hierher und fanden nicht nur Linderung ihrer Schmerzen, sondern kehrten, von innigem Dank gegen die Mutter Gottes erfüllt, gesund zurück. Die Anzahl derer, die zu dieser Heilquelle wallfahrteten, wuchs von Jahr zu Jahr. Und da oft solche Kranke sich dabei befanden,

die gerne ihre völlige Genesung in der Nähe der Quelle abgewartet hätten, weil sie den weiten Weg nicht so oft zurücklegen konnten, so entstand eine Anzahl kleiner niedriger Hütten, unter welchen die Kranken Schutz und Obdach vor dem Einflusse der Witterung fanden. Und um auch für die nötigen Bedürfnisse der Kranken zu sorgen, siedelten sich bald mehrere Handeltreibende hier an. Auf diese Weise ward der Grund gelegt zu einer Stadt, die in der Folge eine der blühendsten Handelsstädte im schlesischen Gebirge wurde.

Die von dem Ritter erbaute Marienkirche soll wie die heutige auf demselben Berge gestanden haben. Weil nun so viele zu ihr und dem Brunnen wallfahrteten, so soll der Ort den Namen „Wallenberg" erhalten haben, aus dem später der Name Waldenburg entstanden sein soll.

W. Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1883, S. 79 f.

3. Warum das Mönchskloster bei der Marienkirche zu Waldenburg gegründet ward.

Stadt Waldenburg.

Das Emporkommen der neuen Stadt Waldenburg ward besonders gefördert durch Errichtung eines Mönchsklosters. Seine Stiftung traf schon in die Zeit kurz nach Gründung des Klosters Grüssau in den Jahren 1282 bis 1292.

Das Kloster soll auf der Stelle, wo später das Haus des Kaufmanns Ernst Treutler erbaut worden ist, gestanden und Grund und Boden des östlichen Marktviertels, des jetzigen neuen Rathausplatzes und einen Teil des zwischen der Freiburger- und neuen Gartenstraße belegenen Platzes umfaßt haben. Da, wo jetzt das östliche Marktviertel erbaut ist, soll der Klostergarten gewesen sein und ringsum festen Mauereinschluß gehabt haben. Nach Mitteilungen älterer Leute hat die an der kleinen Freiburger Straße noch heute vorhandene Restmauer einen Teil jener massiven Umzäunung gebildet.

Über die Veranlassung zum Bau und zur Gründung des

Klosters gibt uns die bis heute noch erhaltene Sage einen Bericht.

Die Sage erzählt: Aus einem der nahen böhmischen Grenzdörfer kam am Tage Mariä Himmelfahrt eine Prozession nach Waldenburg, um hier bei dem Gnadenbilde zu beten. Den Zug leitete der Pfarrer des Ortes, und ihm voran wurde von zwei Chorknaben der gekreuzigte Erlöser getragen. Unter Absingung geistlicher Lieder waren sie bis in die Nähe Waldenburgs gekommen, als ein heftiges Gewitter sie überfiel. Sie befanden sich bei dessen Herannahen im Walde. Der Donner krachte fürchterlich, und ein schrecklicher Wind durchheulte den Forst, alle Kiefernstämme brach er entzwei wie dünne Ruten, und die Natur schien mit sich selbst in einem furchtbaren Kampfe begriffen zu sein. Plötzlich geschah ein starker Schlag — das Feuer wälzte sich vor den Füßen der Wallfahrer und eine starke, wohl hundertjährige Tanne lag zerschmettert vor den Füßen des Priesters, ohne irgend jemandem geschadet zu haben, denn alle beteten inbrünstig zu Maria. In dieser furchtbaren Angst, welche sich aller bemächtigt hatte, gelobte der Pfarrer, ein Kloster in Waldenburg zu bauen, in welchem alle, die dorthin kämen, nicht nur Obdach, sondern auch für die Zeit ihres Aufenthaltes Nahrung finden sollten. Als das Wetter aufgehört hatte zu toben, brach die Sonne freundlich durch die Wolken, trocknete die Pfade und die durchnäßten Kleider der Reisegesellschaft, welch letztere nun im Vertrauen auf den Schutz des Himmels ihre weitere Reise antrat. Glücklich langten die Wallfahrer bei dem Gnadenbilde an, verrichteten ihre Gebete und kehrten wieder heim.

Der Pfarrer schien später des Gelübdes, das er in der Angst seines Herzens getan hatte, vergessen zu haben, denn er dachte nicht mehr daran, ein Kloster zu bauen. Doch die Himmlische, der er es gelobt hatte, vergaß das Gelübde nicht. Und weil das Gelöbnis ein Werk betraf, das zum Wohle der leidenden Menschheit gestiftet werden sollte, so wurde der Pfarrer, dessen Namen uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt hat, von einem

Wesen aus der höheren Welt daran erinnert. Als nämlich einst der Pfarrer kurz nach seiner Nachhausekunft in dem Gotteshause die Messe las, da erschien ihm in glänzendes Weiß gekleidet ein Engel mit drohender Miene. In der einen Hand hielt er das Modell eines Klosters und in der andern Hand zeigte er ihm sein Gelübde, geschrieben mit goldenen Buchstaben auf himmelblauem Grunde. Nachdem der Pfarrer sein Gelübde gelesen hatte, verschwand der Engel, und jenem blieb die Reue über sein vergessenes Versprechen. Sogleich faßte der Priester aufs neue den Vorsatz, sein Gelübde in Erfüllung zu bringen. Er sammelte unter seiner Gemeinde eine Kollekte, reiste damit nach Waldenburg, machte den Grafen Georg von Czettritz auf Neuhaus, zu dessen Besitz Waldenburg damals gehörte, mit seinem Vorhaben bekannt und suchte um dessen Erlaubnis zur Gründung des Klosters nach. Dieser erlaubte nicht nur den Bau, sondern versprach auch tätige Mitwirkung. Alsbald begann der Bau des Klosters, und zwar nach dem Modelle, welches der Pfarrer in der Hand des Engels geschaut hatte. Einen großen Teil des Baues bestritt der Graf Georg von Czettritz aus seinen eigenen Mitteln. Bald fanden sich auch Mönche, welche sich dem Dienste widmeten, die leidende Menschheit, so zum Besuche und Gebrauche der Quelle hierher kam, zu unterstützen und zu pflegen. Welchem der zahlreichen Orden diese mildtätigen Brüder angehört haben, hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt; doch so viel ist gewiß, daß diese Brüder viel Gutes dadurch gestiftet haben, daß sie nach den Worten des Herrn sich der dürftigen Brüder annahmen.

Der Pfarrer, der die Gründung des Klosters veranlaßt hatte, gab seine Pfarrstelle auf, trat in denselben Orden ein und wurde zum Prior des Klosters ernannt. Freilich war das Kloster auch nur aus Holz und Lehm aufgeführt, aber es bot doch mehr Bequemlichkeit dar, als die niederen elenden Hütten, die es rings umstanden.

Die Mönche sorgten nicht bloß für das leibliche Wohl derer, die in diesem Kloster einkehrten und hier eine gastfreundliche

Aufnahme fanden, sondern sie ließen sich auch das geistige Wohl derer angelegen sein, in deren Mitte sie wohnten. Sie richteten regelmäßige Gottesdienste ein, welche bis dahin gefehlt hatten. Bald faßte das kleine Marienkirchlein nicht mehr alle, die zur Gottesverehrung sich einfanden; die Zahl der Bewohner Waldenburgs hatte sich schon ansehnlich gemehrt, und es wurde eine größere Kirche notwendig.

W. Reimann, Burgruinen im Kreise Waldenburg, 1883, S. 82 f.

4. Das Jagdschloß des Grafen Czettritz von Neuhaus zu Waldenburg.

Stadt Waldenburg.

Ältere Bewohner von Waldenburg wissen sich noch zu erinnern, daß an der Stelle, wo heute die altlutherische Kirche und das altlutherische Schulhaus steht, zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein von einem Wall umgebener, von einem Graben umzogener freier Platz war, auf dem wildes Gesträuch und Gräser die letzten Reste verfallener Mauern überwuchert hatten. Dieser Platz wurde „der Wall" genannt, und die Sage erzählt von ihm, daß hier einst ein Jagdschloß des Grafen Czettritz von Neuhaus gestanden haben soll. Bekanntlich gehörte der jetzige ganze Waldenburger Talkessel in früherer Zeit der Grundherrschaft von Neuhaus und war damals noch fast ganz mit Wald bedeckt.

W. Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1883, S. 78.

Die Burgruine Neuhaus führte ehemals ebenfalls den Namen Waldenburg und wurde erst seit 1405 Neuhaus genannt.

5. Über den Namen der Stadt Gottesberg.

Kreis Waldenburg.

Die Stadt verdankt unzweifelhaft ihren Ursprung dem Bergbau. Im 14. Jahrhundert waren nämlich am Plautzenberge reiche Silberadern, Blei- und Erzgänge entdeckt worden, zu deren Ausbeutung sächsische Bergleute berufen wurden. Nach mündlicher Überlieferung soll die so entstandene Ansiedelung den

Namen „Kucksberg" oder „Kuckelsberg" erhalten haben. Den Namen „Gottsberg" oder „Gottesberg" nahm sie später an. Nach den „Schlesischen Denkwürdigkeiten" sei es das Jahr 1535 gewesen, als ihr die Bergknappen mit landesherrlicher Genehmigung den schönen Namen gegeben wegen des Silberbergwerkes, als eines reichen von Gott empfangenen Segens. Aber es steht fest, daß die Benennung „Gemeinde auf dem Gottesberge" schon Jahrzehnte vorher üblich war.

Joh. Brauner, Chronik der Stadt Gottesberg, 1894, S. 5 f.

6. Wie Bad Charlottenbrunn zu seinem Namen kam.

Kreis Waldenburg.

Die Quelle zu Charlottenbrunn soll folgendermaßen entdeckt worden sein. Ein Bauer aus Tannhausen hatte eine Kuh, die den Namen Charlotte trug. Als sie einst auf die Weide geführt wurde, verlief sie sich auf eine sumpfige Stelle und schlürfte von dem hervorquellenden Wasser. Sie benahm sich dabei so sonderbar wohlig und angeregt, daß der Hirt aufmerksam wurde. Die Quelle wurde untersucht und als ein Heilquell erfunden, dem man wegen der Kuh Charlotte den vornehmen Namen Charlottenbrunn gab. Der Name übertrug sich auf die hier entstehende Siedlung, die dem neuen Heilquell zuliebe angelegt wurde.

In Wahrheit heißt der Marktflecken nach der Reichsgräfin Charlotte, der Gemahlin des Generals Joseph Christoph Freiherrn von Seherr-Thoß auf Tannhausen, die 1724 die heilkräftige Quelle säubern, fassen und mit einem turmförmigen Brunnenhause überbauen ließ.

Martin Treblin in der Zeitschrift „Schlesien", 4. Jahrg., 1910/11, S. 317 f.

7. Ursprung und Name der Kynsburg.

Kreis Waldenburg.

Urkundlich ist darüber nichts verbürgt. Aber eine alte Sage berichtet: Auf einem Berge des Schlestertales hat ein Ritter,

der von auswärts kam, weil er aus seiner Heimat fliehen mußte, um das Jahr 800 einen Wartturm errichtet. Später, um das Jahr 1200, hat Herzog Boleslaus (der Lange) auf derselben Stelle zum Schutz gegen die Böhmen eine feste Burg erbaut, die man Kiensburg nannte, weil der Burgberg zu jener Zeit viele Kiefern trug, die man auch Kienbäume nannte, weil ihre harzigen Wurzeln das Kienholz zum Aufzünden des Feuers gaben.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 52.

Geschichtlich ist nur, daß Herzog Boleslaus der Lange die Burg im Jahre 1198 erweiterte. Er ist nicht ihr Erbauer, wie K. A. Müller, Vaterland. Bilder, 1837, S. 34, angibt. Durch etwa zwei Jahrhunderte hindurch deutete man ihren Namen als „Königsburg" (einer der Kastellane auf der Ruine leitete sie von engl. King ab). Wann diese Umdeutung aufgekommen ist, weiß man nicht genau, aber Schickfuß (Schles. Chronik, 1625, IV. S. 43) hat sie bereits. Erst Worbs in Schles. Prov. Bl. 1824, S. 221, wies darauf hin, daß Kynsburg der alte echte Name sei.

8. Wer den Brunnen auf der Kynsburg gegraben hat.

Kreis Waldenburg.

Über die Entstehung des Brunnens auf dem Burgberge (Kynsburg) erzählt man sich folgende Sage: Einer der ersten Burgherren erblickte auf einem Kreuzzuge im Morgenlande ein Türkenmädchen, welches ihn durch ihre Schönheit so entzückte, daß er sie entführte und mit sich auf seine Burg nahm. Das Mädchen hatte jedoch ihr Herz bereits einem türkischen Jüngling geschenkt. Dieser eilte mit einigen Begleitern dem Räuber seiner Braut nach, um sie ihm wieder zu entreißen, wurde jedoch von dem Ritter und dessen Gefolge überwältigt und zum Gefangenen gemacht. Auf Bitten des Mädchens schenkte ihm der Ritter das Leben, nahm ihn aber mit sich auf die Burg. Wahrscheinlich erwies sich dort der Jüngling als ein anstelliger und in mancherlei Künsten erfahrener Mensch. Denn der Ritter eröffnete ihm nach einiger Zeit, daß er ihm die Freiheit schenken werde, wenn er ihm auf dem Burgberge einen Brunnen grabe. Der Türke ging auf den Vorschlag ein, es wurden ihm Arbeiter beigegeben, und unter seiner Leitung ward nach einiger Zeit der

Brunnen vollendet. Der Türke hatte damit seine Freiheit erkauft. Was aus dem Mädchen geworden ist, verschweigt die Sage. W. Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1883, S. 61.

9. Woher das Hornschloß seinen Namen hat.

Kreis Waldenburg.

Zwischen Reimswaldau und Donnerau liegen auf dem über 800 Meter hohen Hornberge die efeuumwucherten Trümmer des Hornschlosses. Der Volksmund sagt, daß die Burg von dem Hornstein (dem Quarze), der sich in der Gegend findet, seinen Namen habe. Nach der Auslegung anderer sollen die ersten Burgherren aus dem Geschlechte derer von Horn gewesen sein. Der erste von ihnen habe der schwarze Horn geheißen und habe Wegelagerei getrieben. (Nach einer andern Sage jedoch soll es ein altes Besitztum der Tempelherren gewesen sein.) Auch meint man, die Burg sei ursprünglich ein Jagdschloß gewesen und habe ihren Namen von dem Wald- oder Jagdhorn erhalten.

Eine geschichtlich verbürgte Nachricht über den Ursprung ist dagegen nicht vorhanden.

Max Klose, Sagen des Riesengebirges, 1887, S. 93. W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1895, S. 40.

10. Hussiteneinfall in die Freudenburger Herrschaft 1427 und Ursprung des Dorfes Göhlenau.

Kreis Waldenburg.

Um das Jahr 1420 wüteten die Hussitenkriege sehr heftig, und die Bewohner Schlesiens, besonders die an der böhmischen Grenze, wurden lange Zeit durch die Einfälle der Hussiten in Angst und Schrecken gehalten. Im Jahre 1426 waren sie über Trautenau hereingebrochen, ohne die Herrschaft Freudenburg zu berühren. Dagegen bedrohten sie im nächsten Jahre auch Friedland und die Freudenburg.

Es war am 26. Juli 1427, als Köhler, der Schulze von Raspenau, seinen Knecht nach Schömberg geschickt hatte, um

Waren zum Tauffest seines neugeborenen Töchterleins zu holen. Schon nach kurzer Zeit kam der Mann unerwartet ohne Waren zurück. Er erzählte mit beklommenem Atem, die Hussiten hätten Kloster Grüssau gestürmt und geplündert und eine Anzahl Geistliche ermordet, sie seien auf dem Wege Schömberg zu überfallen. Schon habe ein großer Teil der Einwohner das Städtchen verlassen und sei nach Böhmen in die Wälder geflüchtet. Darum sei er wieder umgekehrt, auf dem Raspenberge habe er Leutmannsdorf brennen sehen. In Voglinsdorf habe er gehört, daß die Hussiten den Herrn der Freudenburg und des Hornschlosses ihren Besuch zugedacht hätten.

Als Köhler diese Schreckensbotschaft vernommen hatte, versammelte er die Einwohner des Dorfes und teilte sie ihnen mit. Das Schicksal ihres Herrn machte ihnen fast mehr Sorge als ihre eigene Sicherheit, und so erboten sich fünfzehn junge rüstige Männer, ungesäumt ihrem Herrn von Freudenburg zu Hilfe zu eilen. Die Hussiten hatten ihm auf Leben und Tod Rache geschworen, weil er sich bei den früheren Zügen der Schlesier nach Böhmen beteiligt hatte. Die Einwohnerschaft begleitete die Kämpfer bis an den Engpaß. Der Himmel war vom Feuer gerötet, und von Schömberg her vernahm man ein Heulen und Jammergeschrei. Die mutige Schar schritt über Rosenau nach Friedland und zur Freudenburg. Die Zurückgebliebenen fielen auf die Knie und flehten zu Gott um günstigen Ausgang der Sache. Inzwischen waren Flüchtlinge aus Schömberg angelangt und meldeten, daß jedenfalls eine Rotte Hussiten durch das Raspenauer Tal vordringen werde. Da war Jammer und Geschrei bei den Talbewohnern sehr groß. Sie wachten die ganze Nacht hindurch. Am frühen Morgen hatte sich der Himmel mit Gewitterwolken umzogen, Blitze zuckten und der Donner fing an zu rollen. Die Verzweiflung der zurückgebliebenen Leute war maßlos.

Da wurde es plötzlich lebendig um sie herum. Hunderte von kleinen Zwergen umgaben sie tanzend und hüpfend. Es waren die Quargmännel. Sie bewohnten die zerklüfteten Sandstein-

felsen zwischen Raspenau und Rosenau. Dort liegen heute noch Sandsteinquadern wie Riesenquärge übereinander und bilden Hohlräume, die, wie die Sage erzählt, von den Zwergen als Wohnstuben benutzt werden. Man nennt diese Räume die Quargstuben und die Zwerglein, die sie früher bewohnt haben sollen, noch heute Quargmännlein. Als die Raspenauer Auswanderer sich von den wundersamen Zwergen umringt sahen, ward ihnen ganz eigen zumute. Die Quargmännlein winkten ihnen zu, mit in ihre Höhlen zu kommen. Die Leute folgten und wurden von alten Zwergen in die Quargstuben geführt. Eine Weile ging es durch einen dunklen Gang, dann öffnete sich plötzlich ein großer, weiter Raum, in dem sich heller Lichtschein verbreitete. An den Wänden ringsherum saß eine Anzahl Zwerge und arbeitete unaufhörlich an Eisen-, Gold- und Silberwaren. Von der Decke hingen fertige Harnische, Degen, goldene Leuchter u. a. Man schritt durch einen Gang weiter und gelangte in einen zweiten Saal, der mit reichverzierten Möbeln ausgestattet war. Auf zierlich vergoldeten Tischen standen Speisen und Getränke in reicher Auswahl. Die Auswanderer folgten der Einladung und genossen von dem Mahle. Nachdem sie satt geworden waren, schliefen sie ein. Nach langem Schlaf wurden sie von den Zwergen durch eine Tagesöffnung ins Freie geführt. Als sie sich umschauten, befanden sie sich in einem großen Walde, an dessen Saume sie einige Hütten stehen sahen, die sie vollständig leer fanden. Hier übernachteten sie. Am andern Tage gingen sie im Tale weiter und kamen zu einigen bewohnten Hütten. In einer von ihnen fanden sie ein altes Mütterchen, von dem sie erfuhren, daß auf dem Platze früher Friedland gestanden habe, aber vor zehn Jahren von den Hussiten zerstört worden sei. Sie hatten also zehn Jahre bei den Zwergen verschlafen, und doch meinten sie, es sei nur eine Stunde gewesen. Begierig fragten sie, was aus Raspenau geworden sei, und das Mütterchen antwortete, das Dorf sei ebenfalls von den Hussiten niedergebrannt worden, fremde Zuzügler aber hätten es wieder aufgebaut. Der Herr von Freudenburg sei von den Hussiten ermordet und seine Burg zer-

stört worden. Über das Schicksal der tapferen Männer, denen sie das Geleit gegeben hatten, konnte die Alte nichts berichten, jedenfalls seien sie umgekommen, meinte sie. Die Leute kehrten nicht nach Raspenau zurück, sondern bauten sich Hütten auf dem Platze im Walde, wo sie zuerst übernachtet hatten. Der neuen Ansiedlung gaben sie den Namen „Höhlenau", woraus später „Göhlenau" geworden ist.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl. 1925, S. 34 f.

11. Die goldenen Eier im Turm des Freudenschlosses.

Kreis Waldenburg.

Am Goldberg bei Dreiwasser liegen über dem Freudengrunde die Trümmer des 1497 zerstörten Freudenschlosses, auch Freudenburg genannt. Die Leute sagen, daß in dem alten Turme, der noch zum Teil steht, die Dohlen einst goldene Eier gelegt hätten, die der Burgherr, um die Freuden des Himmels zu erkaufen, der heiligen Maria zu Thale (in Grüssau) geschenkt habe.

Klose, Sagen des Riesengebirges, 1887, S. 94.

12. Der unterirdische Gang von der Freudenburg nach der Kynsburg.

Kreis Waldenburg.

Als die Freudenburg noch von Burggrafen befehligt war, soll ein mächtiger unterirdischer Gang bis auf die Kynsburg geführt haben. In diesem Gange sollen in den Hussitenkriegen die Mönche aus dem nahen Kloster ihr Hab und Gut versteckt haben.

Klose, Sagen des Riesengebirges, 1887, S. 95.

13. Entstehung von Burg und Stadt Friedland.

Kreis Waldenburg.

Es geht die Sage, daß das Städtchen Friedland seinen Ursprung und Namen einer Burg verdanke, die Bolko I., Herzog von Schweidnitz und Jauer, ums Jahr 1280 auf dem über

Friedland sich erhebenden Kirchberge anlegte, um die dortige Gegend gegen die böhmischen Grenznachbarn zu schützen. Er nannte die Burg Friedland, weil sie dem Lande den Frieden erhalten sollte. Von der Burg habe die Ortschaft, die sich am Fuße des Kirchberges ansiedelte (1325), den Namen Friedland übernommen.

Es ist geschichtlich nachgewiesen, daß eine Burg Friedland auf dem Kirchberge nie bestanden hat und daß eine Schutzburg gegen Böhmen hier nicht notwendig war, weil Friedland ehemals selbst zu Böhmen gehörte. Die Bergfeste Freudenburg mit ihrem ganzen Güterbestand, dem Friedland zugehörte, war bis ins 14. Jahrhundert hinein Besitztum des Königreichs Böhmen, wurde dann allerdings dem Herzogtum Schweidnitz zugeteilt.

Nach W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 25 f., wo die geschichtlichen Verhältnisse genauer behandelt werden.

14. Woher das Dorf Neugericht seinen Namen hat.

Kreis Waldenburg.

Das Dorf war gegründet worden, nun sollte es auch einen Namen erhalten. Die Gemeinde war im Kretscham versammelt, um darüber zu beraten. Die einen rieten so, die andern anders, aber man konnte zu keiner Einigung kommen. Währenddem tritt ein fahrender Geselle ein. Er ist hungrig und bestellt sich ein Gericht. Ein Teller wird vor ihn hingesetzt, noch leer, mit lautem Knalle wirft er seine Handschuhe darauf, weil er ungeduldig ist. „Das wär mir ein neu Gericht," sagt einer der Anwesenden tadelnd, die andern lachen. „Neugericht", ruft einer, „so laßt uns den Ort nennen." Dem stimmten alle zu.

Martin Treblin in Zeitschrift „Schlesien", 4. Jahrg., 1910/11, S. 317.

15. Gründung und Name der Stadt Schweidnitz.

Stadt Schweidnitz.

1. „Von dem Ursprung der Stadt Schweidnitz werden unterschiedene Meinungen gefället. Etliche meinen, daß vorhero

eine ungeheuere große Wildnis hier gewesen, worinnen man meistens das Schweinenwildpret auf der Jagd angetroffen und dannenhero der Ort den Namen bekommen, auch ob sotaner Ursach der Rat anstatt des gemeinen Wesens ein wildes Schwein oder Eber in dem Insiegel zu führen pflege. Allhier habe, nachdem man das Gesträuche ausgetilget und das taugliche Holz zur Aufführung hölzerner Gebäude verwendet, die Stadt ihren Anfang genommen."

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 65 f.

Eine zweite von Naso angeführte Ableitung geht auf die Suiones oder Suevi als älteste Einwohner des Landes zurück. Sie ist augenscheinlich nicht volkstümlichen, sondern gelehrten Ursprunges. Ich finde sie schon bei Albinus, Meißnische Chronika 1580 S. 89.

Eine dritte Namenserklärung, die Naso in alten Schriften der Polen gefunden hat (bei St. Anna im Collegio zu Krakau) legt einen polnischen heidnischen Hauptmann Suebonitzky als Stifter zugrunde. In einem „sehr alten beschriebenen Buche in dem Oppolischen Fürstentum, darinnen das Altertum etlicher Städte und Festungen, vornehmlich aber derer in Oberschlesien", hat Naso einen heidnischen Heerführer Swidno als Gründer von Schweidnitz gefunden. Dieser soll mit vielem Volke gekommen und die Burg auf dem Zobtenberge längere Zeit belagert haben. Seine Leute sollen hier Holzhütten gebaut und sich namentlich von dem zahlreichen Schwarzwild genährt haben, das sie vorfanden. Diese Hüttenstadt sei zu Ehren des Führers Swidna genannt worden. So sei der Name Schweidnitz entstanden. Volkstümlich ist von diesen Deutungen nur die Beziehung auf die Schweine.

Auf Naso gehen die Berichte zurück in der Silesia 1841 S. 183 und bei Goedsche Sagenschatz 1840 S. 327.

2. Das heutige Schweidnitz liegt in einer sichtbaren Vertiefung. Diese niedrige Lage und besonders die durchfließende Weistritz machten diese Gegend sehr wasserreich. Dadurch ward sie der Sammelplatz der wilden Schweine und erhielt von den slawischen Einwohnern den Namen Swidnitza, das ist ein Gehege oder Lager wilder Schweine. Da nun die Jagd hier glücklicher von statten ging als an andern Orten und die Einwohner sich vorzüglich von der Jagd nährten, so entstanden anfänglich hier einzelne Jägerhütten, wie denn in alten Zeiten der jetzige Grundhof eine solche Jagdhütte gewesen sein soll. Diese vermehrten sich und es entstand ein Dorf, auf das sich der Name Swidnitza übertrug.

Schindler, Geschichte der Stadt Schweidnitz / o. J. — 2. Hälfte des 18. Jh. S. 6.

Das Stadtwappen besteht in einem gevierten Schilde mit zwei schwarzen und zwei weißen Feldern. Das im dritten und weißen Felde befindliche schwarze, laufende, wilde Schwein mag die Bildung der Sage begünstigt haben. Der Name geht tatsächlich auf swidnica zurück, was einen Bach bezeichnet, der aus einem Hartriegel- oder Steineichenwalde fließt (Treblin, Siedlungskunde S. 55 Anm. 1).

16. Vom Bau des Pfarrkirchturms in Schweidnitz. Der blutrote Spaten am Eingange der Jesuitenkirche.

Stadt Schweidnitz.

Ganz allgemein erzählt man in Schweidnitz: Während des Baues, als die Schönheit des Turmes der Pfarrkirche schon in die Augen fiel, habe ein als geschickt bekannter Lehrling unter den Bauleuten hie und da noch etwas zu tadeln gewußt und sich wohl gar vermessen, einen noch schöneren Turm zu bauen. Der Baumeister habe ihm dafür eine falsche Rüstung legen lassen, von der er herabgestürzt sei und den Hals gebrochen habe. Die Bosheit des Meisters sei entdeckt und dadurch bestraft worden, daß man ihm mit einem Grabscheit den Kopf abgestochen habe, und zum ewigen Andenken sei dies Grabscheit unten am Turme, mit seinem Blut gezeichnet, noch heute zu sehen und könne nicht verweißt werden.

Diese im Breslauischen Erzähler 1808 S. 391 mitgeteilte Sage wird schon von Kosmann, die Geschichte der Stadt Schweidnitz 1786 S. 108, berichtet. Der Spaten ist in Stein gehauen noch am Eingange der Jesuitenkirche zu sehen und scheint wie mit Blut rot gefärbt, das trotz Wind und Wetter nicht verlöschen will. Im Gegensatz zur Sage berichtet eine Chronik: Peter Czyrn, der Baumeister des Turmes, ist einige Jahre nachher vor dem Kroischtor bei dem ehemaligen Nikolaikirchhof auf einem Spazierritte vom Pferde gestürzt und hat auf der Stelle den Hals gebrochen (Breslauer Erzähler a. a. O.).

17. Unterirdischer Gang von dem Grundhof in Schweidnitz nach dem Zobten.

Stadt Schweidnitz.

Der Grundhof in Schweidnitz, jetzt (1807) die Wohnung eines Gerbers, soll das erste und älteste Haus der Stadt sein. Bewährte Chroniken bestätigen diese Sage. Außerdem berichtet eine allgemeine Stadtsage, es gehe aus den Kellern dieses

Hauses ein unterirdischer Gang bis an den Zobtenberg, also zwei Meilen weit. Aus dem Breslauischen Erzähler, 1807, S. 339 f.

Im Zusammenhang damit steht das, was A. Gühmann, der Zobten 1887 S. 58 von den Höhlen des Zobtenberges berichtet. Er sagt: Diese Höhlen spielen in der Volkssage ebenfalls eine wichtige Rolle. Insbesondere soll die Felsspalte, die sich auf der östlichen Seite des obersten Bergrückens zwischen Kirche und Schaubühne befindet, bis nach dem Grundhofe in Schweidnitz, dem ältesten Gebäude der Stadt, führen.

In dieser Höhle, so geht die Sage, haben die Räuber, die einstmals auf dem Berge ihr Unwesen getrieben haben, unermeßliche Schätze verborgen, die aber nur von Sonntagskindern gehoben werden können.

18. Ursprung des Dorfes Guhlau.

Kreis Schweidnitz.

Die in Schlesien einwandernden Slawen pflegten sich zuerst in den Flußgebieten niederzulassen, die ihren Lebensbedingungen am meisten entsprachen. Erst wenn durch ein Naturereignis, wie Unwetter oder Blitzschlag mit großem Brande, in dem großen Waldgebiete eine Blöße entstand, ließen sie sich auch da nieder. Eine solche Blöße ist auch die Grundlage des heutigen Dorfes Guhlau gewesen, Golà, d. h. Waldblöße.

Diese weit ausgedehnten Waldgebiete gehörten zu den Jagdgefilden des schlesischen Herzogs Boleslaus des Langen. Nach einer Sage verirrte er sich einst auf seinen Jagden und stieß plötzlich auf diese Waldblöße. Ein Kreuz mit einem Glöcklein war von einem frommen Priester dort aufgestellt worden. Auf das Läuten des Glöckleins eilte der Priester herbei und zeigte dem Herzoge den rechten Weg. Zum Dank dafür stiftete Herzog Boleslaus ein Kirchlein neben dem Kruzifixe. Es ist derselbe Platz, wo heute das Guhlauer Dorfkirchlein steht.

A. Halfter, Aus schlesischen Dorfchroniken. Sonntags-Beilage der Schles. Volkszeitung vom 19. Januar 1913.

19. Woher der Name Seiferdau.

Kreis Schweidnitz.

Zur Erklärung des Dorfnamens hat der Volksmund eine kleine sagenhafte Erzählung erfunden, die zugleich eine Marienlegende vorstellt. Als in grauer Vorzeit Siedler in der Seiferdauer Gegend umherwanderten, sind sie an ein altes Marienbild gekommen. Da ist ihnen die Jungfrau Maria erschienen und hat ihnen zugerufen: „Nu sei wer dau!" Die Erscheinung der heiligen Jungfrau galt als günstiges Vorzeichen, die Siedler ließen sich bei dem Heiligenbilde nieder und nannten das entstehende Dorf nach dem Ausruf der Maria „Seifer-Dau".

Im Volksmunde heißt der Ort „Seiberdô", und es ist noch allgemein üblich, auf den Ortsnamen zu reimen: „Sei ber dô, dô bleim ber dô". Die Seiferdauer katholische Kirche trägt außen an der Altarwand ein Marienbild, bei dem man oftmals Beter sehen kann. Alle Marientage des Jahres werden in der Kirche gefeiert.

Noch eine andere Sage über die Ortsgründung bringt der Volksmund: Zwischen Seiferdau und Klein-Bielau liegt ein Hügel, den der gemeine Mann „Kirchberg" nennt. Am Fuße dieser Anhöhe soll ursprünglich die Gründung des Ortes geplant gewesen sein, den Hügel selbst aber sollte die Kirche zieren. Nun sei aber, so wird erzählt, auf geheimnisvolle Weise das bereits herbeigeschaffte Baumaterial für die Kirche nach dem heutigen Kirchplatz getragen worden, man habe auf ihm die Kirche errichtet, und um die Kirche sei das Dorf entstanden.*

Geschichtlich erscheint die Siedlung zum ersten Male in slawischer Zeit unter den Schenkungen der herzoglichen Söhne, Boleslaus des Langen und Mesiko, die zu Lebzeiten ihres Vaters, des Herzogs Wladislaus II. († 1157), mehrere Ortschaften mit ihren Hörigen in der Umgebung des Zobten dem Breslauer Sandstift verliehen.

M. Treblin, Zur Kunde von den schlesischen Ortsnamen. Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volksk., Heft 20, 1908, S. 82.

* Diese zweite Sage gehört zu den Bauwundern, wie sie in Kühnau, Schles. Sagen, III, S. 433 ff., mitgeteilt sind.

Etwas anders lautet die erste Sage in einer mir mündlich mitgeteilten Fassung. Das Volk erzählt, Maria sei auf der Flucht nach Ägypten mit dem Jesuskinde und dem hl. Joseph auch in diese Gegend gekommen, wo heut Seiferdau (bei Schweidnitz) liegt. Der Muttergottes wollte der Ort zum Übernachten nicht gefallen. Der hl. Joseph aber entschied: Sei wer dô, dô bleim wer dô. Daraus sei der Name Seiferdau entstanden.

Von Oberlehrer Dr. Richard Gottwald in Breslau durch einen Schweidnitzer Kollegen von einem Schüler des Schweidnitzer Gymnasiums. 1913.

20. Erbauung von Krotzel am Zobtenberge.

Kreis Schweidnitz.

Das Dorf Krotzel ist an der Stelle eines Dornbusches erbaut. Den Dornbusch haben sie weggerodet und dafür das Dorf hingebaut.

Mündlich von einer aus Krotzel gebürtigen Waldarbeiterin bei Gorkau. Herbst 1919. K.

21. Das Templerschloß zu Rogau.

Kreis Schweidnitz.

An der Straße von Zobten nach Breslau liegen die zusammenhängenden Dörfer Rogau und Rosenau, eine halbe Meile vom Städtchen Zobten entfernt. Hier steht ein altertümliches Schloß, das der Sage nach einst Besitztum der Templer gewesen sein soll.

Berndt, Wegweiser, 1828, S. 555. Julius Krebs, Der Zobtenberg, 1840, S. 11.

22. Das Romnitzschloß zu Mörschelwitz-Rosenthal.

Kreis Schweidnitz.

Mörschelwitz-Rosenthal liegt etwa eine Meile nördlich des Zobtens am Schwarzwasser, in einer Gegend, die reich ist an vor- und frühgeschichtlichen Überresten. Mörschelwitz ist eine alte polnische Niederlassung im niederen, buschigen, wasserreichen Gelände, Rosenthal eine deutsche Gründung auf dem hohen, trockenen rechten Schwarzwasserufer.

Die mündliche Überlieferung der Dorfbewohner bezeichnet als den ältesten Teil des Ortes Romnitz oder Rumnitz*, das sich an der Stelle des Unterdorfes befunden haben soll, woran noch die „Romnitzwiese" südöstlich des Dorfes erinnert. In dem feuchten Busche zwischen den Gärten und dem „faulen Graben" befinden sich Reste von Wallanlagen, vom Volke „Walltamm" (Walldamm) genannt. Diese Wälle hält man für die letzten Reste der Umwallung des „Romnitzschlosses", das hier gestanden haben soll. Und man erzählt, daß Romnitz oder Rumnitz (das heutige Mörschelwitz) nach dem Romnitzschlosse genannt worden sei und zwischen dem Dorfteiche und der Försterei gestanden habe. Das sogenannte „Börndel", das ein Wasser von berühmter Klarheit und Güte liefert, habe im Garten des Schlosses gestanden. Es floß, wie heute noch, in den tiefen Tümpel, in dem die Forellenzucht des Romnitzschlosses gewesen sei, so daß auch der Tümpel innerhalb der Siedlung gelegen haben muß. Behauene Balken aus altem, braun-schwarzem Eichenholz wurden in ihm gefunden.

Auszug aus einem Aufsatz von Fr. Geschwendt „Zur Siedlungsgeschichte von Mörschelwitz" in den Schlesischen Geschichtsblättern, 1921, S. 43–46.

23. Ursprung und Namensentstehung von Reichenbach.

Stadt Reichenbach.

Nach alten Schriften des Rathauses hat der römische Kriegsobriste Lucka 300 Jahre n. Chr. hier einen Marktflecken angelegt und nach seinem Namen genannt und mit den Völkern besetzt, die ihm folgten, wie Wenden und Franken. Auch hat er seinem Abgotte zu Ehren hier einen heidnischen Tempel von Steinen erbaut und ebenso eine Meile von dem Marktflecken gegen Schweidnitz hin auf dem Ruhberge** einen kleinen runden

* Romnitz heißt zu Deutsch „Zerstörter Ort". Es gehört zu den im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Dörfern.

** In der Nähe von Faulbrück (hart an der Reichenbach–Schweidnitzer Kunststraße) sind die Ruinen eines alten Bauwerkes, die der Sage nach einem heidnischen Tempel angehört haben sollen. Es sind aber wohl die Überreste eines gemauerten Hochgerichts. Robert Schück in Prov. Bl. N. F., 1862, S. 482.

Tempel, den nachher die Christen dem wahren Gotte geweiht haben und von dem bis auf den heutigen Tag noch fast der halbe Teil des Gemäuers von harten Steinen übrig geblieben ist. Der Ort blieb 600 Jahre lang heidnisch, bis Kaiser Heinrich I. mit dem Zunamen der Vogelsteller ihn in eine Stadt umwandelte, mit Mauern umschloß und das Heidentum abschaffte. Das geschah auf folgende Weise: Im Jahre 925, als die Ungarn in Schlesien einrückten und alles mit Feuer und Schwert verheerten, sandte Kaiser Heinrich I. dem Lande Schlesien ein mächtiges Kriegsvolk zu Hilfe, dessen Führer Graf Siegfried von Ringelheim war, der nachmals Markgraf von Brandenburg geworden ist. Als nun die kaiserlichen Völker den Feind bei dem Flecken Lucka im freien Felde antrafen, entstand eine blutige Schlacht, die ununterbrochen 26 Stunden dauerte, dann erst war die Gewalt der Ungarn gebrochen und sie in die Flucht geschlagen. Die flüchtigen Ungarn warfen, um leichter flüchten zu können, die vorher hier und dort geraubten Kleinodien, wie Edelgestein, Gold und Silber, in den damals hochangeschwollenen Bach, der vom Gebirge herunter gegen die Stadt Reichenbach rinnt und allgemein Klinkenbach genannt wird. Diese reiche Beute fiel nachher den kaiserlichen Völkern in die Hände. Von dem Siege und den gefundenen Schätzen gab der Obrist Graf Siegfried von Ringelheim dem Kaiser Heinrich nach Merseburg Bericht. Darauf verordnete der Kaiser, daß der Graf von Ringelheim den nicht weit von der Wahlstatt gelegenen Marktflecken Lucka zum ewigen Gedächtnis des Sieges von dem gewonnenen Schatze mit Mauern und Graben befestigen und zu einer Stadt machen sollte. Von dem reichen Bache, in dem man die Kleinodien gefunden hatte, erhielt die Stadt den Namen Reichenbach, die in der Folgezeit merklich emporblühte, bis im Jahre 1067 der polnische Herzog Wladislaw sie durch Kriegsgewalt zum Eigentum erwarb und sie dabei in großes Verderben stürzte.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 195 f.

In Friedrich Lichtsterns (Lucae) Schlesischer Fürstenkrone wird diese Gründungssage in Form eines Zwiegesprächs behandelt, das lehrreich ist für die Auffassung, die

L. von Nasos Berichte hatten. Nachdem Warenschild kurz die Nasosche Erzählung wiedergegeben hat, entgegnet ihm Ehrenfels: „Meinem Bedünken nach habe ich von der Geschichte gleichen Inhalts in des Albini Meißnischen Chronik gelesen und kann mir nicht wohl einbilden, daß dadurch Reichenbach in Schlesien verstanden werde." Darauf Wahrenschild: „Es ist mir lieb, daß mich der Herr dessen erinnert; denn Anno 1667 hat einer Namens Naso eine alberne Beschreibung der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer ausgegeben, der wieder lebendige Phoenix genannt, darinnen er viel alte Weiber-Märlein und einfältige Kinderfabeln anführet, und soviel (ich) mich besinne, habe vorher Gedachtes daraus erzählen hören. Glaube daher selbst, daß solches eher den Umständen nach von dem Meißnischen (zwischen Bautzen und Görlitz) als Schlesischen Reichenbach müsse verstanden werden. Er berufet sich öfters auf das Zeugnis der alten Männer und Weiber, sonderlich in Anführung seiner heilige (!) Wunderwerke. Vermutlich wird er auch bei dem Spinnrocken Besagtes von ihnen gehöret und erlernet haben. Ich gebe Beifall denjenigen, welche vorgeben, Reichenbach würde also benahmet, weil die Stadt erbauet stünde an der sehr fischreichen Peilbach, das daran gelegene fruchtreiche Land durchströmende (!)."

Ich habe vergeblich in des Albinus Meißnischer Chronik (1580) nach dieser Geschichte gesucht. Nur Siegfried Graf von Ringelheim, „der Kaiserin Mechtildis Bruder, aus dem Geschlecht der Wittichindi", wird wiederholt dort genannt als Feldherr Heinrichs des Voglers gegen die Wenden (S. 197 u. 487). Auch der Name Lucca, Lucka, Luckaw (bey Pegaw) kommt natürlich mehrfach dort vor als der Ort der berühmten Schlacht zwischen Friedrich dem Freidigen und Dietzmann und ihrem Vater Albrecht dem Entarteten (1307). Er leitet das Wort von wendisch „Wiese" (pratum) ab. S. 101.

Friedrich Lichtstern (Lucae), Schlesische Fürstenkrone, 1685, S. 358 f.

Lichtstern muß nicht gewußt haben, daß der eigentliche Urheber der Erzählung von Reichenbachs Ursprung und Stadterhebung Abraham Hofemann ist. Sie war also schon Volkssage geworden. Auch Reichenbach war wie andere schlesische Städte mit einer handschriftlichen Chronik bedacht worden (im Anfange des 17. Jh.), auf welche Alphons Paul in seiner Geschichte der Stadt Reichenbach 1889 Bezug nimmt. Obwohl er das verwerfende Urteil ernster Geschichtsforscher über Hofemann kennt, spricht er seinen Mitteilungen doch nicht allen Glauben ab, „kann man doch nicht annehmen, daß alles von ihm Berichtete erlogen ist" (S. 7). Für die Volkskunde wäre es wertvoll, wenn sich herausstellte, daß er aus dem Volksmunde geschöpft hätte. Aber sollte er sich auch die Erzählung frei erfunden haben, so ist sie doch ins Volk übergegangen und gehört damit in eine Sammlung der Volkssagen. Als Geschichte ist sie behandelt in Schles. Prov. Bl. 1831 (Bd. 93), S. 341. Als Volkssage bei H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 325; in Prov. Bl. N. F., 1863, S. 482; bei Grässe, Preußisches Sagenbuch II, 1871, S. 285 nach Bechsteins Deutschem Sagenbuch S. 542.

24. Eine andere Sage von der Entstehung von Reichenbach.

Stadt Reichenbach.

Vor vielen hundert Jahren war die Peile noch ein klarer Bach. Da gab es keine Fabriken, die mit ihrem schmutzigen Wasser alle Gräben verunreinigten. Munter spielten die Fische in den hellen Fluten, und die Wellen sprangen über die glatten,

weißen Kieselsteine, die im Sonnenschein wie Diamanten glänzten. Weit und breit war weder ein Dorf noch eine Stadt. Die ganze Gegend war mit dichten Wäldern bedeckt. Da kamen an einem heißen Sommertage einige Männer am Wasser der Peile flußaufwärts gegangen. Es waren Ansiedler aus dem Westen, die ausgezogen waren, eine neue Niederlassung zu gründen. Müde von der langen Reise setzten sie sich im Schatten der Bäume am Bergrand nieder, und als sie sich ausgeruht hatten, stiegen sie in die klaren Fluten, um ihre Glieder durch ein Bad zu erfrischen. Da bemerkten sie auf dem Grunde ein sonderbares Glitzern und Blitzen. Neugierig griffen sie danach, und siehe da! im Sande, den sie in der Hand hielten, funkelten große und kleine Goldkörner. Freudig überrascht suchten sie weiter, und ehe die Sonne unterging, konnten sie eine ansehnliche Menge Goldes ihr eigen nennen. Da gaben sie den Plan weiterzugehen auf und schlugen ihre Hütten auf der Anhöhe auf, die der Mündung des Klinkenbaches gegenüberliegt. Die Kunde von dem Goldreichtum der Peile verbreitete sich schnell, und bald kamen zu den ersten Ansiedlern hunderte von andern, und die Niederlassung wurde immer größer und erhielt den Namen „Reichenbach", der daran erinnert, daß der Bach, an dem die Stadt liegt, die ersten Ansiedler reich gemacht hat.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 6.

25. Ein heidnischer Tempel von achteckiger Form die Grundlage der heutigen katholischen Begräbniskirche zu Reichenbach.

Stadt Reichenbach.

Es geht die Rede, daß dort, wo jetzt die katholische Begräbniskirche zur Heiligen Dreifaltigkeit an der Schweidnitzer Straße zu Reichenbach steht, zur Zeit der Gründung des Ortes ein römischer Tempel errichtet worden ist, und daß auf die alten Grundmauern dieses Tempels — welcher achteckige Form hatte — später die Kirche in dieser sonderbaren Form gebaut wurde.

Alfons Paul, Geschichte der Stadt Reichenbach, 1889, S. 8.

26. Das Begräbniskirchel zu Reichenbach einstmals ein heidnischer Tempel.

Stadt Reichenbach.

Die Erbauung des Begräbniskirchels vor dem Schweidnitzer Tore zu Reichenbach setzt man in das Jahr 1265 und soll ehehin ein heidnischer Tempel da gestanden haben.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, V, S. 148.

27. Ursprung und Name des Dorfes Peterswaldau.

Kreis Reichenbach.

Herzog Boleslaus III. soll seinem Günstling Peter (Peter Wlast) im Jahre 1103 den Zobten nebst Zubehör als Lehen und zugleich die Waldungen zwischen Zobten und dem jetzigen Eulengebirge geschenkt haben. Die örtliche Überlieferung von Peterswaldau berichtet: Peter habe als Jagdfreund an einer Stelle des jetzigen Peterswaldau ein Gebäude zum Aufenthalt auf der Jagd errichtet, wo, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Zu jener Zeit soll diese Stätte im Volksmunde „Peter im Walde" geheißen haben, und nachdem bei weiterer Urbarmachung der Gegend aus der Ansiedelung von Menschen allmählich ein ständig bewohnter Ort geworden war, habe man für diesen den Namen „Peterswald" angenommen. In älteren Chroniken heißt er verschieden: Petirswald, Petri silva, Peterswalde*, Peterswaldau. Auch die Kirche soll Peter Wlast erbaut haben. Es hat sich auch bis auf die Jetztzeit die Annahme erhalten, auf dem sogenannten Burgberge bei Peterswaldau habe ein Schloß oder eine Burg gestanden.

B. Lammers, Geschichte des Ortes Peterswaldau am Eulengebirge, 1884, S. 2. Schles. Prov. Bl. 1835 (102. Bd.), S. 61.

Von der Schlangenjungfrau auf dem Burgsberge (bei Ulbrichshöh oder Peterswaldau) berichtet Kühnau, Schles. Sagen I, S. 248. – Diese auf dem „Burgschlosse" hausende Schlange kommt immer mit ihrem Schlüsselgebund „auf dem Rücken" herein nach Peterswaldau bis ins Sendlergässel. Dort kann man sie erlösen, wenn man ihr den Schlüsselbund entreißt. Eine Merkwürdigkeit ist es, daß alljährlich am Himmelfahrtstage die Peterswaldauer nach dem Burgschlosse spazieren zu gehen pflegen. Mündliche Mitteilung von Frau Böttchermeister Wagner 1911.

* Lucae, Schlesiens curiöse Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronika, 1689, S. 943, 1828.

28. Die Ruine auf dem Ruhberg bei Grädit ein Heidentempel, später eine christliche Kirche.

Kreis Reichenbach. Schweidnitzer Kreisgrenze.

Eine freie felsige Höhe, der Ruhberg*, liegt auf halbem Wege zwischen Schweidnitz und Reichenbach bei Grädit (zwischen Faulbrück und Grädit). Sie trägt ein halbrundes zerfallenes Gemäuer, etwa 12 Fuß lang und 20 Fuß hoch. Vom Volke wird es bald für einen Judentempel bald für einen Galgen gehalten, auch hat man die Ansicht, daß hier ein heidnischer Tempel gestanden habe, der hernach in eine christliche Kirche verwandelt worden sei. Man hält die noch vorhandene Ruine für die Sakristei, wofür die nach Osten orientierte Baulage der Grundmauern eine Stütze bietet. Urkunden sind nicht vorhanden. Daß Schatzgräber hier tätig waren, weiß man aus Spuren und Nachrichten, aber wegen des steinigen Grundes fanden sie eine sehr beschwerliche Tätigkeit.

Der Breslauische Erzähler, 1808, S. 38. Berndt, Wegweiser, 1828, S. 561.

Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens II, S. 149, sieht in der Ruine die Trümmer eines Wartturmes.

29. Das Schloß zu Habendorf von den Tempelherren herrührend.

Kreis Reichenbach.

Eine Meile von Reichenbach liegt das Dorf Habendorf, wo ein herrschaftliches Schloß sich befindet, das noch von den Tempelherren herrühren soll.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, V, S. 171.

* Bei Zimmermann, Beschreibung Schlesiens 1785, V, S. 259, Stuhlberg genannt, auf dem ein Gemäuer steht, „so für einen Götzentempel, obgleich ohne Grund, gehalten wird". Dagegen eben derselbe Zimmermann a. a. O. S. 132: „Auf dem sogenannten Ruhberge sind noch Ruinen eines heidnischen Tempels anzutreffen, der einst dort gestanden hat."

30. Der Girlachsdorfer Spitzberg ehemals eine Festung.

Kreis Reichenbach.

Nach der Überlieferung soll schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein Heerführer des Kaisers Ludwig des Deutschen, mit Namen Bonca, auf dem Girlachersdorfer Spitzberge Befestigungen und Bollwerke angelegt haben, um einen Stützpunkt des vordringenden Christentums gegen das einheimische Heidentum zu haben, dessen Hauptsitz sich auf dem Zobten befand.

Silesia 1841, S. 98. Die Nachricht geht zurück auf Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1783 I., V, 46.

31. Das Schloß zu Lauterbach.

Kreis Reichenbach.

Gleich am Anfange des Dorfes Lauterbach in dem mit einer Steinmauer umschlossenen Garten des Freistellenbesitzers Josef Jacobowsky befindet sich der Rest einer prähistorischen Schanze, der sogenannte Schloßberg, auf dem nach Aussage älterer Leute noch Trümmer eines Bauwerks gefunden worden sein sollen. Nach der Sage hat dieses „Schloß" einst drei Jungfrauen gehört, nach denen auch der nahe liegende Frauenteich benannt ist.

Vug, Heidenschanzen 1890, S. 127.

32. Merkzeichen, das an die Erbauung von Frankenstein erinnert.

Stadt Frankenstein.

Handwerksgesellen und sonstigen fremden Leuten wird als Wahrzeichen der Stadt Frankenstein ein Stock oder ein Klotz gezeigt. Er steht hinter dem Eckhause am Ringe, das an der Lochgasse die Ecke hält und zur linken Hand der Gasse und des Markts steht, wenn man zum Tor in die Stadt hinein geht. Das Haus wird insgemein „Zum güldenen Stern" genannt. Man hält dafür, daß dieser Stock so alt als die Stadt selber ist. Ja,

man will behaupten, als die Stadt Frankenstein erbaut worden sei, hätten an derselben Stelle viel Bäume gestanden, die man habe umhauen müssen. Nun habe man aber einen Baum stehen gelassen, und der sei auch viele Jahre stehen geblieben, als aber sein oberer Teil verdorrt war, habe man ihn abgehauen und den Stumpf in Höhe eines großen Mannes stehen gelassen, damit die Nachwelt daran ein Kennzeichen hätte, daß ehemals an diesem Orte ein Wald gewesen sei.

Aelurius, Glaciographia, 1625, S. 180.

33. Der unterirdische Gang von Frankenstein nach Silberberg.

Kreis Frankenstein.

In einem alten Schuppen, nahe der alten Kaserne, befindet sich eine Stelle, über der ein großer Stein liegt. Die Leute erzählen, dort sei der Eingang zu einem unterirdischen Gang, der nach Silberberg führe. Niemand aber wagt den Gang zu betreten.

Von Frau Bloch in Frankenstein 1926.

34. Unterirdischer Gang vom Schloß bei Frankenstein nach Tarnau.

Kreis Frankenstein.

Von dem viereckigen Schlosse, dessen Trümmer südlich an der Stadt Frankenstein sich erheben, dessen Feldmark aber auffälligerweise nicht zur Stadt, sondern zu dem 2 Kilometer entfernten Dorfe Tarnau gehört, soll nach der Sage ein unterirdischer Gang nach Tarnau führen, aber verfallen sein. Der Eingang des Ganges wurde Vug gezeigt.

Vug, Heidenschanzen II, 1890, S. 319.

35. Gründung der Kirche zu Zadel.

Kreis Frankenstein.

Es wird berichtet, daß die hl. Hedwig sich häufig in einem herzoglichen Landhause bei Tarnau aufgehalten habe. Als sie einst von hier aus mit ihrem Gefolge durch die Wälder einen

Ausflug unternahm, habe der Wind ihr den Schleier entführt, den sie schließlich an einem Baume* auf einem Hügel wiedergefunden habe. Da habe sie beschlossen, an diesem Orte eine Kirche zu bauen, und so ist die nachmalige Pfarrkirche des Dorfes Zadel entstanden, die älter ist als die Frankensteiner Pfarrkirche.

Kopietz, Geschichte der deutschen Kultur im Frankensteiner Lande, 1910, S. 48.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, IV, S. 183.

Eine ähnliche Schleiersage berichtet Knoblich, Lebensgeschichte der hl. Hedwig, 1860, S. 101, von der Augustiner-Probstei auf dem Berge bei Naumburg am Bober. Zugleich weist er auf andere Schleiersagen bei der Gründung des Zisterzienserklosters Rauden und des Klosters Neuburg bei Wien hin.

Als die von den Hussiten zerstörte Holzkirche in Zadel 1477 steinern wieder aufgebaut wurde, hat man beim Abbruche der alten Kirche ein Brett gefunden, auf dem die Nachricht verzeichnet war, daß die hl. Hedwig dort, wo sie ihren vom Winde entführten Schleier wiedergefunden habe, die erste Kirche von Zadel erbaut habe. Kopietz a. a. O. (nach Koblitz und Henel).

36. Erbauung der Kirche und des Dorfes Protzan.

Kreis Frankenstein.

Herzog Henricus Barbatus, der Gemahl der hl. Hedwig und Vater Heinrichs des Frommen, war ein Liebhaber der Jagd und pflegte sich alle Jahre im Herbst in der Gegend von Frankenstein, wo herrliche Waldungen waren, damit zu belustigen. Als er aber 1220 in dieser Gegend ein großes Wild verfolgte und sich von den Seinigen weit entfernt hatte, geriet er in eine große Gefahr mit einem entsetzlichen Bären, der auf ihn losging. Er wollte ihn zwar mit der Lanze erlegen, verfehlte ihn aber. Ehe er zum Schwerte greifen konnte, riß ihn der Bär vom Pferde und hätte ihn unfehlbar zerrissen, wenn nicht die Heiligen Petrus und Paulus, denen zu Ehren er eine Kirche zu bauen versprach, nächst Gott ihm aus der Not geholfen hätten. Denn ein Jäger, welcher den Herzog mit dem Bären hatte kämpfen sehen, kam eilends, wie ein Pfeil, herzugesprungen und hieb dem Bären beide Pratzen, mit denen er den Herzog gefaßt hatte, ab und erlegte ihn. Der Herzog ließ an demselben Orte, zu Ehren Sankt Petri

* An einem Dornbusche, nach Augustin Knötel, Aus der Franzosenzeit, 1896, S. 196. Knötel sagt, er habe diese Sage auch in Wien von der Kirche auf dem Leopoldiberge erzählen hören.

und Pauli eine Kirche erbauen. Den Jäger aber erhob er in den Adelstand und schenkte ihm die umliegende Gegend, in der dieser nun ein Dorf erbaute und es zum Andenken der abgehauenen Pratze Pratzen nannte, woraus durch Mißbrauch Protzan geworden ist. Dieses Jägers Nachkömmlinge sind beständige Herren dieses Dorfes gewesen, bis der letzte unter ihnen wegen begangener Mordtat flüchtig wurde und diesen Ort dem Dome zu Breslau schenkte, seine Wohnung aber dem Pfarrer. Nach der Schlacht bei Wahlstatt 1241 wurde Protzan von den Tataren fast ganz niedergebrannt, nachgehends aber sowie die Kirche von Stein erbaut.

Ex Francisci Garuffii memorabilius Silesiae.

Zu erwähnen ist noch, daß von dem Retter Herzog Heinrichs des Bärtigen die Familie derer von Pfeil ihren Ursprung herleitet und deshalb in ihrem Wappen zwei abgehauene kreuzweis übereinandergelegte Bärentatzen führt, auch zwei Bären zu Wappenhaltern hat. Durch ein Statut dieser Familie, von der ein Zweig im Jahre 1787 in den Grafenstand erhoben worden ist, wurde auch bestimmt, daß jedes ihrer Mitglieder in der Taufe neben anderen Taufnamen auch den Namen Friedrich erhalten müsse, weil dies der Vorname ihres ersten Ahnherrn gewesen sein soll.

Silesia, 1841, S. 48.

Eine dichterische Bearbeitung der Sage von Georg Hesekiel findet sich in Schlesiens Sagen von J. Kern, 1867, S. 484 f., nur läßt der Dichter den Kaiser bei der Jagd sein; der Retter erlegt den Bären mit einem Pfeil und wird dafür unter dem Namen Pfeil vom Kaiser geadelt.

Auch O. Bug, Heidenschanzen, 1890, II, S. 320, erwähnt die Sage* und die andere Überlieferung, daß an der Stelle der Kirche, die auf einem Hügel steht, einst ein Schloß gestanden habe (S. 319).

37. Der Brunnen auf der Festung Silberberg.

Kreis Frankenstein.

In der alten Festung Silberberg ließ der Alte Fritz während der schlesischen Kriege einen Brunnen graben. Derselbe ist un-

* Nur schlägt bei ihm der Herzog selber dem Bären die „Protze" ab.

geheuer tief und kostet genau einen Dukaten weniger als die ganze Festung. Aus Ärger warf der König diesen Dukaten in den fertigen Brunnen, daß gleiche Rechnung sei.

Aus Silberberg. Philo, Schlesien, 1884, S. 61.

38. Woher der Name des Dorfes Raschdorf.

Kreis Frankenstein.

Die Sage erzählt, daß der Name Raschdorf von „Rasch durch" abgeleitet sei. Es sollen früher hier, sowie in Raudnitz, Raubritter den aus Böhmen über den Silberberger Paß kommenden Kaufleuten aufgelauert und sie beraubt haben. Daher sah jeder zu, daß er durch diese Gebiete so „rasch" als möglich „durch" kam.

Am Born der Heimat. Heimatbuch für den Kreis Frankenstein, 1926, S. 223.

39. Woher die drei Dörfer Follmersdorf, Heinrichswalde und Maifritzdorf ihre Namen haben.

Kreis Frankenstein.

Die drei bei Reichenstein gelegenen Dörfer Follmersdorf, Heinrichswalde und Maifritzdorf (volkstümlich Mewerschdurf) sollen von drei Brüdern: Vollmer, Heinrich und Fritz ihre Namen haben. Als ihr Vater zum Sterben kam, verteilte er seine Güter und sprach dem ersten und zweiten je ein Dorf zu. „Mein Fritz aber soll das beste Dorf haben," sagte er, und so erhielt es den Namen „Maifritzdorf". So ist die Sage im Volksmunde verbreitet.

Mündlich von Frau Rentnerin Christen und Barbier Tenzer in Patschkau, beide geborene Maifritzdorfer. 1903. K.

Die Dörfer Follmersdorf, Heinrichswalde und Maifritzdorf wurden vom Kloster Camenz erbaut und zwar nachdem der Herzog Heinrich der Bärtige den Mönchen im Jahre 1230 150 Hufen wüsten Landes überwiesen hatte, mit der Befugnis, nach Willkür Dörfer anzulegen. So entstanden die genannten Dörfer nebst Hennersdorf. Nach den „Gesammelten Nachrichten von Camenz und dessen Umgegend" ohne Verfassernamen ca. 1840, S. 4.

40. Woher der Name Wartha.

Kreis Frankenstein.

Wartha heißt soviel wie „Wart da". Darüber sagt Aelurius: „Der Name des Städtleins Wartha soll dannenhero entstanden sein: Es ist vor Zeiten gar unsicher gewesen umb diesen Ort der Wartha zu reisen. Dannenhero haben sich die Reiseleute bei diesem Städtlein versammelt, bis ihrer eine ziemliche Anzahl geworden ist, und hernach sein sie in versammelten Haufen die unsicheren Straßen fortgezogen."

Aelurius, Glaciographia, 1625, S. 196.

41. Die Neißebrücke bei Wartha.

Kreis Frankenstein.

Die Warthaer große steinerne Neißebrücke soll aus den Trümmern der vom Böhmenherzog Brzetislaw 1094 zerstörten Burg Bardun, die an dieser Stelle stand (Hügel im Garten der Hedwigschwestern), gebaut worden sein. Sie wurde 1772 errichtet.

Kalender „Der Wanderer", 16. Jahrg., 1843 (Glatz, Pompejus), S. 55.

42. Unterirdische Gänge in Wartha.

Kreis Frankenstein.

Von der Rudolphschen Brauerei, einem alten Bau am rechten Ufer der Neiße, soll ein unterirdischer Gang aus den Kellern unter der Neiße hindurch nach dem linken Ufer geführt haben. Dort befindet sich im Garten des ehemaligen Gasthofes zum Adler, jetzt den Hedwigsschwestern gehörig, der Ort, der von der Bevölkerung „das alte Schloß" genannt wird.

Im Keller des Gasthofes zum Stern befindet sich der Rest eines bis unter die Straße reichenden Gewölbes, das nach der gegenüberliegenden Kirche geführt haben soll; die Fortsetzung ist vermauert. Dann zeigen sich noch zwei vermauerte Zugänge, von denen der eine der Überlieferung nach unter der Neiße hindurch

nach dem Schloß auf dem Berge am rechten Ufer der Neiße, der andere zum Schloß im jetzigen Klostergarten der Hedwigsschwestern geführt haben soll.

Vug, Heidenschanzen, I, 1890, S. 150 u. 151.

Vug gelangt an dem betreffenden Orte auf Grund einer genauen Besichtigung der Örtlichkeiten und mit Zuhilfenahme der Volksüberlieferung zur Feststellung von vier Festen in und um Wartha, das als Grenzanlage einen bedeutenden Verteidigungswert hatte.

43. Ursprung von Reichenstein.

Kreis Frankenstein.

Nach einer handschriftlichen Mitteilung, die Zimmermann von Reichenstein empfing, soll die Stadt lange vor Einführung des Christentums gestanden und Lucca geheißen haben, und soll von einem böhmischen Hauptmann gleichen Namens erbaut worden sein. Es sollen daselbst drei heidnische Götter verehrt worden sein, von denen ein Bildnis bei dem sogenannten Galgenteiche, das andere da, wo gegenwärtig das Stadtvorwerk liegt, das dritte im Walde gestanden habe. Sie soll mit Schanzen und Mauern umgeben gewesen sein, die aber, wie ein gewisser Geisner berichtet, 1030 eingefallen seien.*

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1783, I, 4, S. 70.

Es wird in Reichenstein erzählt, die Stadt sei ehemals viel größer gewesen und habe 12 000 Einwohner gehabt. Reste von Kellergewölben am Dörndorfer Walde, die aus Schlacken gewölbt seien, sollen die Stelle anzeigen, bis wohin die Stadt gereicht habe. Andererseits wird behauptet, Reichenstein sei nicht größer gewesen, habe aber ehemals viel weiter unten im Tale nach dem Dörndorfer Walde zu gelegen, während auf der Stelle des jetzigen Reichenstein Stollen gewesen seien. Noch führe ein Stollen unter dem Ringe hin, der einmal eingebrochen sei. Als man das Haus des Kommerzienrats Güttler baute, habe man große Schwierigkeiten gehabt, weil man auf abgebaute Stollen gestoßen sei (Mitteilungen von Reichensteiner Bürgern, 1906).

44. Warum das Kloster Heinrichau gebaut wurde.

Kreis Münsterberg.

Das Kloster Heinrichau ist erbaut worden von Herzog Heinrich (dem Bärtigen), und zwar auf einem Sumpfe. Das kam so. Der Herzog ist einmal auf der Jagd gewesen und in einen Sumpf

* Die Nachricht sieht ganz nach Hofemann aus.

geraten. Er war dem Ertrinken nahe, und niemand hätte ihn retten können, denn er hatte sich von seinem Gefolge getrennt. Da betete er zu Gott und gelobte, an dieser Stelle ein Kloster und eine Kirche zu bauen, wenn er gerettet würde. Und siehe! ein Mann kam und streckte ihm eine Stange entgegen, an die er sich klammerte und so aus dem Sumpfe herauskam. Als aber der Herzog seinem Retter danken wollte, war dieser plötzlich verschwunden. Der Herzog aber hielt sein Wort und ließ ein Kloster samt der Kirche auf Pfählen bauen. Und weil der Bau auf einem Sumpfe steht, ist er schon ein Stück gesunken; denn man muß heute mehrere Stufen hinabsteigen, um ins Schiff der Kirche zu gelangen. Unter der Kirche aber fließt die Ohle durch.*

Erzählt von einer Frau, die aus Heinrichau gebürtig war, 1902.

45. Prophezeiung vom Untergange der Heinrichauer Kirche.

Kreis Münsterberg.

Die Heinrichauer Kirche ist auf einem Wasser (Sumpf) erbaut. Sie liegt tief, man muß einige Stufen zu ihr hinabsteigen und sie ist immer etwas feucht. Alle Jahre, heißt es, sinkt sie etwas tiefer. Und einmal werde die Kirche in einem Augenblicke, wo sie so voll sei, daß niemand mehr Platz findet, plötzlich versinken. Alle Jahre wird das Dreifaltigkeitsfest unter großem Zulauf von Gläubigen gefeiert. Man nimmt an, daß dies Versinken bei einem Dreifaltigkeitsfest eintreten werde.

Mündlich von Martha Pohl aus Alt-Heinrichau, 1922.

46. Unterirdischer Gang von Burg Tepliwoda bis Ober-Johnsdorf.

Kreis Münsterberg.

Von der alten Burg Tepliwoda führt nach der Sage ein unterirdischer Gang bis Ober-Johnsdorf. Vug konnte unter

* Es ist nicht die Ohle, sondern der bei Heinrichau in die Ohle fließende Zinkwitzbach, der durch das Kloster geht.

ortskundiger Führung einen Gang ermitteln, in dem nicht nur gegangen, sondern auch mit schmalspurigen Wagen gefahren werden konnte, ein Gewölbe von 4 Meter Breite und 2,40 Meter Höhe.

Bug, Heidenschanzen, 1890, S. 350.

47. Die veränderte Lage des Dorfes Liebenau.

Kreis Münsterberg.

Es gibt eine Sage unter dem Volke, daß das Dorf Liebenau ehemals 1200 Schritt weiter nach Westen gelegen habe, wo jenseits der „Berge" der Bach fließt. Es sei aber zerstört worden und östlich der Hügel wieder aufgebaut worden. Liebenau ist durch die Sagen von den Venusmännchen ausgezeichnet, die es einmal ganz unterminiert haben sollen.*

Bug, Heidenschanzen, 1890, S. 266.

48. Unterirdischer Gang von der Burg Neuhaus nach Nieder-Pomsdorf.

Kreis Münsterberg.

Die Burg Neuhaus besteht nicht mehr, war aber ehemals ein gefürchtetes Raubnest und lag an einem wichtigen Straßenknotenpunkt** und an einer Übergangsstelle über die Neiße bei Patschkau.

Die Sage, daß von dieser Burg ein unterirdischer Gang nach dem Schlosse in Nieder-Pomsdorf führe, ist allgemein.

Schlesterbuch, 1825, S. 351. K. A. Müller, Vaterländ. Bilder, 1837, S. 127. Bug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 265. Mündlich.

Eine andere Sage berichtet, daß ein unterirdischer Gang von hier nach Reichenstein führe.

K. Mündlich von einem geborenen Maifritzdorfer, 1907.

---

* Der „Venusberg" liegt zwei Kilometer nordöstlich nach Herbsdorf zu. An der Westseite dieses steilen Hügels ist im Felsen ein Loch gearbeitet, anscheinend ein alter Stollen. Dieses Loch war ehemals tiefer; warfen Leute einen Stein hinein, so hörten sie, daß er ins Wasser fiel.

** Hier kamen die Straßen von Münsterberg, von Ottmachau—Neisse und von Ober-Pomsdorf—Reichenstein zusammen mit der die Neiße überschreitenden Straße von Jauernig—Friedeberg.

49. Die einstige Größe von Nimptsch.

Stadt Nimptsch.

Das Städtchen Nimptsch liegt nicht bloß heute in stark bevölkerter Gegend, auch in vorgeschichtlicher Zeit muß das Land ungewöhnlich dicht besiedelt gewesen sein. Das beweisen die zahlreichen vorgeschichtlichen Wallanlagen und Grabfunde, desgleichen die Sagen von verschwundenen Burgen und Schlössern, die den südlichen Teil des Nimptscher und den Nachbarbezirk des Reichenbacher Kreises auszeichnen.

Einen andern Ausdruck dafür enthält die Sage von der ehemaligen Größe der Stadt Nimptsch. Sie soll einst sechs nun abgesondert liegende Ortschaften mit umfaßt und sich vom Spitzberge (östlich von Nimptsch) bis an die Girlachsdorfer Berge ausgedehnt haben. Außer der Altstadt Nimptsch sollen die Dörfer Vogelsang, Jenkwitz (jetzt verschwunden), Neudeck, Gaumitz, Pangel und Woiselwitz mit den dazwischen liegenden Feldern ihren Umfang bezeichnet haben. Das feste Schloß in der Altstadt soll Heinrich der Vogler während seiner Kriege mit den Polen erbaut haben. Die älteste Pfarrkirche soll die jetzt vor der Stadt (auf dem Friedhofe) stehende Kirche gewesen sein, ursprünglich St. Adalberts- und später (wohl seit dem 17. Jahrhundert) St. Georgskirche genannt.

Silesia 1841 in einer umfangreichen Abhandlung über Nimptsch, S. 98. Brunn, Geschichte der katholischen Kirche zu Nimptsch, 1871, S. 3. Die Sage angedeutet von Bug, Heidenschanzen, 1890, S. 130.

50. Ursprung des Namens Dirsdorf.

Kreis Nimptsch.

Das Dorf, das heute Dirsdorf heißt, gehörte ursprünglich einem reichen Ritter, der zwei Söhne hatte. Noch hatte das Dorf keinen Namen. Es bekam ihn aber beim Tode des Ritters. Das ging so zu: Als der Ritter sein Ende herannahen fühlte, rief er seine beiden Söhne zu sich, um ihnen ihr Erbteil zuzuweisen. Viel sprechen konnte er nicht mehr, und so faßte er sein Testament in die kurzen Worte: „Dir's Geld und Dir's Dorf." Davon erhielt das Dorf den Namen Dirsdorf.

Von Hahn in Dirsdorf. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 18.

51. Unterirdische Gänge in Zülzendorf und Klein-Ellguth.

Kreis Nimptsch.

In Zülzendorf liegt das alte Schlößchen in viereckigem, abgerundetem Wall. Die Sage nennt einen unterirdischen Gang, der von hier nach dem Kosemitzer Mühlberge geführt haben soll.

Nur zwei Kilometer nördlich liegt Klein-Ellguth. Auch hier war ein altes Schloß, das in der Neuzeit abgebrochen wurde. Hier soll ebenfalls ein unterirdischer Gang begonnen und nach dem Siebenborn am Kosemitzer Mühlberge geführt haben. Auf diesem Berge befindet sich an der Westseite wirklich ein in den Fels mit dem Schlegel gearbeiteter Eingang.

Wug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 320.

52. Wie das Dorf Senitz zu seinem Namen kam.

Kreis Nimptsch.

Die Volkssage bringt den Namen Senitz mit einer Seenixe in Verbindung. Ein großer See habe in alter Zeit an der Stelle des heutigen Dorfes gelegen, in dem eine weiße Seenixe wohnte. Ein Kranz von Seerosen und Wasserlilien schmückte ihr Haupt. Ein armer Fischer, Heinrich, hatte am Ufer des Sees sein Häuschen, das er mit seiner alten Mutter teilte. „Heinerle" rief sie ihn immer, und so hieß er auch bei seinen Bekannten. Als er einmal die Seenixe in ihrer strahlenden Schönheit gesehen hatte, war er so von ihr bezaubert, daß er nicht mehr ohne sie leben zu können glaubte. Aber die Seenixe verhielt sich ablehnend gegen ihn.

Als er einmal traurig über den Eichberg ging, trat ihm ein Waldgeist in den Weg und sprach: „Du sollst die Jungfrau haben." Dabei gab er ihm einen Wunderstein. Heinerle legte den Stein auf den Weg, auf dem sie zu wandeln pflegte. Die Nixe fiel darüber und brach einen Fuß. Heinerle ergriff die Hilflose, trug sie in sein Häuschen und pflegte sie, bis sie ganz gesund

war. Nun willigte sie ein, ihm als Gattin zu folgen, und sie lebten glücklich miteinander.

Da trat ein gewaltiges Naturereignis ein. Durch die Stöße eines gewaltigen Erdbebens brach das Ufer des Sees entzwei und das Wasser floß ab und strömte in der Lohe dahin. Mit Heinerles Fischerei war es nun vorbei, aber der trockene Seegrund bot fruchtbaren Boden, daß er beschloß, ein Ackerbauer zu werden. Dreizehn Töchter wurden ihm und seiner Seenixe geboren, alles bildhübsche Nixen. Alle liebten das Wasser wie ihre Mutter und waren mit ihm gleich vertraut. Sie heirateten junge Ansiedler, die Heinerle herbeigezogen hatte. Nur Trudchen blieb ledig.

Die Geschichte von dem Fischer und der Seenixe war im ganzen Lande bekannt geworden. Und wenn man einen der Ansiedler fragte, wo er wohne, so sagte er einfach: „Bei der Seenixe". Das wurde auch der Name des entstandenen Dorfes, nur daß man es „Senitz" schrieb. Die christlichen Missionare hatten es leicht, den ganzen Nixenstamm zu bekehren; denn als sie den Nixen rieten, sich taufen zu lassen, waren sie mit Freuden bereit, liebten sie doch das Wasser über alles.

Von Schneider in Senitz. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 15.

53. Der Ursprung von Rudelsdorf.

Kreis Nimptsch.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Rudelsdorf gehört die alte Wasserburg, die aus dem 16. Jahrhundert stammt.

Nach der Volkssage bestand die Burg bereits im ersten Kreuzzuge und gehörte einem jungen Ritter, Ulrich von der Rudelsburg. Als sich das Kreuzheer sammelte, litt es auch ihn nicht mehr in der Heimat. Er schloß sich an und brachte lange Jahre unter harten Kämpfen in der weiten Welt zu. Endlich trieb ihn die Sehnsucht wieder nach Hause. Aber er fand seine Angehörigen gestorben. Und als er die erste Nacht in dem verfallenen Gebäude übernachtete, hatte er böse Träume. Unheim-

liche Geister umgaukelten ihn und störten seinen Schlaf. Ein donnerartiges Niesen ließ ihn endlich emporfahren, es rührte von dem obersten der Waldgeister her, und damit stob das Geistervolk davon und war verschwunden. Als der Ritter nach Tisch in einen tiefen Schlaf gesunken war, weckte ihn der oberste Waldgeist noch einmal in derselben Weise. Von nun an aber erwies er sich dem Ritter freundlich und hilfreich. Ja, er überschüttete ihn mit Gnaden. Er setzte dem Ritter einen Vogel ins Bauer, der goldene Eier legte. Pfeile und Speere, die er brauchte, hing er ihm in die Rüstkammer, daß sie niemals ausgingen. Dann führte er den Ritter in den grünen Wald und zeigte ihm Schöntrudchen, eine holde Nixe. Diese gewann Ulrich zur Gattin und lebte mit ihr fortan auf der Rudelsburg. Um seine Burg baute er ein ganzes Dorf, das er Rudelsdorf nannte.

Von Schneider in Senitz. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 16.

54. Burg und unterirdischer Gang zu Rudelsdorf.

Kreis Nimptsch.

Am Südwestende des Dorfes Rudelsdorf steht gleich am Eingange ein gemauertes Arbeiterhaus, das ehemals von Lehm war. Der Sage nach befand sich hier eine Burg. Dreihundert Schritte östlich steht heute der Gutshof und das Schloß an der Stelle eines alten befestigten Baues, von dem noch der Wall vorhanden ist. Die Sage berichtet, daß ein unterirdischer, jetzt verfallener Gang Burg und Schloß verbunden habe.

Vug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 324.

55. Unterirdischer Gang von Thomitz und Petersdorf nach dem Johnsberge.

Kreis Nimptsch.

Von den Dörfern Thomitz und Petersdorf soll ein unterirdischer Gang nach dem Johnsberge geführt haben.

Vug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 327.

56. Woher Schwentnig seinen Namen hat.

Kreis Nimptsch.

Das Dorf Schwentnig hat seinen Namen vom polnischen święty (heilig) und die Sage berichtet, daß hier ein Heiligtum der heidnischen Slawen stand, in dem die Priester zu Ehren des weißen Gottes, des Belbog, opferten. Als dann christliche Missionare ins Schlesierland kamen, stürzten sie den Altar von Schwentnig um und bauten an seiner Stelle eine christliche Kirche. Das mag nicht bloß Sage sein. Die neubekehrten Christen des Ortes und der ganzen Umgegend wurden, so wird uns überliefert, mit dem Wasser des Schloßbrunnens getauft, dem eine besondere Weihe innewohnte.

Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 4.

57. Das Dörfchen Kanigen.

Kreis Nimptsch.

Das Dörfchen Kanigen bei Ober-Johnsdorf soll nach der Sage ehemals ein großes Dorf gewesen sein.

Bug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 327.

58. Gegenstände der ehemaligen Kirche in Pudigau.

Kreis Nimptsch.

Der Ritter Hermann von Eichelborn, der in Breslau am Hofe des Herzogs Heinrich IV. lebte, gründete 1308 mit Zustimmung des Bischofs Heinrich von Würben in Pudigau ein Kirchlein. Es wurde 1633 während des Dreißigjährigen Krieges zerstört und stand als Ruine, deren Mauern 1814 niedergelegt wurden.

Es war in der Franzosenzeit, als eine Frau in dem verfallenen Keller des einstigen Küsterhauses mehrere alte Gegenstände fand. Es war eine Putzschere von eigentümlicher Gestalt, ein zinnerner Altarleuchter, zinnerne Teller und ein ebensolcher Kelch. Als die Frau nachdachte, was sie mit den Gegenständen

machen sollte, rief eine geisterhafte Stimme: „Behalte es nicht alleine — teile es mit der Gemeine". Es waren Dinge, die dem einstigen Gotteshause gehörten und damit Gemeindebesitz.

Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 21.

59. Der goldene Ziegel im Rankauer Kirchturme.

Kreis Nimptsch.

Als in Rankau der Kirchturm gebaut wurde, hatten die Leute viel Geld und konnten schon etwas ausgeben. Weise Männer der Gemeinde dachten aber an die Zukunft. Es konnten schlimme Zeiten kommen, Krieg und andere Plagen, wo das Geld knapp werden würde. Und so rieten sie, für die nachkommenden Geschlechter eine Sparsumme zurückzulegen. Die Gemeinde fand den Rat gut und kam auf den merkwürdigen Gedanken, einen goldenen Ziegel in den Turm einzubauen. Mochten die Menschen verarmen, mochte die Kirche in Trümmer sinken, sie sollten dann nur nach dem goldenen Ziegel suchen, der würde ihnen aus aller Not helfen.

Von Hechenleitner in Rankau.
Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 21.

60. Warum die Barbara-Kapelle bei Groß-Tinz erbaut wurde.

Kreis Nimptsch.

Auf dem Barbaraberge, nördlich vom Dorfe Groß-Tinz, steht im Schatten einer Kiefer eine kleine, unscheinbare Kapelle. Ihr zu Füßen liegt eine tiefe Kiesgrube.

Ehemals soll auf dem Gipfel des Berges ein Kirchlein gestanden haben. Die Sage berichtet folgendes: Es war im Jahre 1634, als im Dreißigjährigen Kriege Kaiserliche und Schweden hier einander gegenüberlagen, getrennt durch die Lohe. Monatelang lagerten sie so. In Groß-Tinz hatte sich eine kaiserliche Besatzung unter Hauptmann von Hollberg einquartiert. Auf ihn machte die schöne und tugendhafte Glöcknerstochter Ursula so tiefen Eindruck, daß er sie zur Gattin begehrte. Die Hochzeit wurde festgesetzt. Als aber das Paar in der Kirche war und die

Trauung stattfand, stürmte eine schwedische Abteilung ins Dorf. Es hatten sich Verräter gefunden, die ihnen den Weg zeigten. Sie drangen in die Kirche, ein Kampf entspann sich, der schnell beendigt war. Eng umschlungen sanken die Neuvermählten, vom Mordstahl getroffen, zu Boden und die Kirche ging in Flammen auf. Später fand man unter dem Schutte die beiden Leichname und bestattete sie in einem gemeinsamen Grabe, über dem die gegenwärtige Barbarakapelle errichtet wurde.

Schweine sollen einmal in dem Sande gewühlt und die Glocken der untergegangenen Kirche ans Tageslicht gebracht haben. Diese Glocken klingen heute auf dem Turme der Kirche zu Prisselwitz, vier Kilometer nördlich von Groß-Tinz.

Von Switalski in Groß-Tinz.
Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 3.

61. Gründung der Stadt Strehlen.

Stadt Strehlen.

Eine junge Fürstentochter war einst während einer Jagd auf den Marienberg bei Strehlen gelangt. Von dem Gipfel dieses Hügels schweifte ihr Blick in der Umgebung umher: vor sich sah sie das Tal des Ohleflüßchens, hinter sich die heute nach der Stadt Strehlen benannten Hügel. Ihre Augen weiteten sich, und beim Anschauen der weiten Gotteswelt hob sich ihr Blick dankbar zum Geber alles Guten. Plötzlich griff sie zu Pfeil und Bogen und entsandte einen Pfeil in der Richtung zur Ohle hin, indem sie zugleich gelobte, dort, wo der Pfeil niedergehe, ein Kloster zu erbauen. Was sie gelobt hatte, hielt sie auch. Der Pfeil war dort niedergegangen, wo sich heute aus dem Häusergewirr der Turm der katholischen Kirche erhebt. Hier erbaute die Fürstentochter das Kloster. Um das Kloster herum entstand nach und nach ein Haus nach dem andern, und so erwuchs die heutige Stadt Strehlen.

Durch Seminarist Wilhelm Flache aus Strehlen.
Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 35.

Die Stadt Strehlen, die ursprünglich Strelin hieß, soll anfänglich nach einer im Orte fortgepflanzten Überlieferung ein

Nonnenkloster gewesen sein, dessen erste Äbtissin vom Herzoge Bolko die Erbauung der Stadt erbeten haben soll, und zwar sollte sie so groß werden, als sie mit einem Pfeil schießen könnte. Das habe der Herzog bewilligt, und so habe die Stadt den Namen und das Wappen des Pfeils vom polnischen Worte strzała erhalten.

Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, I, 1783, 1. S. 9.

62. Woher der Name des Dorfes Schweinebraten.

Kreis Strehlen.

Paul Barsch erzählt: „Das Dörfchen, dessen Gasthaus uns am zweiten Abend unserer Wanderung Quartier gab, hieß „Schweinebraten". Der Name kam uns sonderbar und komisch vor, und wir fragten die Magd, die uns in der Kammer ein Strohlager bereitete, ob sie täglich Schweinebraten zu essen bekomme. „Alle Tage is nich Kirmes," erwiderte sie und lachte. Auf eine Frage, die ich stellte, gab sie den Bescheid, das Dörfchen führe ihres Wissens diesen Namen, weil einst der Alte Fritz darin eine Portion Schweinebraten gegessen habe."

In Wahrheit ist der Name slawischen Ursprungs, und der Ort hieß ursprünglich Swinibrod, was verdeutscht Schweinfurt ist.

Treblin, Zur Ortsnamenkunde in Ztschr. Schlesien, 4. Jahrg., 1910/11, S. 317. Paul Barsch im Roman „Von Einem, der auszog", 4. Aufl., 1908, Bd. I, S. 93.

63. Wie die Ortschaften Schweinebraten, Großburg, Michelwitz und Haltauf zu ihren Namen kamen.

Kreis Strehlen.

Ein reicher Besitzer hatte ein großes fettes Schwein, das geschlachtet werden sollte. Als der Fleischer es anbinden wollte, lief es zum Tore hinaus die Landstraße entlang. Die Leute rannten hinter ihm her und riefen: „Halt auf den großen Burg vom Michel zum Schweinebraten!"

Durch Gerhard Hartmann in Strehlen.

In Markt-Bohrau erzählt man die Begebenheit folgendermaßen. Im Norden unseres Kreises richtete einst ein riesiges Wildschwein großen Schaden an. Da veranstalteten die Bauern der bedrohten Orte eine Treibjagd. Sie jagten das Wildschwein von Dorf zu Dorf. Wenn sie durch eine Ortschaft kamen, riefen sie: „Halt auf, Michel, den großen Burg!" Schließlich wurde das Wildschwein erlegt, an Ort und Stelle gebraten und verspeist. Das Dorf, wo das geschah, nannten sie Schweinebraten, die Ortschaften aber, durch die die Jagd gegangen war, erhielten die Namen Großburg, Michelwitz und Haltauf.

Durch Lehrer Ullrich in Markt-Bohrau.
Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 2. Jahrg., 1924, Nr. 5.

64. Zum Namen und zur Geschichte von Großburg (Großborg).

Kreis Strehlen.

„Großborg war vor 600 Jahren ein fürstliches Jagdhaus, und weilen der Herzog in selbiger Gegend einen überaus großen Borg (Eber) gefället gehabt, ist das Jagdhaus davon Großborg genannt worden. Gehöret dem im Westfälischen Frieden säkularisierten Kloster Lebuß (Lebus) in der Mark(t).

Die Mönche waren zu den Zeiten Heinrici Barbarti so arm, daß der Herzog sich genötigt sah, dem Kloster 1234 dieses Großborg nebst den vier Ortschaften Schweinebroden (Schweinebraten), Polnischlauden, Krentsch und Ottwitz zu vermachen. Dies wird der Großborgische Halt genannt."

Daniel, Gomolcke, Namen der in dem Fürstentum Breslau gelegenen Ortschaften (alphabetisch geordnet). O. O. u. J. (1730–40).

65. Burg Schönfeld und der unterirdische Gang nach dem Zobten.

Kreis Strehlen.

An der alten Wansener Straße befindet sich in dem Sumpfgebiet der Lohe zwischen Schönfeld und Markt-Bohrau ein altes Schanzwerk, von der Bevölkerung „Burg Schönfeld" genannt.

Hier war ein Kreuzungspunkt verschiedener Straßen. Der Sage nach soll von dieser Sumpfburg ein jetzt vermauerter, unterirdischer Gang bis nach dem Zobten geführt haben.

Vug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 355.

66. Die Kirche des Dörfchens Hussinetz.

Kreis Strehlen.

Das Kirchengebäude in Hussinetz, wo sich 1749 hussitische Böhmen ansiedelten, soll die durch Peter Wlast 1130 gestiftete erste Strehlener Kirche sein.

Aus einem Aufsatze von J. B. „Aus der Geschichte des Rummelsberges" in der Sonntags-Beilage der Schles. Volksztg. vom 6. August 1922.

67. Das verschwundene Dorf Töppendorf.

Kreis Strehlen.

Südlich von dem heutigen Töppendorf lag im Walde das verschwundene Dorf Töppendorf, von dem nur noch ein von Steinen gemauerter Brunnen zeugt. Die Stelle ist nur zwei Kilometer nördlich von dem ebenfalls verschwundenen Dorf Goschwitz entfernt. Der Sage nach soll das Dorf seinen Namen von den großen Töpfereien erhalten haben, die sich hier befanden. Auch der „Töpferweg", der an der Stelle vorbeiführt, vom Rummelsberge herkommend, soll davon genannt sein.

Vug, Heidenschanzen, 1890, S 285 f.

68. Unterirdischer Gang vom Rummelsberge nach Siebenhufen.

Kreis Strehlen.

Vom Rummelsberge soll ein unterirdischer Gang bis Siebenhufen gehen. Vug deutet diese Sage auf den sogenannten Totterngraben, der an der Mitternachtsseite des Dorfes Habendorf in der Richtung zum Rummelsberge verläuft, der in Zeiten der Not der Bevölkerung als Fluchtgraben zum Rummelsberge gedient habe.

Vug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 293.

69. Unterirdischer Gang bei Deutsch-Jägel nach dem Fuchsberg und Wilme.

Kreis Strehlen.

Alte Leute, die in Deutsch-Jägel geboren waren, erzählten Bug, daß aus den Kellern des Schlosses zu Deutsch-Jägel ein unterirdischer Gang nach der Schanze auf dem Fuchsberge führe und von da nach Wilme. Bug, Heidenschanzen, II, 1890, S. 299.

70. Das verschwundene Schloß auf dem Galgenberge bei Arnsdorf.

Kreis Strehlen.

Der Galgenberg bei Arnsdorf ist ein alleinstehender, spitz aufsteigender Kegel mit abgerundeter Kuppe. Die Sage berichtet, daß einst auf ihm ein Schloß gestanden habe. Jetzt liegt auf ihm ein Steinbruch. Bug, Heidenschanzen, 1890, S. 294.

71. Aus der Vorgeschichte von Gutschen.

Kreis Strehlen.

Gutschen, an der Strehlen – Grottkauer Kreisgrenze gelegen, ist heute ein kleiner, nur aus einigen Häusern bestehender Ort. Es soll aber einst ein großes Dorf gewesen sein, das sich westlich bis an den Wald und die Sauerwiesen hingezogen habe, aber der Vernichtung anheimgefallen sei. Es sei der Mittelpunkt einer großen Herrschaft gewesen, zu der auch Olbendorf mit drei Vorwerken gehörte. Ein Schloß, ein großer Hof, eine Schmiede und eine Brauerei soll in Gutschen gestanden haben. Hier spielt die Sage von dem mächtigen Grafen Gotsche, der seine Diener niederzuschießen pflegte. Gegenwärtig markiert sich das ehemalige Schloß noch durch einen Rest des Wallgrabens, der sich um dieses herumzog. Da wo ehemals das Gesindehaus stand, war lange noch ein großer Keller vorhanden, aus dem öfter zur Nacht ein schwarzer Bär aufstieg. Als aber der Besitzer den Keller ausfüllte, hörte der Spuk auf.

Bug, Heidenschanzen, 1890, S. 99.

72. Prophezeiung vom Schlosse zu Ober-Olbendorf.

Kreis Strehlen.

Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts war in Olbendorf und Gutschen eine Prophezeiung bekannt, die lautete: „Wenn im großen Garten wieder ein Schloß stehen wird, dann werden für die armen Leute bessere Zeiten sein." Diese Prophezeiung setzt voraus, daß hier schon einmal ein Schloß gestanden habe.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde nun ein neues Schloß im großen Garten zu Ober-Olbendorf erbaut. Aber den Armen ist es darum nicht besser gegangen.

Vug, Heidenschanzen, 1890, S. 100.

73. Das verschwundene Dorf bei Oberecke.

Kreis Strehlen.

Bei dem Dorfe Oberecke liegen am Ende des Waldes zwei Dämme von zusammen 400 Meter Länge, die rechtwinklig zusammenstoßen, und dicht dahinter in dichtestem Gesträuch ein drei Meter hoher geschütteter Hügel. Die ganze Anlage heißt im Volksmunde einfach „Die Dämme".

Die Sage berichtet, daß hier im Walde ein Dorf gestanden habe, das mit dem heutigen Oberecke verbunden war. Es soll sich in der Richtung nach Lorenzberg gezogen haben, und der Kretscham habe dort im Walde gelegen. Im Dreißigjährigen Kriege sei von dem Dorfe nur der obere Teil, die „Obere Ecke" übrig geblieben, und davon stamme der heutige Name. Nach anderer Annahme habe das Dorf mit Krain zusammengehangen, mit dessen Dominium es noch Beziehungen habe.

Drei im Walde liegende, mit Steinen ausgesetzte Brunnen, aufgefundenes Pflaster, Mauerwerk und Eisengerät berechtigen zu der Annahme, daß hier wirklich einst Wohnstätten gestanden haben.

Vug, Heidenschanzen, 1890, S. 103.

74. Ehemalige Wallfahrtsstelle zu Lorenzdorf.

Kreis Strehlen.

Der Sage nach soll sich da, wo heute die Kirche zu Lorenzberg steht, vor der Reformation eine berühmte Wallfahrtsstelle befunden haben.

Handschr. von Bahnmeister a. D. Bug zu Halbendorf bei Grottkau.

75. Ein Bau der Tempelherren zu Seiffersdorf.

Kreis Ohlau.

Das herrschaftliche Wohnhaus zu Seiffersdorf, dreiviertel Meilen von Ohlau, soll noch von den Tempelherren erbaut worden sein.

Zimmermann, Beschreibung Schlesiens 1783, I, 3, S. 68.

76. Die Kirche zu Jauer.

Kreis Ohlau.

Es geht eine Sage, daß die Kirche zu Jauer, im Ohlauer Kreise, im Jahre 1152 an der Stelle eines zerstörten Götzentempels erbaut worden sei. Sie liegt am äußersten nördlichen Ende des Dorfes auf einem gegen 3 Meter hohen Hügel.

Bug, Heidenschanzen 1890, S. 237, Anm. 2, der sich auf Schönwälder, Ortsnachrichten von Brieg, und die Chronik des Pfarrers Stehr beruft.

77. Über den Ursprung von Brieg.

Stadt Brieg.

Eine sehr verbreitete Sage ist es, daß Brieg, ehe es eine deutsche Stadt wurde, ein Fischerort gewesen sei. Unter den Fischern ist auch eine alte Überlieferung erhalten, daß ihre Wohnungen in frühester Zeit hinter dem Schlosse bis an die Rathauer Mühlen gestanden hätten; später seien sie bis in die Gegend der heutigen Kasernen zurückgedrängt und erst infolge des ausgedehnteren Festungsbaues auf ihren jetzigen Platz, die Fischergasse, beschränkt worden.

Schönwälder, Geschichtliche Ortsnachrichten von Brieg I, 1847, S. 184.

78. Woher das Bollwerk „Sieh dich für" zu Brieg seinen Namen hat.

Stadt Brieg.

Zu Brieg hatte das Bollwerk an der Oppelnschen Pforte den Namen „Sieh dich für". Nach Lucä soll es deshalb so genannt worden sein, weil Schildwachen in der Nacht zuweilen hier Erscheinungen gehabt haben wollten, auch Erhängte dort gefunden waren, daher die Soldaten dort ungern Wache standen.

Schönwälder, Geschichtliche Ortsnachrichten von Brieg II, 1847, S. 32.

79. Das verschwundene Dorf Wischau und die zwei letzten Kinder.

Kreisgrenze Brieg, Ohlau, Grottkau.

Wo die Feldmarken von Bankau, Marienau und Lichtenberg zusammenstoßen, soll in früherer Zeit ein Dorf mit Namen Wischau gestanden haben. Das Dorf dürfte wohl im Dreißigjährigen Kriege verschwunden sein. Vermutlich sind die Einwohner einer Seuche zum Opfer gefallen und die armseligen, mit Stroh gedeckten Hütten wahrscheinlich durch Feuersbrunst zerstört worden. Nur ein einziges altes Häuschen soll seinerzeit stehen geblieben sein. Ebenso sollen von sämtlichen Einwohnern nur zwei Kinder übrig geblieben sein. Diese haben in dem Hause wohl solange miteinander gewohnt, als sie Lebensmittel besaßen. Dann sollen sie es verlassen haben und das eine Kind nach Marienau, das andere nach Lichtenberg gelaufen sein. Weil sie in diesen Dörfern Aufnahme fanden, glaubten die Einwohner der beiden Orte, ein Recht zu haben, den Wischauer Acker unter sich aufzuteilen. Noch heute bezeichnet man diesen Acker als Wischen-Acker. Auch das in der Nähe dieser Ortschaften liegende Olbendorf hat damals oder später ein Stück von dem Wischen-Acker erhalten.

Handschriftlich durch Herrn Kantor David in Bankau.
Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 23.

Das Geschichtliche über Wiesche s. Kurt Engelbert in Z. d. Ver. f. Geschichte Schlesiens 1920, 54. Bd., S. 113.

80. Der Kretscham zu Bankau.

Kreis Brieg.

Von dem heutigen Kretscham im Dorfe Bankau geht die Sage, daß an seiner Stelle einst ein herzogliches Jagdschloß gestanden habe. Wug, Heidenschanzen, 1890, S. 237.

81. Woher der Name Alzenau.

Kreis Brieg.

Das Dorf Alzenau soll nach der Aussage alteingesessener Leute seinen Namen daher haben, daß es „all ze nah" am Dorfe Pogarell liegt. Beide Dörfer gehen unmittelbar ineinander über, und die Kirche steht beinahe in der Mitte zwischen beiden Ortschaften. „Pogarell und Alzen sein zusamm' gesalzen und geschmalzen", reimt daher der Volksmund.

Treblin in Zeitschrift „Schlesien" 1910/11, 4. Jahrg., S. 317.

82. Die Kirche zu Pogarell.

Kreis Brieg.

Die Kirche zu Pogarell erhebt sich auf geschüttetem Hügel und ist von uralten Linden umstanden. Die Kirche soll mit ihrem bis zur Spitze gemauerten Turme schon von Peter Wlast erbaut worden sein. Wug, Heidenschanzen 1890, S. 257.

83. Name und Ursprung von Oels.

Stadt Oels.

In alten Zeiten soll Oels den Namen Oelsnitz gehabt haben und vom polnischen olszyna (Erle) herkommen, weil hier viel Erlengebüsch wächst. Der Ort soll sehr alt sein und schon ums Jahr 900 gegründet worden sein.

H. Goedsche, Sagenschatz 1839/40, S. 49.

84. Der unterirdische Gang im Schlosse zu Oels und sein Geheimnis.

Stadt Oels.

In Oels soll im Schlosse ein unterirdischer Gang beginnen und nach dem Weinberge führen. So sagt das Volk. Einige

aber meinen, daran sei nichts Wahres, man habe in neuerer Zeit nach dem Gange gesucht und alle Keller durchstöbert, viel tote Fledermäuse und anderen Unrat habe man gefunden, aber keinen Gang. Trotzdem wird immer wieder das Vorhandensein des Ganges behauptet und folgende Geschichte erzählt:

Vor der Gangmündung habe im Schloßkeller ein Stübchen gelegen, das früher als Waschküche benutzt wurde. Einmal war viel Wäsche zu waschen und die Frauen mußten die ganze Nacht hindurch arbeiten. Dabei wurde mancher Klatsch erzählt und auch gottlose Reden geführt. Als es 12 Uhr vom Turme schlug, tat sich plötzlich die Kellertür auf und ein schwarzgekleideter Geistlicher trat ein. Er kam von der nahen Schloßkirche und durchschritt die Stube, eine Bibel in den gefalteten Händen tragend. Ohne ein Wort zu sprechen, schritt er vorbei, nur sein Kopf senkte sich auf die heilige Schrift. Dann trat er in den Gang, der zum Weinberge führt, und verschwand darin. Die Waschfrauen waren aufs heftigste erschrocken, ihre Reden verstummten und sie betrachteten die Erscheinung als eine göttliche Mahnung. Seit diesem Augenblick wagte keine mehr, gotteslästerlich zu reden.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld. Handschriftlich, 1906.

85. Woher das Städtchen Hundsfeld seinen Namen hat.

Kreis Oels.

Das Städtchen Hundsfeld bei Breslau, aber im Kreise Oels gelegen, soll nach der Sage einer großen Schlacht seinen Namen verdanken. Der Polenherzog Boleslaw III. sei (im Jahre 1109) vom Kaiser (Heinrich V.) in einer großen Schlacht auf der Ebene bei Breslau, wo jetzt Hundsfeld liegt, besiegt und gefangen genommen worden. Seitdem hätten die Polen den Ort der Schlacht „Hundsfeld" genannt, um den Deutschen eine Schmach anzutun, indem sie sie Hunde nannten.

Es gibt aber noch eine andere Überlieferung. Nach dieser soll Boleslaw die Schlacht gewonnen haben. Als der Kaiser gemerkt habe, daß er geschlagen werde, habe er alle kaiserliche Zier (die Reichskleinodien) von sich geworfen, damit man ihn nicht erkennen solle, und sei Hals über Kopf nach Deutschland zurückgeflohen. Boleslaw soll sich gefreut haben, daß der Kaiser so viel Goldeswert in seinem Lande gelassen habe. Haufenweise hätten die Deutschen erschlagen auf dem Felde gelegen. Als nun die Polen das Schlachtfeld aufräumten, hätten sie zwar die gefallenen Polen beerdigt, die Leichen der Deutschen aber habe man liegen lassen, den Hunden und Vögeln zum Fraße. Vom Blutgeruche angelockt, hätten sich bald darauf Scharen von Hunden eingefunden, welche die toten Deutschen hin- und hergezerrt und aufgefressen hätten. Sie seien auch lange Zeit dageblieben, seien ganz verwildert und zu Raubtieren geworden. Kein Mensch habe gewagt, sich noch dem Schlachtorte zu nähern, denn die Hunde hätten jeden raubgierig angefallen, den sie auch nur von ferne erspähten, bis endlich die Breslauer einen förmlichen Vertilgungszug gegen sie unternahmen. Die hier entstehende Ortschaft hätten die Polen Psiepole, d. i. Hundsfeld, genannt.

Kühnau, Breslauer Sagen, 1926, S. 176, u. Anm. S. 213.

Die Sage wird auch heute noch, selbst von gebildeten Polen, als Tatsache dargestellt. Vgl. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 303 Gedicht nach dem Polnischen des F. U. Niemcewicz, deutsch von Franz Freih. Gaudy. Daß sie eine Erfindung ist, hat die Geschichtsforschung längst nachgewiesen. Genaueres a. a. O. Als Sage lebt sie noch immer im Volke, auch im deutschen.

86. Unterirdischer Gang in Bernstadt.

Kreis Oels.

In Bernstadt soll ein unterirdischer Gang das von den alten Herzögen erbaute Schloß mit der Kirche und dem Rathause verbinden.

Handschrift im Archiv der Schles. Ges. f. Volksk. (wahrscheinlich von Lehrer Soa in Görlitz bei Hundsfeld).

87. Woher der Name Karlsburg.

Kreis Oels.

Über die Entstehung des Dorfes Karlsburg bei Gutwohne geht im Volke folgende Sage um. Ein Fürst, der den Namen Karl hatte, war einst in dieser Gegend auf der Jagd. Müde und abgespannt kam er an der Stelle an, wo heute das Schloß Karlsburg liegt. Er mußte sich setzen, und da keine andere Gelegenheit da war, ließ er sich auf einem Baumstumpf nieder. Dort erholte er sich. Und als er wieder aufbrach, tat er das Gelübde, an dieser Stelle ein Schloß zu bauen, wo ihm die Ruhe so wohl getan hatte. Das Schloß erstand, und bald sammelten sich andere Leute um diesen Bau und bauten sich ebenfalls an. So entstand nach und nach das Dorf Karlsburg.

Handschriftl. Mitteilung von Lehrer Soa in Görlitz, Kr. Oels, 1906. Die Burg wurde während des Dreißigjährigen Krieges 1631/33 von Herzog Karl Friedrich von Münsterberg und Oels als Zufluchtsstätte für den Krieg erbaut. Ein unterirdischer Gang, von dem das Volk erzählte und der nach Juliusburg geführt haben soll, wurde aufgefunden, aber, da man nicht weit kam, wieder zugeschüttet.

88. Woher der Name Namslau.

Stadt Namslau.

Der Name soll entstanden sein aus den polnischen Worten „na moje Słowo", d. i. „auf mein Wort". Es wird erzählt: Eine Anzahl Menschen hatte sich zusammengefunden, um sich, besonders wegen der Nähe des Kirchortes und Bischofssitzes Schmograu, daselbst anzubauen. Man konnte aber über den Platz nicht einig werden. Dem Meister gefiel das Stück Land, wo jetzt das Dorf Altstadt steht. Doch da stand einer der Männer auf, jedenfalls der einflußreichste, und verwies darauf, daß man sich des natürlichen Schutzes wegen doch gern an Brüchen anbaue, und schlug den Platz, auf welchem heute die Stadt Namslau steht, vor. Das tat er mit den Worten „na moje Słowo", d. h. folgt meinen Worten. — Heute noch sagen die polnisch redenden Einwohner „Namisław" oder „Namisłowa".

G. Hoffmann, Heimatkunde des Kreises Namslau, 1906, S. 12. Schon bei Daniel Gomolcke, Wegweiser durch ganz Ober- und Niederschlesien, 1735, S. 13. Desgleichen Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3 (1834), S. 558.

89. Wie die Stadt Groß-Wartenberg zu ihrem Namen kam.

Stadt Groß-Wartenberg.

Seit mehr als 700 Jahren führt durch das Tal, in dem heute das Städtchen Groß-Wartenberg liegt, ein Handelsweg von Breslau nach Polen. Der Weg dorthin war in allen Zeiten recht unsicher; denn hinter Wartenberg lag ein unwegsames Sumpfland mit weiten, ungelichteten Waldstrecken, in denen Bären, Wölfe und räuberische Menschen hausten. Die Reisenden und Kaufleute, die mit ihren Handelswaren auf diesem Wege nach Polen zogen, riefen einander zu: „Wartet am Berge!" Sie warteten dann in dem Wirtshause „Wart' am Berge", das in der Nähe des polnischen Tores gestanden haben soll, wo noch lange Zeit die Ruinen des alten Rathauses der Stadt Groß-Wartenberg zu sehen waren. War eine größere Zahl von Reisenden beisammen, dann wagte man die Fortsetzung der Reise durch die unsicheren Wälder. Aus den Worten: „Wart' am Berge" bildet sich der Name Wartenberg, den seit dieser Zeit das dort entstandene Städtchen führt. So die Sage.

Nach Daniel Gomolcke und Rektor Friedrich Kurts. Aus „Sagen aus dem Kreise Groß-Wartenberg, gesammelt von Lehrer Ernst Haase, Heimat-Kalender für den Landgerichtsbezirk Oels, 1926, S. 198. Auch Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1787, VII, S. 131. Kurts sagt, die Leute hätten in einer Herberge vor Neuhof, dem sogenannten „Bergel-Kretscham" gewartet. Kurts, „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte von Wartenberg", 1846, S. 15.

90. Wie die St. Markuskirche bei Groß-Wartenberg errichtet wurde.

Kreis Groß-Wartenberg.

Am Bischdorfer Wege, eine gute halbe Stunde von Groß-Wartenberg entfernt, steht die aus Holz errichtete, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammende Wallfahrts- und Begräbniskirche St. Markus. Die Sage erzählt, daß, während die Pest im Lande wütete, die Gegend um Wartenberg von dieser furchtbaren Seuche verschont blieb. Um Gott für diesen Schutz

zu danken, gelobten unsere frommen Vorfahren eine Kirche zu erbauen. Ursprünglich wollte man diese Kirche auf dem Hügel errichten, wo sich heute die große Sandgrube befindet, und man hatte bereits die Steine und zugerichteten Hölzer dorthin geschafft, um bald mit dem Bau beginnen zu können. Als die Bauleute eines Tages in aller Frühe auf den Bauplatz kamen, sahen sie, daß alle Baustoffe verschwunden waren. Von unsichtbarer Hand waren sie während der Nacht an einen Ort getragen worden, der einige hundert Schritte nach dem Walde zu lag. Mit vieler Mühe schafften die Bauleute die Steine und Hölzer wieder zurück, fanden sie aber am folgenden Tage zu ihrer größten Verwunderung abermals am vorigen Orte. Jetzt sah man ein, daß eine höhere Gewalt den Platz für den Kirchbau zu bestimmen suchte. Man folgte dieser Weisung und errichtete die Kirche dort, wo sie heute noch steht.

Erzählt von Lehrer Stanek in Cammerau. Heimatkalender 1927 für die Kreise Namslau, Groß-Wartenberg, Militsch usw. Oels, Geschw. Rösch, S. 76.

90a. Ursprung und Name der Stadt Militsch.

Kreis Militsch-Trachenberg.

An der fisch- und krebsreichen Bartsch gelegen, soll die Stadt Militsch ihren Namen dem polnischen Wort milcz, d. i. Schweigen, verdanken und von dem Verbum milczeć, schweigen, abzuleiten sein. Wie es zu dem Namen kam, erzählt die Volkssage folgendermaßen:

Als die Gegend von Militsch noch voll von Räubern und Schnapphähnen war, die in dem sumpf- und waldreichen Gelände die besten Schlupfwinkel fanden, soll einst auch ein polnischer Großer in ihre Hände gefallen sein. Er versprach ihnen eine große Summe Geldes, wenn sie ihn freiließen. Sie gingen darauf ein, jedoch unter der strengen Verpflichtung, daß er über sein Abenteuer und die daran Beteiligten nichts verlauten lasse. Als das Geld richtig bezahlt war, ließen sie ihn ziehen, riefen ihm aber noch einmal warnend nach: milcze, d. i. schweige. Er

hielt auch sein gegebenes Wort, aber wenn er auch schwieg, um so tätiger war er, die Raubnester zu zerstören und die Räuber auszurotten. Das gelang ihm auch vollkommen. Als die Gegend gesäubert war, gründete er eine Siedlung an der Stelle und gab ihr in Erinnerung an das ihm auferlegte Schweigen den Namen Milcz, der dann in den Ortsnamen Militsch umgewandelt wurde.

Daniel Gomolcke, Wegweiser durch Ober- und Niederschlesien, 1735, S. 12. Der Breslauische Erzähler, 1801, S. 28. Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3, 1834, S. 312. H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 105 f. Heimatkalender für den Kreis Militsch-Trachenberg, 1927, S. 56.

Nach dem Breslauischen Erzähler a. a. O. soll daraus das Sprichwort entstanden sein: Schweigen zu rechter Zeit hat Militsch erbaut.

91. Das Schloß zu Militsch gehörte einst den Tempelherren.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Das Schloß zu Militsch muß einst eine ansehnliche Feste gewesen und sehr alt sein. Daß es einst im Besitz der Tempelherren gewesen sei, ist eine Sage, die sich mit der Geschichte nicht vereinbaren läßt, da es 1154, also schon während der Blüte des Ordens in Schlesien 1154–1259, und seiner Aufhebung im Jahre 1307, dem Bistum Breslau gehörte.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1787, VII, S. 374.

92. Name und Ursprung des Städtchens Sulau.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Als die Lutheraner im 16. und 17. Jahrhundert hart verfolgt wurden, da zogen viele Familien aus ihrer bisherigen Heimat und suchten sich einen andern Wohnort. Einige von ihnen gründeten auf der Stelle der heutigen Stadt eine Kolonie, die von nah und fern einen solchen Zulauf hatte, daß bald ein Städtchen daraus entstand und von diesem Zulauf den Namen Sulau erhielt.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 103. O. L. Goedsche, Geschichte und Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises, 1847, S. 82.

Zur Stadt erhoben ward der Ort erst 1755. Der Name geht auf polnisch sulawo Werder oder Niederung zurück.

93. Alte Burg bei Sulau von Tempelherren gegründet.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Bei Sulau sind heute noch die Reste einer angeblich von den Tempelherren erbauten alten Burg zu sehen, von welcher aus wohl später die Stadt Sulau gegründet wurde.

Aus einem Aufsatz über Sulau in Heimat-Kalender für den Landgerichtsbezirk Oels, 1926, S. 141.

94. Gründung und Name von Trachenberg.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Die Volkssage bezeugt, daß Fischer die ersten Begründer waren, welche sich wegen der vielen fischreichen Gewässer dort, wo die Kuntegasse liegt, ansiedelten. An dem Orte, wo jetzt die evangelische Kirche steht, war ein kleiner Berg, wo man ein Nest großer Schlangen — damals Drachen genannt — fand, was wohl die Veranlassung gewesen sein mag, der neuen Ansiedlung den Namen Drachenberg, in schlesischer Form „Trachenberg", gegeben. Hierauf begründet sich offenbar auch das Stadtwappen. Der Berg soll dann abgeführt und damit die sumpfigen Gegenden der Gärten an der Powide ausgefüllt worden sein. Noch heißt ein hinter der Kirche belegenes Ackergut das Berggut.

O. L. Goedsche, Geschichte und Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises, 1847, S. 200. H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40. S. 88 nach Goedsche, Chronik der Stadt Trachenberg, Rawitsch, 1829.

Die Sage wird schon im Schles. Histor. Labyrinth, 1737, S. 552, erwähnt. Dort spricht der Verfasser von „einem gewaltigen Drachen nebst vielen anderen giftigen Würmern und gefährlichen Schüßschlangen", die man in der dortigen sumpfigen Gegend bemerkt habe, wovon das Städtlein den Namen „Drachenberg" erhalten habe.

In den Schlesischen Geschichtsblättern, 1909, S. 9, wird darauf verwiesen, daß Trachenberg die Übersetzung von Smiegrode (= Drachenburg) sei, wie noch heute der Vorort von Trachenberg heißt.

95. Unterirdischer Gang in Trachenberg.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Das hinter der evangelischen Kirche in Trachenberg gelegene Ackerstück führt den Namen „Berggut", weil dort einmal ein

Berg lag, den man abgetragen hat. Von der Kirche aus geht über dieses Gut durch den Garten bis an das Wasser eine große Mauer tief unter der Erde. Man soll hier, der alten Sage nach, einen unterirdischen gemauerten Gang gefunden haben, der aufs Schloß zu führte, und darin viele alte Waffenstücke. Da aber die Luft zu dumpfig gewesen ist, hat man nicht weiter vordringen können und ihn daher wieder verschüttet.

H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 87 f.

96. Wie das Städtchen Prausnitz entstand.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Eine alte Volkssage berichtet, daß an der Stelle der Stadt Prausnitz einst eine große Herberge gestanden habe, wo die nach Breslau Handel treibenden Polen einzukehren pflegten. Wahrscheinlich ist, daß durch diesen Ort von Breslau her eine Handelsstraße führte, und weiter über Trachenberg nach Polen und Preußen. Diese Herberge hieß Prusnic. Um sie herum bauten sich im 12. Jahrhundert Ansiedler an und gründeten damit das Städtchen.

O. L. Goedsche, Geschichte und Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises, 1847, S. 239. Auch H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 85.

97. Die Sage von der Gründung des Klosters Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Das berühmte Jungfrauenkloster zu Trebnitz wurde im Jahre 1203 von Herzog Heinrich I., dem Gemahl der heiligen Hedwig, gegründet. Die Urheberin aber war Hedwig selber, die zu dem Bau ihren ganzen Brautschatz von 30000 Mark Silbers opferte. Als Bauplatz wurde abseits von dem schon bestehenden Orte Trebnitz die tiefgelegene wasserreiche Gegend am Buchenwalde gewählt, die zwar vor Winden geschützt war, aber dem Legen des Grundes besondere Schwierigkeiten machen mußte. Welches nun der Grund für die Wahl des Ortes gewesen sein mag — ob die Quelle, über der die Krypta erbaut wurde, schon

bei den heidnischen Bewohnern für heilig gehalten und verehrt wurde (Silesia, 1841, S. 66), was auch die Ansicht Büschings war, oder ob ein in der Nähe liegendes und mit Wällen umgebenes herzogliches Jagdschloß, von dem man Mauerreste nach dem polnischen Dorfe zu gefunden hat (Bach, Geschichte des Klosterstiftes Trebnitz, geschrieben 1803, Ausg. Kastner, 1859, S. 6) besonderen Schutz bot — das Volk machte sich seine eigenen Gedanken und drückte sie in folgender Sage aus:

„Die Kirche zusamt dem jungfräulichen Gestift des heiligen Cistercienserordens zu Trebnitz erbaute Herzog Henricus Barbatus aus emsigen gottseligen Antrieb seiner frommen Gemahlin Hedwig im Jahre 1203, dazu ihn angeleitet der himmlische Beistand, so ihn aus Gefahr des Lebens augenscheinlich errettet hat. Denn als der Herzog auf die Jagd geritten und an den Ort gekommen wo anjetzo die Kirche gegründet, allwo er in einen tiefen Morast zusamt dem Pferde gestürzet, mußte er notwendig aus Mangel an menschlicher Hilfe (weilen niemand zu helfen vorhanden war) sein Herze zu Gott wenden und denselben um göttliche Handbietung inbrünstig anrufen. Als er nun Gott ein Gelübde getan, an dieser Stelle (allwo er mit dem Pferde hineingesunken) ein Gotteshaus zu erbauen und hierfüro sein Leben außer der ehelichen Beiwohnung in beständiger Keuschheit Gott aufzuopfern, erfolgte ein merkwürdiges Wunderwerk. Das Pferd erhob sich mit ermunterten Kräften und sprang zusamt dem Fürsten ohne Verletzung eines Gliedes aus dem tiefen Morast*. Daselbst alsobald ein klarer Brunn entstanden, der noch heutigen Tages in der unteren Kirche auf der rechten Seite des Altares zu befinden ist."

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 11. Ihm folgt Sinapius, Olsnographia, I, 1707, S. 349, und II, 1706, S. 613 f.

Diese Erzählung geht auf den Krakauer Kanonikus Joh. Dlugoß († 1480) zurück, der sie in seiner Historia Polonica, VI, a. 1203 mitteilt. Kurz erwähnt sie auch Curcus, Gentis Siles. Annales, 1571, S. 59. Dann auch Bach, Geschichte des Klosterstiftes Trebnitz, S. 6. Neuerdings Joachim, Chronik der Stadt Trebnitz, 1914, S. 6.

* Die Rettung soll am Bartholomäustage (25. August) geschehen sein. Daher sei die Kirche auch dem hl. Bartholomäus geweiht.

Nun hat G. G. Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 434, nach einer „alten Handschrift" ein „Volkslied" mitgeteilt, das folgendermaßen lautet:

Der edle Herzog Heinrich zu Pferd
Stürzt in den Sumpf gar tief, tief, tief,
Seines Lebens war er sich schier verwehrt,
Als Gott einen Engel rief, rief, rief.

Ein Engel kam in Köhlertracht
Und trat zum Sumpf hinan, an, an
Und schnell dem Herrn ein Ästlein bracht:
Da halt der Herr sich dran, dran, dran.

Und als der Herzog g'rettet war,
Da kniet er freudig hin, hin, hin.
O Herr, wie ist es wunderbar,
Daß ich gerettet bin, bin, bin.

Und bin ich dann gerettet nu,
Bau ich ein Kloster dir, dir, dir,
Daß man dir dien in Fried und Ruh
Auf diesem Flecklein hier, hier, hier.

Das Kloster war gar schön gebaut,
Des freut sich, wer es sah, sah, sah,
Und manche schöne Gottesbraut
Kam hier von fern und nah, nah, nah.

Was b'gehrt ihr, edle Jungfern, mehr?
Fragt sie der Herzog dann, dann, dann.
Wir b'dürfen nichts und nimmermehr,
Dieweil wir alles han, han, han.

Und weil euch dann nichts not mehr ist,
So sei denn dieser Nam', Nam', Nam':
Trebnitz, das heißt: wir bedürfen nichts.
Den Namen es bekam, kam, kam.

Dies „Volkslied" hat seit Fülleborn seine Runde durch die Literatur gemacht. Einer der ersten, der es aufnahm, war Bach in seiner Geschichte des Klosterstiftes Trebnitz, die er 1803 schrieb (Ausgabe Kastner, S. 10). Dann steht es in „Des Knaben Wunderhorn" (Hesse, S. 508); ferner Büsching, Volkssagen, 1811, S. 18 (Ziehnert, Preußens Volkssagen, 1839, S. 235, hat ein anderes Gedicht); Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 306 usw. Fritz Günther, Schles. Volksliedforschung (Wort und Brauch, 13. Heft, 1916, S. 15) traut diesem Volksliede nicht, er hält es für unecht, und damit würde Fülleborn kein Unrecht geschehen. Er war ein sehr geschickter Schriftsteller und Dichter, dem wohl zuzutrauen ist, den Volkston so überzeugend zu treffen. Daß er es mit seiner Quelle nicht genau nahm, wissen wir auch sonst, und das galt zu seiner Zeit nicht einmal für unehrenhaft. Aber mag das sein, wie es will, für die weitere Gestaltung der Sage ist sein Gedicht wegweisend geworden. Er hat den Köhler eingeführt. Der Übergang ist deutlich bei Bach zu erkennen. Auf S. 6 erzählt er noch nach der alten Dlugoß'schen Fassung, daß das ent-

kräftete Roß nach dem Gebete des Herzogs sich mit „einem jählingen Sprunge" (also von selbst) aus dem Sumpfe geschwungen habe, und S. 10 führt er das Füllebornsche Gedicht an, das zwei Jahre vorher erschienen war, und setzt das alte „Volkslied" in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Dort heißt es:

Ein Engel kam in Köhlertracht
Und trat zum Sumpf hinan, an, an
Und schnell dem Herrn ein Ästlein bracht:
Da halt der Herr sich dran, dran, dran.

Nun bleibt der Köhler mit dem Ast oder der Stange für die Folgezeit auch in allen Erzählungen, so bei Büsching, 1811, S. 17, H. Goedsche, 1839/40, S. 62, Gräsße, II, 1871, S. 195, und so auch Heide Exner, Schlesische Sagen, 1905, S. 108.

98. Von der aussätzigen Herzogin, die geheilt wurde, als sie der heiligen Jungfrau Maria eine Kirche erbaute.

Obwohl der Ort nicht genannt ist, bleibt doch kein Zweifel, daß in der folgenden Sage die Bartholomäuskirche (Klosterkirche) zu Trebnitz gemeint ist.

Es lebte in unserem Lande ein Herzog Heinrich, ein guter und frommer Mann. Gott der Herr, der seine Auserwählten auf mannigfache Art prüft, schlug die Gemahlin dieses Herzogs, eine in jeder Weise preiswürdige Frau, mit dem Aussatz. Da der Herzog seine Gattin überaus liebte, ließ er nicht ab, im Gebete ihre Heilung von Gott zu erflehen und andere fromme Männer vereinigten sich mit ihm in der Anrufung des Herrn, auch Almosen spendete er reichlich. Durch solche unaufhörliche Bestürmung ward das Herz des allbarmherzigen Gottessohnes gerührt, und um zu zeigen, wie sehr er seine Mutter, durch die er Mensch geworden war, liebte, erschien er einst der aussätzigen Herzogin in einer Nacht im Traume und redete sie mit folgenden Worten an: „Wenn Du der heiligen Jungfrau Maria und dem heiligen Apostel Bartholomäus eine Kirche erbaust, so wirst Du vom Aussatze geheilt werden." Als sie das ihrem Gemahl mitteilte, ward er voll Hoffnung — denn er war ein gläubiger Mann —, daß eine solche Stimme nicht ohne Grund an ihr Ohr gedrungen sei, und er gab Befehl, daß mit aller möglichen Beschleunigung eine Kirche gebaut werde, bei welcher er eine Niederlassung der

ehrwürdigen Zisterzienser einrichtete. Und damit ihr Gottesdienst dem Herrn um so mehr gefalle, weihte er seine eigene Tochter dem Dienste in diesem Kloster und begabte die Mönche mit allen möglichen Einkünften von seinen Gütern. Und sieh, wie wunderbar! Sobald das Lob Gottes an der geweihten Stelle erscholl, ward die kranke Herzogin kraft des Lobgesanges geheilt, und große Freude erhob sich im ganzen Lande, indem alle Leute Gott priesen, daß er sich gnädig herabgelassen habe, ihnen ein so großes Wunder zu zeigen.

Nach der lateinischen Erzählung des rheinischen Zisterziensers Cäsarius von Heisterbach aus der Zeit der heiligen Hedwig. Text bei Schulte, in Festschrift des Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles., Bd. 36, (1901), S. 448. Cäsarius von Heisterbach gibt die Erzählung nach dem Berichte eines aus Polen kommenden Mitbruders zu einer Zeit, wo der Ruhm der heiligen Hedwig noch in den Anfängen war.

99. Name des Klosters und der Stadt Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Zugleich mit der Sage von der Klostergründung durch Heinrich den Bärtigen wird in der Regel auch die Sage von der Namensgebung erzählt. Sie lautet: Als das Kloster gebaut war (1219) und die erste Äbtissin Petrussa, die Jugenderzieherin der Herzogin, mit den Schwestern des Zisterzienserordens eingezogen und vom Herzoge mit reichen Einkünften begabt und in ihrem neuen Heim aufs beste ausgestattet war, fragte der Herzog die Äbtissin, ob sie noch irgend etwas bedürfe für sich oder das Kloster. Denn er war bereit, jeder Notdurft mit fürstlicher Freigebigkeit zuvorzukommen. Da antwortete die Äbtissin (in vulgärem Polnisch): Trzeba nic, d. h.: Wir bedürfen nichts! Der Herzog griff sofort das Wort auf und sagte: „Das soll des Klosters Name sein, Trzebanic soll es heißen." Daraus ist Trebnitz geworden.

Dlugoß († 1480), Historia Polonica, Ausg. 1615, I, 6, 530. Michovius († 1523), Annales Polonici, I, 3, 30. Cureus, Gentis Sil. Annales, 1571, S. 59 und bei allen Folgenden.

Trebnitz ist viel älter als die Klostergründung. Der Name wird schon bei der Gründung des Vinzenzstifts zu Breslau durch Peter Wlast urkundlich genannt (1139).

100. Der Hedwigsbrunnen unter dem Hauptaltar der Trebnitzer Klosterkirche.

Stadt Trebnitz.

Unter dem Hauptaltar der Trebnitzer Klosterkirche befindet sich ein gewölbter Raum, zu dem man auf einer Anzahl Stufen hinabsteigen kann. Dort sieht man einen Altar und einen steingefaßten Brunnen voll eiskalten, klaren Wassers. Die Andächtigen besuchen ihn zahlreich, trinken, benetzen sich die Augen und nehmen noch Wasser in Flaschen mit. Das Wasser gilt für heilbringend. Dies ist der sogenannte Hedwigsbrunnen. Nach der Sage soll es die Stelle sein, wo Herzog Heinrich I. aus dem Sumpfe gerettet wurde, indem sein Pferd hier wieder festen Fuß faßte und sich aufs Trockene schwang. Der Quell soll damals sofort hervorgebrochen sein und bis auf den heutigen Tag seine heilkräftige Wirkung zeigen.

Im Zusammenhange mit der Sage von der Gründung des Klosters erwähnt von Naso, Sinapius Olsnographia, II, a. a. O. Roland, Topographie, 1839/40, S. 446. Silesia, 1841, S. 65. Gräße, Preuß. Sagenbuch, II, 1871, S. 195.

In der Silesia a. a. O. wird darauf verwiesen, daß es nicht der einzige Brunnen in Schlesien sei, der innerhalb einer Kirche liegt. So befinden sich auch zwei Brunnen in der unterirdischen Kirche der Peterskirche zu Görlitz, ein anderer in der Martinskirche zu Jauer, einer in der Kirche zu Unserer lieben Frau (auch St. Michael genannt) in Goldberg, endlich einer in der kleinen Wallfahrtskirche (Marienkirche) zu Waldenburg.

Besser begründet den Namen „Hedwigsbrunnen" die folgende Sage:

Im Kellergewölbe der katholischen Kirche zu Trebnitz, der ehemaligen Klosterkirche, befindet sich ein Brunnen. Von ihm erzählt die Sage: Als einst Herzogin Hedwig hier Wasser schöpfen wollte, entfiel ihr der goldene Fingerring. Wohl sah man ihn vom Boden des Brünnleins heraufschimmern, doch alle Mühe, ihn heraufzuholen war vergeblich. Denn jedesmal, wenn man danach griff, entschwand er wieder. Noch heute soll man ihn dort sehen, doch nie greifen können. Es wird geglaubt, er verleihe dem Wasser des Brünnleins heilkräftige Wirkung. Alljährlich steigen viele Tausende von Wallfahrern zum Brunnen

hinab, trinken von seinem Wasser und füllen, wenn sie den Ring heraufschimmern sehen, ihre Krüge mit Wasser. Sie sind gewiß, durch dieses Wasser von allerlei Gebrechen geheilt zu werden, und scheiden neugestärkt und erquickt von der geheiligten Stätte.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz 1922, S. 4.

Am 22. August wird die Vesper in dem oben angeführten Kellergewölbe gehalten und den Morgen darauf ein Hochamt zum Andenken der Klosterstiftung (Breslauischer Erzähler 1801, S. 451). Der Brunnen soll 15 Meter tief sein und hat einen Abfluß nach dem Garten. Bei nassem Wetter ist das ganze Pflaster unten überschwemmt (Mitteilung des Kirchenglöckners 1924).

101. Der Hedwigsaltar in der Klosterkirche zu Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Unter den 22 Altären der Stiftskirche zu Trebnitz ist der kleine Hedwigsaltar merkwürdig. Denn dort soll vor alters das Betkämmerchen der heiligen Hedwig gewesen sein, wo die auf ihrem Angesicht liegende und betende Fürstin die Segnung empfangen hat, was noch heute an dieser Stelle mit den Worten angemerkt ist: In hoc loco S. Hedwigis accepit benedictionem a crucifixo Domino. Der Inhalt ihres Gebetes soll, wie eine Legende sagt, die Erhaltung der geistlichen Zucht der Klosterjungfrauen gewesen und sie darauf von der rechten Hand des Kruzifixes mit den Worten gesegnet worden sein: Hedwigis, exaudita est oratio tua. Manche meinen, daß das segnende Kreuz in der Domkirche zu Krakau heute aufbewahrt sei.

Bach, Geschichte und Beschreibung des Klosters Trebnitz, herausgegeben von August Kastner 1859, S. 105.

102. Die erste Grabstätte der heiligen Hedwig in der Klosterkirche.

Stadt Trebnitz.

Sankt Hedwigs Leib wurde erstmalig in der Bartholomäuskirche zu Trebnitz in der Johanniskapelle, links vom Hochaltar, vor dem Altare des Apostels Petrus, beigesetzt, bis nach ihrer Heiligsprechung ihre Gebeine 1268 erhoben und in der

prächtigen Hedwigskapelle beigesetzt wurden, die Erzbischof Wladislaus von Salzburg, Hedwigs Enkel, auf eigene Kosten hatte erbauen lassen. Das alte Grab, welches noch heut eine Marmorplatte mit der liegenden Gestalt der heiligen Hedwig bezeichnet, blieb leer stehen.

Eine Sage erzählt, ein frommer Piast habe sich darin beisetzen lassen, aber keine Ruhe gefunden und mitternachts durch die weiten Klosterhallen irren müssen, bis man seine Gebeine ausgrub und vor der Kapellentür bestattete.

Silesia 1841, S. 66.
Knoblich, Lebensgeschichte der heiligen Hedwig 1860, S. 203.
H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 5 f.

103. Der bläuliche Stein in der Klosterkirche zu Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

„In der Klosterkirche zu Trebnitz wird vor dem Hohen Altare ein bläulicher Stein angetroffen, darauf viel die Probe holen, ob sie dies Jahr werden Erde kauen oder nicht. Schwitzen die Hände, so ist es ein gut Zeichen zum Leben, wo nicht, so ist die Ankündigung des Todes vorhanden."

Joh. Christoph Männlingen, Denkwürdige Kuriositäten, 1713, S. 338.

104. Der halb verbaute zweite Eingang an der Klosterkirche zu Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Auf der Abendseite der Klosterkirche (Pfarrkirche) zu Trebnitz befindet sich ein halb verbauter Eingang, der augenscheinlich dieselbe Form hatte wie der Haupteingang, d. h. kurze Säulchen in den Ecken, verschiedene Blätterkapitelle, Spitzbogen und über diesem ein beinahe rechtwinkliges Giebelfeld. Bei Gelegenheit des Umbaues sind aber die Kapitelle umgekehrt aufgepaßt und eingemauert worden. Von diesem Eingange ist

eine Sage im Munde des Volkes, daß durch ihn eine Äbtissin mit einem polnischen Edelmanne entflohen sei, und daß deswegen der Eingang vermauert worden sei.

In der Tat hat 1610 die Äbtissin Maria von Luck das Kloster verlassen und den Forst- und Teichmeister Hans von Seidlitz geheiratet, nachdem sie das lutherische Bekenntnis angenommen. Ein auf die Flucht bezügliches Freskogemälde befand sich auf der äußeren Seite der Vermauerung des Einganges. Als aber ein Tischler mit der Wiederinstandsetzung des Gemäldes beauftragt wurde, schuf er aus dem Bilde einen großen ungeschlachten heiligen Georg mit frischroten Pausbacken.

Aus dem Aufsatze „Die Klosterkirche zu Trebnitz", in der Silesia 1841, S. 67, K. A. Schmidt, Geschichte des Klosterstifts Trebnitz, 1853, S. 18 f. und 68. Auch Bach, a. a. O. 1859, S. 89.

105. Unterirdische Gänge im Kloster Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Gleich vorn im Klostergarten befindet sich ein steinernes Standbild der heiligen Hedwig, und bis zu dieser Statue soll aus dem Kloster ein unterirdischer Gang führen. Überhaupt wird auch bei diesem Kloster von mehreren da- und dorthin führenden unterirdischen Gängen gesprochen. Was daran Wahres ist, kann nicht festgestellt werden.

K. A. Schmidt, Geschichte des Klosterstiftes Trebnitz, 1853, S. 25.

106. Unterirdischer Gang vom Kloster zu den Fünftischen in Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Vom Kloster Trebnitz soll ein unterirdischer Gang nach den „Fünftischen" führen. Jetzt ist er durch eine eiserne Tür abgeschlossen. Durch diesen Gang soll die heilige Hedwig immer nach den Fünftischen hinaufgegangen sein.

Mitteilung des Kirchenglöckners in Trebnitz, 1924.

107. Die Fünftische bei Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

In dem Rundmauerwerk auf der östlichen Vorhöhe der Stadt Trebnitz, in dessen Mitte ein Kreuz steht und die steinerne Statue der heiligen Hedwig, befinden sich fünf aufgemauerte Erdwälle. Hier auf diesen „fünf Tischen" soll Herzogin Hedwig dreimal im Jahre reiche Vorräte an Lebensmitteln ausgeschüttet haben, Brotmehl, Hirse, Salz, Getreide und Wild. Dann habe sie die Armen der Stadt herbeigerufen und ihre Gäste überreichlich beschenkt.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 6. Erwähnt vom Breslauischen Erzähler 1801, S. 450 und Bach, Geschichte des Klosterstifts Trebnitz, 1803, Kastner, S. 179.

Die Sage hält sich mehr in der katholischen Bevölkerung. Die evangelische hat sie vergessen und hält die weithin sichtbare Ummauerung für einen katholischen Friedhof, die Erdaufwürfe für Gräber, die Hedwigsstatue aber für die der heiligen Maria. Eine evangelische Frau erzählte mir, dort habe Jesus die 5000 Mann gespeist. Bis zu diesem Mauerring geht immer die Flurprozession an den drei Bittagen vor Christi Himmelfahrt. K. 1919.

Über die Entstehung des Rundbaues gibt Joachim an, daß es bei Beginn des Klosterbaues an geeigneten Räumen zur Unterbringung des Baubüros und der Bauleiter gefehlt habe. Daher habe man in einiger Entfernung vom Bauplatze einen dem Winde und Wetter sowie etwaigen Feinden trotzenden Rundbau, nachmals „Fünftische" genannt, errichtet. Nach Beendigung des Klosterbaues habe die heilige Hedwig nun den unbenutzten Platz zur Austeilung ihrer Liebesgaben verwendet. Joachim, Chronik von Trebnitz, 1914, S. 8.

108. Die Kapelle auf dem Weinberge bei Trebnitz.

Kreis Trebnitz.

Die auf dem Gipfel des Weinberges stehende, dem heiligen Donatus gewidmete Kapelle ist dadurch merkwürdig, daß sie von dem Hohen Altare in der Stiftskirche zu Trebnitz so weit entfernt sein soll, als die Schädelstätte von dem Hause des Landpflegers Pilatus in Jerusalem.

Der Breslauische Erzähler, 1801, S. 450.
Bach, Geschichte und Beschreibung des Klosterstifts Trebnitz, 1803, herausgegeben von August Kastner, 1859, S. 179.

109. Die Kapelle auf der „Hedwigsruhe" bei Trebnitz.

Kreis Trebnitz.

Wenn man von Breslau her über Bentkau nach Trebnitz geht, so kommt man unmittelbar vor Trebnitz über einen Hügel, von dem aus man eine wundervolle Aussicht auf die zu Füßen liegende Stadt und ihre Umgebung hat. Hier habe, so geht die Sage, die heilige Hedwig auf ihren Fußwanderungen nach dem ihr so lieben Kloster jedesmal Halt gemacht, um sich auszuruhen. Davon habe der Berg den Namen „Hedwigsruhe" erhalten. Man habe darum auf der Spitze eine Kapelle gebaut, das sogenannte Breslauer Kirchel. Um diesen Ort in frommem Andenken zu halten, wird in der Kreuzwoche ein Umgang dahin geführt. Der Breslauische Erzähler, 1801, S. 450. Bach, Geschichte des Klosterstifts Trebnitz, (1803), Ausgabe Kastner, S. 179.

110. Das Bremmelkirchlein bei Bentkau.

Kreis Trebnitz.

Auf einem mit Linden bestandenen Hügel am Wege nach Bentkau liegt ein kleines, schlichtes Kapellchen, der Muttergottes geweiht. Auf den Wiesen in der Nähe dieses Marienkapellchens hütete einst ein Kuhhirt die ihm anvertraute Herde. Als er eines Abends seine Herde hereintreiben wollte, fehlte ihm der größte und stärkste Stier, und er konnte ihn trotz eifrigen Suchens nicht finden. Man nahm schließlich an, er sei von Landstreichern gestohlen worden. Nach Wochen fanden Wallfahrer das vermißte Tier in dem kleinen Kapellchen. Es war durch eine offenstehende Tür eingedrungen und hatte sich mit seinen Hörnern am Altar festgehakt. Gesund und wohlbehalten konnte er seinem Eigentümer zurückgegeben werden. Man erzählt, die Muttergottes habe an dem Tiere ein Wunder getan, indem sie es gefüttert und dadurch am Leben erhalten habe.

„Bremmel" nennen die Landleute einen Leitstier, und die Trebnitzer bezeichnen das Kirchlein bis auf den heutigen Tag als „Bremmelkirchlein".

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 7f.

Dazu folgende Hexensage:

Hexenritt am Bremmelkirchlein bei Bentkau.

Ein Barbier, der in der Walpurgisnacht an dem Bremmelkirchlein vorüberging, hörte plötzlich über sich ein seltsames Rauschen. Er sah auf und gewahrte zu seinem Entsetzen eine ganze Schar wilder Hexen, die sämtlich auf Besen ritten und auf ihn zukamen. Bei genauem Hinschauen erkannte er, daß die Hexen sämtlich Stadtfrauen waren. Sie umringten ihn, und er mußte schwören, daß er niemand etwas von seiner Beobachtung sagen werde, sonst wäre es um sein Leben geschehen. Er erzählte den Vorgang erst, als er auf seinem Sterbebette lag.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 8.

111. Gründung der Kapelle in der Einsiedelei zu Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Der Einsiedler im Buchenwalde bei Trebnitz erzählt: Den Trebnitzer Fleischern ist einmal ihr Vieh weggelaufen, man hat es lange gesucht und endlich an dieser Stelle wiedergefunden. Zum Andenken daran hat man die Kapelle erbaut. Es ist die Kapelle zu den 14 Nothelfern neben der Einsiedelei.

Mitteilung des alten Einsiedlers, 1908.

Ob hiermit eine Sitte zusammenhängt, die ich im Breslauischen Erzähler 1801, S. 451, angeführt finde, muß ich dahingestellt sein lassen: „Am Fastnachtsmorgen lassen die Fleischer eine Messe lesen, werden dann auf dem Stifte bewirtet und halten nachmittags ein Gans-Wettreiten oder den Hahnenschlag".

Die Kapelle ist in der Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut und 1463 vom Bischof Jodocus eingeweiht worden.

Am Kirchenweihfest stieg der Totengräber (des um die Kapelle liegenden kleinen Friedhofs) auf einen Baum im Buchenwald und warf Kuchen von oben unter das Volk (Breslauischer Erzähler, 1801, S. 451).

112. Der Hedwigsbrunnen im Buchenwalde bei Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Im Buchenwalde bei der Einsiedelei zu Trebnitz ist ein Brunnen, der Hedwigsbrunnen genannt, auf dessen Grunde

sieht man bei hellem Sonnenschein einen goldenen Ring blinken, aber niemand kann ihn heraufholen. Damit hat es folgende Bewandtnis:

Als St. Hedwigis einmal in den Wald gegangen war, um Kräuter zu suchen für Kranke, da begann sie sehr zu dürsten, und es war kein Wasser im weiten Umkreise zu finden, womit sie ihren Durst hätte löschen mögen. Da kniete sie nieder, betete zu Gott und warf dann ihren goldenen Fingerring hinter sich. Wo aber der Ring zur Erde gefallen, da sprudelte zur Stelle eine schöne und klare Quelle hervor, an der sich die Heilige stärkte. Später hat sie dabei eine Klause und ein Kirchlein erbaut. An den Ring aber, der noch auf dem Grunde liegt, sollen sich viele Prophezeiungen knüpfen.

H. Goedsche, Sagenschatz, 1840, S. 57f.
Gräsle, Sagenbuch II, 1871, S. 195.
Heide Exner, Schles. Sagen, S. 109f.

Auch zur Dichtung hat die Sage begeistert. So in der Zeitschrift „Feierabend", herausgegeben von A. Gellrich, Rektor der Stadtschule in Landeshut, Jahrg. 1867, 4. Bändchen, S. 37. Eine „Volkssage" nennt es der Dichter K.

Das Gedicht lautet mit Weglassung unwichtiger Strophen:

Sankt Hedwig sah versinken
In einem Brunnen tief
Ihr Ringlein und es blinken,
Bis sie nach Hilfe rief.

Das Ringlein blieb versunken
Im Hedwigsbrünnlein klar —
Es gleißt wie Feuerfunken
Vom Golde immerdar.

Der Trauring war's gewesen,
Den ihr der Fürst geschenkt,
Vor Vielen auserlesen,
An die man nicht mehr denkt.

Es geht davon die Sage:
Wer's Ringlein Hedwigs fischt,
Der wird am kranken Tage
Von ihrer Huld erfrischt.

Wohl seit 600 Jahren
Man sucht dem Ringlein nach,
Im Hedwigsborn dem klaren
Da sucht man tausendfach.

Und aber geht die Sage:
Wer's Ringlein finden will,
Der muß all' lebend Tage
Den Leumund halten still.

Und aber geht die Märe:
Sankt Hedwigs Ringlein hebt,
Wer anderer Leute Ehre
Nie frevelnd untergräbt.

Und käm ein Mägdlein gangen,
Die schuldlos wie ein Reh,
Die würde es erlangen
Im tiefsten Winterschnee.

Ein Nachklang dieses Gedichts scheint in folgender Bemerkung enthalten zu sein: An den Hedwigsbrunnen im Buchenwalde bei Trebnitz, sonst in Schlesien Hase-Börndel (Haze-Hede) genannt, knüpft sich die Sage, daß beim Wasserschöpfen mit der hohlen Hand die junge Herzogin ihren Trauring darin verloren habe. Wer ihn sehe, suche und fische, werde zeitlebens glücklich.

Bernhard Mannfeld in Prov.-Bl., 1868, S. 211.

Ein Ringwunder wird auch von einer Verwandten der heiligen Hedwig berichtet, der heiligen Kunigunde von Polen, die ihrer Muhme gottseliges Leben sich zum Vorbild genommen hatte. Sie hatte in Ungarn (sie war die Tochter des Königs Bela IV. von Ungarn) ihren Ring in einen Brunnen geworfen, in dem Salzwasser war. Als sie nach Polen kam (sie wurde 1239 mit Boleslaus V., Herzog von Krakau, vermählt), ließ sie nachgraben, und man fand den Ring von Salzkristallen umhüllt. Dort wurde das Salzbergwerk Wieliczka entdeckt.

113. Woher Dorf und Schloß Schawan (Schawoine) den Namen haben.

Kreis Trebnitz.

„Schawan soll der andächtigen Hedwig Kammergut gewesen sein, da sie öfters verkehret, auch ein prächtiges Schloß dahin gebauet hätte, dahero es Schawan, soviel als Schauan, wäre benannt worden, weil jedermann dasselbe mit großem Verwundern anschauen müssen, wiewohl heutiges Tages vom Schlosse nichts mehr anzuschauen ist."

Sinapius, Olsnogr., II, 1706, S. 646.

Schawoine war allerdings das Leibgedinge der heiligen Hedwig, welches ihr Gemahl ihr zum Witwensitz eingerichtet hatte. Daß sie aber daselbst ein prächtiges Residenzschloß gehabt, ist nicht richtig und hätte auch ihrem einfachen Sinn nicht entsprochen. So sagt mit Recht Bach, Geschichte des Klosterstiftes Trebnitz, Ausg. Kastner, 1859, S. 126, indem er auf die Sage Bezug nimmt.

114. Ursprüngliche Größe von Massel.

Kreis Trebnitz.

„Massel ist ehedem eine volkreiche Stadt gewesen, die von Pawellau bis Oels gereicht hat." So lautet die Sage, die noch heute bei den Ortseingesessenen lebendig ist.

Richtig ist lediglich, daß die Gegend von Pawellau bis Oels in vorgeschichtlicher Zeit stark besiedelt gewesen ist. Zahlreiche

Funde aus dieser alten Kulturgegend an der nördlichen Abdachung der Trebnitzer Hügel geben Zeugnis davon. Die Sage hat daraus eine zusammenhängende Stadt von riesiger Größe gemacht. R. Nitschke, Sagen eines Schlesischen Dorfes, in Schles. Heimatblätter, 4. Jahrg., 1910/11, S. 380.

Die Angabe bei H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 54, daß das Dorf Massel das berühmte Massilia oder Hogolmatia gewesen sei, ist gelehrte Phantasie.

115. Die Gründung der evangelischen Kirche zu Massel.

Kreis Trebnitz.

Die evangelische Kirche zu Massel wurde im Jahre 1592 von dem Burggrafen Otto von Dohna erbaut, der damit einen stets gehegten Wunsch seiner aus Neumarkt in Thüringen stammenden Mutter Katharina, geb. von Riedesel, erfüllte. Diese war der evangelischen Lehre zugetan und wollte, als sie den Bau veranlaßte, jedenfalls eine Hofkirche errichten lassen, deshalb sollte die Kirche in unmittelbarer Nähe des Schlosses erbaut werden. Dies ist jedoch nicht geschehen, sondern sie wurde auf einem Hügel mitten im Dorf errichtet. Den Grund soll folgendes sagenhafte Ereignis gebildet haben: Eines Tages fuhr der Burggraf Otto von Dohna vierspännig durchs Dorf, und als er auf den Sandhügel kam, dessen Stirn jetzt das Gotteshaus ziert, stürzten alle vier Pferde, ohne daß ein äußerlich wahrnehmbares Zeichen bemerkt worden wäre. Die Pferde wurden auf die Beine gebracht, aber sie fielen sofort wieder nieder (auf die Knie). Da sprang der Graf aus dem Wagen und rief: „Hierher soll die Kirche zu stehen kommen!"

Die Sage pflanzte sich lange Zeit mündlich fort und wurde im Jahre 1681 von dem damaligen Pastor Littmann zum ersten Male niedergeschrieben in seiner „Geschichte der Parochie Massel". R. Nitschke, Sagen eines schlesischen Dorfes, in Schles. Heimatblättern, 4. Jahrg., 1910/11, S. 380.

Etwas anders erzählt die Sage Joachim:

Burggraf Otto zu Donau, Besitzer von Massel und Zauche, ritt eines Tages, nur von einem Knechte begleitet, auf die Jagd.

Es war ein drückend heißer Sommertag. Als Burggraf Otto so im Walde dahinritt, stieß er auf die Fährte eines Wildschweins und verfolgte es eifrig. In seinem Jagdeifer übersah er ganz, daß der Himmel sich verdüsterte und ein Gewitter heraufzog. Sein Knecht erst machte ihn auf das drohende Unwetter aufmerksam. Es war höchste Zeit zur Umkehr, denn der Weg nach Massel zurück war noch weit. In scharfem Trabe ritten nun die beiden dem Dorfe zu. Doch rascher als sie war das Gewitter. Der Donner rollte gewaltig, Blitz auf Blitz fuhr vom Himmel hernieder, und es regnete in Strömen. Nicht weit entfernt vom Schlosse, auf dem jetzigen Kirchberge, fuhr ein Blitz hart vor Ottos Pferde in den Boden. Betäubt sanken Roß und Reiter zur Erde. Der Knecht brachte seinen Herrn aufs Schloß, und nach vielen Stunden erwachte Otto aus seiner Betäubung.

Aus Dank über diese wunderbare Rettung beschloß Otto, den Plan seiner toten Mutter, in Massel eine Kirche zu bauen, zu verwirklichen. Die Arbeit wurde bald darauf in Angriff genommen, und die Kirche wurde auf der Stelle errichtet, wo Otto vom Blitze betäubt niedergesunken war. Am Sonntag Lätare 1592 fand dann die feierliche Einweihung der Masselschen Kirche „zur heiligen Dreifaltigkeit" statt.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 9.

116. Woher der Name des Dorfes Wilkawe.

Kreis Trebnitz.

In den Wilkawer Wäldern hauste einst ein Wolf (wilk). Als einmal ein Mann von dort nach Karoschke zur Kirche ging, wurde er von dem Wolfe zerrissen. Seit der Zeit heißt der Ort Wilkawe, d. h. Wolfsdorf.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 13.

117. Wie das Dorf Karoschke entstand.

Kreis Trebnitz.

In slawischer Vorzeit riß nach der Sage einmal eine gewaltige Wasserflut den Erdboden von Mittag und Abend her

tief auf, so daß die Mieschen (niże = Niederung), zwischen Obernigk und Karoschke gelegen, entstanden und sich der lange Hohlweg auf Schimmelwitz zu bildete. Die vorhandenen Holzhütten wurden weggeschwemmt, die Bewohner in ihnen konnten sich nicht mehr flüchten, sondern wurden in ihren Hütten von der Flut mit weggetragen. Als sich das Wasser wieder verlaufen hatte, zeigte es sich, daß sich die Hütten an der tiefsten Stelle des Tales festgesetzt hatten. Da sagten die Leute, die ehemals auf den Hügeln zerstreut gewohnt hatten: „Nun bleiben wir hier, damit bei einer neuen Überflutung das Wasser uns nicht erst herzuschwemmen braucht" und bauten hier das Dorf Karoschke.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 16.

118. Woher der Name des Dorfes Kummernigk.

Kreis Trebnitz.

In Kummernigk, einer Kolonie des Dorfes Kawallen, stand in früheren Zeiten ein großes Schloß. Ein Schloßherr hatte seine Frau aus Eifersucht in eine Wand einmauern lassen. Jede Mitternacht ging von nun an ihr Geist klagend in allen Gemächern umher, bis im Dreißigjährigen Kriege das Schloß zerstört und vernichtet wurde. Wegen ihres allnächtlichen Klagens, dem Ausdruck ihres endlosen Kummers, ward der Ort Kummernigk genannt.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 13.

119. Woher die vielen Edelsitze in der Trebnitzer Gegend kommen.

Kreis Trebnitz.

In dem fruchtbaren und an reizenden Gegenden und Aussichten sehr reichen Trebnitzer Gebirge befinden sich ungefähr 50 Rittergüter mit zum Teil stattlichen Schlössern, zum Teil noch altertümlichen, einfacheren Wohnhäusern. Und die zu ihnen gehörigen Dörfer enthalten nur kleine Rustikal-, ehemalige Dreschgärtner-Stellen, keine Bauerngüter. Dies soll darin seinen

Grund haben, daß in der grauen Vorzeit einmal der Teufel sich das Vergnügen gemacht habe, alle Edelleute Schlesiens in einen großen Sack zu stecken, um diesen auf der rechten Seite der Oder durch Schlesien zu schleppen. Als er nun den Sack über die Trebnitzer Berge hinzog, rissen diese ein Loch in den Sack, und es fielen aus ihm eine Unzahl der Eingesperrten heraus und erbauten die jetzt noch vorhandenen zahlreichen Edelsitze.

Nach der Erzählung eines alten adligen Rittergutsbesitzers dieser Gegend, mitgeteilt von A. T. in Prov.-Bl., 1866, S. 36 f.

Offenbar eine Nachbildung der Schwenckfelderſage vom Probsthainer Spitzberge.

120. Ehemaliger größerer Umfang von Guhrau.

Stadt Guhrau.

Nach der Überlieferung soll sich der Umfang von Guhrau ehedem viel weiter als gegenwärtig erstreckt haben, und zwar bis an die sogenannte Färbereiwiese hinter Kainzen, dies Dorf selbst mit umfaßt, auch sechs Kirchen in sich begriffen haben und sehr volkreich gewesen sein. Zimmermann findet diese Sage nicht unbegründet.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1791, X, S. 381.

Sehr viele sind der Meinung, Guhrau sei früherhin viel größer gewesen als jetzt und habe das Dorf Alt-Guhrau mit in sich gefaßt, oder es habe zuerst auf dessen Stelle, und zwar an und auf dem noch bedeutenderen Hügel daselbst gestanden. Denn auch Guhrau liegt um einen Hügel herum, auf dem seine Pfarrkirche steht.

Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 2 (1831), S. 75.

121. Ursprung des Städtchens Herrnstadt.

Kreis Guhrau.

Die Stadt Herrnstadt führte zur polnischen Zeit den Namen Wążciorz, d. h. Schlangenstadt. Für beide Namen laufen Sagen um.

Der polnische Name erklärt sich aus der sumpfigen Beschaffenheit des Ortes und der Gegend, die vielen Schlangen

günstige Lebensbedingungen bot. Allein die Sage knüpft an einen besonderen Vorfall an: Ein polnischer Schwarzviehhändler lagerte mit seiner Herde auf der Stelle des jetzigen Schießhauses, um hier zu übernachten. Die Fischer warnten ihn vor den hier hausenden vielen Schlangen, die eben jetzt in der Paarungszeit besonders gefährlich wären. Er aber meinte, seine Schweine würden sich die Schlangen schon gut schmecken lassen. Als er jedoch am Morgen erwachte, sah er, daß in seiner Nähe eine ungeheure Menge Schlangen sich ringelten und daß der Treiber seiner Herde ganz von ihnen bedeckt war. Er fürchtete ihren wahrscheinlichen Anfall und entging ihm nur durch die schnellste Flucht auf seinem Pferde. Der später entstehende Ort soll davon den Namen Schlangenstadt erhalten haben.

Der deutsche Name Herrnstadt soll auf folgende Weise entstanden sein: Ein vornehmer Edelmann kam auf der Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war, in diese noch ganz von Wald bedeckte Gegend und fand auf der Flußinsel, auf der Stelle des jetzigen Schlosses, einige Fischerhütten. Die Bewohner sagten ihm, daß unweit der Insel eine lebhafte Tauschhandelstraße (Sniec) von Schwetzkau an der Oder nach Bojanowo vorüberführe. Diese Auskunft und die feste Lage des Ortes bewogen ihn, bald nachher an dieser Stelle ein Jagdschloß zu erbauen, um das herum sich die übrigen Herren seines Gefolges ansiedelten. Deshalb wurde nun die entstehende Stadt von den Umwohnern „Herrnstadt" genannt.

Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 2 (1831), S. 164.
Auch H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 86.

122. Der Name des Dorfes Kammelwitz.

Kreis Steinau.

Der Ort Kammelwitz im Raudtenschen Weichbilde soll seinen Namen von einem Kamele haben. Man sieht das Zeichen des Tieres sowohl im Gerichtssiegel als auch auf dem Geboteisen der Gemeinde. Zimmermann vermutet, daß die Lage des Ortes dazu Veranlassung gegeben habe, denn mitten im Dorfe be-

findet sich ein spitziger Berg, auf dem die Kirche und das Pfarrhaus steht, so daß das Dorf den Höcker eines Kamels zu haben scheint. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1787, VII, S. 324.

123. Die ursprüngliche Lage der Stadt Wohlau und der Ochsenstein.

Stadt Wohlau.

„Diese Meynung (daß Wohlau ursprünglich wo anders gegründet worden, also verrückt worden ist) machet wahrscheinlich eine Gegend, wo man vor Krum-Wolau nach Alt-Wolau gehet und der Ochsen-Pusch heißt, daß daselbst etwan der Markt-Platz gewesen, nach dessen Abgang Bäume und Sträucher gewachsen und auch noch Wiesen seyn, darinnen lieget ein Stein, von welchem die alte Rede ist, daß es ein in Stein verwandelter Ochse sey, den der Treiber verflucht. Der Stein stellet nur den Rücken eines Ochsen vor, wenn er liegt und sich krümmet. Ich könnte hierbey viel reden, daß es kein — Holländischer Ochse (gewesen); denn der Stein ist zu klein. Aber ich — sage, der Stein ist kein Heiligtum gewesen, darzu sie die Heyden auch gemacht — sondern es ist eine Figur, von Natur so gebildet und gewachsen." Köllner, Wolaviographia, 1728, S. 45 f.

124. Wohlau, Krummwohlau und Altwohlau.

Kreis Wohlau.

„Unsere Stadt hat den Nahmen mit zwey nahen Dörffern gemein, doch unterscheidet sich jedes durch einen besonderen Bey-Nahmen, eines heist Krum-Wolau, das andere Alt-Wolau. Ob die Stadt im Anfange, wie die meisten, ein Dorff gewesen und aus diesem eine Stadt worden — oder bald darzu angeleget, kan (ich) nicht gewiß sagen: vermuthlich ist dieses, weil nach der alten Rede die Stadt von ihrem ersten Orte, bey dem Burg-Wall im schwarzen Walde, um mehrerer Festigkeit und Sicherheit willen oder aus andern Ursachen auf diese Stelle verrücket worden."

„Die Verrückung der Stadt wil der Ort wahrscheinlich machen, wo sie hingesetzet, der ist morastig und die Stadt mit Sümpffen umbgeben, wo die Alten ihre Wohnungen gehabt."

Köllner, Wolaviographia, 1728, S. 12 u. 18.

125. Gründung und Name der Stadt Wohlau.

Stadt Wohlau.

Es sind einst einem Manne aus der Nachbarschaft der späteren Stadt Wohlau seine Ochsen davongelaufen, und als er sich nun aufmachte, sie zu suchen, da fand er sie an einer Stelle behaglich grasend, zugleich aber auch eine so reichliche Weide daselbst, daß er sich an diesem Fleck ansiedelte, und seinem Beispiele folgten bald mehrere andere, so daß allmählich eine Stadt entstand. Weil nun der Ochse im Polnischen wół heißt, hat man die Stadt Wola geheißen, wie sie in alten Urkunden auch genannt wird, also Ochsenstadt. Auch ist der Stadt Wappen und Wahrzeichen ein Ochse.

Andere sagen, der Ort habe in früherer Zeit einen starken Handel mit Ochsen getrieben, und daher Namen und Wappen erhalten. Ein Teil der Stadt heißt noch der Ochsenbusch.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 63.

126. Eine andere Sage von der Gründung Wohlaus.

Stadt Wohlau.

Als die slawischen Völker, die das heutige Schlesien bewohnten, im 10. und 11. Jahrhundert anfingen, sich feste Wohnsitze zu bauen, da wollten sich auch die Bewohner der Gegend von Wohlau auf den Höhen des heutigen Baumgarten einen solchen errichten. Die Stämme und Pfähle fällten sie in den umliegenden Wäldern. Als sie diese so weit hergerichtet hatten, um am folgenden Tage mit dem Bau zu beginnen, wurden sie am Morgen von großem Schrecken ergriffen; denn die Stämme und Pfähle waren über Nacht verschwunden. Im Laufe des Tages fanden sie diese im Sumpfe wieder. Mit

großer Mühe schafften sie alles wieder an denselben Ort. Am andern Morgen waren sie wieder vom Bauplatz verschwunden. Die dritte Nacht paßten sie auf, und nun sahen sie das folgende: Ein wilder Ochse trat aus dem Walde und schritt auf den Bauplatz. Mit seinen starken und breiten Hörnern gabelte er die Stämme auf und warf sie umher, daß sie den Berg von Baumgarten hinunterkollerten bis in den Sumpf, auf dem heut Wohlau erbaut ist. Dabei stieß der Ochse ein wildes, fürchterliches Brüllen aus, das den Bewohnern wie „Wulla" oder „Wohla" erklang. Dieses Benehmen des Ochsen wiederholte sich noch öfters, und so hielten es die Bewohner für ein göttliches Zeichen und beschlossen, ihre Ansiedlung im Sumpfe zu bauen. Man ging an die Arbeit, Pfähle wurden in den Sumpf geschlagen, und ein Pfahldorf entstand dort, wo heute das steinerne Wohlau steht. Nach dem Gebrüll des Ochsen nannten sie das Dorf Wula. Aus diesem Worte ist der Name Wohlau entstanden, und die Stadt Wohlau führt in ihrem Wappen noch heute das Ochsenbild.

Mündlich von Ackerbürger Proske in Wohlau. Heimatblätter des Kreises Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 56.

127. Herzog Wladislaus II. gründet das Schloß zu Wohlau.

Stadt Wohlau.

Wladislaus II., der erste schlesische Herzog, der von seinen Brüdern 1148 aus dem Lande vertrieben wurde, soll bei seiner Wiederankunft mit Unterstützung des Kaisers Friedrich Rotbart, da ihn viel Deutsche von Adel begleiteten, 1159 bis Wohlau gekommen sein und zur Sicherheit vor seinen Brüdern ein schlicht aus Bohlen gezimmertes Haus an einem brüchigen Orte, wo jetzt das Schloß steht, erbaut haben. (Andere schreiben den Bau seinem Sohne Konrad I. zu.) An dem sumpfigen Orte, wo lauter Rüstern standen, ist dieses aus Bohlen gefertigte Haus allmählich gebessert und durch und durch von

Stein und Ziegeln gemauert, mit Graben und Brücke versehen, von der Stadt abgesondert errichtet worden.

Nach Köllner, Wolaviographia, 1728, S. 103 u. 182.

128. Julius Cäsar gibt Leubus den Namen Lubens.

Kreis Wohlau.

In Leubus wird aus der Vorgeschichte des Ortes folgende Sage erzählt:

Julius Cäsar sei einst mit seinem Heere bis hierher vorgedrungen. Seinen Leuten habe der Ort gefallen, und sie hätten ihn gebeten, hier ein Lager aufzuschlagen. Gern sei er auf ihr Bitten eingegangen mit den Worten: Lubens (libenter) hic manebo. Von der Zeit an soll der Ort Lubens (Leubus) geheißen haben. (Gelehrte, nicht volkstümliche Deutung.)*

Wels, Kloster Leubus, 1908, S. 24.

Auch die Versus Lubenses, eine aus dem Kloster Leubus herrührende lateinische Chronik aus dem 14. Jahrhundert, berichtet die Sage, und im Oberstock des Prälaturgebäudes, dem sogenannten Sommerrefektorium, befindet sich eine Illustration dazu.

Die Ableitung ist natürlich falsch, der Name kommt vom poln. luby = amabilis, angenehm, lieblich. Doch dazu Olgierd Górka, Über die Anfänge des Klosters Leubus, Darstellungen und Quellen, 18. Bd, 1913, S. 2, der es von einem polnischen Adelsgeschlecht Luba oder Luby ableitet.

129. Der Götzentempel zu Leubus und die Gründung des Klosters.

Kreis Wohlau.

Dort, wo jetzt das Kloster Leubus steht, sollen die alten Heiden einen Tempel gehabt haben, in dem sie ihren Gott Hus oder Hieß verehrten, den Gott des Krieges, dem sie Menschenopfer darbrachten. Herzog Casimir I. von Polen aber zerstörte den alten Heidentempel, vertrieb die Götzendiener und legte den Grundstein zu dem Kloster, baute es stattlich und beschenkte es, im Jahre 1053. Von dem Kloster zu Cluniac (Cluny) in Frankreich, wo er selbst vorher Mönch gewesen war, ehe er zum

* Die Deutung geht auf Kadlubek (um 1218) zurück.

Throne berufen wurde und vom Heiligen Vater die Dispensation bekam, ließ er Benediktinermönche kommen und besetzte mit ihnen das Kloster. Sie besaßen das Stift wohl hundert Jahre, weil sie aber in Üppigkeit und Schwelgerei verfielen, vertrieb sie Herzog Boleslaus der Lange (1179) und setzte den Orden der Zisterzienser ein.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 67.

Der Bau des Tempels wird Julius Cäsar zugeschrieben. So sagt das Schlesierbuch 1825, S. 187, Julius Cäsar sei bis hierher vorgedrungen und habe dem Mars* einen Tempel gebaut und dem Orte wegen seiner schönen Lage den Namen Lubens gegeben (s. vorangehende Sage). So erzähle die Legende. Den Namen Cäsars bringen zuerst polnische Schriftsteller in die Geschichte von Leubus hinein. So sagt die Cronica Principum Poloniae (auf Kadlubek und Martinus Gallus fußend) bei Sommersberg I, S. 39: Boleslaus Altus habe das Kloster Leubus gegründet an der Stelle, wo Julius Cäsar ein Schloß (castrum) gebaut und ein Heiligtum heidnischer Götter (phanum ydolorum) gestanden habe.

Die Sage von dem Marstempel hat sich bis in unsere Tage erhalten. So in folgendem Bericht:

Das alte heidnische Schloß und der Marstempel zu Leubus.

Nach der Überlieferung von Leubus soll einst ein heidnisches Schloß an der Stelle gestanden haben, wo einige alte Gemäuer als letzte Überreste gegen die heutige evangelische, frühere St. Jakobskirche, hin zu sehen sind. Auch soll ein Marstempel da gestanden haben, wo jetzt ein alter Turm in der Gartenmauer steht.

Kasimir I., der sagenhafte König von Polen, soll an der Stelle, wo bisher das heidnische Schloß gestanden, ein Kloster

*) Ältere deutsche Schriftsteller, wie Nic. Pol, Naso, Thebesius, Zimmermann schweigen von Cäsar und dem Marstempel und sprechen vernünftigerweise nur von einem heidnischen Abgotte oder einem heidnischen Schlosse, darinnen man den Abgöttern geopfert habe.

haben bauen lassen, das er mit sechs Benediktinermönchen aus Clugny 1050 besetzt habe. Es soll an der Stelle der St.-Jakobskirche gestanden haben.

Wels, Kloster Leubus, 1908, S. 24.

130. Götzenaltar und Götzenbild zu Städtel-Leubus.

Kreis Wohlau.

„Es ist eine Überlieferung von vielen Jahrhunderten, daß in der Gegend von Leubus ein uralter Götzendienst gepflogen worden ist; und daß vor 20 bis 30 Jahren (um 1700) noch die Trümmer von einem Götzenaltar gestanden haben, die man in eine christliche Kapelle verwandelt hat. Unter den lateinischen Versen, die man des Andenkens halber über den Eingang geschrieben, lautet der letzte also:

Daemonis ara prius tua transit in atria, Christe.

oder zu Deutsch:

Was vor des Teufels Tempel war,
Wird itzt ein Christliches Altar.

Wie mich denn auch glaubwürdige Leute versichert, man habe in dem berufenen Kloster Leubus selbst ein altes hölzernes Götzenbild, das man im Walde gefunden, viele Jahre aufgehoben, aber zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus allzu eifriger Andacht, um alle Gedächtnisse des Heidentums auszurotten, verbrannt."

Christ. Stieff, Schles. Histor. Labyrinth, 1737, S. 48.

Dazu ein Bericht aus neuerer Zeit:

Dort wo das hochgelegene prächtige Gotteshaus von Städtel-Leubus weithin in das Odertal schaut, ist auf einer etwas erhöhten Stelle des umliegenden Friedhofes ein Kreuz zu sehen. Dort soll das ursprüngliche Gotteshaus, eine kleine hölzerne Kapelle zu Ehren des heiligen Evangelisten Johannes, gestanden haben. Die Sage berichtet, daß sich vorher an dieser Stelle ein heidnisches Götzenbild befunden habe.

Wels, Kloster Leubus, 1908, S. 57.

131. Das Mondschützer Schloß mit seinen spukhaften Erscheinungen.

Kreis Wohlau.

In dem Schlosse, das vor dem von Friedrich von Stosch (1579 – 1633) erbauten bestand, ist regelmäßig einige Zeit, bevor ein Familienmitglied starb, eine weiße Frau erschienen. Es hat sich dann eine Tür, durch die man in den Speisesaal gehen konnte, in Gegenwart der im Zimmer befindlichen Personen geöffnet und sich die weiße Frau gezeigt. Erschien sie nur allein, so kündigte sie den Tod eines erwachsenen Familienmitgliedes an, hatte sie aber ein Kind auf dem Arme, so bedeutete das, daß ein Kind sterben werde.

In dem von Friedrich von Stosch erbauten Schlosse kündigte sich der Tod anders an. Es ließ sich einige Wochen vorher das sogenannte Totenhämmerlein hören. Wie Melchior Friedrich von Stosch in seiner Genealogie berichtet, war dies auch bei dem Tode seiner Mutter im Jahre 1693 der Fall. Acht Tage vor ihrem Ende siedelte sie aus der Wohnstube in das Gewölbe um, das man einst beim Abbruch des alten Schlosses hatte stehen lassen. Sie hoffte hier mehr Ruhe zu finden. Aber nicht nur in der Wohnstube, sondern auch in dem Gewölbe ließ sich das Totenhämmerlein am Fenster hören und kurze Zeit vor ihrem Tode auch am Bettende. Sofort nach ihrem Ableben war aber alles vollkommen still.

Dasselbe wird sogar von dem Verfasser der Genealogie berichtet, als er im Jahre 1727 starb.

Dr. Schallehn in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 40, aus Melchior Friedrich von Stoschs Genealogia derer von Stosch., 1736.

132. Die Hedwigskapelle zu Dyhernfurth.

Kreis Wohlau.

Die Hedwigskapelle zu Dyhernfurth ist eine kleine von Abraham Freiherrn von Dyhern gestiftete katholische Kirche für die Feier der Feste St. Hedwig, Bartholomäi und corporis

Christi. Diese Kapelle liegt auf der Abendseite der Stadt am Ende einer mit Stationen versehenen Buchenallee. Als Merkwürdigkeit und Grund der Stiftung wird unter dem Hauptaltar ein großer Stein mit dem eingedrückten Fußtapfen der heiligen Hedwig gezeigt. Diesen soll sie hinterlassen haben, als sie auf ihrem Wege nach Leubus darauf trat.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 264. Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 1 (1828), S. 263. Roland, Topographie von Breslau, 1839/40, S. 451. Knoblich, Lebensgeschichte der heiligen Hedwig, 1860, S. 270.

Vierhundert Jahre war dieser Stein im Freien allgemein geehrt worden, ehe die Kapelle über ihm erbaut wurde. Bischof Sebastian von Rostock weihte sie 1666 am Tage Johannis Enthauptung.

133. Der unterirdische Gang vom Karmeliterkloster zu Groß-Strenz in die Kleinstrenzer Hölle.

Kreis Wohlau.

Bis in die Neuzeit hat sich das unsinnige Gerücht erhalten, daß die Karmelitermönche zu Groß-Strenz von ihrem Kloster einen unterirdischen Gang bis in die Kleinstrenzer Hölle angelegt hätten, um bei feindlichen Belagerungen oder bei sonstigen Unheil verkündenden Vorkommnissen die Möglichkeit eines gesicherten Entkommens zu haben.

Den Anlaß dazu dürfte die in der Nähe des „Wilden Waldes" (Kleinstrenzer Hölle) ausgeschachtete gewaltige Sandschlucht gegeben haben, welche aber der Entnahme des Sandes seitens der Mönche zu ihrem Kloster- und Kirchenbau ihr Entstehen verdankt. Auch die hier und da gelegentlich des Schürfens nach Braunkohle angefangenen, nachher verlassenen Stollen müssen dazu herhalten, in ihnen den Endpunkt eines solchen unterirdischen Ganges zu erblicken.

Pfarrer Mager in Heimatblättern des Kreises Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 28.

134. Der geplante Klosterbau auf dem Kapellenberge bei Klein-Strenz.

Kreis Wohlau.

Man weiß zu erzählen, daß der Nachtjäger mit seiner Gefolgschaft jene unheimliche Macht gewesen sei, die den ursprünglich auf dem Kleinstrenzer Kapellenberge geplanten Klosterbau vereitelt hat. So oft die Maurer auf diesem Berge (der laut einer Urkunde vom 16. Mai 1680 den Namen „Karmel" führt) mit den Mauerarbeiten begannen, wurden sie unsichtbarerweise durch höhere Gewalt daran gehindert.

Pfarrer Mager in Heimatblättern des Kreises Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 28.

135. Woher der Name Siegda.

Kreis Wohlau.

Zwischen Wohlau und Trachenberg liegt das Dorf Siegda, unter dem Volke Sitte genannt. Die Sage erzählt, daß in frühesten Zeiten hier eine große Schlacht stattgefunden habe und daher der Name Siegda komme. Die Sage findet Unterstützung in den Funden, die man hier auf dem Felde gemacht hat: Menschenknochen, uralte Waffenstücke und Totenurnen.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 64.

136. Das Städtchen Winzig und der Winziger Wein.

Kreis Wohlau.

Winzig, das alte Winnica, heißt auf Deutsch Weinberg. Weinbau war einmal die Hauptbeschäftigung der Bürger, ein blühender Erwerbszweig. Das Wappen von 1512 kündet davon mit seiner Weinranke im Schilde. Seit über 100 Jahren ist das letzte Denkmal der Winzerei auf dem Greschiner Weinberge, jetzt Kirschberg, verschwunden, es war eine Kelter, die dem Erdboden gleich gemacht wurde.

In der Sage hat sich das Andenken an den Winziger Weinbau bis heute erhalten. „Mordwein" nannte man ihn. Und es

wird erzählt, daß einmal, als die Weinlese bevorstand, in einer Nacht alle Trauben die Beute eines lüsternen Fuchses geworden seien. Aber der Diebstahl rächte sich fürchterlich, der Fuchs verendete unter grimmigen Schmerzen, der Wein hatte ihn vergiftet. Da kam das Volk auf den Gedanken, daß man den Wein statt des Galgens benützen könne, wenn jemand hingerichtet werden solle, und beantragte beim Rate die Abschaffung des Galgens. Der Antrag fand eine poetische Fassung, die also lautet:

Uns hat der Wein getötet
Den Fuchs in seinem Balgen,
Was brauchen wir da weiter
Für uns noch einen Galgen.

Muß einer von uns hängen,
Dann richten wir's so ein:
Wir geben ihm vorm Tode
Ein Glas von unserm Wein.

Nach dem Berichte eines behäbigen Rentners, mit dem Martin Illig ein Stündchen unter dem Laubendache des „Schwarzen Adlers" in Winzig zusammensaß.

Martin Illig, Das festliche Winzig, in den Schlesischen Heimatblättern, 2. Jahrg., 1908/09, S. 340.

Daß für das deutschsprechende Volk der Name Winzig nicht mehr an „Wein" anklang, sondern mit „wenig" gleichgesetzt wurde, geht aus einem bekannten Scherz hervor, den Gomolcke erzählt:

„Als einst ein Bote zu dem unruhigen Herzog Hans von Priebus kommen, so fragte ihn der Herzog: Männlein, hast Du etwas gessen? Der Bote sagte: Gnädiger Herr, winzig (wenig) habe ich gessen. Darauf der Herzog: Hast Du Winzig gessen, so beiß Wohlau dazu, so hast Du mein ganzes Fürstentum verschlungen." Gomolcke, Wegweiser durch gantz Ober- und Nieder-Schlesien, 1735, S. 23.

137. Die Kommende zu Striegau von den Tempelherren erbaut.

Stadt Striegau.

Vom Ursprunge der Kommende zu Striegau kann nichts bestimmt werden. Man erzählt nach handschriftlichen Nach-

richten, daß diese bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts dagewesen und vermutlich von den Tempelherren erbaut worden sei. Nachgehends haben sie die Malteser an sich gezogen.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, V, S. 206.

138. Bauten und Besitz der Tempelherren in der Nähe von Striegau.

Kreis Striegau.

Am Fuße des Breitenberges bei Striegau erblickt man vor Pilgramshain ein Büschchen, bei dem nach der Sage, die noch jetzt durch den Mund der Einwohner von Striegau und der Umgegend geht, etwas rechts am Damme eine Tempelfeste, in der die Templer gewohnt haben sollen, gestanden hat. Man hat erst in späteren Jahren dort nicht allein eine Menge Grundsteine eines Gebäudes bei der Ackerzurichtung gefunden, sondern auch Gewölbe entdeckt.

Auch sollen die Tempelherren die Güter Pilgramshain und Niederstreit in Besitz gehabt haben. Ersterer Ort hatte im früheren Gemeindesiegel einen Pilger mit dem Stabe, und Pilgramshain ist derjenige Ort gewesen, wo die Pilger, die da zu den Tempelherren gewallfahrtet kamen, in großer Anzahl genächtigt haben; weshalb auch der Name diesem Orte zuteil geworden sein soll.

Richter, Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 19 f.

Daß die Tempelherren auf dem St. Georgenberge bei Striegau vor Zeiten ihren Sitz und ihre Wohnung gehabt, berichtet Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 146.

139. Das untergegangene Gut Platschkau.

Kreis Striegau, Grenze des Liegnitzer Kreises.

In uralten Zeiten lag ein Ort zwischen Hulm und Ausche, der den Namen Platschkau geführt hat. Die Güter Hulm, Platschkau und Ausche gehörten den drei Brüdern von Taubadel. Der Besitzer von Platschkau hinterließ weder Frau noch Kinder. Nach dem Tode erbten die Brüder dieses Gut und teilten sich gemeinschaftlich in die Feldmark, so daß heut noch ein Teil zu

Hulm und ein Teil zu Ausche gehört. Wegen den Dominialrechten losten die Brüder, wonach das Los dem Besitzer von Hulm zufiel, der heut diese Rechte noch besitzt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ein kleiner Ort gewesen, denn die Feldmark, die den Namen Platschkau führt, ist unbedeutend. Ebenso klein muß die Gemeinde gewesen sein.

C. F. W. Richter, Histor.-topograph. Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 483.

140. Woher der Name der Stadt Neumarkt.

Stadt Neumarkt.

Gomolcke sagt: „Neumarkt ist im 12. Seculo eine berufene Stadt gewesen, maßen sie neun Märkte in ihrem Bezirk gehabt, daher sie auch Neunmarkt genennet worden." Die Bewohner hätten aber eine große Torheit begangen, indem sie die Gattin des tatarischen Kaisers Bathus, die sich im Jahre 1240 bei ihnen aufgehalten, überfallen, getötet und ihrer reichen Schätze beraubt hätten. Das sei der Grund für den Tatareneinfall 1241 gewesen, und nach der Schlacht bei Wahlstatt wären sie nach Neumarkt gezogen und hätten zur Rache die ganze Stadt zerstört. Nach ihrem Abzuge hätte man die Stadt neu aufgebaut und sie nun „Neumarkt" genannt.

Daniel Gomolcke, Wegweiser durch ganz Ober- und Nieder-Schlesien, 1735, S. 13.

141. Das ehemalige Minoritenkloster zum heiligen Kreuz zu Neumarkt.

Stadt Neumarkt.

Dieses Gebäude steht an der Stadtmauer innerhalb der Stadt, wo diese zwischen der Morgen- und Mittagseite einen Winkel macht.

Einer Überlieferung nach soll dieses Kloster eine Stiftung der heiligen Hedwig vom Jahre 1212 sein, die sich nach einem alten handschriftlichen Berichte und der Meinung des Volkes damals oft auf der alten Burg zu Neumarkt aufgehalten habe.

Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3 (1834), S. 520.

II. Gebildsagen.

142. Das Bild im Schlosse zu Neuhaus und der letzte Bär im Waldenburger Tale.

Kreis Waldenburg.

Wie auf der Kynsburg die Begebenheit mit dem Junker von Eben durch ein Bild der Nachwelt erhalten worden ist, so ist auch im Schlosse Neuhaus bei Dittersbach ein Bild der Träger der Sage vom letzten Bären. Am Fuße des Schloßberges, der die Ruinen der Burg Neuhaus trägt, hatte die Herrschaft nach der Zerstörung der Burg ein neues Schloß gebaut, das „Neue Haus", das aber jetzt abgetragen ist. Hier befand sich lange Zeit in dem Tafelhause ein großes Bild, das einen Junker zeigte, wie er vor einem großen Bären hinter einem Baume Rettung suchte. Eine wahre Begebenheit mag dem Bilde zugrunde gelegen haben. Die Sage erzählt darüber folgendes:

In früheren Zeiten war das Waldenburger Tal von wilden Tieren stark bevölkert, darunter auch Bären, die den Ansiedlungen sehr gefährlich wurden. In häufigen Jagdzügen suchten die Ritter die Gegend von den Raubtieren zu befreien, was ihnen auch gelang. Nur ein großer grauer Bär hatte sich seine Freiheit bewahrt und spottete allen Nachstellungen. Da zog eines Tages der ritterliche Junker des Edlen von Czettritz — er soll erst 15 Jahre alt gewesen sein — ganz allein in den Wald aus, um das Tier zu erlegen. Als er seine Spur entdeckt hatte, griff er den Bären an, aber er vermochte ihn nicht zu besiegen. Vielmehr wandte sich das Tier, zum Zorn gereizt, gegen seinen Bedränger. Der Edelknabe mußte die Flucht ergreifen, der Bär folgte ihm wutschnaubend. Der Knabe suchte Deckung hinter dem dicken Stamme eines Waldbaumes, und es begann ein stundenlanges Umkreisen des Baumes, das den Junker in die äußerste Lebensgefahr brachte. Wenn der Bär um den Baum herum kam,

sprang der Knabe rasch auf die Gegenseite. Das Haschen dauerte bis zum Sonnenuntergange. Der Verfolgte wurde müde und müder und endlich wäre er wohl doch dem Bären zum Opfer gefallen. Aber seine lange Abwesenheit hatte die Burgherrschaft mit Besorgnis erfüllt. Bewaffnete Männer wurden ausgesandt. Hifthörner erklangen in den schon dunkelnden Wald, da antwortete der Hilferuf des geängstigten Knaben. Gerade noch zur rechten Zeit wurde seine gefährliche Lage entdeckt, das Tier wurde getötet und der Knabe befreit. So wurde auch der letzte Bär zur Strecke gebracht. Zum Andenken heißt heute noch der Ort der „Bärengrund".

W. Reimann, die Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1882, S. 77.

143. Die vertrocknete Hand im Gottesberger Rathausarchive.

Kreis Waldenburg.

Einem kaiserlichen Erlasse vom Jahre 1606 zufolge war es bei Ahndung strenger Strafe verboten, Silber zu entwenden und zu veräußern. Aber ein Bergknappe konnte, wie die Sage erzählt, dem Drange der Versuchung nicht widerstehen. Er vergriff sich an dem glänzenden Gute, um sich zu bereichern. Seine Tat wurde bekannt, und der Strafrichter schlug ihm 1606 zur Strafe und zum warnenden Beispiel die rechte Hand ab. Nach richterlichem Ausspruche sollte diese zum abschreckenden Zeichen für ewige Zeiten im rathäuslichen Archiv aufbewahrt werden. Und tatsächlich hat sich bis ins 19. Jahrhundert im genannten Archive eine vertrocknete Hand vorgefunden. Ein Schriftstück über die Handlung ist jedoch nirgends zu finden gewesen.

Joh. Brauner, Chronik der Stadt Gottesberg, 1894, S. 18.

144. Der Igel im Wappen der Stadt Friedland.

Kreis Waldenburg.

Seit 1670 führt die Stadt Friedland im Wappen eine Mauer mit Brustwehr, worauf zwei durchsichtige und mit

Fenstern versehene Türme zu schauen sind, zwischen denen ein Tor befindlich ist, dessen Oberteil mit einem Gitterwerk versehen ist und unter dem in der Mitte ein Igel liegt. Es hat sich später, wahrscheinlich auf Grund des Wappenbildes, die Sage gebildet, die Stadt habe früher Iglau (Igelau) geheißen, doch läßt sich für die Richtigkeit und Wahrheit dessen kein Beweis erbringen.

W. Reimann, Burgruinen im Kreise Waldenburg, 1. Aufl. 1882, S. 23 f.

145. Der treue Hund auf der Kynsburg.

Kreis Waldenburg.

Im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts gehörte das Schloß und die Herrschaft Kynau dem vom Kaiser Leopold in den Freiherrnstand erhobenen Herrn George Gottfried von Eben. Dessen Sohn, ein junger rascher Knabe, besuchte täglich auf einem kleinen Pferde und nur in Begleitung eines großen dänischen Hundes die Schule in Schweidnitz. Er kehrte gewöhnlich zu einer gewissen Stunde durch das Schlesiertal und über den sogenannten Karreten-Weg nach Hause. Dieser Karretenweg ist ein in den Felsen gehauener schmaler Fuhrweg, der bloß aufs Schloß führt und zu dessen Bequemlichkeit gemacht ist. An ihn stößt ein tiefes Tal mit schroffen Felswänden. Wer nur einen Fuß breit aus dem Gleise käme, müßte unfehlbar des schrecklichsten Todes sein. Der junge Eben traf einen Tag wie den andern zu gehöriger Stunde mit seinem treuen Dänen ein. Nur eines Tages blieb er ungewöhnlich lange aus. Man bemerkte das nicht sogleich. Böser Weg oder ein Besuch konnten ihn etwas zurückgehalten haben. Endlich fiel sein Ausbleiben so auf, daß man an gewöhnliche Vorfälle nicht denken konnte. Nun fing man an zu fragen, sich zu kümmern, sich zu ängsten. Man schickte dem jungen Herrn in aller Eile Boten entgegen. Vater und Mutter holten diese bald wieder ein; denn die Angst machte den Eltern Flügel. Und sie sahen schon von ferne das Pferd am steilsten Abgrunde ohne Reiter. Wer mißt den Schrecken, die Empfindung des Vaters, der Mutter! Hierauf erblicken sie den

Hund vorn neben dem Pferde, dann gewahren sie, daß er im Maule des Pferdes Zügel halte, und endlich — o Entsetzen! o Freude! — der junge Eben hängt mit dem einen Fuß fest im Steigbügel, mit dem ganzen Körper aber, den Kopf voran, über das Gleis weit hinaus tief hinunter ins grausenvolle Tal. Nur drei Schritte des Pferdes hätten ihn losgerissen und in den Abgrund gestürzt, oder einige mehr hätten seinen Kopf am scharfen Granitfelsen zerschellt. Durch die bewunderungswürdige kluge Treue des Hundes aber war nichts von dem allen geschehen. Man machte das Kind sorgfältig los, hob es auf und richtete es in die Höhe. Als der junge Ritter sich wieder erholt hatte, erzählte er, daß sein Pferd, unversehens vor etwas aufgeschreckt, einen ungewöhnlichen Sprung gemacht, daß er darüber aus dem Sattel gekommen und heruntergestürzt sei, daß der treue Hund in dem Augenblicke des Pferdes Zügel ergriffen und bis zu seiner Befreiung mauerfest gehalten habe. Unbeschreiblich war die Freude der Eltern, das Staunen aller derer, die es hörten und sahen. Jene versorgten den Retter ihres Kindes lebenslang auf das Beste, ließen beide, ihren Sohn und seinen Dänen nebeneinander in Lebensgröße malen und das Bild zum ewigen Andenken im Schlosse aufstellen. Dies Gemälde war des Schlosses Zierde bis 1786, wo es in das Haus des damaligen Herrn der Herrschaft und Burg, des Herrn von Lieres, nach Dittmannsdorf gebracht wurde.*

* Einige Jahre nach diesem Vorfalle starb der Knabe, bald nach ihm auch der Vater, und die noch übriggebliebene einzige Tochter wurde Erbin der Burg.

August Kastner in seinem handschriftl. Sagenbuche im Archiv der Schles. Ges. f. Volkskunde Breslau. Zuerst als eine entschieden wahre, obgleich nur von Mund zu Mund zu uns gebrachte Begebenheit erzählt von Klose, Pastor von Domantze, Schles. Prov. Bl., Bd. 10, 1789, S. 422. Nach ihm von Tiede, Merkwürdigkeiten, 1804, S. 374, Fr. W. Martiny, Handbuch für Reisende, 1812, 3. A. 1827, S. 332, fast wörtlich (M. setzt die Geschichte in den Anfang des 18. Jahrh.). Dann Büsching, Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale, 1824, S. 25; K. A. Müller, Vaterländ. Bilder, 1837, S. 47, H. Goedsche, Sagenschatz 1839/40, S. 293. Kürzer Zemplin, Beschreibung und Geschichte, 1826, S. 78. U. a. Auch wiederholt in Gedichtform. Zu einer langen Erzählung mit viel fremdartigen Zutaten ausge-

146. Warum das weiße Kreuz auf dem Rabenstein gesetzt ward.

Kreis Waldenburg.

In alter Zeit, als die Kynsburg noch für eine uneinnehmbare Feste galt und auf dieser herzoglichen Domäne ein Burggraf der Volkonen hauste, der strenge Wacht gegenüber den benachbarten Böhmen hielt, verfielen diese auf eine sonderbare List, um sich der Burg zu bemächtigen. Den Burgleuten zeigte sich nämlich von Zeit zu Zeit auf der Spitze des gegenüberliegenden Rabensteins ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visier. Wenn man ihm aber nahe kommen wollte oder sich irgendwo in der Nähe versteckte, um ihn zu erwarten, erschien er gar nicht. Kaum aber war die Mannschaft wieder oben auf der Burg, da zeigte sich die abenteuerliche Erscheinung wiederum auf der Felsspitze, und man fing an, sie für etwas Gespenstisches zu halten. Das war sie nicht, es ergibt sich aber daraus, daß der rätselhafte Ritter mit der Beschaffenheit des Geländes außerordentlich vertraut gewesen ist und mit äußerster Vorsicht zu Werke ging. Als nun alle Mittel, das Rätsel des Geharnischten zu entdecken, vergeblich waren, versuchte man ihn selbst zum Sprechen zu bringen. Als er eines Abends sich aufs neue zeigte, fragte man ihn über die Schlucht hin, was er begehre. Er antwortete, er wolle den Burggrafen sprechen, um ihm einen auf der Burg verborgenen Schatz zu verraten. Doch müsse der Burggraf ohne Begleitung zu ihm kommen, denn nur ihm allein möge er sich vertrauen.

Ebenso wie heutzutage, ergriff auch damals das Schatzfieber die Menschen mit unheimlicher Gewalt und verleitete sie zu Un-

---

sponnen von Rosalie Koch im „Vergißmeinnicht", Berlin, 2. Aufl. o. J., S. 148.

Da die Geschichte lange nur mündlich weiter erzählt wurde, offenbar von dem Bilde befruchtet, so ist sie als Sage zu betrachten, mag auch eine wirkliche Begebenheit ihr zugrunde liegen.

In den Sammlungen der Kynsburgsagen erscheinen regelmäßig noch 2 Sagen, die hier übergangen sind: „Das Banner der Logau" und „Schuld und Sühne oder das Kreuz im Teufelstal". Beide sind derartig breit ausgeführt, daß der etwaige volkstümliche Kern unter der Masse des Hinzugedichteten bis zur Unkenntlichkeit verhüllt ist.

besonnenheiten. Der Burggraf ließ nicht lange auf sich warten und begab sich wohlgewappnet nach dem Rabenstein; gegen einen einzelnen Feind glaubte er sich so hinreichend gesichert. Aber sobald er auf dem Felsen ankam, wurde er sofort hinterrücks von einer Räuberbande überfallen und unschädlich gemacht. In gleichem Augenblicke wurde die Burg überrumpelt und eingenommen, darauf geplündert und zerstört.

Zum Andenken an dies unglückliche Ereignis ließ Graf Burghauß (der 1840 in den Besitz der Burg kam) auf dem Rabenstein ein weißes Kreuz errichten, das dem Besucher der Burg jetzt noch so bedeutungsvoll entgegenleuchtet, wenn er von der Ruine ins Weistritztal hinabblickt.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 80. Auch schon O. H. Die Kynsburg, 1859, S. 29 f.

147. Das Sandsteinkreuz zu Schenkendorf.

Kreis Waldenburg.

In Schenkendorf bei Kynau steht in der Nähe der katholischen Filialkirche ein einfaches Steinkreuz aus Sandstein. Es hat aber nur einen Arm. Über diese Merkwürdigkeit herrschen unter den Leuten verschiedene Meinungen. Die ältesten Leute in der Gemeinde behaupten, daß das Kreuz stets nur einen Arm gehabt habe und daß es so, wie es jetzt steht, schon gesetzt worden sei, als Merkzeichen dafür, daß hier eine weibliche Person verunglückt ist. Denn nur bei männlichen würden zweiarmige Kreuze gesetzt. Andere Dorfleute behaupten, das Kreuz sei zweiarmig gewesen, und der eine Arm sei weggeschlagen worden durch das Anfahren eines schwerbeladenen Wagens.

Es soll errichtet worden sein zum Andenken an einen Unglücksfall. Der Volksmund erzählt: Eine Magd mit einer Bürde auf dem Rücken habe an dieser Stelle ausruhen wollen. Zu ihrer Erleichterung habe sie die Last auf den Zaun gehoben, der seinerzeit sich dort befand und sich mit dem Rücken an diesen gelehnt. Unvermerkt sei die Bürde jenseits über den Zaun hin-

übergerutscht und das Tragband habe ihr die Kehle zugeschnürt. So sei sie elend erstickt, ehe ihre Lage bemerkt wurde.

Nach einer schriftlichen Mitteilung aus Kynau, 1909 (durch Herrn von Woikowsky-Biedau).

148. Das Grab des kleinen Grafen Hochberg im Fürstensteiner Grunde.

Kreis Waldenburg.

Am Ausgange des Fürstensteiner Grundes, auf einer kleinen mit Strauchwerk bewachsenen Insel, die sich in einem jetzt wasserleeren Teichbecken erhebt, steht auf erhöhtem Fundamente ein steinerner Sarkophag. Auf ihm ruht ein aus Sandstein künstlich gebildetes Knäblein, dessen Köpfchen auf einem Kissen wie schlafend liegt. Die Inschrift, die den Sarkophag umsäumt, lautet: „Dem Tage der Ernte gesät 31. 12. 1795. Im Keime der Erde wieder entnommen d. 1. 1. 1796. (H. H. IX. 31. 12. 1802, † 2. 11. 1803.)"

Die Sage erzählt, die Bonne, der vom Grafen von Hochberg die Aufsicht seines Söhnchens übertragen war, habe hier mit dem Kinde gespielt, dann aber, Blumen suchend, das Kind sich selbst überlassen. In einem unbewachten Augenblicke habe es sich dem Teichwasser genähert und sei vom steilen Ufer hinabgeglitten und ertrunken.

In Wahrheit war die Bonne unschuldig und die Tatsache eine andere. Die Meldung der Inschrift betrifft den erstgeborenen Sohn des Grafen Hans Heinrichs VI. von Hochberg auf Schloß Fürstenstein, der, obwohl gesund und kräftig, am zweiten Tage angeblich am Schlagfluß starb. Sein nachgeborener Bruder starb auch im Alter von 10 Monaten. Es lag der Verdacht nahe, daß ein Versäumnis der aufwartenden Personen vorliege. Daher ging die Frau Gräfin nach Berlin und gebar dort ihr drittes Kind. Dieses blieb am Leben.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 179.

149. Die Steinfiguren in der Bögenstraße zu Schweidnitz.

Stadt Schweidnitz.

Die Steinfiguren an den beiden Eckhäusern am Eingange der Bögenstraße vom Markt aus sollen dort zur Erinnerung an ein Greifenpaar angebracht sein, das einst in den Kellern dieser Häuser gehaust habe. Manch kühner Mann versuchte die Ungeheuer zu töten, verlor aber dabei sein Leben. Im Jahre 1296 jedoch unternahm es ein Jüngling mit besserem Glück. Er war zum Tode verurteilt, man versprach ihm jedoch das Leben, wenn er die Stadt von den Untieren befreie. Und es glückte ihm, die beiden Untiere zu besiegen und zu töten. Hocherfreut über die Heldentat schenkte der Herzog dem Bezwinger der Tiere nicht bloß das Leben, sondern ließ ihn auch köstlich bewirten und ernannte ihn zu seinem Burgwart.

Wagner, Stadt- und Landkreis Schweidnitz o. J., S. 24.

150. Die Tatternpfeile zu Schweidnitz.

Stadt Schweidnitz.

Nach der Schlacht bei Liegnitz sind die Tattern vor die Stadt Schweidnitz gezogen, welche damals nur mit eichenen, zusammengeklammerten dicken und spitzigen Pfählen umschlossen war. Die Bürger aber haben sich mannhaft gewehrt, obschon die Tattern den Ort mit Pfeilen wie einen Platzregen überschütteten. Daher mußten die Feinde unverrichteter Sache abziehen.

Noch sind im Schweidnitzschen Zeughause viele Tatternpfeile zu sehen. Von alten Leuten hat Naso gewisse Nachricht erhalten, daß fast der ganze Köppenturm voll der gleichen Tatterischen Pfeile gewesen sein soll, von welchen aber die meisten mit den Jahren verschwunden und nur ein Teil zum Andenken erhalten ist. (Eine gleiche Sage geht vom Breslauer alten Zeughause. Kühnau, Breslauer Sagen, 1926, S. 60.)

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 111.

151. Der Ratsherr und die diebische Dohle zu Schweidnitz.

Sein steinernes Bildnis auf dem Ratsturm und an seinem Hause.

Stadt Schweidnitz.

Von dem Ratsturme zu Schweidnitz wird eine Geschichte im Volke erzählt, die Naso folgendermaßen darstellt.

Es hat sich in alten Zeiten eine seltsame Geschichte (wie ingemein davon geredet wird) zugetragen, daß ein Ratsmann, der dem Stadtkeller gegenüber gewohnt, sich von dem Golde der gemeinen Schatzkammer hat verblenden lassen. Um nun seinen Geldhunger zu stillen, hat er eine Dohle so abgerichtet, daß sie abends durch eine ausgebrochene Glasscheibe oder durch ein offenes, mit eisernen Gegattern verwahrtes Fenster in die alte Ratsstube eingeflogen ist und von der goldenen Münze, die man wegen genugsamer Sicherheit des Zimmers nicht in die Kasten verschlossen, sondern auf dem Tische liegen gelassen, tatsächlich ein Stück oder mehrere im Schnabel mit sich nach Hause gebracht hat. Als man endlich den großen Abgang des Goldes gespürt, haben die Ratsleute sich selbst untereinander in Verdacht gezogen und haben deswegen einen verordnet, der zu Nacht in der verschlossenen Ratsstube verbleiben und auf den Dieb ein wachsames Auge haben sollte. Nach Sonnenuntergang kommt bei eingetretener Dämmerung die Dohle nach ihrer Gewohnheit durch das Fenster herein, ergreift mit dem Schnabel ein Stück Gold und fliegt mit dem Raube davon in ihres Meisters Behausung. Darauf hat man etliche Goldstücke gezeichnet auf den Tisch gelegt, die richtig von dem fliegenden Boten abgeholt wurden. Da hat sich dann der ganze Rat in der gewöhnlichen Ratsstube versammelt und darüber Beschluß gefaßt, was derjenige für einer Strafe würdig sei, der das gemeine Wesen beraube. Unter anderen gab der schuldige Ratsherr ohne zu wissen, wohin solche Ratsversammlung zielte, folgende Meinung kund: Es soll derjenige, der dem gemeinen Wesen die Einkünfte

zu schmälern und zu entziehen sich unterstände, von dem obersten Umgange und steinernen Kranze des Ratsturmes bis auf die Erde heruntersteigen oder oben auf ihm durch Zwang des Hungers sein Leben beschließen.

Unterdessen schickt man gewisse Gerichtspersonen in des schuldigen Ratsherrn Wohnung und trifft darin nicht allein den fliegenden zum Dienst abgerichteten Boten, sondern auch die gezeichnete Goldmünze. Als nun besagter Ratsmann, der allbereits ein hohes Alter erreicht und, wie das steinerne, noch vorhandene Bildnis von ihm anzeigt, einen großen runden Bart gehabt, seine getreue Dohle und die Münze erkennt, hat er sich der von ihm selbst ausgesprochenen Strafe willig und geduldig unterworfen, wiewohl man diese in Ansehung seines grauen Alters hat mildern wollen. So stand nun der alte Mann, der zuvor in großen Ehren gelebt, auf dem Kranze des Turmes in Gegenwart vieler hundert Menschen. Unten aber standen sein Weib und seine fünf Kinder und sahen, wie schrecklich der Vater gestraft ward. Der arme Sünder war voller Todesangst, raffte jedoch seine noch übrige Kraft zusammen und war bis unter den Kranz auf ein steinern Geländer oder dreieckigen Turmwinkel mit Zittern und Zagen abgestiegen, wo er nicht weiter konnte. Dort stand er bis an den zehnten Tag und riß vor grausamem Hunger sein eigenes Fleisch von Armen und Beinen. An diesem Tage gab er endlich voll Reue und Buße sein Leben auf.

Anstatt des entseelten Körpers hat man ein steinernes Bild, das seine Gestalt trug, zum ewigen Gedächtnis auf dem steinernen Turmgeländer eingesetzt. Dies Bild ist 1642 von einem mächtigen Sturmwinde heruntergeworfen worden, und der Kopf davon soll noch auf dem Rathause zu finden sein.

Es ist allgemeiner Glaube, daß die erwähnte Geschichte nicht erdichtet, sondern in Wahrheit geschehen sei, wiewohl im Ratsarchive nichts davon zu finden ist. Man hat wohl gemeint, daß ohnehin das Gedächtnis dieses schrecklichen Falles in Stein gehauen sich erhalten würde. Auch der Name des Mannes wie auch Tag und Jahr ist unbekannt. Alte betagte Leute, die von

ihren Voreltern die Erzählung überkommen haben, berichten, daß noch zu ihrer Zeit, abgesehen von dem erwähnten Bildnis auf dem Ratsturme, der büßende Ratsherr nebst der Dohle in Stein gemeißelt über dem Tore seines Hauses gestanden. Jetzt ist dieses steinerne Bild in dem Hofe der Wohnung eingemauert. Dort hat es Naso selbst gesehen.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 91 f.

Diese Erzählung hat ihre literarische Laufbahn durch folgende Werke angetreten: Nach Naso (ohne ihn zu nennen) Friedrich Lucae in Schlesiens Denkwürdigkeiten 1689, S. 920 und nach diesem die Brüder Grimm in den Deutschen Sagen 1816 I, S. 460. Unmittelbar nach Naso Tiede Merkwürdigkeiten Schlesiens 1804, S. 310. Fast wörtlich nach Naso im Schlesierbuch 1825, S. 425 und kürzer (wohl nach dem Schlesierbuch) Goedsche Sagenschatz 1840, S. 328. Abgekürzt bei Büsching Volkssagen usw. 1820, S. 51. In Fülleborns Breslauischem Erzähler mit Abänderungen wiedererzählt 1802, S. 626. Grässe Sagenbuch des Preuß. Staates 1871 nach Bechsteins Deutschem Sagenbuch 1853, S. 542 und dem Curieusen Antiquarius 1711, S. 102. Heide Exner, Schlesische Sagen nach Bechstein, erzählerisch umgestaltet.

152. Brunnenvergiftung und Sakrileg der Juden zu Schweidnitz. Gemälde in der Jesuitenkirche.

Stadt Schweidnitz.

Vor Zeiten haben die Juden einen ziemlichen Anteil der Stadt Schweidnitz bei dem Striegentore inne gehabt. Weil sie aber im Jahre 1448 sich unterstanden, die Wässer und Brunnen zu vergiften, was sie unter dem Zwange der angelegten Pein bekannten, sind ihrer viele zum Feuertode verurteilt worden. Gleiche Strafe widerfuhr abermals zehn Juden und sieben Weibern im Jahre 1453 den 13. August, bis endlich im folgenden Jahre den 1. Mai alle Juden die Stadt und das ganze Land verlassen mußten. Das geschah, weil sie mit dem heiligsten Fronleichnam boshaft umgegangen seien, wie denn ebenfalls zu Breslau die Juden die heiligen Hostien mit Pfriemen und Messern durchstachen, daß das klare Blut auf dem Tische herum geronnen ist. (Ähnlich in Breslau, Kühnau, Breslauer Sagen 1926, S. 104.)

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 120.

In einem Aufsatze: „Etwas für Altertumsforscher" in Schles. Prov. Bl., Bd. 55, 1812, S. 521 f., wird das Sakrileg ebenfalls erwähnt und mitgeteilt, daß das ganze Trauerspiel in einer Seitenkapelle der Pfarrkirche abgemalt sei und an der Stelle der zerstörten Synagoge eine Kirche zu Ehren des Fronleichnams Christi erbaut worden sei. Auch Kosmann, Geschichte der Stadt Schweidnitz, 1786, S. 68, nennt dieses Gemälde in der Schweidnitzer Jesuitenkirche gegenüber dem Taufstein, das eine Anzahl Juden darstellt, wie sie eine Hostie, die „nachhero Blut von sich gibt", mißhandeln und spießen, nebst ihrer darauffolgenden Gefangennahme.

153. Das Grab in der Schweidnitzer Promenade oder Der Kommandant im Bärenfell.

Stadt Schweidnitz.

Vor dem Striegauer Tore zu Schweidnitz, in dem früheren von Wallgräben durchzogenen Festungsglacis vor dem Moltkegrunde, befindet sich ein Denkmal in der jetzigen Promenade, ein etwa ein Fuß hohes Mauerwerk, überdeckt von einer sechs Fuß langen und etwa drei Fuß breiten Steinplatte. Der Zutritt war ehemals streng verboten, und so konnte sich leicht die Sage bilden, daß dort ein früherer Kommandant von Schweidnitz begraben liege, der unter eigenartigen Umständen sein Leben verloren habe. Die Sage lautet:

An dem kleinen Fort war immer ein Wachtposten aufgestellt. Zuweilen kam in der Geisterstunde ein Bär auf den Posten losgebrummt, der flüchtete dann in das Schilderhaus, und am andern Morgen fand die Ablösung den Soldaten erdolcht. Da sich ein solches Vorkommnis öfter wiederholte, so rief es unter der Garnison großen Schrecken hervor, und an die erwähnte Stelle als Posten gestellt zu werden galt gleichwertig mit einem Todesurteile. Einmal kam die Reihe an einen Beherzten. Er flüchtete nicht in das Schilderhaus, sondern rief den Bären vorschriftsmäßig dreimal an, und als dieser sich dem militärischen Brauche nicht fügte, gab er Feuer. Der Bär stürzte zusammen. Am andern Morgen fand man dort den Kommandanten als Leiche. Er hatte zuweilen, um den Mut der Posten zu erproben, sich in ein Bärenfell gehüllt, sie revidiert und die Feiglinge niedergestoßen. (Die gleiche Sage aus Neisse, Kühnau, Oberschlesische Sagen, 1926, S. 433.)

Als nach 1870 das Glacis der Stadt zu Promenadenanlagen überlassen wurde, bahnte die Verwaltung einen Weg an dem Denkmale vorbei in den verfallenen Wall und schuf so einen recht anmutigen Talgrund. Die Platte wurde gesäubert, die Schrift tritt nun wieder deutlich hervor, und so kann jedermann jetzt lesen, daß die Stelle allerdings das Grab eines früheren Kommandanten ist, daß dieser aber ein sehr pflichttreuer Offizier war, eines natürlichen Todes in hohem Alter starb und auf seinen Wunsch auf seinem Lieblingsplatze begraben wurde. Vielleicht ist die erwähnte Sage jetzt schon vergessen.

A. Eichner, in Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volksk., Heft 6, 1899, S. 29.

154. Das Steinkreuz am Köppentore zu Schweidnitz.

Stadt Schweidnitz.

Die sagenhafte Geschichte des Jakob Thau, des Hofnarren von der Bolkoburg, fand ihren tragischen Abschluß durch seine Hinrichtung zu Schweidnitz. Der Hofnarr hatte mit dem kleinen Sohne Herzog Bolko II. von Schweidnitz und Jauer gespielt. Der Prinz klopfte den Narren mit einem Stocke auf die Stirn, um anzudeuten, daß er dumm sei. Da ergriff der Narr einen Ziegel und stellte sich, als wollte er den Prinzen werfen. Der Ziegel entfährt ihm, fliegt an den Schlaf des Kindes, und dieses sinkt tot zu Boden (am 13. Januar 1347). Damit war der Herzog seines einzigen Kindes beraubt.

Bolko II. wünschte die harte Bestrafung des Hofnarren nicht, da sie auf einem unglücklichen Zufall beruhte, indes fügte er sich dem Richterspruche. So ward Jakob Thau zu Schweidnitz hingerichtet. Beim Köppentore, wo die Kirche zu St. Wolfgang steht, fiel sein Kopf. Er wurde begraben nahe bei dem Kreuze, welches unter dem Kirchlein im Stadtgraben eingemauert ist.

Gräsſe, Sagenbuch des Preuß. Staates, II, 1871, S. 256, nach Ruinen des Kynasts, Wien, 1834, Bd. 4, S. 22 f, und Fischer und Stuckart, Preuß. Burgveſten, Bd. 1, S. 112 f.

Das Kreuz ist nicht mehr an der genannten Stelle eingemauert, sondern steht jetzt auf dem Margarethenplatz. Leider sind die Querteile fast ganz abgeschlagen. Eine Inschrift war nicht vorhanden, ist aber nachträglich angebracht in folgender Form:

J. T.
13 † 7

Bericht von Herrn Ernst v. Woikowsky-Biedau in Oberglogau.

155. Gruppe von Steinkreuzen bei Schweidnitz.

Kreis Schweidnitz.

An der Straße von Weizenrodau nach Grunau, eine Viertelstunde von Schweidnitz, sollen ehemals über ein Dutzend steinerne Kreuze gestanden haben, jetzt sind etwa noch drei davon vorhanden. Die Sage lautet: In den alten Fehdezeiten ward hier ein Brautpaar mit einem Teile seiner Hochzeitsgäste, auf dem Wege zur Trauung nach der Stadt, von einem früheren Bräutigam, den die Braut auf eine grobe Art verschmäht hatte, und einer starken Rotte seiner Spießgesellen, von Leutmannsdorf kommend (während die Braut von Nieder-Giersdorf oder Goglau kam) angegriffen, ermordet und ihr bösliches Ende mit ebenso viel Steinen bezeichnet.

Martiny, Handbuch f. Reisende, 1827, S. 328. Der Breslauische Erzähler, 1807, S. 567 (ausgeschmückt).

156. Das Heilandsbild in der Kapelle bei Würben.

Kreis Schweidnitz.

In der Klosterkirche zu Grüssau befindet sich vor dem Chore der Geistlichen auf einem Seitenaltare ein Kreuz mit dem angenagelten Körper des Heilandes. Es trägt die Unterschrift: Haec Crucifixi imago, in capella prope Würben collocata et ab auriga haeretico scutica percussa, ei manum illico arefecit. Factum anno 1617. Deutsch: Dieses Bild des gekreuzigten Heilandes, das in einer Kapelle bei Würben gestanden hat und von einem ketzerischen Fuhrmann mit der Peitsche zertrümmert wurde, hat diesem sogleich seine Hand verdorren lassen. So geschehen im Jahre 1617.

Verschiedene alte Männer, die noch leben, bestätigen diese Geschichte als wirklich geschehen.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 287.

157. Die Steinaltertümer des Zobtens.

Kreis Schweidnitz.

Diese Steinaltertümer, etwa zwölf an der Zahl, auf dem Raume einer halben Quadratmeile auf und am Zobten verstreut, bildeten seit langer Zeit (1733) den Gegenstand gelehrter Deutung, aber ihr geheimnisvoller Ursprung blieb bis in die neueste Zeit in Dunkel gehüllt. Daß sie als Grenzsteine benutzt worden waren, zeigt das auf ihnen eingemeißelte Kreuz, aber zu welchem Zwecke sie ursprünglich hergestellt worden waren, blieb ein Rätsel. Erst die eingehenden Untersuchungen von Georg Lustig scheinen das Dunkel zu lichten. Seine Ergebnisse, die er in den Schlesischen Monatsheften 1925, S. 14, und 1926, S. 55, niedergelegt hat, sind folgende: Die sogenannten Steinaltertümer des Zobtens sind bei der Grenzumgehung, die Herzog Heinrich der Bärtige im Jahre 1209 vornahm, um das Gebiet der Augustinermönche von dem herzoglichen Gebiete zu scheiden, als Grenzmarken benützt und mit einem eingemeißelten Kreuz versehen worden. Die Steingebilde aber als solche entstammen einem großzügigen Klosterbau auf dem Zobten, der nahezu ein Jahrhundert früher unter Mitwirkung des Bischofs Otto von Bamberg von Peter Wlast gebaut wurde, aber wegen des rauhen Klimas verlassen war. Vom Gipfel des Berges sind sie dann verschleppt worden.

Viel länger schon hat sich die Sage mit der Deutung beschäftigt.

1. Der Bär und die Jungfrau mit dem Fisch.

Wenn man vom Städtchen Zobten nach dem Gipfel des Berges hinansteigt, so kommt man etwa in halber Höhe an einem uralten Steingebilde vorüber (man muß einige Schritte nach rechts in den Wald gehen), das allgemein als Bär und Jungfrau* mit dem Fisch gedeutet wird.

Sage und Dichtung haben dies merkwürdige Gebild seit

* Dies Gebilde stellt ganz zweifellos keine weibliche, sondern eine männliche Figur dar.

jeher umrankt. Beide zu scheiden ist durch die heute noch lebendige Volkssage erleichtert.

Die heutige Sagenform ist folgende:

Vor langen Zeiten stand oben auf dem Zobtenberge ein großes Schloß, welches von einer reichen Gräfin bewohnt war. Dieselbe hatte einen abgerichteten Bären, der so gern Fische fraß. Von Zeit zu Zeit mußte das Dienstmädchen den Berg hinabsteigen und solche besorgen. Eines Tages war sie wieder ausgegangen, um für Meister Petz ein Lieblingsgericht einzukaufen. Dieser aber folgte ihr stillschweigend nach und begegnete ihr am Fuße des Berges, als sie schon mit gefülltem Korbe zurückkehrte. Der Bär kam dicht an sie heran und ging schnobernd hinter ihr drein. Da nahm das Mädchen einen Fisch, hielt ihn dem Bären vor, um ihn jedoch gleich wieder ins Körbchen zu tun. Darüber ward der Bär so ergrimmt, daß er auf das Mädchen eindrang, ihm den Kopf abbiß, die Fische im Körbchen auffraß und dann in den nahen Wald flüchtete. Die Gräfin, als sie davon Kunde erhielt, ließ an der Stelle, wo dies geschehen war, eine kopflose Mädchenfigur mit einem Körbchen am Arme aus Stein meißeln, zu deren Füßen der Bär und des Mädchens Kopf zu sehen sind. Das Denkmal steht heute noch.

Aus Protschkenhayn, Kr. Schweidnitz. Philo vom Walde, Schlesien, 1884, S. 64.

Dieselbe Form der Sage in Prov.-Bl., 1798, 28. Bd., S. 221. In Beziehung zu Peter Wlast,* der ein Schloß auf dem Zobtenberge erbaut haben sollte, bringt die Sage Kunowski in Prov.-Bl., 1810, 52. Bd., S. 105; Bär und Mädchen sollen dem Schlosse Wlasts angehört haben. Ebenso A. Gühmann, Der Zobten, 1887, S. 49.

Eine Abänderung der Sage fügt Gühmann hinzu: Der Bär sei ein Leckermaul gewesen; er suchte dem Mädchen die Fische mit Gewalt zu entreißen. Dieses wehrte sich jedoch tapfer und stach dem Bären eine lange Nadel durch das Auge in den Kopf. Der Bär brüllte, rasend vor Schmerz, laut auf und tötete das

* Diese Beziehung ist nicht ganz willkürlich. Die Jungfrau mit dem Fisch hieß ursprünglich „Peterstein" (lapis qui dicitur Petrey) – nach einer Urkunde des Sandstiftes von 1209, wodurch eine Beziehung auf Peter Wlast nahegelegt wurde. Vgl. Schulte in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, I, S. 140. Es bleibt aber zweifelhaft, ob alte Volkserinnerung oder gelehrte Deutung anzunehmen ist.

schon schwer verwundete Mädchen, indem er ihm den Kopf abschlug. Dann stürzte er ebenfalls zusammen.

A. Gühmann, Der Zobten, 1887, S. 49.

Es müssen aber seit alters verschiedene Formen neben einander gegangen sein, eine Erscheinung, die jeder lebendigen Volkssage eigen ist. Burghart im Iter Sabothicum 1736 sagt: Der gemeine Mann trägt sich zwar mit allerhand Erzählungen, die meisten klappen aber so ungereimt, daß man nur den Anfang gehört haben darf, wenn man bereits von ihrer Unwahrheit überzeugt sein will (als ob die Sage Wahrheit sein müßte). Doch klingt eine darunter, die ich vor andern meinen Lesern mitteilen will, eben nicht unwahrscheinlich.

Man sagt nämlich, es habe eine auf dem Berge wohnende Fürstin (ob es Maria Vlastia oder eine Schweidnitzische Herzogin gewesen, wird nicht gemeldet, tut auch eigentlich nichts zur Sache) einen zahm gemachten Bären zu ihrem Vergnügen und Zeitvertreib unterhalten und ganz frei herum laufen lassen. Nun wäre dieser Bär einmal krank geworden, und man hätte der Fürstin geraten, sie solle dem Leidenden einen Hecht zu fressen geben, so würde er davon wieder gesund werden. Die Fürstin, die mit ihrem Kranken großes Mitleid gehabt, hätte bald eine von ihren Mägden nach Zobten geschickt, die Arznei, nämlich den Hecht, zu holen. Während der Zeit sei der Bär davongelaufen und hätte das Mädchen mit dem Hechte am Wege vom Städtchen Zobten heraus angetroffen und ihr ohne weitere Umstände statt des Fisches den Kopf abgebissen. Man hatte den Bären oben vermißt, war ihm nachgeeilt und fand ihn bei der Leiche, bei der man ihn alsobald erschlug. Zum ewigen Andenken sei das Denkmal an der Stelle, wo das Gräßliche geschehen, aufgerichtet worden.

So erklärt sich der Umstand, daß der Figur des Mädchens, die den Fisch im Schoß hält, der Kopf fehlt (Füße und Kopf fehlte ihr schon zu Burgharts Zeit).

Burghart, Iter Sabothicum, 1736, S. 103. Nach ihm Büsching, Volkssagen, 1820, S. 16 und Schlesterbuch, 1825, S. 318. Grässe, Preuß. Sagenbuch, 1871, II, S. 226.

Eine dritte Form der Sage deutet Burghart wenigstens an. Er sagt: Bären sind zu unseren Zeiten allhier gänzlich verschwunden, doch wollen einige versichern, daß sie sich ehemals hier aufgehalten haben. Ja, man trägt sich mit einem Märchen, daß ein Bär ein Mädchen von Silsterwitz, die über den Berg nach Tampadel zur Kirmes hätte gehen wollen, mit Stumpf und Stiel aufgefressen habe und beruft sich auf jene steinerne Jungfrau, welche diese Kirmesgängerin vorstellen solle.

Wer weiß, wo Silsterwitz und Tampadel liegen, kann allerdings die Lage des Steingebildes schwer damit in Einklang bringen. Burghart, Iter Sabothicum, 1736, S. 138, Anm. 99.

Dichtungen sind folgende Darstellungen: Bloße Dichtung in metrischer Form C. Geisheims Gedicht: „Der Bär und die Jungfrau" im Hausfreund, 1821, S. 305 und Anm. 309, abgedruckt in U. Kerns Sagenchronik, 1840, S. 83 und bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 183, mit dem Anfang:

Boleslav, ein Knab an Jahren,
Doch ein Mann an Heldentugend.

Novellistische Ausspinnungen der Sage mit willkürlich eingeführten Namen: Julius Krebs, Die Asenburg im Schles. Musenalmanach (Th. Brand), 1835, S. 130, wieder abgedruckt in dessen Novellen und Erzählungen, 1836, I, S. 175. Derselbe, Der Zobtenberg, 1840, S. 11, (Jungfrau, Fisch und Bär). Als Teil verwertet ist die Sage in der romantischen Novelle: Die Neujahrsnacht im Steintale, bei Fischer-Stuckart, Burgvesten und Ritterschlösser, 1821, S. 210–234. Aufgenommen wörtlich in C. W. Peschels Volkssagen und Märchen der Schlesier, 1830, S. 64 bis 120. Mit einigen Abänderungen und in kürzerer Form wiederholt in Ziehnerts Volkssagen Preußens, 1840, III, S. 234 und in anderer Form Vogt, Drei Hornschloßsagen, 1910, III. In neuem Zusammenhange bei Gühmann, Der Zobten, 1887, S. 50. Alle diese Darstellungen sind volkskundlich wertlos.

2. Der Mönch und der Wolf.

Am südöstlichen Fuße des Lerchenberges, an der Breslau–Schweidnitzer Straße und der Grenze zwischen Kiefendorf und Groß-Mohnau, steht eine Granitsäule von etwa eineinhalb Meter Höhe und zweieinhalb Meter Umfang, allgemein „Der Mönch" genannt. Diese Figur trägt auf dem Scheitel wie die andern Steingebilde des Zobtens das Kreuz und gehört der Volkssage nach zu dem Marxdorfer Löwen, der in ihr jedoch die Rolle eines Wolfes spielt. Die Sage lautet:

Ein Mönch aus dem Augustiner-Kloster des Berges wollte im tiefen Winter in Berufsgeschäften nach dem Dorfe Groß-

Mohnau gehen, wurde aber in der damals noch ganz mit Wald bedeckten Gegend am Fuße des Berges von einem hungrigen Wolfe angefallen. Zu seiner Verteidigung hatte er nichts bei sich als ein Federmesser und mit diesem begann der Kampf zwischen Hunger und Verzweiflung. Das wütende Tier, obgleich im Verfolgen begriffen, erlag doch der ungleichen Waffe an jener Stelle, die sonst sein Bild bezeichnete, etwa eine halbe Meile vom Fuße des Berges entfernt. Der unglückliche, sehr zerfleischte Mönch schleppte sich noch etwa eine Viertelmeile weiter bis an den Kiefendorfer Busch und gab erst dort seinen Geist auf. Das Andenken seines Heldenmutes wird in einem seine Figur darstellenden, behauenen Steine verewigt, und dieser pflanzt es in dem Munde der Bewohner jener Gegend fort.

Das Steingebilde steht noch jetzt unversehrt auf seinem Platze, unweit des genannten Busches links an der Straße nach Breslau. Der ebenfalls in Stein gehauene Wolf, der sonst links am Wege von Floriansdorf nach Rogau auf Marxdorfer Gebiete lag, befindet sich seit etwa 30 Jahren in dem Gehöfte eines Bauers zu Marxdorf (oder Rosenau), der ihn unter festlicher Begleitung mit Musik nach seinem Hofe führte, weil andere dieses Altertum in den Fahrweg geworfen hatten.

K. A. Müller, Vaterländische Bilder, 1837, S. 66.

Dieselbe Sage wird früher schon berichtet im Breslauischen Erzähler, 1807, S. 379 nach der Erzählung eines Führers; dann von Kunowski in Prov.-Bl., 1810, 52. Bd., S. 105; ferner von Büsching, Volkssagen, 1820, S. 16; aufgenommen von Ziehnert, Volkssagen Preußens 1840, S. 156 und nach diesem von Grässe, Preuß. Sagenbuch, 1871, II, S. 227; endlich von Gühmann, Der Zobten, 1887, S. 54. Mit Hinzudichtung eines boshaften Paters Franziskus, eines Abts des Augustinerklosters auf dem Berge, nacherzählt von Julius Krebs, Der Zobtenberg, 1840, S. 13.

3. Die Sau.

An dem Wege, der von Striegelmühle nach dem Zobten führt, stand einst ein rohbearbeiteter Granitblock, die „Sau" genannt, daher auch die Bezeichnung „Sauweg" und „Sauhübel". Die Sau lag bis zum Jahre 1853 unter Steinen fast vergraben. Es rührte dies daher, weil die Vorübergehenden

nach altem Brauch einen Stein nach ihr warfen*, mit dem Rufe: „Sau, da hast du ein Ferkel!"

Herzog Boleslaw III. von Polen und Schlesien, so erzählt die Sage, hielt einst, von Peter Wlast begleitet, auf dem Zobtenberge eine Jagd ab. Als er auf derselben Stelle, wo jetzt die Steinfigur steht, eine gewaltige Sau abfangen wollte, stürzte er über einen Felsblock, und das wütende Tier ging auf ihn los. Peter Wlast eilte schnell zu Hilfe und erlegte die Sau, wobei er von dieser schwer verwundet wurde. Zur Erinnerung an diese Begebenheit soll nun jener Granitblock aufgestellt worden sein und Graf Peter Wlast als Belohnung den Zobtenberg zum Geschenk erhalten haben. Gühmann, Der Zobten, 1887, S. 53.

4. Der Pilz oder das steinerne Kleid.

An der Ostseite der Annakirche in Zobten steht der Rumpf einer Mönchsfigur aus Granit mit dem bekannten Kreuz. Diese Figur wird nach seiner gegenwärtigen Form allgemein der Pilz genannt. Sadebeck hielt sie für einen Kopf nach dem Vorgange des Freiherrn von Lüttwitz, der sie den „geharnischten Kopf" nannte. Büsching dagegen fand in ihr die Füße einer Gestalt mit deutlich erhaltenem Faltenwurf des Kleides, weshalb man es auch das „steinerne Kleid" nennt.

Über den Ursprung dieser Steinfigur berichtet die Sage:

Ein heidnischer polnischer Fürst lag in Kriegsfehde mit einem seiner Nachbarn. In der Nähe des Zobten, dort, wo jetzt die Stadt gleichen Namens steht, entbrannte die Schlacht. Der Fürst wurde in ihr schwer verwundet. Da wandte sich seine Gemahlin, die nach der Sitte jener Zeit ihn auf dem Kriegszuge begleitet hatte und die im geheimen bereits Christin und auf

* Der alte Brauch des Steinwerfens nahm schließlich so überhand, daß man das alte Steinbild etwa im Jahre 1904 auf den Gipfel des Berges unter die Obhut des Bergwirtes schaffte, um seiner langsamen Vernichtung vorzubeugen. Über die Bedeutung des Werfens, an andern Orten Deutschlands als „Heidenwerfen" bekannt, s. Lustig in Mitteil. der Schles. Ges. f. Volksk., Heft 15, 1906, S. 142 und Kahle, ebenda, Heft 17, 1907, S. 70.

den Namen „Anna" getauft war, in der großen Herzensangst an ihre Schutzpatronin, die Mutter Anna, und bat in inbrünstigem Gebet um ihre Fürbitte. Und siehe da! Die Mutter Anna erschien selbst und verhieß Genesung. Der Fürst wurde alsobald gesund und nahm das Christentum an. Er ließ zum Gedächtnis an seine wunderbare Heilung auf derselben Stelle, wo die Mutter Anna erschienen war, zu ihren Ehren eine Kapelle erbauen und darinnen ein Bildnis aufstellen. Die Gestalt seiner Gemahlin aber ließ er aus Granitstein, mit zum Himmel erhobenen Händen um seine Errettung flehend, ausmeißeln und neben der Anna-Kapelle aufrichten.

Diese Steinfigur wurde später von den Mongolen auf ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Wahlstatt zerschlagen, und die kleinen Stücke sollen bei der Erbauung der Kirche mit vermauert worden sein.

Grühmann, Der Zobten, 1887, S. 53, dazu S. 36.

158. Steinfigur und Kugel am Ratsturm zu Reichenbach.

Stadt Reichenbach.

An der südwestlichen Seite des Ratsturmes zu Reichenbach befindet sich eine Steinfigur, über deren Kopfe eine Kugel angebracht ist. Diese soll ihr Entstehen folgendem Vorfall verdanken:

Als einst die Stadt von wehrkräftigen Männern entblößt war, erschien vor den Toren ein Kriegshaufen. Man zog die Zugbrücken auf, schloß die Tore, und ein Mann schlug unausgesetzt innerhalb der Stadtmauern die Lärmtrommel. Der wahrscheinlich nicht allzu starke Feind nahm aus diesem Grunde an, die Stadt sei stark besetzt und rüste sich zum Widerstande. Da entsank ihm der Mut, er feuerte nur ein Geschoß gegen die Stadt ab und zog dann ab.

Zur Erinnerung an den schlauen Trommelschläger, dessen

Name die Überlieferung verschweigt, soll die Figur mit der abgeschossenen Kugel dort angebracht sein.

Alphons Paul, Geschichte der Stadt Reichenbach, 1889, S. 33. In der Sache übereinstimmend B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 5.

159. Das Steinkreuz an der Straße von Reichenbach nach Dreißighuben.

Kreis Reichenbach.

Auf der Straße, die von Reichenbach nach Dreißighuben führt, kommt man an einem links am Wege stehenden Steinkreuz vorüber, das an die Ermordung von zwei Husaren im Dreißigjährigen Kriege erinnern soll.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 27.

160. Die beiden Steinkreuze in Peiskersdorf und zwischen Pfaffendorf und Költschen.

Kreis Reichenbach.

In Peiskersdorf steht dicht neben der Kirchhofsmauer ein Steinkreuz, auf dem eine Sichel eingemeißelt ist. Nach der Sage soll an dieser Stelle eine Magd ihre Genossin, mit der sie in Streit geraten war, mit ihrer Sichel umgebracht haben.

Auch zwischen Pfaffendorf und Költschen steht ein solches Kreuz mit einer Sichel. Die Sage lautet ähnlich wie in Peiskersdorf.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 27.

161. Das Marienbild zu Stoschendorf.

Kreis Reichenbach.

Das Bild gelangte, wie man erzählt, folgendermaßen zu seinem Ruf und öffentlicher Verehrung:

Um das Jahr 1714 stand es auf der Albrechtsgasse in Breslau in dem Keller eines daselbst befindlichen Kretschmerhauses. Der Kaiserliche Obrist, Freiherr von Glaubitz, dem unter mehreren auch das Gut Stoschendorf gehörte, kaufte das

gedachte Kretschmerhaus in Breslau und nahm darin sein Absteigequartier. Es führte darum auch den Namen „Das Glaubitzsche Haus". Um das erwähnte Marienbild kümmerte man sich nicht. Eines Tages fiel es einem jungen Spottvogel, einem Brauerburschen, ein, unter vielen Witzeleien und höhnischen Reden, die ihn als einen starken Geist ankündigen sollten, dem Bilde die Gesundheit in einem Glase Bier zuzutrinken. Was geschieht? Auf einmal erhält er, ohne zu wissen wie und woher, einen so heftigen Schlag ins Gesicht, daß er davon betäubt auf die Erde niederstürzt und lange Zeit ohne Bewußtsein liegen bleibt. Nachdem er sich erholt hatte, breitete er den Vorfall selbst aus und brachte ihn zur allgemeinen Kenntnis des Publikums. Dieses interessierte sich für die Ehre des Bildes und bestand bei dem Hausbesitzer, Baron von Glaubitz, darauf, der Statue einen ehrenvollen Platz anzuweisen. Das geschah auch. Es wurde auf dem Hausflur eine Nische in der Mauer angebracht, das Bild hineingestellt, eine brennende Lampe davor gehängt, und so begann die öffentliche Verehrung desselben. Der Ruf von der Geschichte des Schenkknechts, der den Schlag ins Gesicht erhalten hatte, bewog viele Katholiken, sich in dies Haus zu begeben, ihre Verehrung zu bezeigen und verschiedene Gattungen silberner Opfer dahin zu bringen.

Das Bildnis blieb bis auf das Jahr 1739, wo der Obrist von Glaubitz starb, in dem gedachten Hause zu Breslau stehen. Seine hinterlassene Gemahlin Maximiliana, als Erbin seiner Güter, trug alsdann bei dem Bischöflichen General-Vikariat-Amt um die Überführung des Bildes in ihre Patronatskirche nach Stoschendorf an und erhielt dazu die Erlaubnis. Es wurde also noch 1739 hierher überbracht. Hierauf verursachte der im ganzen Lande ausgebreitete Ruf von diesem Bilde, daß vorzüglich am Tage Mariä Himmelfahrt durch die verwittibte Baroneſſin einige Geistliche aus den Klöstern in Schweidnitz und besonders die umliegenden Pfarrer des Kreises zur Beihilfe eingeladen wurden, welche das aus der benachbarten Gegend herbeiströmende Volk in Prozession in die Kirche führten. Diese

Prozessionen hörten aber schon 1741 bei Verkauf des Dorfes an einen gewissen Herrn von Senitz auf. Jedoch setzt das Volk, obzwar ohne Geistlichen, an diesem und anderen Marientagen seine Prozessionseinzüge scharenweise fort, so daß man an jedem derselben wenigstens 2000 und jährlich an 6000 Kommunikanten zählt. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 97 ff.

162. Die drei Aspen bei Peterswaldau.

Kreis Reichenbach.

In den Bergen bei Peterswaldau (Kreis Reichenbach) im sogenannten Schulzenloche ist ein Grenzstein, „Die drei Aspen" genannt. Er trägt die Jahreszahl 1770 und ist der Grenzpunkt der gräflichen Besitzungen von Sandretzky, von Stolberg und von Nostitz. Unter diesem Steine sollen viele böse Geister verbannt liegen, welche allnächtlich ihr unheimliches Wesen treiben. Um 12 Uhr nachts sausen sie mit dem Kopf unterm Arm unter lautem Geheul zu Fuß und zu Pferd durch die Luft, umgeben von feuerspeiendem Getier.

Friedrich Zeh in Wüste-Waltersdorf, Prov.-Bl., 1865, S. 558. Von Philo Schlesien, S. 4 f, übernommen.

163. Die Fußspuren auf dem Ölberge bei Steinseifersdorf.

Kreis Reichenbach.

Wenn man von Steinseifersdorf durch den Schmiedegrund nach der Hohen Eule geht, kommt man bei einem Wasserfall vorbei, der aus einem Teiche gespeist wird. Links davon sieht man eine Felsengruppe. Das ist der Kalvarien- oder Ölberg, so genannt, weil auf ihm zwei steinerne Heiligenbilder stehen, von denen das eine den knienden Petrus, das andere mit der Jahreszahl 1777 den Heiland im Garten Gethsemane darstellt. Hier soll vor vielen hundert Jahren eine feste Burg gestanden haben.

Eines Tages erschien vor ihren Mauern ein fremder Ritter. Er forderte den Bewohner der Burg zum Zweikampfe auf. Der

Sieger sollte die Burg mit allem erhalten, was darin war. Viele Stunden schon hatten die beiden Ritter miteinander gekämpft. Die Pfeile waren verschossen, die Schwerter an den harten Panzern zerbrochen, und noch immer war der Kampf unentschieden. Da machte der Besitzer der Burg einen Vorschlag und sprach: „Wer mit seinem Pferde glücklich bis zum Teiche hinabspringt, soll die Burg erhalten." Der Fremde war damit einverstanden, gab seinem Pferde die Sporen und rief: „In Teufels Namen!" Doch er sollte diesen Fluch schwer büßen. Das Roß sprang zu kurz und zerschellte samt dem Reiter am Felsen. Der andere kam glücklich unten an.

Heute noch sieht man die Stelle, wo sich bei dem gewaltigen Aufschlage des gottlosen Reiters ein Menschen- und ein Pferdefuß tief in den Stein eingegraben haben.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 23.
Nach Jäschke, Unsere Berge.

164. Eine andere Sage von den Steinseifersdorfer Fußspuren.

Kreis Reichenbach.

Der Teufel ging einst über das Gebirge. Da kam er auch am Ölberge vorbei und ärgerte sich über die Heiligenbilder. Er versuchte, sie in den nahen Bach zu werfen. Dabei glitt er aus und fiel selbst hinein. Beim Aufschlagen hinterließ er von seinem Pferde- und seinem Menschenfuße tiefe Spuren im Stein, die heut noch zu sehen sind. Auch die Stelle, an der er am Felsen hinabgerutscht ist, kann man noch erkennen.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 24.

Nur auf den Pferdefuß bezieht sich folgende Fassung:

Unter dem sogenannten Ölberge im Schmiedegrunde mit seinen lebensgroßen Steinbildern toben die Wasser des „Eulfalles". Auf einem der unten liegenden Blöcke läßt sich eine Steinmarke, dem Abdrucke eines gewaltigen Hufes ähnlich,

unterscheiden. Die Sage hat dies bemerkt und behauptet, der Böse habe Ärgernis an der Aufstellung jener Steinbilder genommen und vom sogenannten Hegewalde aus versucht, sie auf Flügel des Sturmes in die Tiefe zu reißen. Göttliche Kraft aber habe ihn mit solcher Gewalt in den Abgrund geschleudert, daß die Spur seines Hufes sich tief in den Felsen geprägt habe.

H. Elsner, in Hausdorf bei Neurode: Sage und Sang aus dem Eulengebirge, Schlesien, III, 1909/10, S. 410.

Eine in Gedichtform ausgedrückte Sage von Hugo Rösner bezieht sich auf denselben Pferdehuf. Sie wird als Sage aus dem Eulengebirge bezeichnet und hat folgenden Inhalt:

Ein Steinbild des Apostels Petrus schaut von einem Felsen zu Tal. Als man dies Bild vor Zeiten errichtete, da nahm der Teufel Anstoß daran und beschloß es zu vernichten. Im Sturmesbrausen kam er heran, in dunkle Nacht gehüllt. Aber sein lautes Hohngelächter war deutlich vernehmbar. Aber St. Petrus war auf der Hut, er faßte den Teufel so hart an, daß ihm die Sinne vergingen. Er hob ihn hoch zum Himmel empor und warf ihn mit solcher Gewalt in den Bach hinab, daß er am Felsgestein das Genick brach. Dort lag er, und über ihn stürzte das Wasser in jähem Falle herab. Noch heute ist eine Spur von jenem Ringen geblieben, man zeigt noch immer im Felsen den Pferdehuf des Teufels.

Nach dem Gedicht von Hugo Rösner bei Johannes Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 199.

165. Das Kreuz bei Kaschbach.

Kreis Reichenbach.

Am Fuße der ersten Höhen, die über Kaschbach zur Hohen Eule führen, zeigte man uns ein Kreuz, das auf einem jähen und beträchtlich tiefen, auf der andern Seite ein langes Feld begrenzenden Abhange stand. Unser Führer erzählte uns, auf jenem Felde sei im Siebenjährigen Kriege ein Gefecht gewesen, und ein Husar, der von den Feinden an diesen Abhang gedrängt

wurde, sei, um nicht gefangen zu werden, mit seinem Pferde hinabgesprungen und glücklich entronnen.

Aus dem Aufsatz: Die Eule. Im Hausfreund, 4. Jahrg., 1824, S. 596.

166. Das Steinkreuz bei Ober-Langenbielau.

Kreis Reichenbach.

In Ober-Langenbielau, in der Nähe der Fabrik von Liehr, erinnert ein Steinkreuz, der Sage nach, an eine große Hungersnot. Das Elend war so groß, daß zwei Knaben, die auf dem Wege ein Stückchen vertrocknetes Brot gefunden hatten, beim Teilen in Streit gerieten. Der eine zog dabei sein Messer und stieß es seinem Kameraden in die Brust, so daß dieser tot liegen blieb. B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 27.

167. Das Steinkreuz in Olbersdorf.

Kreis Frankenstein.

In Olbersdorf steht an der Straße, die nach Löwenstein führt, gegenüber der Stelle, wo der mit Kirschbäumen besetzte Weg von Petersdorf kommend einmündet, ein Steinkreuz, daneben eine mittelstarke Linde. Hier sollen nach der Sage zwei Frauen wegen des Grasens auf einem Raine, das damals alljährlich um Johanni vom Peterwitzer Grafen freigegeben worden war, zu Streite gekommen sein und sich mit Sicheln bearbeitet haben.

Am Born der Heimat. Heimatbuch für den Kreis Frankenstein, 1926, S. 39.

168. Das Steinkreuz bei Protzan.

Kreis Frankenstein.

Von dem Kreuze erzählt die „Lindner Mutter" (eine geborene Protzanerin und fast 80 Jahre alt) folgendes: Das Kreuz ist errichtet worden, weil sich dort zwei Fleischer ums Leben gebracht haben. In der Fastenzeit brannte früher in der Kapelle (neben der das Kreuz steht) eine Lampe, und es mußten der Glaube und fünf Vaterunser gebetet werden. Das Kreuz wurde vor langer Zeit einmal hereingeholt und bei der Hinter-

tür des Wohnhauses (Gottwaldsche, früher Moschnersche Besitzung) als Steg über die Traufe gelegt. Man mußte aber das Kreuz wieder hinausschaffen, denn eine Tochter des Besitzers fand keine Ruhe.

Nach einer andern Quelle gab es seit der Verwendung des Kreuzes fortwährend Unglück in der Familie und unter dem Vieh, so daß man das Kreuz wieder an die alte Stelle brachte und versprach, an bestimmten Tagen dort Gebete zu verrichten, worauf das Unheil ausblieb.

Über den Grund der Kreuzerrichtung geht auch die Sage, daß sich in der Gegend der Kapelle zwei Mägde aus Eifersucht mit Sicheln umgebracht hätten. Zur Erinnerung daran sei das Kreuz aufgestellt worden.

Am Born der Heimat. Heimatbuch für den Kreis Frankenstein, 1926, S. 40.

169. Das Muttergottesbild „Maria zum Baum" in Kaubitz.

Kreis Frankenstein.

Das Bild führt den Namen „Maria zum Baum". Man erzählt davon folgendes: Wie es hierher gekommen, ist unbekannt. Ehedem stand es in einer Kapelle, welche die Herren von Reibnitz 1495 in eine steinerne Kirche verwandelten. Diese wurde in kurzer Zeit baufällig, und die umherwohnenden Lutheraner trugen zu ihrem baldigen Einsturz eifrig bei. Ein benachbarter Edelmann, dessen Namen der Prälat Fiebiger aus Schonung nicht genannt hat, wagte es sogar, die eingestürzten Steine wegführen zu lassen und sie zu seinem Schloßbau zu verwenden. Aber, o wunderbare Strafe Gottes! Die Steine nahmen keinen Kalk an und es war unmöglich, sie untereinander zu verbinden. Das Schloß bekam gewaltige Risse, alles Ausbessern war vergebens, und niemand konnte es bewohnen.

So sehr diese Mutter Gottes zum Baum einerseits ihre Entheiligung rächte, so sehr belohnte sie anderseits ihre Verehrung. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie von einem lutherischen schwedischen Soldaten vom Altar gestohlen. Er packte das Bild

in einen Sack und nahm es mit zu seinem Wirt nach Frankenstein. „Rat einmal," sagte er zu ihm, „was ich in diesem Sacke habe; das ist mehr wert als Dein Haus und Deine ganze Habe." „Leicht möglich," antwortete dieser, „da ich ohnedem nicht viel besitze und morgen alles verlieren kann." Darauf zog der Soldat das Bild hervor und übergab es dem Wirte mit den Worten: „Heb es gut auf und halt es heilig! Wir müssen nächstens marschieren; komm ich wieder und find ich's noch, so will ich Dich gut belohnen; wo nicht, so wird Dir's übel gehen. Sei übrigens versichert, daß Du sichtbaren Segen spüren wirst, wenn Du es in Ehren hältst." Der Schwede zog ab, der Wirt wurde katholisch und ein gediegener Mann. Er hatte viele Anfechtungen von Geistlichen und Adligen, ihnen das Bild zu überlassen, gab es aber nicht aus den Händen. Nach ihm gelangte der Fürstlich Münsterbergische Sekretär Tanner von Löwenthal in den Besitz des Gnadenbildes. Er hielt es als ein Heiligtum, kniete und betete oft davor und konnte nicht genug versichern, wie viel Hilfe und Beistand es ihm in so mancherlei Nöten geleistet habe. Nach seinem Tode vermählte sich seine Tochter an einen böhmischen Herrn von Colin und nahm die väterliche Schutzpatronin mit nach Böhmen. Hier blieb das Wunderbild einige Jahre, bis es endlich auf Verwendung der Regierung, welche Beschlag auf die Löwenthalsche Hinterlassenschaft legte, wieder ausgeliefert werden mußte. Die Frau von Colin schickte es in einem versiegelten Sacke durch einen Juden, der aber nicht wußte, was er trug, zunächst bis nach Wartha. Eine so schwere Last, versicherte dieser mit großen Klagen, habe er in seinem Leben nicht getragen, und erstaunte, daß beim Hervorziehen weiter nichts als dies Bild im Sacke war. Von Wartha kam es nach Frankenstein, von da nach Protzan und wurde endlich auf Antrieb des lutherischen Barons von Kappaun, Herrn von Schrebsdorf, wieder an seinen alten Ort nach Kaubitz gebracht.

Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 92 ff.

Über die Kirche (Kapelle) zu Kaubitz berichtet Sinapius, Curiositäten, anderer Teil, 1728, S. 909, nach den Annales Francosteinenses (Handschrift von Koblitz, 1654), daß eine Kapelle zu Kaubitz, genannt „zu Unserer lieben Frauen

beim Baum", bereits 1447 zu einer Wallfahrt vom Bischof Petro (Nowack) erbaut worden ist. Im Jahre 1495 ist diese Kapelle, die wegen des wachsenden Zulaufs zu dem wundertätigen Muttergottesbilde zu klein geworden war, in eine größere Kirche von Stein umgebaut worden, genannt „bei Unserer lieben Frauen zum grünen Baum oder grünen Linden". Sinapius erklärt den Namen: probabiliter ab inventione ad arborem viridem. Es befand sich auch ein Heilbrunnen daselbst, den auch Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, IV, S. 160, erwähnt.

170. Das Kreuz bei den Gewitterlinden bei Stolz.

Kreis Frankenstein.

Vor langer Zeit gingen einmal zwei Wanderburschen auf der Straße von Münsterberg nach Frankenstein. Sie waren froh und lustig. Kurz hinter Stolz überraschte sie ein Gewitter. Schutz suchend während des Regens, legten sie sich unter die fünf Linden, die in der Nähe der Straße standen. Der eine betete und schlief ein. Der andere aber spottete. Da ertönte plötzlich eine Stimme: „Den Schläfer lasset schlafen, den Spötter schlaget tot." Plötzlich traf ein Blitzstrahl den Spötter und tötete ihn. Bald darauf hörte das Gewitter auf, und der andere Wanderbursche ging frisch und froh weiter. Diese Sage soll sich abgespielt haben bei den fünf Linden an der Frankensteiner Kunststraße, wo noch jetzt zur Erinnerung daran ein Kreuz steht.

Von dem Schüler Hubert Hellmich. Am Born der Heimat, Heimatbuch für den Kreis Frankenstein, 1926, S. 230.

171. Der verschüttete Reiter bei Wartha.

Kreis Frankenstein.

Wenn man unter der Eisenbahnbrücke bei Wartha hindurch am rechten Ufer der Neiße unterhalb des Warthaberges entlang geht, kommt man am Bergsturz vorbei, dessen letzte Trümmer in die Neiße gefallen sind und sie eine Zeitlang aufgestaut haben. Da liegt noch rechts am Wege ein gewaltiger herabgestürzter Felsblock. Von diesem wird erzählt, daß darunter ein Reiter mit seinem Pferde verschüttet liegt.

Von Sekundaner Gallisch aus Wartha mitgeteilt, 1922.

172. Die Legenden des Gnadenortes Wartha. Die Muttergottes von Wartha.

Kreis Frankenstein.

Die Legenden des Wallfahrtsortes Wartha knüpfen sich an das hochberühmte Gnadenbild in der dortigen Kirche und sind der Ausdruck der Verehrung und des Vertrauens, den das gläubige katholische Volk für die Wunderwirkung der Gottesmutter gerade an diesem Orte fand, zu dem es seit uralter Zeit in nie unterbrochenen Wallfahrten strömte. Die Legenden haben in neuerer Zeit im Zusammenhange mit Untersuchungen über das Alter des Gnadenbildes und der Wallfahrt zu ihm eine kritische Würdigung gefunden in der Schrift von Dr. Paul Knauer: Der Ursprung der Marien-Wallfahrt zu Wartha in Schlesien, Breslau 1917 und zum Teil berichtigend in Dr. Joseph Schweters Buche, Wartha, Geschichte dieses Wallfahrtsortes und der Wallfahrten dahin, Schweidnitz 1922. Im Gegensatz zu Knauer, der die Marienwallfahrt in Wartha erst gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden sein läßt und dem Gnadenbilde einen entsprechend jüngeren Ursprung zuweist, hält Schweter die Entstehung des Bildes im 12. Jahrhundert für ausgemacht und setzt das Aufkommen der Wallfahrt in Übereinstimmung mit der Überlieferung ins letzte Drittel des 13. Jahrhunderts. Schweter erklärt: Das Bild wurde in Wartha aufgestellt, als die Böhmen versucht hatten in Camenz einen strategischen Punkt gegen die Polen zu gründen an Stelle von Wartha, das eine polnische Gründung war. Im Jahre 1017 nämlich schlugen die Böhmen am Warthapasse die Polen zurück, wagten aber 50 Jahre lang nicht über Wartha vorzudringen. Erst 1096 zerstörte Herzog Bretislaw Wartha und baute noch im selben Jahre Camenz. Aber noch vor dem Jahre 1124 bauten die Böhmen Wartha wieder auf und setzten einen Zupan hinein. Es mag das um 1110 geschehen sein, und um diese Zeit wurde das Marienbild in Wartha aufgestellt (S. 3). Es ist im romanischen Stil gehalten und kann deswegen nicht später als das 12. Jahrhundert angesetzt werden (S. 5).

Zuerst hat die Sage von der Muttergottes von Wartha Jahrhundertelang im Munde des Volkes gelebt,* bis der Warthaer Propst Stephanus sie in den Text zweier Tafeln aufnahm, die er in deutscher und lateinischer Sprache in der eben fertiggestellten Wallfahrtskirche zur Belehrung über die Geschichte des Wallfahrtsortes aufstellte, in den Jahren 1521 und 1523. Hier haben wir die älteste erreichbare Legendenform. Wir besitzen aber nur mehr den vollständigen Text der lateinischen Tafel, und zwar in einer Abschrift, die der Propst Johannes Koblitz von Wartha im Jahre 1621 anfertigte. Auf diesen Tafeln des Stephanus beruht der Legendenbericht in der Diva Wartensis von Bohuslav Balbinus vom Jahre 1655 (eine Verdeutschung ist von Tanner von Lewenthal 1657 herausgegeben worden). Aus dieser wieder hat Robert Kleinwächter in seinem „Erneuten und vermehrten Warten-Buch" vom Jahre 1711 geschöpft, und auch, was sich heute das Volk von Wartha und dem Ursprunge seiner Wallfahrt erzählt, geht letzten Endes auf die „Diva" des Balbin zurück. Vermittelt wurden diese Volkserzählungen durch kleine Auszüge aus den Werken Balbins und Kleinwächters, die für Wallfahrer bestimmt waren, und auch Gebete enthielten, die am Wallfahrtsorte verrichtet zu werden pflegten.

1. Das wunderbare Bild der Muttergottes. Der Diener und der Böhme zu Wartha.

Erste Legendenform.

Das Bild der Muttergottes erscheint zu Wartha einem Diener und verkündet ihm Warthas Bestimmung zum Gnadenort. Ein Böhme findet kurz darauf Heilung seines Gebrechens und baut eine hölzerne Kapelle, später eine steinerne Kirche.

* Klapper, in Schles. Geschichtsblättern, 1922, Nr. 23, S. 29 f., nimmt mit Knauer die Umwandlung der Marienstatue in ein Gnadenbild um die Wende des 16. Jahrhunderts an. Reichen aber die Legenden bis ins 13. Jahrhundert zurück, so ist gleichzeitig das Bild schon als Gnadenbild verehrt worden, vielleicht erst nur volksmäßig. Die kirchliche Anerkennung kann freilich später erfolgt sein.

In der Kirche zu Wartha ist ehemals eine uralte Tafel mit großen Buchstaben in lateinischer Sprache zu sehen gewesen, die 1523 geschrieben worden ist. Auf dieser berichtet der Schreiber (Propst Stephan von Wartha) nach einem Abschnitt über die Bilderverehrung im allgemeinen folgendes:

Da wo die gegenwärtige Kirche steht, ist vor fast 300 Jahren* einem Diener** unserer lieben Frauen Bild (imago Beatae Virginis — dasselbe, das noch heute in dieser Kirche sich befindet) erschienen und hat ihm kundgetan, daß unsere liebe Frau, die Mutter Gottes, an diesem Orte sich einen Sitz und eine Kirche erwählt hat, um hier sonderlich geehrt zu werden. Da dann zur Beglaubigung der künftigen Kirche diesem Jünglinge ihr leibhaftiges Bildnis erschienen ist (ein nicht neues und nicht erst erfundenes, sondern ein vom Himmel geschicktes Bild.)*** Und deswegen gerade muß man es mehr und mehr verehren.

Kurz hernach hat einer aus Böhmen zufällig das Bein gebrochen und hat gelobt unsere liebe Frau zu Wartha heimzusuchen, einzig um seine Gesundheit wiederzuerlangen, und die Heilung, die er begehrte, ward ihm zuteil. Besagter Böhme hat zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und zum Zeugnis des an ihm geschehenen Wunders eine hölzerne Kapelle† erbaut. Als aber eine große Menge fremder Wallfahrer zu dieser Kapelle

---

* Also um 1250.

** Aus dem „Diener" (famulus) ist später ein Mitglied der Besatzung der Feste Bardum (des alten Warthaer Schlosses) gemacht worden, so noch in dem Aufsatze von H. Matzner, „Der Warthapaß im Lichte der Kultur und Geschichte", Zeitschr. d. Glatzer G.-V. „Die Grafschaft Glatz", 11. Jahrg., 1916, S. 34 f. Balbinus und Kleinwächter enthalten diese Deutung noch nicht, wohl aber kann Balbinus durch eine Bemerkung Veranlassung gegeben haben, er sagt, Diva Wartensis, 1655, S. 107, er erinnere sich, vor 16 Jahren, als die Kirche noch nicht geweißt war, an der Wand einen Jüngling vor unserer lieben Frauen Bildnis kniend gesehen zu haben, der ritterliche Kleidung und zwei eiserne Handschuhe trug.

*** Huic iuveni sua visa est effigies (non nova nec recenter inventa, sed divinitus [sine dubio] missa est). Die hinter effigies in Klammern stehenden Worte (non nova etc.) sind erst von Balbinus, der diesen Bericht der lateinischen Tafel in seine Diva Wart. übernommen hat, eingeschoben worden.

† Diese Kapelle ist nach Knauers Beweisführung keine andere als die schon im Jahre 1189 genannte Burgkapelle von Bardo (Knauer, S. 38), womit natürlich die Erzählung von dem Böhmen als ihrem Erbauer in sich zusammenfällt.

strömte, wo das Bild der Jungfrau war, und er sah, daß so vielen in Gefahr des Lebens, des Leibes, Todes, Kerkers, Feuers, Wassers, der Geburt, des Zusammenbruchs und anderer Anliegen geholfen wurde, hat er endlich eine Kirche von Stein erbaut.

Aus den „Wundertafeln" des Warthaer Propstes Stephanus von 1523 (lateinisch), nach der Abschrift, die im Jahre 1621 vom Propste Johannes Koblitz von Wartha angefertigt wurde. Knauer S. 84. Übernommen von Balbinus, Diva Wartensis, 1655, S. 103 f. (und 107). Von diesem Bericht hat Kleinwächter in seinem Wartenbuch den ersten Teil (von dem Diener) überhaupt nicht, er verschwindet in der Folgezeit zugunsten der Legendenform 2. Dagegen hat er den zweiten Teil (von dem Böhmen) in erweiterter Form.

Zu dem hier vorliegenden Bilderglauben, der das Bild wie ein menschliches Wesen erscheinen und reden läßt, gehört auch die von Aelurius erwähnte Meinung der Katholiken: „In der Wartha ist auch ein altes Bild (unser Muttergottesbild), von welchem die katholischen Leute sehr viel halten; denn sie geben für, dasselbe wäre einesmals von dannen an einen andern Ort gebracht worden, aber ohne Menschenhände von sich selber wäre es wiederumb nach der Wartha kommen."

Es handelt sich offenbar um die feierliche Übertragung des Wunderbildes nach dem Kloster Camenz im Jahre 1577, um es vor Entwendung durch die Häretiker zu schützen. Als es nach 30 Jahren wieder nach Wartha zurückgebracht wurde, sah man darin eine freiwillige Rückkehr des verehrten Bildes.

Aelurius, Glaciographia, 1625, S. 202.

Die wunderbare Heilung des Böhmen stellt das erste Mirakel dar, welches das Muttergottesbild bewirkt. Auf diesen Böhmen richtet sich die besondere Aufmerksamkeit der späteren Zeit. Aus dem quidam Bohemorum wird bei Balbinus (Diva Wartensis, 1655, S. 107) ille Bohemus vir nobilitate et opibus inter suos spectans, das mußte er wohl sein, da er in alieno solo templum aedificavit. Der ihm folgende Kleinwächter (Erneuertes und vermehrtes Warten-Buch, 1711, S. 15–19) spricht von einem Verehrer und wohlhabenden Herrn eines alten adligen Geschlechts in Böhmen, der einstens in Geschäften eine Reise machte und das Unglück hatte, vom Pferde zu stürzen und das Bein zu brechen. Von ihm erzählt er ganz ausführlich, wie kein Bader und Wundarzt ihm helfen konnte und er in seinen Schmerzen die Zuflucht zu dem Gnadenbilde nahm, das wegen seiner wunderbaren Ankunft durch ganz Böhmen bekannt war. Gleich nach dem Gelübde „begunten ohne weitere menschliche Hilfe die Beiner

und Flechsen sich widerumb zu vereinbaren und zu befestigen, das Geblüt seine richtige Circulation und ungehinderten Lauf zu bekommen, alle Schmerzen, womit er bis dahin unsäglich gepeinigt worden, auf einmal zu verschwinden." So konnte er nun ohne das geringste Hindernis nach Wartha gehen, ohne Pferd und Wagen mitzunehmen und langte nach vielen Beschwernissen daselbst an. Es läßt sich denken, wie innig er der Mutter Gottes wird gedankt haben. Indessen kam es ihm ganz unerträglich vor, daß die Himmelskönigin gar so schlecht und verächtlich auf Erden wohnen sollte, da das Gnadenbild gar keine Bedeckung hatte, sondern unter freiem Himmel stehen und dem Sturmwinde, dem Regen und Schnee freigegeben sein mußte. So läßt er denn auf seine Kosten ein Holzkirchlein bauen. Dies allererste Kirchlein, so schlicht es auch war, ist hochberühmt geworden durch die Wohltaten, die dort die Kranken und Bresthaften erfuhren. Daher baute er später eine steinerne Kirche (die böhmische).

Wenn Schweter erklärt, daß Balbins Deutung, der Böhme sei ein Herr von Slaupna, abzulehnen und die Persönlichkeit dieses Böhmen überhaupt nicht zu ermitteln sei (S. 38), so kennzeichnet er ihn damit als sagenhaft.

2. Die Muttergottes und der Dienstjunge zu Wartha.

Zweite Legendenform.

Die Muttergottes erscheint in eigener Person einem frommen Jünglinge dienenden Standes, übergibt ihm ihr Bild und heißt ihn einen Altar bauen, damit ihr Bild auf ihm verehrt werde.

Es begab sich einst zu Wartha, daß ein Jüngling die Einsamkeit aufsuchte, um zu beten. Seit Kindesbeinen hatte er diese fromme Neigung, und je ärmer er war (man sagt, er sei ein servulus, ein Dienstjunge, gewesen), um so inniger hatte er allezeit seine Liebe auf Maria, die Muttergottes, gerichtet und ihr täglich sich im Gebete aufgeopfert. Nun traf es sich, daß er zufällig gerade an die Stelle kam, wo später die Böhmische Kirche stand. Und wie er hier niederkniete und demütig an den Perlen seines Rosenkranzes seine himmlische Mutter grüßte, in so reiner und tiefer Hingabe, daß der Himmel dadurch hätte entflammt werden können — siehe! da schien sich ein wunderbar strahlendes Licht um ihn zu ergießen, und aus der Höhe des Äthers stieg eine Jungfrau von himmlischer Schönheit zu ihm nieder, nicht stolz wie eine Königin, sondern mit solcher Liebe und Güte in ihrem Blick, daß er wohl erkannte, es sei die Mutter der schönen Liebe und des göttlichen Erbarmens zu ihm

gekommen. In ihrer Hand trug sie ein Bild, dasselbe, welches jetzt noch zu Wartha verehrt wird, und überreichte es mit ihren zarten Fingern dem Jünglinge und sprach mit mütterlichen Worten: „Nimm hin, mein geliebter Sohn, Deine Mutter" (accipe fili Matrem). Diese unvermutete Begnadigung vermochte der Jüngling nicht zu fassen, die Sinne schwanden ihm und er sank ohnmächtig zur Erde nieder, aber Maria faßte ihn in ihre Arme, hob ihn empor und redete so zu ihm: „Siehe, mein liebstes Kind, hier übergebe ich Dir dieses Bildnis, damit Du in meiner Abwesenheit nicht meines Trostes entbehrst. Es wird die Zeit kommen, daß mir an diesem Orte schöne Kirchen erbaut und Altäre errichtet werden, die werden sie aufs reichste ausstatten. Hier zu Wartha will ich meinen Gnadenthron aufschlagen und für alle Kranken und Bresthaften ein Hospitalhaus anordnen, damit sie von ihren Gebrechen befreit werden. Du aber, mein liebster Sohn, sollst mir an diesem Orte einen Altar aufrichten, auf dem dies Bildnis zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt werden soll." Als sie ihm das Bild gegeben hatte, schwang sie sich wieder zum Himmel empor. Der Jüngling blickte ihr staunend nach, dann warf er sich auf die Knie und dankte für das wunderbare Geschenk. Dann erzählte er den Einwohnern von Wartha, was ihm begegnet war, zeigte ihnen zum Beweise das Bild und fand Glauben und Bereitwilligkeit, ihm bei der Aufrichtung des Altars zu helfen. Bald erscholl der Ruf des Ereignisses durch die Nachbarschaft, und eine unglaubliche Menge Volkes strömte herbei, um das Gnadenbild zu sehen. Bald bestätigten vielfältige Wunderzeichen die Wahrheit der Aussage des Jünglings: Verkrümmte, Verlahmte ließen ihre Krücken und Stelzen zurück, Gefangene, die von den ungläubigen Barbaren festgehalten wurden, riefen Unsere liebe Frau zu Wartha an, wurden ihrer Fesseln entledigt und hängten diese ihr zu Ehren auf, unschuldig zum Tode Verurteilte wurden durch sie befreit u. a. m. So drang ihr Ruf durch Böhmen und Schlesien bis in die angrenzenden Länder und ihre Verehrung nahm zu von Jahr zu Jahr.

Diese Darstellung taucht etwa 85 Jahre nach der ersten Niederschrift der Legende (1523) durch Propst Stephanus auf.

Nach dem lateinischen Text des P. Martinus (Pfarrer Martin Rudolph von Maifritzdorf, ein Camenzer Zisterzienser) im 7. Kapitel des 1. Buches seiner „Peregrinationes Wartenses,* der wohl die Auffassung seiner Zeitgenossen weitergibt, 1608, und Kleinwächter, Erneuertes und vermehrtes Warten-Buch, 1711, S. 6 bis 10. Gekürzt. Dieser fußt auf Bohusl. Balbini Diva Wartensis. Aus derselben Quelle schöpft Kaltenbaeck, Die Mariensagen in Österreich, 1845, S. 36, der aber diese und die folgenden Warthaer Muttergotteslegenden sehr kurz behandelt. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, erwähnt ebenfalls nur diese und die Legenden 3 und 4, S. 103 f.

3. Die Erscheinung der weinenden Muttergottes auf dem Warthaberge.

Im Anfange des Jahres 1400 soll es gewesen sein, da ereignete sich ein neues Wunder, diesmal auf dem bei Wartha gelegenen steil abfallenden Berge, dem sogen. Warthaberge (jetzt auch Kapellenberg genannt). Man hörte von der Höhe ein weibliches Weinen und Wehklagen, und als einige Leute aus Wartha sich aufmachten und den Berg erstiegen, um Hilfe zu bringen, wenn es not tat, fanden sie zu ihrem Erstaunen die allerseligste Himmelskönigin auf der Spitze des Berges sitzend und weinend. Die frommen Männer deuteten diese Erscheinung als Vorboten eines großen Unglücks, und sie sanken auf ihre Knie und flehten die gütigste Jungfrau an, sie möchte sich doch ihres geliebten Ortes Wartha annehmen, wenn ein Unglück hereinbräche. Als sie bemerkten, daß die Muttergottes sich wieder zum Himmel aufschwang, gingen sie von Furcht und Hoffnung bewegt nach Hause, um Kunde zu geben von dem, was sie gesehen hatten.

Es hatte aber die Muttergottes auf einem Stein gesessen an der Stelle, wo jetzt die Kapelle erbaut ist, und die Spuren ihrer Füße und Hände waren in den Stein gedrückt zurückgeblieben. Seitdem haben die Wallfahrer sich nicht begnügt,

*) Werk nicht auffindbar. Stelle entnommen aus Balbins Diva Wartensis, 1655, S. 152. Der volle Titel ist Liber Wartensis Peregrinationum Nissae impressus.

unten in der Warthaer Kirche dem Gnadenbilde ihre Andacht darzubringen, sondern sie sind den Berg hinangestiegen, besonders die Böhmen,* und haben die heiligen Spuren verehrt. Bis zum Jahre 1608 waren diese Malzeichen noch deutlich sichtbar. Von da an wurden sie immer unkenntlicher, weil die Wallfahrer immer mehr Stückchen abschlugen und zur frommen Erinnerung mit sich nahmen. Damit nun mit weiterer Zertrümmerung nicht schließlich das Wunder der Erscheinung Mariens in Vergessenheit gerate, ist im Jahre 1617 von den beiden Prälaten der fürstlichen Stifter Heinrichau und Camenz (Andreas und Fabianus) unter freigebiger Beihilfe des Breslauer Bischofs, Erzherzog Karl, oben auf dem Orte, wo die allerseligste Jungfrau weinend erschienen ist, eine Kapelle zu Ehren der heiligen Mutter Anna und der jungfräulichen Mutter Maria zu bauen begonnen und am 7. September 1619 eingeweiht worden. Sie führt den Namen zu unserer lieben Frauen Heimsuchung. Der Stein mit den wunderbaren Spuren ist von dem großen Altare überbaut.**

Nach Nicolaus Henel von Hennenfeld, Chronica Ducatus Monsterbergensis et Territorii Francosteinensis ca. 1613 bei Sommersberg, Silesiacar. Rer. Scriptores tom. I p. 128 (nur von den Wallfahrten). Alurius, Glaciographia 1625, S. 201. Bohuslav Balbinus, Diva Wartensis 1655, S. 158. Kleinwächter, Erneuertes und vermehrtes Wartenbuch, 1711, S. 26–29 und 30–32. Tiede, Merkwürdigkeiten, 1804, S. 103. Knauer, S. 72 f. Die Fußspuren werden von Knauer mit gutem Grunde als alte Grenzzeichen gedeutet (S. 75 f.).

Das Wartha betreffende Unglück folgte in den Hussitenkriegen, der Ort wurde verheert und beide Kirchen ein Raub der Flammen 1425. In Wirklichkeit sind die Hussitenkriege die Veranlassung, warum man das Erscheinungswunder auf 1400 fest-

* Der von Böhmen benutzte Weg ist, wie Balbin, S. 64, berichtet, besonders steil gewesen. Er hieß zu seiner Zeit schon der „Böhmensteig" und ist der schmale Pfad, der unmittelbar hinter dem Bergsturz von der sogenannten „Böhmenwiese" zur Spitze des Warthaberges führt.

Böhmen, Deutsche und Polen stiegen auf 3 verschiedenen Wegen auf. Jetzt wird nur der Weg der Deutschen noch als Wallfahrtsweg benutzt.

** Die dem Steine eingeprägten Spuren sind also nicht mehr zu sehen (die außerhalb der Kapelle gezeigten Tapfen sind nachgemacht). Ihr einstiges Vorhandensein ist nicht zu bezweifeln, sie müssen als die Ursache der Legende sowohl wie der Wallfahrt auf den Berg betrachtet werden. Alurius behauptet, sie noch 1608 gesehen zu haben.

gesetzt hat. Man hat aber auch den Einbruch der Tataren mit diesem in Zusammenhang gebracht (dann müßte es etwa um 1200 angesetzt werden) und hat gesagt, Maria habe sie von Wartha verscheucht. Beides sind gelehrte Deutungen, die aber im Volke Boden gewonnen haben.

Neben der mitgeteilten Sage, die wohl die verbreitetste ist und allein in die Inschrift der Kapelle Aufnahme gefunden hat, waren noch andere Sagen unter dem Volke im Umlauf. So die, daß auf dem Gipfel des Berges die ägyptische Büßerin Maria in den Himmel aufgefahren sei und die Fußspuren hinterlassen habe. Ferner die, daß die Mutter Gottes von hier aus in den Himmel aufgefahren sei. Nach Alurius Glaciographia 1625, S. 200. Knauer, S. 78.

Die Inschrift, die auf einer Tafel in der Bergkapelle bald nach dem Bau angebracht wurde (Schweter gibt die deutsche Übersetzung, S. 105, den lateinischen Text im Anhange, S. 621), gibt den Anfang der Bergwallfahrt nicht an, Schweter setzt ihn in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dazu veranlaßt ihn der Kernpunkt der Legende, die weinende Muttergottes. Denn die weinende allerseligste Jungfrau war gerade im 15. Jahrhundert ein sehr beliebter Legendenstoff, wie Stephan Beissel S. J. in seiner „Geschichte der Marienverehrung im Mittelalter" und in seinem Werk „Wallfahrtsorte zu U. L. Frau" beweist. An vielen Orten soll die Gottesmutter in jener Zeit mit Tränen in den Augen erschienen sein. Dazu stimmt der Hinweis der Inschrift auf die große Zwietracht unter den Völkern. Für Wartha sind das die Hussitenkriege, die Verbrennung beider Kirchen und zweier Wallfahrtspriester. In dunklen Umrissen hat man an die Erscheinung der weinenden Muttergottes auf dem Warthaberge wohl schon während der Hussitenkriege geglaubt. Aber erst nach ihnen wird sie sich bestimmt ausgeprägt haben. Allmählich erhielt die Legende die Form, wonach holzsammelnde Leute des Dörfchens Haag es gewesen, denen Maria erschienen und Trost gespendet habe. Darum nahm diese Ortschaft das Bild der weinenden Muttergottes in das Gemeindesiegel auf. Nach Schweter, Wartha, S. 107–109.

4. Die Rettung des Warthaer Gnadenbildes aus Feuersgefahr.

„Vor wenigen Jahren (um 1600) lebten hier in Wartha Männer, die bei den Bürgern in hoher Achtung standen. Einer von diesen rief, damit das Andenken an das Wunder nicht schwinde, vor seinem Tode seine Mitbürger zusammen und sagte eidlich aus, daß er von seinen Ahnen, ausgezeichneten Männern und Katholiken, folgendes erfahren habe:

Als einst bei einer plötzlich ausbrechenden Feuersbrunst ganz Wartha in Flammen aufging und auch die ‚böhmische Kirche' vom Feuer erfaßt wurde, entschloß sich der Kaplan des Propstes von Wartha, das Gnadenbild aus der brennenden Kirche zu retten. Es gelang ihm, den Altar, auf dem es stand, zu erreichen, und mit dem Bilde im Arm strebte er auf der steinernen

Treppe das Orgelchor zu erreichen, um dort zu warten, bis die Wut des Feuers etwas nachgelassen habe. Aber das Feuer wurde immer heftiger, so daß er schließlich in dem Qualm erstickte; seine Leiche verbrannte. Als die Einwohner am folgenden Tage in den Trümmern nach der Leiche und dem Gnadenbilde suchten, fanden sie das Gnadenbild rauchgeschwärzt, aber unversehrt vor. Von der Leiche war nur der Arm, der das Bild getragen, vom Feuer verschont geblieben."

P. Martin Rudolph, in seinem verloren gegangenen liber peregrinationum Wartensis (ed. 1626), der dies nach dem Berichte Warthaer Bürger erzählt. Aufgenommen als Auszug von Balbin, Diva Wartensis 1655, S. 195.

Kleinwächter im „Wartenbuch", 1711, S. 34–38, und nach ihm Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 104, nennt den Namen des Kaplans Jakobus, indem er den Tod des P. Jakobus, der bei einer Feuersbrunst am 3. Dezember 1425 umkam, wie Knauer meint, überträgt auf das oben mitgeteilte legendenhafte Geschehnis, welches nicht unwahrscheinlich auf dem Kirchenbrande von 1493 fußt. Damals hat man in den Trümmern der niedergebrannten Kirche die Statue der Muttergottes unbeschädigt aufgefunden; man hat die Erhaltung des Bildes besonderem göttlichen Schutze zugeschrieben, und diese Erhaltung ist dann der Anlaß gewesen, daß man dem Bilde eine gesteigerte Verehrung erwies. Knauer, S. 61 f.

Ihm widerspricht Schweter, der den Bericht des Georg Crüger vom Jahre 1669 heranzieht. Dieser führt in seinem Buche Sacrorum Regni Bohemiae et eiusdem Pertinentiarum Moraviae et Silesiae an, daß am 11. Februar 1525 Wartha von einer furchtbaren, zufällig ausgebrochenen Feuersbrunst heimgesucht worden und daß dabei ein Zisterzienser ums Leben gekommen sei. An seinen Tod habe sich etwas Wunderbares geknüpft, was das durch Wunder berühmte Marienbild daselbst noch berühmter mache. Diese Andeutung bezieht Schweter auf das Ereignis der Legende. Schweter, S. 137 f.

Welche Meinung hier das Richtige trifft, mag der Historiker entscheiden. Der Sagenforscher sieht in solcher Unsicherheit ein Kennzeichen der Sagenbildung. Die Legende schöpft, wie die geschichtliche Sage überhaupt, aus der Vergangenheit, und da sie nur die mündliche Überlieferung hat, so ist es natürlich, daß Einzelheiten in Vergessenheit geraten oder umgestaltet sind. Es bleibt nur der Gesamteindruck. Eine Zeit tiefen Verfalles im katholischen Leben war mit dem Eindringen der Reformation in Schlesien eingetreten. Der Camenzer Zisterzienserkonvent befand sich in einem solchen Zustande der Entartung, daß das Camenzer Totenbuch keine Notiz davon nimmt. Die Wallfahrten zum Muttergottesbilde in Wartha nahmen ab, ja das ehrwürdige Bild kam selbst in Gefahr, von den Andersgläubigen geraubt zu werden, so daß man es nach Camenz in Sicherheit brachte. Erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts setzte eine Wiederbelebung des religiösen Sinnes ein. Es ist auch die Zeit des Aufschwunges der Wallfahrten und des Legendenglaubens. Aus dem Gedächtnis wurde hervorgeholt, was noch nicht erloschen war, und zu neuem Leben erweckt, die Phantasie umkleidete das magere Bild des Ereignisses mit blühendem Gewande. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts setzte dann eine Hochflut der Wallfahrten ein, die Not der Zeit hob sie empor.

173. Der Erzengel Michael, der Teufel und der Wind zu Wartha.

Kreis Frankenstein.

1. Der Erzengel Michael ist einmal mit dem Winde gewandert, und da sind sie auch nach Wartha gekommen. Bei der Kirche hat der Erzengel zum Winde gesagt: „Warte mal, ich muß in die Kirche, dort ist einer zu bannen". Da hat der Wind gewartet, und der Erzengel ist in die Kirche gegangen und hat den Teufel bannen wollen. Fertig aber ist er nicht mit ihm geworden, immer noch kann man sehen, wie er sich mit dem Teufel herumschlägt. Hoch am ersten Pfeiler, links, da sieht man den Teufel am Boden liegen, schwarz von Farbe und mit grimmigem Gesicht, und über ihm steht St. Michael und schwingt das flammende Schwert.* Der Wind aber hat bis jetzt vergeblich auf seinen Reisegefährten gewartet, und endlich ist er ungeduldig geworden und er saust seitdem wie wütend um die Kirche herum.

Der Paß von Wartha ist ja an sich ein Zugloch für den Wind. Mündlich vom Wirte zum goldenen Stern in Wartha, 1911.

Anders erzählt in folgender Fassung:

2. Der Wind und der Teufel gingen einmal spazieren, und sie kamen vor die Warthaer Kirche. Da kitzelte den Teufel sein Fürwitz, und er ging hinein. Der Wind aber, der furchtsamer war, blieb vor der Tür und wollte warten. In der Kirche jedoch stand schon der Erzengel Michael mit dem feurigen Schwert. Der erwischte den Teufel, noch ehe er sich's versah, nahm ihn unter seine Füße und ließ ihn nicht mehr von dannen. Seit jener Zeit bläst um die Warthaer Kirche tagein und tagaus der Wind, denn er wartet noch immerdar. Wer aber den Teufel sehen will, wie er unter den Füßen des Erzengels sich krümmt, der findet das Bild am ersten linken Pfeiler.

Nach Georg Poppe im „Gemittlichen Schläsinger", Kalender für 1914, S. 88.

* Das Bildwerk zieht unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich, und man fragt wohl den heimkehrenden Wallfahrer: Hast du auch den Warthafranze (so heißt der Teufel) gesehen?

174. Der Schuß auf das Heiligenbild im Heinrichauer Park.

Kreis Münsterberg.

Im Heinrichauer Park befinden sich drei Brücken, zwei führen über Wasser, die dritte über das Trockene. Dort stehen zwei Heiligenfiguren, von denen die eine eine abgeschossene Nase hat. Das soll so zugegangen sein. Ein Förster ärgerte sich schon lange über die beiden Gestalten, denn er war gottlos. Einmal geriet er in solche Wut, daß er die Flinte nahm und der Figur die Nase abschoß. Und was geschah? Nach vierzehn Tagen fing seine eigene Nase an sich zu entzünden und er bekam den Nasenkrebs. Mündlich von Martha Pohl aus Alt-Heinrichau, 1922.

175. Das Steinkreuz vor der evangelischen Kirche in Nimptsch.

Stadt Nimptsch.

Kurz vor der evangelischen Schule in Nimptsch steht am Wege ein kunstlos gearbeitetes Steinkreuz mit einer eingeritzten Axt. Die einst vorhandene Inschrift ist vom Zahne der Zeit hinweggenagt. Das Kreuz weist in die Zeit des Herzogs Georg II. von Brieg zurück, der 1585 in Nimptsch ein schönes Schloß erbauen ließ. Über die Errichtung des Kreuzes erzählt man sich folgende Geschichte:

Während des Schloßbaues war ein Zimmergeselle mit seinem Meister in Streit geraten. Die Ursache war eine Liebesgeschichte. Der Zimmergeselle Ferdinand hatte eine Braut, Anna, auf die der Meister ein Auge richtete. Darum suchte er die beiden auseinander zu bringen. Eines Morgens stand der Meister an der Seite des Gesellen auf dem Bauplatze vor dem Obertore. Er ließ hämische Bemerkungen fallen über Anna, um ihre Ehre zu verdächtigen. In Ferdinand fing es an zu kochen, und als der Meister nicht aufhörte mit seinen Schmähungen, sprang Ferdinand auf, riß die Axt, mit der er eben die Balken schlichtete, empor und führte einen wütenden Schlag

gegen den Kopf des Verleumders. Mit zerschmettertem Schädel stürzte der Meister zu Boden. Ein furchtbarer Mord war geschehen, und der Mörder war dem Tode verfallen. Ein paar Wochen später wogten die Menschen am Obertore her und hin. Heute war der Tag, wo Ferdinand durch den Blutrichter den Lohn für seine übereilte Tat empfangen sollte. Versöhnt mit Gott ließ er reumütig den tödlichen Streich an sich vollziehen. Man begrub ihn an derselben Stelle, wo er den Mord begangen hatte. Als die gaffende Menge sich verlaufen hatte, sah man Anna noch immer an dem frischen Grabhügel knien, eine geknickte Rose. Die Zunftgenossen des unglücklichen Jünglings errichteten das steinerne Kreuz ebenda zu seiner Erinnerung. Jeden Morgen sah man auf dem Grabhügel einen frischen Kranz von Blumen. Als aber ein Jahr vergangen war, fehlte der Kranz. Anna war dem Geliebten ins Grab gefolgt.

Nach einer handschriftlichen Chronik von Nimptsch. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 13.

176. Die „Marienkapelle" von Gleinitz.

Kreis Nimptsch.

Am Westausgange des Dorfes Gleinitz, zwischen der Thomitzer Kunststraße und dem Naselwitzer Wege, steht ein Bildstock, der schon den Dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Man nennt ihn die Marienkapelle, obwohl es nur ein säulenartiger Aufbau ist.

Alte Leute erzählen, daß an dieser Stelle ein Raubritter erschossen wurde, den die Schweidnitzer verfolgten. Sein Genosse konnte auf dem Wege nach Rankau entfliehen, während er seine schlimmen Taten an dem Orte büßen mußte, wo zum ewigen Andenken dieser Bildstock gesetzt wurde.

Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 28.

Auf denselben Bildstock bezieht sich wohl folgende Sage:

Vor dem Dorfe Gleinitz, dessen Kirche mitten in Ortsbering erbaut ist, befindet sich am Wege ein sehr alter Bildstock aus

Sandstein mit verschiedenen Striemen. An ihn knüpft sich die Sage von einem großen Herzog — wahrscheinlich dem durch seine zahlreichen Kirchengründungen wohlberufenen Peter Wlast (der aber nicht Herzog war) — der dort von einem Wildeber tödlich verletzt worden sein soll.

M. Hellmich, im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1918, S. 9 und 10.

177. Das Wappen des Herrn von Jeser auf Jeseritz.

Kreis Nimptsch.

Die Herren von Jeser oder Jesor sind die zuerst nachgewiesenen Besitzer von Klein- oder Alt-Jeseritz. Der altslawische Name bedeutet „Teich" oder „See". Jeseritz ist das Dorf am Teich oder See. Das Wappen der Herren von Jeser zeigt ein Mühlrad, und zwar ein Kammrad mit drei Straußenfedern, die mittlere rot, die beiden anderen weiß.

Wie die Jeser zu ihrem Adel gekommen sind, berichtet eine uralte Sage.

Es heißt: Als die Slawen in Mähren eindrangen, verliefen sich die Bewohner aus Furcht vor den Feinden. Nur ein Müller, Jeser, war zu Hause geblieben und bewillkommnete und bewirtete die neuen Gäste aufs freundlichste. Die Offiziere waren von diesem furchtlosen und liebenswürdigen Manne höchst angenehm berührt und führten ihn vor ihren Fürsten, der ihn durch seine Gunst auszeichnete. Er adelte ihn und verlieh ihm ein Mühlrad zu seinem Wappen. Die Jeser kamen von Mähren nach Oberschlesien und dann auch in die Nimptscher Gegend.

Eine andere Sage ist die, daß der Stammvater der Jeser ein Mühlrad im Laufe aufhalten konnte und dafür den Adel und das Mühlrad im Wappen erhielt.

Aus der Kernchronik, 1710, nach Sinapius I., S. 491. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 26.

178. Das Wappen der Familie von Pfeil.

Kreis Nimptsch.

Im Nimptscher Kreise ist die Familie von Pfeil seit langer Zeit begütert. Klein-Ellguth gehört ihr seit undenklichen Zeiten, und auch in Dirsdorf sitzt sie schon recht lange. In der Kirche zu Wilkau hängt eine Erinnerungstafel an Friedrich Moritz von Pfeil, 1785 – 1845. Sie zeigt das Wappen derer von Pfeil: zwei übereinanderliegende abgehauene Bärentatzen, gehalten von zwei grimmigen Bären.

Nach der Sage diente einst der Leibschütz Friedrich seinem Herrn, dem Herzog, als Waffenträger. In höchster Not und Gefahr rettete er diesem auf einer Bärenjagd das Leben. Der Herzog zeichnete ihn in Anerkennung der bewiesenen Kühnheit und Todesverachtung durch Erhebung in den Freiherrnstand aus, gab ihm eigenen Besitz und das oben bezeichnete Wappen.

Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 17.

Nach Grässe Wappensagen 1876, S. 117, hat der Stammvater derer von Pfeil im Jahre 1220 Heinrich den Bärtigen durch einen geschickten Pfeilschuß aus den Klauen eines Bären gerettet.

179. Das Bild der Melusine zu Strehlen.

Stadt Strehlen.

Auf dem Marktplatze zu Strehlen befand sich 1671 ein großer Wasserbehälter, der mit dem Bilde der schönen Melusine geschmückt war.

Görlich, Geschichte der Stadt Strehlen, 1853, S. 355.

Görlich erklärt sie als ein fabelhaftes Wesen, halb Mensch, halb Fisch, daher auch Meerfrau genannt.

180. Fußspuren Christi auf einem Felsstein zu Strehlen.

Stadt Strehlen.

In den Hussitenkriegen (1428 und 1438) litt die Stadt Strehlen arg unter den Plünderungen. Unter anderem wurde die Marien- oder Propsteikirche von den Hussiten verwüstet und

der Propst verjagt. Die Wallfahrten, die bis dahin auf den bei der Kirche liegenden Berg gehalten worden waren, hörten auf. Von den Heiligtümern dieses Berges ist nur noch ein Felsstein übrig, in dem zwei ungleiche Fußtapfen eines Kindes nebst einigen unleserlichen Zeilen lateinischer Buchstaben zu sehen sind. Die Tapfen sollen die Fußspuren Christi sein.

Zimmermann, Beschreibung Schlesiens, 1783, I., S. 11.

Görlich, Geschichte von Strehlen, 1853, S. 136, bezeichnet diese Nachricht als Sage und bezweifelt, daß jemals eine Wallfahrtskirche auf dem Marienberge gestanden hat. Der Marienberg liegt hinter der Kirche von Hussinetz.

181. Der Teufelsgraben bei Ruppersdorf.

Kreis Strehlen.

Der Teufelsgraben zieht sich zwischen der Ruppersdorfer Kirche und dem Galgenberge dicht an der Kunststraße bis zum Wege nach Krippitz. Von ihm geht folgende Sage:

Ein sehr strenger Herr verurteilt einst einen Mann wegen einer Kleinigkeit zum Tode am Galgen. Auf vieles Bitten versprach er ihm Gnade, wenn er bis zum Abend einen langen Graben auswerfe, der so breit und tief sei, daß er nicht imstande sei, ihn mit seinem Pferde zu überspringen. Der Mann begann seine Arbeit, sah aber bald die Unmöglichkeit der Ausführung ein, setzte sich hin und weinte. Da kam ein kleines graues Männchen zu ihm und sagte, er solle sich ruhig auf sein Gesicht niederlegen und ruhig warten, es werde ihm helfen. Aber er solle ja nicht aufsehen. Der Mann tat, wie ihm geheißen, blickte aber doch einmal neugierig nach der Seite. Da sah er eine Unmasse Raben, die eifrig damit beschäftigt waren, den Graben auszuheben. Gegen Sonnenuntergang rief ihm das fremde Männchen zu, nun solle er aufstehen. Als er das getan hatte, war er allein und nirgends jemand zu sehen, aber der Graben war fertig. Im selben Augenblicke kam schon der Herr angesprengt, er wollte sehen, was der Mann vollbracht hatte. Mit einem gewaltigen Sprunge trieb er das Pferd über den Graben, er stürzte und brach das Genick. Das hatte der Teufel be-

abſichtigt — denn der war das graue Männlein geweſen — und die Seele des Herrn war ihm verfallen.

So wird die Sage in Ruppersdorf, wo man den Graben Geiersgraben nennt, in Marienau und in der Gegend von Niehmen, wo man ihn als Teufelsgraben bezeichnet, übereinſtimmend erzählt. In Grottkau kennt man den Graben gar nicht, aber in Michelau haben alte Leute ein Sprichwort, wenn ſie eine Sache, die recht herzhaft angefaßt und ſchnell beendet wird, bezeichnen wollen, ſie ſagen: „Nu, nu, das geht ja wie beim Ruppersdorfer Grabenmachen."

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 287 f.

Dieſelbe Sage wird vom Teufelsgraben zu Mahlen im Trebnitzer Kreiſe erzählt.

182. Die Sammelbirke nördlich des Rummelsberges.

Kreis Strehlen.

Am Töpferwege nördlich des Rummelsberges liegt eine Stelle, die den Namen „Sammelbirke" führt. Hier ſoll ein Vorwerk gelegen haben, und die geflüchteten Bewohner des zerſtörten Dorfes Goſchwitz ſollen ſich hier geſammelt haben, das eine Viertelſtunde nördlich von dieſer Stelle lag. So lautet die Sage. In Wirklichkeit hat hier eine Birke geſtanden, an der ſich die Jäger bei den Jagden zu ſammeln pflegten.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 286.

183. Das Zigeunerkreuz nördlich des Rummelsberges.

Kreis Strehlen.

Gegen tauſend Meter nördlich der Sammelbirke ſteht ein verſtümmeltes Steinkreuz, das „Zigeunerkreuz" genannt wird. Hier ſollen einige Zigeuner ermordet worden ſein.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 286.

184. Das Marienbild im Walde bei Klein-Öls.

Kreis Ohlau.

Zur Zeit, als die Malteſerritter noch Herren auf Klein-Öls waren, dehnte ſich ein großer Wald zwiſchen Klein-Öls, Tempel-

feld und Günthersdorf. Im „Mittelwalde", den eine Straße nach dem Dorfe Jauer durchschnitt, stand eine alte Eiche mit einem Marienbilde. Das Bild war verwittert und durchlöchert. Noch heute steht an dem „Bildwege", wie ihn die Klein-Ölser nennen, ein Bildstock, mit Kiefern und Birken umsäumt.

An dieses Marienbild knüpft sich folgende Sage:

Der Komtur der Malteser zu Klein-Öls hatte den Förster Lukas streng gemahnt, endlich das verlangte Wild für die Tafel der Herren herbeizuschaffen. Drei Tage warteten sie schon. Aber das Wild schien ihm förmlich auszuweichen, er konnte nicht zum Schusse kommen. Nun begab er sich erbittert wieder auf die Pirsch. Als er an der Bildeiche vorüberkam, traf er dort die Winkler-Witwe, deren Tochter er vergeblich mit seinen Anträgen verfolgte. Das frische Mädel hielt zu dem freundlichen Förster vom „Hochwalde". Das ärgerte ihn, und zornig fuhr er das Weiblein an, was sie hier mache. „Beten, Herr Förster," sagte sie. „Das hilft. Der Hochwald-Förster, Herr, steckt immer einen Birkenzweig hinter das Bild. Deshalb hat er auch so viel Glück im Walde." Mit einem Fluch jagte er sie barsch aus dem Revier. Wütend stampfte der Förster davon. Pech über Pech hatte er, und der Hirsch, den er seit einer Woche verfolgte, war immer, wenn er ihn zu haben glaubte, wie weggeblasen. Der Groll fraß in ihm wie Gift, in diesem Zustande kehrte er im Kretscham zu Jauer ein. Dort trank er und tobte, bis es von der alten Dorfkirche 12 Uhr schlug. Dann stolperte er nach Hause zu. Als er wieder an der Bildeiche vorüber kam, fiel der Mondschein hell auf den Baum und ließ das schlichte Bild deutlich erkennen. Das Antlitz der Muttergottes lächelte. Ihm schien es, als lachte sie höhnisch. Eine plötzliche Wut erfaßte ihn. Sie war schuld, meinte er, daß er kein Glück bei der Winklerlore hatte, sie half dem Laffen, dem Hochwälder. Er riß das Gewehr vom Rücken und schoß die letzte Patrone auf das Bild ab. Als die Schrotladung durch die Äste prasselte, schien ihn das Bild wehmütig und schmerzlich anzublicken. Er sah die Löcher in Gesicht und Händen, und was war das?

Sickerte da nicht Blut aus den Öffnungen? Schweiß trat ihm auf die Stirn, sein Gewehr fiel zu Boden. Da knackte es im Unterholz, er wandte sich erschreckt um. Der Hirsch stand da, schwarz und riesengroß, sein mächtiges Geweih starrte durch die Nacht. Mit einem wilden Schrei wandte sich der Mann zur Flucht, es war ihm, als verfolge ihn der Hirsch, ihn den Wehrlosen, um ihm das Geweih in den Leib zu bohren. Er sprang über den Graben, stürzte und blieb liegen. Als die Winkler-Witwe in der Frühe zur Bildeiche ging, fand sie den Förster tot am Wege liegen.

Nach Fritz Lischka, Der Schuß nach dem Marienbilde, in der Sonntagsbeilage der „Schles. Volkszeitung" vom 3. Juli 1927.

185. Das Steinkreuz bei Jankau.

Kreis Ohlau.

Hier soll einmal ein Brautpaar ermordet worden sein.

Nach der Mitteilung des Herrn Gutsbesitzer Scheffler in Jankau durch Herrn Referendar Kosch 1907 an Herrn von Woikowsky-Biedau berichtet.

186. Der Teufelsstein bei Peisterwitz.

Kreis Ohlau.

An der Straße von Ohlau nach Namslau liegt, unweit von Peisterwitz, ein mächtiger Stein von vier Kubikmeter Inhalt. Auf ihm ist ein hufeisenförmiger Abdruck zu sehen. Der Sage nach soll hier in einer stürmischen Nacht der Teufel über die Straße geritten sein. Bei dem Sprunge über den Straßengraben trat sein Pferd mit einem Fuße auf den Stein. Daher soll der Abdruck kommen.

Einst hatten nun die Ohlauer Husaren ein Manöver im Peisterwitzer Forst. Als die Soldaten den Stein entdeckten, wollten sie ihn sprengen. Alles war vorbereitet und die Zündschnur sollte angezündet werden. Da hörten die Umstehenden plötzlich eine Stimme flüstern: „Pst, laß sein!" Die Sprengung unterblieb. — Man erzählt, der Teufel habe unter dem

Stein einen Schatz vergraben, den er hütet, und wenn man siebenmal um den Stein herumlaufe, dann falle einem der Kopf ab. Der Erzähler hat sich als Knabe selbst die größte Mühe gegeben, seinen Kopf zu verlieren. Er ist nicht nur sieben-, sondern sogar vierzehnmal um den Stein gelaufen. Sein Kopf aber sitzt ihm heute noch auf der alten Stelle.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 54. Durch Seminarist Ernst Kiunke von Frau Tschirley in Peisterwitz.

187. Die Kuh und der Bauer am Brieger Piastenschlosse.

Stadt Brieg.

Vor dem Eingange in das Herzogsschloß zu Brieg befand sich einst, in ein steinernes Postament eingehauen, das Abbild einer Kuh, die ein Mann am Schwanze zog. Gomolcke erwähnt dies Bild als Merkwürdigkeit und gibt als Beischrift an: „Wes die Kuhe ist, der ziehe sie beim Schwanz." Dies sollte den großen, in dieser Stadt abgehaltenen Viehmarkt andeuten. Die Beischrift soll sich in Schlesien sprichwörtlich ausgebreitet haben.

Gomolcke, Wegweiser durch Ober- und Niederschlesien, 1735, S. 3. Grässe, Sagenbuch des Preuß. Staates, 1871, S. 212, nach Schles. Histor. Labyrinth, 1737, S. 246.

188. Der steinerne Hund im Brieger Piastenschlosse.

Stadt Brieg.

Im Schloßhofe zu Brieg ist oben auf einem Gange ein steinerner Hund ausgehauen zu sehen, dessen lebendiges Urbild dereinst auf derselben Stelle gestanden haben soll. Als aber sein Herr, der Herzog, von einer Reise unvermutet nach Hause zurückkehrte, soll das treue Tier in allzufreudiger Erregung von der Höhe herab jählings hinunter dem Fürsten entgegengesprungen sein und sich zu Tode gefallen haben. Aus Dankbarkeit habe ihn sein Herr an der Stelle seines Absprunges in Stein hauen lassen.

Grässe, Sagenbuch des Preuß. Staates, 1871, II., S. 212. Nach Schles. Histor. Labyrinth, 1737, S. 265.

189. Der Mohrenkopf an einem Brieger Hause.

Stadt Brieg.

An dem Hause Gerbergasse 11 zu Brieg findet sich neben der Haustür der Kopf eines Mohren eingehauen. Die Bewohner dieses Hauses sind der Meinung, daß sich hier in alter Zeit die Münzstätte befunden habe. Das Volk hat nun zwischen der Münzstätte und dem Mohrenkopf eine Verbindung hergestellt: Es erzählt sich, daß die Schatzmeister Mohren gewesen seien.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 17. Durch Seminarist Fritz Rauch von Herrn Lehrer Vogt in Brieg.

190. Die Steinfiguren des hl. Nepomuk und des hl. Florian zu Brieg oder Wie zwei Brieger Frauen auf wunderbare Weise vor den Hussiten gerettet wurden.

Stadt Brieg.

Nur wenigen Briegern dürfte es bekannt sein, welche Bewandtnis es mit den Steinfiguren des heiligen Nepomuk und des heiligen Florian an dem Hause Ecke Ring und Wagnerstraße hat. Vielleicht haben manche diese Figuren überhaupt noch nicht bemerkt, obwohl schon die wundervolle Verzierung des alten Hauses zu verweilender Betrachtung auffordert. An dieses Haus nun knüpft sich folgende Sage:

Es war ein herrlicher Märzmorgen im Jahre 1428. Die Brieger hatten sich eben vom Schlafe erhoben. Da durchlief mit einem Male wie ein Lauffeuer die furchtbare Kunde die friedliche Stadt: „Die Hussiten kommen!" Und bald strömten auch schon flüchtende Landleute scharenweise mit all ihrer beweglichen Habe durch das Mollbische (Mollwitzer), das Briegischdorfer (später Neisser) und das Frauentor (nachmals Breslauer Tor) in die Stadt. Sie erzählten alle, daß die Hussiten von Strehlen her im Anmarsch wären.

Sofort versammelten sich die Ältesten der Gewerke auf dem Rathause, um über die Verteidigung der Stadt zu beraten. Der damals regierende Herzog, Ludwig II., war nicht anwesend. Er befand sich bei dem Heere, das Kaiser Sigismund gegen die Hussiten gesammelt hatte. Brieg mußte sich also selbst helfen. Die Tore der Stadt wurden geschlossen, alle waffenfähigen Männer bildeten sofort eine Bürgerwehr und besetzten die Mauern und Wälle. Sie waren zu tapferster Gegenwehr entschlossen; denn man wußte, was auf dem Spiele stand: der Weg der Taboriten war durch Blut und Feuer gekennzeichnet. Bald erschienen die hussitischen Horden auch vor den Mauern Briegs. Mit heldenmütiger Tapferkeit wurden die wütenden Angriffe des Feindes zurückgeschlagen. Doch das Häuflein der Verteidiger war zu schwach und zu ungeübt, während die Zahl der waffenkundigen Belagerer stündlich wuchs. So wurde denn die Stadt am 21. März 1428, am Sonntag Judica, erstürmt. Nun begann ein wildes Brennen, Plündern und Morden. Das herzogliche Schloß, das Rathaus, die Kirchen und Klöster wurden ausgeraubt und angezündet. Die meisten Einwohner flüchteten mit ihren wertvollsten Habseligkeiten in die Wälder auf dem jenseitigen Oderufer. Die Brücke zerstörten sie hinter sich. Schlimm aber erging es den zurückbleibenden Frauen, Kindern, Greisen und Kranken. Die Greuel der hussitischen Wüteriche kannten keine Grenzen. Es war, als ob selbst der Himmel sein Auge vor den Untaten verbergen wollte: die Sonne verkroch sich hinter finstere Wolken, und ein schweres Unwetter zog herauf, eine Seltenheit zu so früher Jahreszeit. Aber auch die flammenden Blitze und die dumpfen Donnerschläge taten der Wut der Hussiten keinen Einhalt.

Zu derselben Zeit befanden sich auch zwei Frauen in dem Hause Ecke Ring und Frauenstraße (heute Wagnerstraße) in Not; es waren die Witwe des wohlgeachteten Reichskrämers und Ratmannes Jani, Frau Margarete Jani und ihre schöne und tugendreiche Tochter Elisabeth. Frau Margarete lag schon längere Zeit krank; sie war von ihrer Tochter aufopfernd ge-

pflegt worden. Der kranken Mutter zuliebe hatte sich das schöne Mädchen auch nicht den Flüchtlingen angeschlossen, obwohl sie dies von ihrem Verlobten Gotthold Vogt, von den Briegern der „starke Schmied" genannt, annehmen mußte. So waren die beiden Frauen ohne jeden männlichen Schutz, und Elisabeth ahnte wohl, welches ihr Geschick sein würde, wenn sie in die Hände der hussitischen Banden fiele. Das mutige Mädchen aber hatte sich mit einem Dolche bewaffnet, und sie war fest entschlossen, ihn in der höchsten Not gegen sich selbst zu kehren. Inbrünstig beteten Mutter und Tochter zu dem Schutzpatron des Hauses, dem heiligen Johannes von Nepomuk. Und schon dieses Gebet hatte eine wunderbare Wirkung: Frau Margarete fühlte ihre Körperkräfte wiederkehren, und als bald nachher eine wütende Horde Hussiten ins Zimmer stürzte, sprang die Kranke auf und stellte sich schützend vor die zitternde Tochter. Doch die schwache Frau hätte den Wüterichen keinen ernsten Widerstand leisten können, und schon streckte der teuflische Anführer, Frau Margarete zur Seite schiebend, seine Hand nach Elisabeth aus. Da traf ihn hinterrücks ein furchtbarer Schwertschlag, und zu Tode getroffen sank er zu Boden.

Gotthold Vogt war den flüchtenden Verteidigern der Stadt nur bis zur Brücke gefolgt. Am Odertore hatte er sich eine Zeitlang verborgen gehalten. Dann hatte er sich durch die Hundsgasse (die heutige Friedrichstraße) und das Hinterhaus in die Wohnung seiner Braut geschlichen, wo er gerade zur rechten Zeit angekommen war, um den Frevel des Anführers zu verhüten. Die übrigen Hussiten, durch den Tod des Führers zur höchsten Wut entflammt, drängten Gotthold nun trotz seiner kräftigen Streiche in den Hausflur, wo ihn unversehens ein Morgenstern traf und ihm eine tiefe Wunde am rechten Arme zufügte. Vogt stürzte betäubt zu Boden. Die Hussiten ließen ihn liegen und wandten sich wieder den Frauen zu. Ein einäugiger Schurke suchte sich abermals Elisabeths zu bemächtigen. Diese aber, der die unerwartete Hilfe Gotthold ihre Sicherheit wiedergegeben hatte, stieß dem Bedränger ihren Dolch durch

das sehende Auge in das Gehirn, so daß er stöhnend zu Boden sank und verschied.

Eben wollten die andern den Tod des Einäugigen an Elisabeth rächen, als ein furchtbarer Blitz das Zimmer durchzuckte, dem betäubender, lang anhaltender Donner folgte. Der Blitz aber hinterließ minutenlang einen lichten Glanz im Zimmer, der die Gestalten der beiden Frauen umfloß. Und in diesem himmlischen Glanze erschien auf einmal die Gestalt des heiligen Nepomuk, dessen Hilfe die Frauen in ihrer Not erfleht hatten. Als er unter dem Rollen des Donners den Frevlern sein Kruzifix abwehrend entgegenhielt, entflohen diese unter Angstgeheul wie gierige Wölfe, die man verscheucht hat. Nun verschwand auch die Erscheinung. Die geretteten Frauen sanken auf ihre Knie und dankten Gott für die unverhoffte Rettung, die dadurch noch wunderbarer wurde, daß Frau Margarete von Stund an wieder über den vollen Gebrauch ihrer Glieder verfügte.

Beide Frauen suchten nun nach Gotthold. Sie fanden ihn im Hausflur in seinem Blute bewußtlos liegen. Bald aber erkannten sie zu ihrer großen Freude, daß er nicht tot war, wie sie zuerst befürchtet hatten. Sie trugen den Schwerverwundeten aufs Bett Frau Margaretens, wo er unter ihren liebevollen Bemühungen auch bald wieder die Augen aufschlug. Elisabeth pflegte den Verlobten in aufopfernder Liebe, wie sie vorher die Mutter gepflegt hatte. Der tüchtige Wundarzt der Stadt stand ihr helfend zur Seite. Aber erst nach vierzehn Wochen hatte Gotthold seine Gesundheit voll wiedererlangt.

Nun wurde die Hochzeit des jungen Paares gerüstet. Sie fand, wie es schon vor langem festgesetzt worden war, am Tage St. Johannis des Täufers statt. An demselben Tage aber ließ Frau Margarete zum Dank für die himmlische Gnade und wunderbare Rettung an der Ringecke ihres Hauses die Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk und an der Ecke Frauenstraße und Hundsgasse die Statue des heiligen Florian aufstellen. Dem heiligen Florian nämlich schrieb sie in frommer

Einfalt die Rettung ihres Hauses aus der durch den Blitz verursachten Feuersgefahr zu.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 7 f. Bearbeitet nach der Erzählung von C. A. Schmidt: „Die Erscheinung. Eine Brieger Ortssage". Briegische Wochenschrift „Der Sammler", 1845, Nr. 31 und 32.

Die tapfere Verteidigung Briegs durch seine Bürger i. J. 1428 ist ganz ungeschichtlich, sie machten keinen Versuch der Gegenwehr. Fräger a. a. O. Anm. 3 S. 74.

191. Der Lindenstumpf am Promenadenwege zu Brieg.

Stadt Brieg.

An dem Promenadenwege, der von der Bahnhofstraße zu Brieg nach der Wolfsschlucht führt, steht ein langgebautes Haus. Hier wohnte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein alter, reicher Arzt mit seiner Familie. Einst stiegen Einbrecher auf einem Lindenbaum, dessen Zweige sich über das Dach ausbreiteten, in den Boden des Hauses und erwürgten das hier schlafende Dienstmädchen. Der Arzt, der noch arbeitete und ein leises Geräusch gehört hatte, leistete den Verbrechern Widerstand. Zwar erschoß er einen Räuber, aber die andern überwältigten ihn und spalteten ihm den Kopf. Auch seine Frau und seine Kinder, die schon schliefen, fanden den Tod. Die Räuber entkamen unbehelligt mit ihrer Beute. Alle Nachforschungen hatten keinen Erfolg. Die Linde fällte man, nur den mit Efeu bewachsenen Stumpf ließ man zum Gedächtnis an die grausige Tat stehen. Das Volk glaubte, daß in dem Stumpf die Seelen der Getöteten wohnten, die den vorübergehenden Menschen ihr Leid klagten und sich ihnen in Gestalt von Lichtern zeigten.

Leider ist auch der Stumpf vor mehreren Jahren entfernt worden.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 18. Durch Seminarist Max Kaul von Herrn Wilczek in Brieg.

192. Die Düngergabel in der vermauerten Tür des Mollwitzer Kirchhofes.

Kreis Brieg.

Die Mollwitzer Kirche hatte ehemals auch gegen Norden einen Ausgang. Die Kirchgänger gelangten von der Straße

durch ein Mauerpförtchen in den Kirchhof und durch die Seitentür in die Kirche hinein. Mauerpforte wie Seitentür sind jetzt zugemauert. Über die Veranlassung hierzu erzählt man sich folgende Sage:

Ein Bauernmädchen war ihrem Geliebten untreu geworden und hatte sich einen andern erwählt. Der betrogene Liebhaber schwur dem Mädchen Rache. Am Hochzeitstage der Ungetreuen war der beleidigte Liebhaber auf dem Felde, wo er mit der Mistgabel den Dung ausbreitete. Unruhig verrichtete er seine Arbeit. Es hielt ihn nicht länger, er mußte seine ehemalige Geliebte im Brautkleide sehen. Er mischte sich unter die Menschenmenge und stellte sich im Kirchhofe am Mauerpförtchen auf. Spöttische Blicke trafen ihn. Doch bald wurden die Leute durch den herannahenden Hochzeitszug von ihm abgelenkt. Er hatte aber seine eigenen Gedanken, und diese gingen ihm wie ein Fiebersturm durch den Kopf. Hier sollte sie im Hochzeitsgewand an der Seite eines andern vorübergehen, sie, die er so heiß geliebt und die ihn so treulos verlassen hatte! Seine Augen sprühten Haß. Seine Finger umklammerten krampfhaft die mitgenommene Mistgabel. Und da schritt sie auch schon, ihn spöttisch anlächelnd, durch das Mauerpförtchen. Da hielt er sich nicht länger: seiner selbst nicht Herr bohrte er die scharfen Spitzen der Gabel der ungetreuen Braut in die Brust.

Den durch die Bluttat geschändeten Ort betrat man nicht mehr. Mauerpförtchen und Kirchentür wurden zugemauert, und nur die in den Kalk der Innenseite des zugemauerten Pförtchens eingeritzte Düngergabel erinnert noch heute an die unselige Tat.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 20. Durch Seminarist Herbert Lichtblau von Häusler Wilczek in Mollwitz.

193. Das Steinkreuz zwischen Koppen und Lichten.

Kreis Brieg.

Etwa in der Mitte des Weges von Koppen nach Lichten befindet sich zu beiden Seiten eines Grabens ein Gebüsch, das

vom Volke „Nesselgrund" genannt wird. Hier steht dicht am Wege unter einer mächtigen Eiche ein mehr als mannshoher Stein in Kreuzform. An ihn knüpft sich folgende Sage:

Ein Händler, den das Volk Spille-Franz nannte, wurde hier von Wegelagerern überfallen, erschlagen und seiner Barschaft beraubt, die nur aus sechs Dreiern bestand. Franz wurde unter der Eiche begraben. Ein ziemlich umfangreicher Hügel ist heute noch dort zu sehen. Ihm wurde dieser Stein als Grabmal gesetzt. Er trug einst die Inschrift:

Ist das nicht eine große Not,
Hier schlägt man einen um sechs Dreier tot.

Von der Inschrift ist heute nichts mehr zu sehen. Die Geschichte vom Spille-Franz aber kennt jedermann in der Gegend.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 28. Durch Herrn Kantor Hentschel in Rosenthal.

194. Das Bild der Freifrau von Pannewitz in der Pogareller Kirche.

Kreis Brieg.

In der Kirche von Pogarell hängt ein Bild einer Freifrau von Pannewitz, deren Geschlecht vor vielen Jahren auf dem Schlosse zu Alzenau lebte. Dieses Bild ist Veranlassung zu einer Sage geworden:

Den Dorfbewohnern, die abends zur Kirche gingen, erschien regelmäßig die Frau des Schloßbesitzers in einem weißen Gewande und jagte ihnen großen Schrecken ein. Keiner von ihnen wagte es, der weißen Frau entgegenzutreten. Endlich faßte sich der Pogareller Pastor ein Herz und fragte sie, was ihre Erscheinung zu bedeuten habe. Sie antwortete, daß sie nicht eher Ruhe finden werde, bis man ihr Bild an der Chorbrüstung angebracht hätte. Als man dies nach vielem Hin- und Herreden auch wirklich getan hatte, erschien die weiße Frau nicht mehr in der Kirche.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 46. Durch Seminarist Fritz Rauch in Brieg von Herrn Lehrer Gerlach in Giersdorf.

195. Der steinerne Hund in der Schloßkirche zu Oels.

Stadt Oels.

In der Schloßkirche zu Oels stand früher ein Hund in Stein gehauen an der dem Altar gegenüberliegenden Seite. Er stellte den Lebensretter einer Prinzessin dar, die einst im Walde in der Umgebung des Schlosses spazieren ging und dabei in Lebensgefahr geriet. Harmlos schritt sie auf dem einsamen Waldpfade dahin und freute sich ihres jungen Lebens. Ihr Hund lief immer eine Strecke vor ihr hin, und das war ihr Glück. Auf einmal blieb das Tier wie angewurzelt stehen und bellte laut und immer kläglicher. Als das Fräulein heran kam, fand sie den Hund von einer großen mächtigen Schlange umwunden, und sie sah mit Entsetzen, wie er unter der heftigen Pressung allmählich verendete. Sie floh mit Schaudern. Wie leicht hätte sie ohne den Hund sein Schicksal erleiden können! Zum Andenken wurde der Hund in Stein geformt in der Kirche aufgestellt.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handschriftlich. 1906.

196. Die Kugel am Hauptportale der Schloßkirche zu Oels.

Stadt Oels.

Neben dem Hauptportale der Oelser Schloßkirche ist eine Kugel in die Wand eingemauert, an die sich folgende Sage knüpft: Als einstmals Feinde die Stadt Oels belagerten, fand sich ein Verräter im Schlosse. Es war der Truchseß des Herzogs, der heimlich mit ihnen verhandelte. Er gab ihnen die Weisung, den Weinberg zu besetzen, von wo aus sie das Schloß gerade vor sich hatten. Er werde das Tischtuch aus dem Fenster schütten, in dem sich gerade der Herzog befinde. Dahin sollten sie ihre Kugeln richten. Aber die Feinde waren schlechte Schützen und trafen das Zimmer nicht, noch weniger den Herzog. Sie trafen vielmehr die neben dem Schlosse stehende Kirche. Auf diese Weise wurde der Herzog gerettet. Zum Andenken dessen hat

man die abgeschossene Kugel an der getroffenen Stelle eingemauert, und sie ist bei einer Erneuerung der Kirche wieder an derselben Stelle eingelassen worden.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handschriftlich. 1906.

197. Das Standbild des hl. Georg mit dem Drachen in der Propstkirche zu Oels.

Stadt Oels.

In der Oelser Propstkirche befindet sich ein Standbild des heiligen Georg mit dem Drachen. Das Volk bezieht das Bild auf einen Ritter Georg, der in der Oelser Gegend die Lindwürmer ausrottete. Den letzten Lindwurm soll er bei Zessel getötet haben. Zum Danke habe man ihm dies Denkmal gesetzt.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handschriftlich. 1906.

198. Das Braunschweiger Bild eines Mannes mit dem Hund ein Andenken an die Pest zu Oels.

Stadt Oels.

Im 16. Jahrhundert wütete in Oels eine entsetzliche Pest. Bevor sie ausbrach, hatte man auf der Stadtmauer einen geheimnisvollen Gegenstand beobachtet. Als man ihn anrührte, breitete er seine Schwingen aus und schwebte über der Stadt. Damit begann die Pest (s. meine Schlesischen Sagen II, 1911, S. 540).

Die Pest hauste so arg, daß ihr fast alle Bewohner der Stadt erlagen. Die Leute fielen auf den Straßen zu Boden und starben. Fortwährend waren Männer damit beschäftigt, die Leichen aufzulesen, auf einen Wagen zu laden und vor der Stadt zu begraben. Zuletzt blieb nur ein Mann mit seinem Hunde übrig. Da erlosch die rasende Krankheit. Zum Andenken daran ließ der Herzog ein Bild dieses Mannes mit dem Hunde

in Überlebensgröße malen. Es hing früher in dem Hospitale zu Braunschweig (der Herzog von Braunschweig war der Erbe der Oelser Güter).

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handschriftlich. 1906.

199. Bedeutung des Bildes vom Ritter und Drachen in der Schmograuer Kirche. Der Drache im Walde bei Schmograu.

Kreis Namslau.

Seit langer langer Zeit lebten die Bewohner von Schmograu im Namslauer Kreise in beständiger Furcht, denn niemand war seines Lebens sicher und ihr Viehbestand wurde oft grauenhaft verwüstet, ohne daß sie die Ursache ergründen konnten. Da entdeckte ein Jäger im Schmograuer Walde eine Höhle, die von einem großen wilden Tiere bewohnt zu sein schien. Er verrammelte die Öffnung mit Ästen, um zu sehen, wie sich der Höhlenbewohner verhalten würde. Nach einigen Tagen fand er die Äste weit weggeschleudert und in kleine Stücke zerbrochen. Nun machte er der Schmograuer Herrschaft Meldung. Der Herr beschloß unter großem Aufgebot* von Jägern aus der Umgegend, dem unbekannten Tiere zu Leibe zu gehen. Vorsichtshalber bestieg jeder eine der starken Kiefern im Umkreise der Höhle und machte sich schußfertig. Die Hunde schickte man hinein, bald aber hörte man sie heulen und winseln. Nur einer kam wieder heraus, aber mit ausgerissenem Hinterschenkel. Ihm folgte das Ungeheuer selber. Es hatte fünf Köpfe, einen vier Ellen langen Schwanz, und an den vier Füßen saßen furchtbare Krallen von einer halben Elle Länge. Die ihm zugeschickten Kugeln schüttelte es ab, ohne verwundet zu sein. Ein zweiter Kugelregen machte es wütend, es erhob die Köpfe und brüllte. Es hatte seine Feinde entdeckt, stürzte sich dem nächsten Baume zu und riß ihn mit den Wurzeln aus der Erde. Der

* Der Bericht spricht von 34 großen und kleinen Hunden, von 56 Jägern, die je mit 2 Büchsen und 2 großen Schwertern bewaffnet waren.

Jäger stürzte herab und ward von dem Tiere verschlungen wie eine Fliege. Die anderen Männer gaben sich verloren und bereiteten sich auf den Tod vor. Sie beteten. Dann stimmten sie einen gemeinsamen Gesang an, in dem sie Gott ihre Seelen empfahlen. Beim Klange dieses religiösen Liedes erhob das Ungeheuer ein so fürchterliches Gebrüll, daß Wald und Erde zitterten.

Mittlerweile war es Mittag geworden, ohne daß etwas weiteres geschah. Da zeigte sich plötzlich ein Ritter auf großem Roß, ganz in Eisen gekleidet, mit großem, eisernem Speer, Schwert und Schild. Er war aus Polen gekommen. Als sein Weg ihn durch diesen Wald führte, hörte er das entsetzliche Brüllen und den Gesang der Männer. Nun stand er auf einmal dem Tiere gegenüber, sah, wie es seine fünf Köpfe emporreckte und die Rachen öffnete, und wie aus ihnen Feuerfunken hervorstoben. Sein Roß bäumte sich vor Schreck und sprang seitwärts. Er aber faßte entschlossen seinen Speer, drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen, doch ehe er die Waffe gebrauchen konnte, hatte das Ungeheuer seinem Tiere die Krallen in den Leib geschlagen und es in zwei Teile zerrissen. Der Ritter stürzte, doch gelang es ihm noch, den Speer tief in den Rachen des Feindes zu bohren — der Speer zerbrach und blieb zur Hälfte im Rachen stecken. Ein Gebrüll so fürchterlich, daß Wald und Erde dröhnten, war die Folge. Rasch springt der Ritter hinter eine starke Eiche und zieht das Schwert zum Kampfe. Neuer Mut belebt die bestürzten Jäger auf den Bäumen, sie schießen ihre Büchsen ab, wild bäumt sich das Tier empor und schnappt mit seinen vier Rachen* zu, um den Ritter zu verschlingen. Der aber hütet sich weislich und haut ihm einen der Köpfe zu Boden. Nun fängt das Tier erst recht zu rasen an, aber in dem sich entspinnenden Kampfe verliert es noch zwei Köpfe durch das Schwert des Helden. Ein Kopf nur ist noch unversehrt, aber der Ritter ist erschöpft. Da entschließen sich die Jäger herabzusteigen, um dem tapferen Ritter zu helfen.

* Der fünfte war durch den Speerstoß kraftlos geworden.

Aber wie sie auch von allen Seiten mit ihren Schwertern vorgehen, der Drache* ist noch stark genug, sich ihrer zu erwehren. Zwanzig der Angreifer werden in Stücke gerissen und weiterhin noch zwölf. Aber während der Kampf tobt, hat der Ritter frische Kraft gewonnen, und es gelingt ihm, dem Drachen einen Vorderfuß abzuhauen. Auch blutet der Drache schon aus mehreren tiefen Wunden. Da entdeckt der Ritter, daß die Haut des Tieres am Halse weniger hart und undurchdringlich ist, als der übrige eisenharte Körper. Dorthin richtet er nun seine Hiebe. Das Tier wird schwächer und sucht zu entfliehen. Der Ritter sperrt ihm den Weg, und während es von hinten durch die Jäger bedrängt wird, schlägt ihm der Ritter den letzten Kopf ab. Da schoß das Blut in solcher Masse aus dem Körper hervor, daß die Männer bald bis zu den Knien im Blute wateten. Nun lag es tot da in seiner ganzen Größe und Häßlichkeit, mit seiner unverwundbaren Panzerhaut.

Nun blieb noch übrig, die ganze Höhle genau zu untersuchen. So wollte es der Ritter. Aber nur einer von den Jägern hatte den Mut, ihn zu begleiten, die anderen schüttelte das Entsetzen. Die beiden aber gelobten sich Treue bis zum Tode und traten den gefährlichen Gang an. Durch einen langen, düsteren Eingang gelangten sie in einen weiten, hohen Raum, der von der Höhe her durch eine Öffnung erhellt war. Als sie emporblicken, trauen sie ihren Augen kaum: ein greises Menschenantlitz erscheint, umrahmt von anderthalb Ellen langem Barte. „Fürchtet euch nicht," spricht das Antlitz, „ich bin ein Mensch wie ihr. Schon über 100 Jahre lebe ich hier und habe keine andere Nahrung, als die, die der Drache übrig ließ. Jedesmal, wenn er auf Raub ausging, stieg ich hinab, raffte das übriggebliebene rohe Fleisch auf und trug es zu dieser meiner Behausung. Hierher konnte er nicht folgen, denn der Zugang war für ihn zu schmal." Nun kam der Mensch herab, er war nackt und bloß, vom Alter entkräftet und dem Tode nahe. Es war eine abenteuerliche Geschichte, die er ihnen mitteilte. Vor achtzig

* Hier wird das Tier zum ersten Male „Drache" genannt.

Jahren hatte in dieser Höhle eine 60 Mann starke Räuberbande gehaust, und er war ihr Hauptmann. Als sie eines Abends, zechend und schmausend von ihrem Raube, in der Höhle saßen, überfiel sie der Drache, verschlang alle anderen, nur er entrann in die enge Schlucht der Höhle. Aber er war fortan ein Gefangener des Drachen, nichts halfen ihm die zusammengeraubten Schätze, im grimmigen Kampfe um die Notdurft des Lebens blieb er die unendliche Zeit dem Leben erhalten, und das läuterte ihn. Er wies seinen Rettern die unfruchtbaren Reichtümer, damit sie zu gutem Gebrauch verwendet würden. Sein Schicksal als Buße betrachtend, dankte er Gott für die letzte Gnade, sank zu Boden und starb.

Man kann sich leicht vorstellen, welche gewaltige Erregung die Bevölkerung ergriff, als sie von den Ereignissen dieses Tages erfuhr. Man beschloß, für ewige Zeiten ein Denkmal daran in der Kirche zu Schmograu aufzustellen. Die aufgefundenen Schätze gaben die Mittel dazu, die gern von den beiden Entdeckern dargeboten wurden. Die besten Künstler wurden berufen, daß sie den Drachen und den Ritter, der ihn erlegt hatte, in Stein darstellen sollten. Die Schätze waren aber so groß, daß auch den Witwen und Waisen der tapferen Gefallenen reichlich geholfen werden konnte und doch noch den beiden Findern, dem Ritter und seinem Begleiter, ein gut Teil übrigblieb.

In starker Abkürzung erzählt nach einem handschriftlichen Bericht des Lehrers Gottlieb Rossa in Herzberg, Kreis Namslau, vom 8. Oktober 1843. Dieser Bericht befindet sich im Pfarrarchiv zu Schmograu, die Darstellungsweise ist ungelenk und langatmig, eine pedantisch breite Ausführung volkstümlichen Sagengutes.

Rektor Konrad Kaboth in Beuthen OS., der die Geschichte 1903 wortgetreu aus dem Pfarrarchive abgeschrieben hat, setzt die Bemerkung hinzu, daß die Sage die Erklärung für die Entstehung des Namens Schmograu enthalte, Drache heißt polnisch smog*, Schmograu etwa = Drachenhof. Noch bis vor einigen Jahren habe man in Schmograu eine grubenartige Vertiefung gezeigt, die als „Drachenloch" bezeichnet wurde und die Stelle sein sollte, wo sich die Drachenhöhle befunden habe.

* Smiegrode, Vorort von Trachenberg, bedeutet eben auch „Drachenberg".

200. Die Herkunft der Johannesglocke auf dem Kirchturm zu Tscheschenhammer.

Kreis Groß-Wartenberg.

Die älteste, kleinste Glocke der Kirche zu Tscheschenhammer umrankt eine anmutige Sage. Sie heißt Johannesglocke und soll einmal, so erzählen die Alten, aus dem ehemaligen großen Johannisdorfer Teiche ausgegraben und dann auf den Kirchturm zu Tscheschenhammer gebracht worden sein. Da man auf ihr das Bild des hl. Täufers sah, taufte man die Kirche Johanneskirche. Und als dann an den Dämmen des Teiches eine Ansiedlung entstand, nannte man diese Johannisdorf. Es ist der Nachbarort des Kirchdorfs Tscheschenhammer.

In Wirklichkeit wählte das Breslauer Domkapitel für seine neue Patronatskirche zu Tscheschenhammer den Schutzheiligen seines Domes, St. Johannes den Täufer. (Im Jahre 1700 wurde eine hölzerne Kapelle gebaut, die 1790–95 in die jetzige größere und steinerne Gestalt umgebaut wurde.)

Pfarrer Alfons Poinke, Tscheschenhammer, in der Sonntagsbeilage der „Schles. Volkszeitung" vom 16. Juni 1918 unter dem Titel „Johanni – Michaeli."

201. Die zwei Kreuze am Schlachtberge bei Sulau.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Bei Sulau liegt ein Sandhügel, der heißt der Schlachtberg. An diesem sieht man zwei steinerne Kreuze stehen. Hier sollen früher oftmals zwei hohe Offiziere, Generäle, in alter Tracht mit all ihrem Gefolge und Soldaten zu nächtlicher Stunde erschienen sein, sich erst lange ernst und ruhig unterhalten, dann aber blutig zu kämpfen begonnen haben. Haufen stand gegen Haufen, Kommandoworte und Schlachtrufe in fremder Sprache ertönten. Zugleich vernahm man in der Luft Geheul und Gewimmer, wie von Kämpfenden und Sterbenden. Nach einiger Zeit aber sei der Spuk verschwunden und alles sei so ruhig gewesen wie zuvor. Die Erscheinung sei der spukhafte Nachklang einer Schlacht gewesen, die einst hier im Dreißigjährigen

Kriege zwischen Schweden und Kaiserlichen vorgefallen sei. Beide Anführer seien gefallen, und an der Stelle ihres Todes habe man jedem ein Kreuz gesetzt (Kühnau, Schles. Sagen I, 1910, S. 38). H. Goedsche, Sagenschatz 1839/40, S. 104.

An anderer Stelle wird von zwei hölzernen Kreuzen gesprochen, von denen das eine zum Andenken an das Treffen der Schweden und Kaiserlichen am 28. Juli 1645, das andere an die im Jahre 1813 hier begrabenen Russen gesetzt worden sei. Das wäre also nicht Sage, sondern Wirklichkeit.

Hauptmann a. D. Wollenhaupt in „Schles. Prov.-Blätter", 109. Bd., 1839, S. 159. Nach Nachrichten im Sulauer Kirchenbuche.

202. Die steinernen Tänzer im Schloßpark zu Trachenberg.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Im Schloßgarten zu Trachenberg stehen im dunkeln Gebüsch vier Steinbilder, sonderbar anzuschauen und alle in alter Tracht. Zwei von ihnen stellen ein ritterlich Tänzerpaar vor, reich gekleidet und geschmückt, die Füße und Arme halb gegeneinander erhoben, als wollten sie sich eben umschlingen und den Reigen beginnen. Das andere Paar sind die Spielleute, trotzige, starre Gestalten, wie sie, die Geige im Arme, die Saiten streichen. Wenn sich auf dem sonst männlich schönem Gesicht des einen wilde Leidenschaften malen, so vermag man dagegen die Teufelsfratze des andern nur mit Grauen zu betrachten, und in den steinernen Augen der beiden scheint ein gespenstisches Leben zu wohnen.

Die Sage aber von den vier Steinbildern ist folgende: Vor vielen Jahrhunderten lebte auf Schloß Trachenberg ein Ritter, der außer der reichen Besitzung ein einziges Kind, eine wunderholde Tochter, besaß. Wie sie geheißen, überliefert die Tradition nicht, wohl aber, daß sie so reizend und schön gewesen sei, daß gar viele, stattliche Herren aus Schlesien und dem Polenlande sich eifrig um ihre Liebe und Hand bewarben. Das Fräulein

aber war spröden Sinnes, neckte ihre Freier und wies sie alle ab, zum großen Verdruß ihres Vaters, des alten Ritters.

Da geschah es, daß einst ein sogenannter Kammerjäger oder Rattenfänger, wie solche gar viele im Lande herumzogen und außer ihrem eigentlichen Gewerbe noch viele andere Künste trieben, auf die Burg kam und dort verweilte, ein Italiener von Geburt. Der Fremde aber war ein stattlicher und schöner Mann und schien zu dem niedrigen Gewerbe, das er trieb, nicht geboren. Ehe wenig Tage verflossen, gingen auch bedeutsame Gerüchte unter der Dienerschaft des Schlosses über ihn um, und die Zofen des Fräuleins ermangelten nicht, alles, was sie erfuhren, ihrer Gebieterin wiederzuerzählen und die Schönheit des Fremden zu rühmen. So kam es, daß sie schließlich nicht der Versuchung widerstehen konnte, ihn heimlich und unbemerkt zu sehen. Bei dieser Gelegenheit entbrannte sie in heißer Liebe zu dem Fremden. Dieser aber hatte schon früher das Fräulein erblickt und sogleich heftige Leidenschaft für sie empfunden. Er wußte sofort den Vorteil des Zusammentreffens zu nützen, und es entspann sich ein förmliches Liebesverhältnis. Allmählich hatten sie unbelauscht ihre heimlichen Zusammenkünfte in den dunklen Büschen des Burggartens, zu dem das Fräulein leicht aus ihrem Schlafgemach gelangen konnte. Gleich von Anfang an hatte der Italiener ihr entdeckt, daß er nicht sei, was er scheine, daß er vielmehr ein reicher italienischer Graf sei, der von seinen Feinden vertrieben, sein Vaterland meiden müsse. Des einen Abends nun eröffnete er ihr, daß er am nächsten Morgen das Schloß verlassen und nach seiner Heimat zurückkehren müsse, wohin ihn günstige Botschaft dringend riefe. Unter vielen Tränen und Liebesversprechen schieden sie, und das Fräulein mußte ihm hoch und teuer schwören, ein Jahr lang seiner treu zu harren und vor dieser Zeit keinem andern die Hand zu reichen. Am andern Morgen war er fort. Aber Tag auf Tag, Monat auf Monat verging, ohne daß der Welsche etwas von sich hören ließ. Leichtfertig vergaß sie ihn, und noch war das bedungene Jahr lange nicht zu Ende, da verlobte sie sich auf ihres

Vaters Drängen mit einem stattlichen und reichen Freier aus der Ferne.

Aber der Welsche hatte seine Liebe nicht vergessen. Als er nach mancher Mühe und manchem Kampfe sein Erbe wiedererlangt hatte, rüstete er sich prächtig, die Braut heimzuholen und zog mit reichem Gefolge über die Alpen nach dem Schlesierlande, als eben die Frist zu Ende ging. Als er sich nun dem Schlosse Trachenberg näherte, siehe! da begegnete er manchem stattlichen Zuge von Rittern und Damen und hörte auf sein Befragen, daß alle zur Hochzeit des Burgfräuleins mit einem fremden Freier eilten, die schon auf Morgen festgesetzt war. Da ergrimmte er heftig über solche Untreue und schwur, sich schrecklich zu rächen. Den Teufel selber rief er zu Hilfe, und der kam auch und schloß mit ihm einen Pakt ab, daß er ihm Rache schaffen wolle, wenn er sich ihm zu eigen gebe. Da verschrieb ihm der Graf Leib und Seele zugleich. Durch die Wirkung des Teufels wurden beide zu Musikanten umgeschaffen, und nun zogen sie zusammen und kamen am Morgen der Hochzeitsfeier auf dem Schlosse Trachenberg an. Sie meldeten sich beim Bräutigam und beim Burgherrn und baten um die Erlaubnis, mit ihren fremdländischen Instrumenten den Brautreigen spielen zu dürfen. Das wurde gewährt, und sie empfingen eine treffliche Bewirtung. Doch hielten sie sich verborgen vor der Braut. Als nun der Abend kam und die Tafel aufgehoben war, und Herren und Damen sich zum Brauttanz rüsteten, da traten die beiden Spielleute herein. Und als der Bräutigam auf die Braut zueilte und ihr die Hand bot, um sie zum Tanze zu führen, da erklangen die ersten Bogenstriche der Fremden. Das waren keine Töne, wie man sie zu hören gewohnt war, wie ein tausendfacher Jubel von Teufelszungen klangen sie durch den Saal, und wie von unsichtbarer Macht gefesselt, hielten Bräutigam und Braut im ersten Ansatz inne und vermochten sich nicht mehr zu regen und zu rühren. Mit Entsetzen fühlten sie, wie Blut und Leben in ihren Adern erstarrte, wie ihre fliegenden Gewänder starr wurden. Und als die Teufelsmusik unaufhalt-

sam fortrauschte, wurde ihnen schwerer und immer schwerer zumute, und vergeblich suchte ihre geängstigte Seele diesem Zustande zu entfliehen, Stein ward ihr Gewand, Stein auch ihr Leib. Höhnisch lachten die Musikanten dazu, der Welsche und sein teuflischer Genosse, und ihre Instrumente jubelten ihre höllische Freude aus. Da aber ereilte sie die Strafe Gottes. Ein Donner erschreckte sie plötzlich, und während ein mitleidiger Engel die Seelen des versteinerten Brautpaars entführte, erstarrten die Frevler selber zu Stein, wie sie standen und geigten, aber ihre Seelen blieben gebannt in ihren versteinten Körpern. Entsetzt stoben die Hochzeitsgäste nach allen Seiten auseinander. Als nun der Tag zu leuchten begann, da machte sich der Burgherr mit dem Mutigsten auf, um zu sehen, was von dem Spuk des vorigen Abends im Saale zu erkennen sei. Da standen die Opfer der Rache und des göttlichen Gerichts starr und steinern wie zuvor, und kein Segen der Kirche vermochte den Fluch von ihnen zu nehmen. Da verließen die Gäste voll Grausen das Haus und verkündeten die Schaudermär in ganz Schlesien. Der alte Burgherr aber ließ Messen lesen für die Seelen des Brautpaars und ihre Steinbilder im Garten seiner Burg begraben. Den Teufel hingegen und seinen Gefährten befahl er auf dem Schindanger zu verscharren. Schon in der nächsten Mitternacht jedoch schreckten ihn grausige Töne von seinem Lager auf, und als er am Morgen hinausschaute, siehe! da standen alle vier Steinbilder zusammen um das geborstene Grab vor dem Fenster des Schlosses. Und nichts half es ihm, daß er die Teufelsbilder in einen tiefen See werfen und das Brautpaar wieder begraben ließ. Die vier Bilder fanden nicht Rast noch Ruh, und wenn der Morgen graute, fanden sie sich wieder zusammen auf derselben Stelle. Auch als die Diener des Welschen das Steinbild ihres Herrn und seines Gefährten mit sich nahmen, nützte es nichts; denn in der ersten Nacht schon verschwanden sie und standen am Morgen wieder im Burggarten zu Trachenberg. Der höllische Spuk dauerte so lange, bis der alte Burgherr auf den Rat eines frommen Mannes ein weites Grab machen und

alle vier Gebilde zusammen hineinlegen, die Erde darüber aber durch die Weihe eines Priesters schließen ließ. Da hörte endlich der Teufelsspuk auf und störte die Ruhe der Lebendigen nicht mehr.

Jahrhundertelang lagen sie da beisammen, bis man endlich unter einem der späteren Herren des Fürstentums beim Graben des Gartens zufällig auf die Steinbilder stieß und der Besitzer sie im Garten aufzustellen befahl. Da erhob sich die alte, längst verschollene Sage im Munde des Volkes von neuem, und die Gartenknechte erzählen sich schaudernd, wie sich in einer gewissen Herbstnacht des Jahres noch immer schauerliche Töne hören lassen von der Stelle her, wo die vier Steinbilder zusammenstehen.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 90, zusammengefaßt. Auch im „Hausfreund", 4. Jahrg., 1824, S. 803, mit Einsetzung von Namen.

In Novellenform ist die Sage behandelt in dem Roman: „Die steinernen Tänzer", 2 Bände, 1837. Verlag von F. W. Goedsche, Meißen.

203. Der „Hedwigsstein" bei Prausnitz.

Kreis Militsch-Trachenberg.

An einem Feldraine bei Prausnitz liegt bemoost und verwittert ein großer Stein, in dem eine Fußspur eingedrückt ist.

Die Sage berichtet, daß St. Hedwig, wenn sie auf ihrer Wallfahrt ermüdet war, hier gern geruht hat und daß sich dabei ihr heiliger Fuß in den Stein eingedrückt hat. Man hielt den Stein hoch in Ehren, und keiner wagte ihn anzutasten, bis ein Besitzer des Feldes den Beschluß faßte, ihn fortzuschaffen. Er sandte Männer hinaus, die den Stein sprengen sollten. Aber ehe sie noch die Hand an ihn gelegt hatten, kam schon die Kunde: „Der Herr ist tot. Kommt zurück und laßt den Stein liegen!" So liegt der Stein noch immer unversehrt am selben Flecke. Man nennt ihn allgemein den „Hedwigsstein".

Nach einem Gedichte von Oe. in der Zeitschrift „Feierabend", herausgegeben von A. Gellrich in Landeshut, Jahrg. 1870, 3. Bändchen, S. 70.

204. Hedwigs Fußspur auf dem Steinweg zwischen Würzen und Trebnitz.

Kreis Trebnitz.

Einmal ging die heilige Hedwig von Würzen nach Trebnitz. Sie wanderte barfuß wie immer. Da der Weg sehr steinig, sie aber sehr müde war, fing sie an, bitterlich zu weinen. Da siehe! Wohin sie fortan trat, erweichten die Steine, und die Wandernde schritt wie auf weichen Matten. Hinter ihr jedoch erhärteten die Steine wieder, und heut noch sieht man in einem der Steine Hedwigs Fußspur.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 5.

205. Das Donatusstandbild auf dem Weinberge bei Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Das Donatusstandbild auf dem Weinberge bei Trebnitz soll soweit vom Hauptaltar der Klosterkirche entfernt sein, wie das Richthaus des Landpflegers Pontius Pilatus vom Hügel Golgatha in Jerusalem.

Vom Kloster soll ein unterirdischer Gang nach dem Weinberge führen.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 6.

206. Volksmeinungen über die in der Erde gefundenen Urnen.

Massel, Kreis Trebnitz. Verschiedene Orte der Lausitz und Böhmens.

Pastor Hermann in seiner Maslographia cap. VI bekämpft die Ansicht alter Autoren über die Entstehung der Urnen in der Erde, die er gewiß mit Recht auf allgemeinen Volksglauben (gemeine Tradition) zurückführt. „Dergleichen Meinung (daß die sämtlichen Urnen für von selbst gewachsene Töpfe zu halten seien) — sagt er — sind von alters gewesen Cromerus, Münsterus, Schwenckfeld, Olorinus u. a., die ohne Zweifel aus einer gemeinen Tradition geglaubet und geschrieben: Es gebe solche

Töpfe, die von Natur in der Erde wachsen; wo sie wüchsen, hätte man ein gewisses Merkmal an einem Hügel, den die darunter befindlichen Töpfe aufwerfen und sich selbst verraten sollten. Sonderlich unter den Neueren, welches mich wundert, Seyfrid in Medulla Memorabilium Nat. 1694 lib. 2 c. 6 p. 463 erzählet und spricht: Die Urnen in der Unteren Laußnitz bei Lüben (Lübben) und in Schlesien zur Massel* waren selbstgewachsene Erdtöpfe. Die Landesleute begeben sich in den Pfingstfeiertagen in diese Örter mit Stoßschaufeln, eröffnen das Erdreich eines Ellenbogens tief, da finden sie gemeiniglich obenauf große Steine, die Töpfe aber umgraben sie, die sind zwar weich, doch nicht feuchte, eben als ob sie erst von des Töpfers Drehbank wären abgesetzt worden. Man muß sie aber mit der Hand, wenn sie noch weich sind, nicht anrühren, anders zerfallen sie wie Asche und Staub. Wenn aber solche nur eine kleine Weile an der Luft gestanden, so werden sie hart. Im Winter, Herbst und Frühjahr liegen sie bis zwanzig Schuh tief in der Erde, da hingegen um gemeldete Zeit sie kaum einer Ellen tief anzutreffen sind.** Derselben Ansicht ist auch Joh. H. Mattheſius, Prediger in Joachimsthal, in seiner Bergpostill (1562 und später), Predigt 25 p. 195, wo er von selbstgewachsenen Töpfen im Lande Böhmen und in der Oberlausitz spricht. Dann fährt er fort: Man disputieret wohl, es sei an dem Orte etwa ein Begräbnis gewesen, darinnen man toter Leute Aschen, wie in der Alten Urnen und Tränentöpflein, die Tränen der Weinenden gefasset habe. Aber weil man die Gefäße nur im Mai grabet, da sie sich selber verraten und, als wäre die Erde schwanger, einen Hügel machen, darnach sich die, so ihm nachgehen, richten, lasse ich's natürliche, ungemachte und von Gott und der Natur gewirkte Töpfe sein. Er meint also, daß sie in der Erde wachsen. Gleicher Ansicht ist auch Bohuslaus Balbinus, der erklärt: die selbstgewachsenen Töpfe, welche die Bauerweiber aus dem Tone graben, trocknen und zu ihrem

* Gemeint ist der Töppelberg beim Dorfe Massel, Kreis Trebnitz.
** Sie steigen also und sinken wie die Schätze.

Kochen brauchen, seien ohne Zweifel von Natur also gemacht und nicht Totentöpfe, wie Jonstonius gemeint hat.*

Weiterhin wendet sich Pastor Hermann auch gegen die Ansicht, daß die Urnen Zwergentöpfe seien, wie sie Caspar Schwenckfeld in Stirp. et Fossil. Siles. catalogus 1600 lib. III p. 406 beschreibt und spricht: Es wären Erdtöpfe, gewachsene Töpfe, Zwergtöpfe, deren Hals ungemein enge und der Bauch dicke usw. Solche würden an den meisten Örtern bei Guben, Sora (Sorau), Sommerfeld aus der Erde gegraben und seien schier feuchte, weich und tonicht. Sobald sie aber an die Luft kämen, würden sie ziemlich harte. Der gemeine Mann spreche, daß sie in der Erde wachsen. Viele glaubten, daß sie die Zwerge, kleine Menschen, so in der Erde wohnen, zu ihrem Dienst gebraucht, auch ihren Toten und Verstorbenen mitgegeben zu ihrem beliebigen Dienst, weil sie geglaubet, daß sie sich auch in der anderen Welt mit Speis und Trank ergötzen würden."

L. D. Hermann, Maslographia, 1711, S. 108–111, auszugsweise.

207. Das Marienbild zu Steinau.

Stadt Steinau.

Seit 400 Jahren ist dies Bildnis ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung. Im Dreißigjährigen Kriege wollten es die Bürger aus Furcht vor den Schweden nach Neisse in Sicherheit bringen, sie konnten aber den Abzug nicht bewerkstelligen. Als die Pferde vor dem Wagen bis an die Grenze kamen, standen sie hart und fest stille und waren trotz Hieben und Schlägen nicht von der Stelle zu bringen. Es blieb also nichts

* Boh. Balbinus, Missellanea Regni Bohemiae vol. I 1679 lib. I p. 115 (cap. 49) nennt eine Urnenfundstelle circa Cunaci montem (Kunéticka Hora vulgus appellat) nicht weit von Opatowice in Böhmen, wo man Töpfe aus Ton finde. Ollas eius modi exstructas et sole siccatas rusticae per ea loca adhibent coquendis rebus omnibus praebentque usum commodissimum in culinis. Existimo argillam eius generis (quae Gil nobis dicitur) ad figuram ollarum sponte sese ac libenter componere, Natura ipsa quid fieri velit componente.

übrig, als wieder umzulenken, und nun gingen die Pferde, ohne daß man sie antreiben durfte, willig zurück.

Dies Gnadenbild hat die sonderbare Eigenschaft, daß es blaß und bleich wird, wenn sich ihm ein ausgezeichnet großer Sünder nähert. Sobald er aber gebeichtet hat und bußfertig wiederkommt, erhält es seine vorige Röte der Wangen wieder. Auch soll die Zuflucht zu ihm ein untrügliches Mittel gegen das Fieber sein. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 96 f.

208. Das Steinkreuzpaar bei Thiemendorf.

Kreis Steinau.

Ein Paar Steinkreuze stehen an der Kunststraße von Lüben nach Steinau beim Dorfe Thiemendorf. Im Volksmunde heißt es, daß sie zur Erinnerung an das Scheiden zweier Freunde gesetzt seien, oder auch als Andenken an eine Mordtat — wegen 25 Pfennigen, und daß die Mörder dort begraben lägen.

Von Frau Inspektor Jentsch in Dommitzsch. Steinkreuz-Zuschriften in „Schles. Heimatblättern", 3. Jahrg., 1909/10, S. 552.

209. Der Hedwigsruhestein bei Thiemendorf.

Kreis Steinau.

Abt Andreas von Sagan sah einen Hedwigsruhestein in der Nähe von Thiemendorf bei Steinau, den die Gläubigen und Nichtkatholiken gleicherweise in Ehren hielten.

Knoblich, Lebensgeschichte der hl. Hedwig, 1860, S. 270.

210. Die Sage vom Ochsenstein bei Wohlau.

Stadt Wohlau.

Das Stadtwappen von Wohlau ist ein roter Ochse in silbernem Felde. Es erzählt von der Zeit, wo in dortiger Gegend bedeutende Rindviehmärkte abgehalten wurden, wovon die Stadt Wohlau ihren Namen erhielt; denn wół heißt Ochs.

Die Sage aber führt den Ochsen im Stadtwappen auf einen anderen Ursprung zurück, im Zusammenhange mit dem Ochsen-

steine, einem Steinblock, der dem Rücken eines Ochsen ähnelt. Sie erzählt folgendes: Zwischen Krumm- und Alt-Wohlau stehen heute noch alte Eichen, und hier haben sie auch gestanden vor 700 Jahren. Ein guter Weideplatz und Erlengebüsch am Rande eines Sumpfes war hier zu finden. Im Schatten der Eichen aber ruhte ein alter Hirt vom Stamme der Polen. Auf dem nahegelegenen Weideplatze liegt seine Herde im hohen, fetten Grase, stattliche Rinder sind es, die eben ihre Mittagsruhe halten. Sie kauen und kauen, schlagen mit der Schwanzquaste nach den aufdringlichen Fliegen und sind ebenso faul wie ihr Hüter. Endlich aber erheben sie sich, Stück für Stück, und zerstreuen sich auf der Wiese. Der Hirt läßt sich nicht stören, er schläft weiter, bis Turek, der Hund zu seinen Füßen, ein lautes Gebell erhebt. Das ist das Zeichen, daß ein Stück Vieh sich zu weit entfernt hat. Der Hirt schickt die Hunde aus, das verirrte Tier zurückzuholen und kümmert sich weiter nicht um die Sache. So vergeht der Nachmittag, der Abend kommt. Nun ist es Zeit, das Vieh in die Hürden zu treiben. Nun merkt er erst, daß wirklich ein Stück fehlt, der stärkste Ochs unter den Rindern. Da stelzt er mit seinen Wächtern durchs Gesträuch nach dem Sumpfe. Dumpfes Rollen und grell leuchtende Blitze verkünden das aufsteigende Wetter. Bald peitschen Sturm und Regen die Bäume. Der Hirt steht mit einer alten zerfetzten Decke über dem Kopfe vor dem dichten Sumpfe. Dort liegt der verirrte Ausreißer im Letteboden und kann nicht wieder heraus. Vergebens hetzt der Hirt die Hunde auf ihn, wirft ärgerlich mit Stock und Stein nach dem hilflosen Fleischkoloß. Dieser sinkt immer tiefer ein. Da ruft der Mann in der Verzweiflung die Worte aus: „Nun versinke, du Satan, zu deinem Schaden!" Kaum ist die Verwünschung verhallt, da kracht es durch die Bäume am Rande des Sumpfes. Zum letzten Male hat das Tier aufgekeucht. Durch die Lüfte heult's, als ob alle Höllengeister wilde Jagd hielten. Tiefe Finsternis deckt die Erde. Die Hunde des Hirten sind winselnd nach allen Seiten geflohen.

Das Wetter ist vorüber. Am Rande des Sumpfes liegt der

alte Hirt tot am Boden, neben ihm Stab und Horn. Die Hunde sind verschwunden, und an der Stelle des versinkenden Ochsen sieht man nur noch ein Stück des zu Stein gewordenen oberen, gewölbten Rückens vom verwünschten Rinde liegen. Das ist der Ochsenstein. Ins Stadtwappen aber nahm man ein Abbild jenes Ochsen als Wappentier auf.

Paul Schiedeck in Heimatblättern des Kreises Wohlau, 1. Jahrgang, 1921, S. 13 f.

211. Warum der Grabstein Martin Busewoys vor der Kapelle des Herzogs Boleslaus III. zu Leubus liegt.

Kreis Wohlau.

In der Klosterkirche zu Leubus befindet sich in einem Kapellenanbau das Grabmal des Herzogs Boleslaus III. von Liegnitz und Brieg. Vor dem Eingange der Kapelle sieht man einen Grabstein mit Messingplatte, welche die Gestalt eines Mannes erkennen läßt, mit gotischer Randschrift, sehr abgetreten und im oberen Teil zerstört. Der Küster erzählt, der hier Begrabene sei der Todfeind des Herzogs gewesen und sei unversöhnt mit ihm gestorben.

Eine Wandtafel der Kreuzkirche zu Liegnitz besagt: „MCCXL (1240) ist verschieden Herr Merthen von Bousewoy leidt zu Leubus in seinem Küraß begraben."

Das ist wohl derselbe, von dem eine Sage berichtet, warum er sich, in so ungewöhnlicher Art mit dem Küraß angetan, vor des Herzogs Kapellentür habe begraben lassen. Es heißt:

„Vom Herrn Martin von Busewoy wird in einem Manuskript eines Vornehmen von Adel erzählt, daß ihm ein Herzog zu Brieg (eben jener Boleslaus) groß Unrecht getan und zwei Dörfer, die Lange-Oels und Heidersdorf im Weichbild Nimptsch gelegen, gewaltsam genommen und dem Kloster Leubus verehrt. Als nun dieser Fürst gestorben und in dies Kloster, in eine sonderliche Kapelle, begraben worden, habe Herr Martin von Busewoy besonders empfohlen, daß man ihn nach seinem Tode zu Leubus für des Fürsten Kapellentür begraben solle, in seinem

Küraß: Allda wollte er den Fürsten für Gericht führen und ihn verklagen. Andere sagen, es liege auch das Schwert bei ihm, und hatte er den Fürsten bei der Auferstehung nicht verklagen, sondern sich gleich mit ihm schlagen wollen."

Thebesius († 1688), Liegnitzische Jahrbücher, S. 207. Sinapius, Kuriositäten, I., 1720, S. 307. Hausfreund, I., 1821, S. 449. Schlesierbuch, 1825, S. 16. Silesia, 1841, S. 161.

Thebesius gibt die Grabschrift des Martin von Busewoy, Erbherrn auf Schloß Vorhaus bei Liegnitz, folgendermaßen an:

Bello consilio virtuteque floruit iste
Martinus Buzwoy cuius sit gloria Christi.
Anno 1241 ist in Gott entschlafen Herr Martin von Busewoy und ist allhier begraben. Dem Gott genade.

Er weist zugleich darauf hin, daß die angeführte Erzählung nichts als eine törichte Fabel sei, die aber auch bei klugen Leuten eingewurzelt sei. Denn Busewoy sei 1241 gestorben, Boleslaus aber erst 1352, also nach einem Zwischenraum von 111 Jahren. Sinapius desgleichen.

212. Die zwei Grabsteine in der Klosterkirche zu Leubus. Geschichte von Wolf von Uraz und Kunz von der Heinzenburg.

Kreis Wohlau.

In einer Seitenkapelle der Klosterkirche zu Leubus befindet sich noch heutigen Tages ein uralter Grabstein und quer vor dem Eingange zur Kapelle ein zweiter. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Zur Zeit der letzten Kreuzzüge lebten in der Nachbarschaft von Leubus zwei Ritter, Wolf von Uraz und Kunz von der Heinzenburg. Sie waren echte und rechte Freunde, obwohl sie an Charakter und Sitten so verschieden wie möglich waren. Der Urazer rauh, heftig und unbeugsam, der Heinzenburger freundlich und leutselig und deshalb auch bei den Frauen gern gesehen. Wolf war mit Wanda, dem holdseligen Töchterlein des alten Burggrafen Pribuslaw, der als Kastellan auf der Burg zu Leubus hauste, durch der Väter Willen schon von Kind auf versprochen. Als Wanda aber zur Jungfrau erblühte,

wandte sich ihre Liebe Kunz von der Heinzenburg zu, während sie den rauhen Wolf nicht leiden mochte. Auch Kunz liebte sie heimlich, wollte aber des Freundes Rechte nicht durch eine Werbung kränken. Da brachte es ein Zufall mit sich, daß er Wanda in einer Laube überraschte, wie sie leise schluchzend sich ihrem Schmerz hingab. In der Absicht, sie zu trösten, rief er ein Geständnis ihrer Liebe hervor, das ihn beseligte. Wolf jedoch hatte sie beobachtet, überhäufte beide mit den niedrigsten Schmähungen und forderte Kunz zum Kampfe heraus. Der blind Rasende erhielt dabei eine schwere Verwundung. Nach seiner Wiedergenesung forderte Wolf von dem Kastellan die Einlösung seines Versprechens, wurde aber abgewiesen, da der Vater seine Tochter nicht zwingen wollte, einem ungeliebten Manne zu folgen. Nun schwur Wolf einen fürchterlichen Eid der Rache, daß er seinen Todfeind verfolgen wolle, bis er ihn vernichtet habe. Kunz suchte eine Versöhnung anzubahnen, hatte aber kein Glück, und da Wolfs Haß unüberwindlich schien, so warb er selbst um Wanda und vermählte sich mit ihr. Nun steigerte sich Wolfs Haß zur Raserei, überall lauerte er seinem Nebenbuhler auf, und es war ein Wunder, daß Kunz ihm nicht zum Opfer fiel. Da starb der alte Kastellan, und Wanda nahm sich seinen Tod so zu Herzen, daß sie aufs Krankenlager sank. Während Kunz die Kranke treu bewachte, benutzte sein Gegenpart die Gelegenheit, die Burg seines Feindes unversehens zu überfallen. Die Tat hatte solchen Erfolg, daß die Feinde bereits Meister des Tores waren, ehe der Burgherr Kunde davon erhielt. Nur durch schnelle Flucht konnte er sich und sein krankes Weib durch einen heimlichen Gang ins Freie retten. Unterdessen ging die Burg in Flammen auf. In der Hütte eines Köhlers gab Wanda, die zu geschwächt war, um die Aufregung der Flucht zu ertragen, ihren Geist auf. Aber Wolf ließ auch jetzt nicht von seinem Haß, er zerstörte die Heinzenburg von Grund aus, so daß jede Spur von ihr vertilgt wurde und nur ihr Name auf die kommenden Geschlechter sich vererbte. Dann setzte er seine Verfolgung fort, fand aber nur die Leiche der

Burgfrau. Kunz dagegen hatte beschlossen, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, um im Kampfe für den Heiland womöglich sein Leben zu beschließen. Als dies Wolf erfuhr, folgte er ihm auch dorthin nach. Aber immer, wenn er den tödlich Gehaßten erhascht zu haben glaubte, entging ihm dieser durch irgendeinen Zufall. Wolf selbst aber fiel in die Hand der Sarazenen und wurde als Sklave nach dem Innern Syriens verschleppt. Zehn Jahre mußte er Ketten tragen, da gelang ihm die Flucht. Seine erste Frage nach der Rückkehr zum Christenheere war die nach Kunz von der Heinzenburg. Und als er hörte, daß dieser längst in die Heimat zurückgekehrt wäre, bestieg er ungesäumt ein Schiff und kam nach Schlesien zurück. Kunz aber war inzwischen seiner Rache für immer entgangen. Einige Wochen vorher war er seiner geliebten Gattin im Tode nachgefolgt und war in einer Kapelle der Abtei zu Leubus beerdigt worden. Da ergrimmte der Urazer von neuem über das tückische Schicksal. Er vermachte dem Kloster alle seine Güter unter der einen Bedingung, daß man ihn, wenn gestorben wäre, vor der Tür in der Kapelle begrabe, in der sein Todfeid ruhte, damit er am Auferstehungstage diesen alsogleich packen könne. So starb er unversöhnt nach einem wilden und bösen Leben und ward, wie er befohlen, quer vor dem Eingange begraben und ihm ein gleicher Grabstein gelegt wie Kunz von der Heinzenburg. Am jüngsten Tage aber hofft er seinen Racheschwur dennoch zu erfüllen.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 69. Nach ihm Grässe, Preuß. Sagenbuch, II., 1871, S. 260. Ebenso Heimatblätter des Kreises Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 67.

213. Die Pieta zu Leubus.

Kreis Wohlau.

Die Pieta, ein Bamberger Schnitzwerk, das die heilige Hedwig dem Kloster Leubus geschenkt hat, soll sich angeblich auf ihre Fürbitte lange Zeit als wundertätig bewiesen haben.

Wels, Kloster Leubus, 1908, S. 6.

Dieses Bild hat den Einfall der Mongolen, der Hussiten und den Schwedenkrieg überstanden und bildet jetzt als teure Reliquie der heiligen Fürstin den Anziehungs-

punkt für viele Hunderte von Wallfahrern. Besonders am Feste der Schmerzhaften Mutter, dem Stiftungsfeste der altehrwürdigen Rosenkranz-Erzbruderschaft, kniet das fromme Volk vor ihm nieder und empfiehlt sich der Fürbitte der Gottesmutter und der heiligen Hedwig.

214. Der Teufelsstein im Mondschützer Walde.

Kreis Wohlau.

Wenn man vom Dorfe Mondschütz in nördlicher Richtung über die Kreideler Kunststraße nach den Wiesen geht, gelangt man am kleinen Jagdhause vorbei auf die sogenannte Höllenwinkel-Wiese. Dort liegt am Waldrande unter einer Eiche ein etwas über einen Meter langer, ungefähr 60 Zentimeter breiter Stein, auf dem sich verschiedene Vertiefungen befinden. Das Volk hat diese Eindrücke gedeutet und den einen mit dem Eindruck eines Pferdefußes, den anderen mit einem Menschenfuß verglichen und den dritten als Spur einer über den Stein geschleiften Kette angenommen. Die Sage erzählt:

Als in Mondschütz die Kirche erbaut worden war und der erste Gottesdienst darin abgehalten werden sollte, wurde der Teufel darüber wütend und beabsichtigte, den Gottesdienst zu vereiteln. Zu diesem Zwecke brachte er im Fluge einen großen Stein herzu, den er in eine Kette geschlungen hatte, und wollte mit diesem die Kirche zertrümmern. Er kam zu spät; denn als er bis an die Wiese mit seiner Last geflogen war, begannen die Glocken der Mondschützer Kirche zu läuten. Darüber erschrak er so sehr, daß er den Stein fallen ließ und verschwand. Seither heißt der Stein der Teufelsstein.

Von Kordetzki in Krummwohlau. Heimatblätter des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 15.

215. Das Sühnekreuz bei Groß-Sürchen.

Kreis Wohlau.

In Groß-Sürchen, Kreis Wohlau, am Dorfausgange nach dem Bahnhof Loßwitz zu, rechter Hand auf dem Felde steht ein steinernes Sühnekreuz. Es ist 50 Zentimeter hoch und breit,

aus gewöhnlichem Feldstein, plump und schmucklos hergestellt, ohne irgend welches Zeichen. Die Gutsherrschaft des Dorfes, von Haugwitz, hat in dankenswerter Weise dafür Sorge getragen, daß dieses Kreuz bis heute erhalten blieb.

Der Volksmund weiß von dem Kreuze zu erzählen, daß ein Bauer aus Groß-Sürchen an der Stelle, wo es steht, von einem Viehhändler erschlagen worden sei.

Lehrer Werner in Wohlau. Heimatblätter des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 19.

216. Der Hedwigs-Ruhestein bei Dyhernfurth.

Kreis Wohlau.

Wenn die heilige Hedwig von Trebnitz nach Liegnitz wanderte — sie tat es mit bloßen Füßen, auch zur Winterszeit — so mußte sie bei dem späteren Dyhernfurth über die Oder. Dort war eine Furt, von den alten Slawen Prsig (Brzeg) genannt. Sie pflegte dann auf dem Steine zu ruhen, der jetzt noch dort zu sehen ist in stattlicher Einfassung. Der Stein liegt auf einer Wiese und neben ihm fließt eine reine Quelle, aus der die Herzogin öfter ihren Durst stillte. Es hat sich zum wunderbaren Andenken an diesen ihren Aufenthalt ihr Fuß auf diesem Stein abgedrückt, und heut noch ist diese Fußspur wahrzunehmen.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 264 f.

Dazu eine weitere Nachricht:

Besitzer des ehemaligen Dorfes Prsig wurde um 1650 der Schlesische Ober-Amts-Kanzler Georg Abr. Freiherr von Dyhern, der es zu einem offenen Städtchen machte und Dyhernfurth nannte. Dieser Freiherr soll den Stein, auf dem die heilige Hedwig bei ihren Wallfahrten von Liegnitz nach Trebnitz ausgeruht haben soll und auf dem eine Spur von ihrem Fuße

sichtbar sein soll, in einem Kästchen eingelegt in der Kapelle aufbewahrt haben.

Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1800, S. 544, Anm.

217. Der „Hedwigstein" zwischen Pathendorf und Tannwald.

Kreis Wohlau.

An dem Wege, der von der Ostecke Pathendorfs nach der nördlichen Ecke des Dorfes Tannwald führt, liegt östlich im Walde ein großer Stein, wohl zwei Meter lang und 1½ Meter breit. Er ist bekannt als „Hedwigstein". In ihm befinden sich drei zollbreite und zolltiefe Löcher und auf der Westseite eine größere Vertiefung, als habe dort jemand sein Knie hineingedrückt. Das Volk erzählt, hier habe die heilige Hedwig ihrem Kinde in einem dreibeinigen Tiegel „Pappe" gekocht, und von den Tiegelbeinen seien die Löcher geblieben. Der Ort aber, wo sie beim Kochen auf dem Steine kniete, habe den Eindruck ihres Knies behalten.

A. Lanzke in Pathendorf, in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 75 f.

218. Der steinerne Bär am Warteberge bei Riemberg.

Kreis Wohlau.

Auf einer ihrer Wanderungen stellte sich der heiligen Hedwig in der Nähe des Warteberges bei Riemberg ein hungriger Bär in den Weg. In ihrer Angst griff sie nach dem Kreuze, das sie stets bei sich trug, und hielt es dem entsetzlich brüllenden, gewaltigen Tiere entgegen. Wie bezaubert schwenkte der Bär zur Seite und war bald im Walde verschwunden. Zum Andenken an jene Begebenheit wurde an der Stelle ein steinerner Bär gesetzt, der noch heute auf dem Warteberge zu sehen ist.

Klose in Riemberg, in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 75.

219. Das Schnitzwerk zu Herrn-Motschelnitz.

Kreis Wohlau.

Die Herren von Schweinichen sind stets arge Trinker gewesen. So führte Adam von Schweinichen (um 1640) deshalb den Beinamen des „alten Säuhäusels". Allein einer der schlimmsten war der Stammvater der noch gegenwärtig blühenden Linie von Schweinichen zu Töpelwude (Tepliwoda), Georg Wilhelm von Schweinitz, der sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Herrn-Motschelnitz, seinem mütterlichen Erbgute, aufhielt. Man zeigt über dem Stallgebäude daselbst noch jetzt ein Schnitzwerk, das er zum Andenken einer durch seine seltene Trunkfertigkeit gewonnenen Wette hier anbringen ließ. Dasselbe stellt den Hof zu Herrn-Motschelnitz vor, eine sechsspännige Equipage hält im Hintergrunde, seitwärts aber schreitet ein elegant gekleideter Herr chapeau bas mit Stock und Degen eilig zum Hoftore hinaus, gefolgt von einem anderen gewaltig großen Manne im gestickten Kleide, der einen Pferde-Eimer trägt. Dieses Bild hat aber folgende Bedeutung:

Es soll einst Herr George Wilhelm von Schweinitz mit vielen Gästen bei Tafel gesessen haben. Und nachdem schon an die vier Stunden lang weidlich gezecht worden war, soll von einem der Anwesenden, einem prahlerischen Polen, der sich vermessen hatte, jeden Deutschen, wie man zu sagen pflegt, von der Bank oder wohl gar unter den Tisch zu trinken, in ziemlich beleidigenden Worten zu einem Wettrunke aufgefordert worden sein. Schweinichen setzte dem Polen 1000 Dukaten gegen seine Equipage und trank ihm zwanzig Flaschen Ungarwein vor, was ihm dieser, eine nach der andern auf einen Zug leerend, mit vielem Gleichmut nachtat. Hierauf ließ der Hausherr einen Pferdeeimer holen, füllte ihn bis zum Rande mit altem Rheinwein und goß denselben unbegreiflicherweise ohne Pause und bis auf den letzten Tropfen in den Magen hinunter. Ja noch mehr, er erhob sich völlig nüchtern, näherte sich mit festem Schritte seinem Gegner und bot demselben mit zierlichen Worten den aufs neue gefüllten Eimer an. Dieser jedoch wich erbleichend aus und

wanderte, sich bekreuzigend, ohne langes Valet zum Schlosse und zum Hofe hinaus, dem lächelnden Sieger, der ihm mit dem Eimer im Arme bis zum Tore nachfolgte, die schöne, mit sechs prächtigen Schimmeln bespannte Karosse als wohlverdienten Kampfpreis zurücklassend.

Gottschalk, Ritterburgen, Bd. 9, S. 174. Gräsſe, Preuß. Sagenbuch, II., 1871, S. 257. Dazu Gedicht von Hugo Rösner, bei Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 169. Auch Max Klose, Sagen des Riesengebirges, 1887, S. 73.

220. Der „Hedwigstein" in der Nähe der städtischen Ziegelei von Winzig.

Kreis Wohlau.

In der Nähe der städtischen Ziegelei von Winzig befindet sich ein großer Stein mit einer Vertiefung, die Ähnlichkeit mit dem Abdrucke eines menschlichen Fußes hat. Sie soll vom Fuße der heiligen Hedwig herrühren, als sie dort Rast hielt.

Kordetzki in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 76.

Ein „Hedwigsstein" befindet sich auch noch in der Wahrener Klosterkirche hinter dem Altar. Ä., ebenda.

221. Das Muttergottesbild in der Kirche Zu unserer lieben Frauen in Striegau.

Stadt Striegau.

Schon vor dem Tatterneinfalle war die Kirche Zu unser lieben Frauen* in Striegau berühmt durch ein wundertätiges Muttergottesbild, zu dem beständig große Wallfahrten stattfanden.

Als nun im Jahre 1241 die grausamen Tattern das Land Schlesien überfielen und jedermann in Angst und Schrecken war, haben fromme und eifrige Christen (wie aus den alten Schriften zu bezeugen ist) das Bild der seligsten Mutter Gottes — es war in der rechten Länge und Gestalt einer schönen Jungfrau aus Stein gehauen und trug auf dem linken Arme das

* Es ist die Kirche des von Herzogin Beatrix, Gemahlin Bolkos II., gestifteten Jungfrauenklosters, das Benediktinerinnen übergeben wurde. Diese Kirche soll 1114 aus Steinen erbaut worden sein. Im Jahre 1810 wurde das Kloster aufgehoben und die Kirche ihrem religiösen Zwecke entzogen.

Jesukindlein und in der rechten Hand einen vergoldeten Zepter — um seiner Sicherheit willen in der Kirche nicht weit vom hohen Altar eingemauert. Darauf ist es geschehen, daß diese gottseligen Christen teils durch die Mißhandlungen der Tattern umgekommen sind, teils auf natürliche Weise ihr Leben beendet haben, so daß man in späterer Zeit nicht wußte, ob die Tattern das wundertätige Bild verunehrt und zerschlagen, oder ob es in der Erde vergraben sein möchte. Endlich ist im Jahre 1303 eine große Pest in Polen entstanden, und Gott hat daselbst einem frommen Geistlichen durch ein Gesicht angezeigt, daß die grausame Pest (die schon viele tausend Christen verzehrt hatte) aufhören und gleich einem Rauch verschwinden würde, wenn die Wallfahrer aus Polen das heilige Bild zu Striegau in Schlesien auffinden würden. Als der fromme Geistliche das Gesicht seiner Gemeinde erklärt hatte, zogen die Wallfahrer aus Polen in volkreicher Menge nach Striegau und suchten das Bild solange mit heißen Tränen, eifrigem Gebete und bußfertigem Gemüte, bis an dem Orte, wo es eingemauert stand, ein ungewöhnlich heller Stern am hellen Tage über der Kirche erschien, der ein ganzes Jahr Tag und Nacht unwandelbar an der Stelle blieb und von vielen tausend Personen mit höchster Verwunderung gesehen wurde. Als nun die polnischen Wallfahrer den Ort an der Hauptmauer in der Kirche aufgebrochen und das Bild wirklich gefunden hatten, haben sie in hoher Freude ihr Gelübde abgelegt und sich frohlockend zurückgewandt nach Polen. Dort haben sie erfahren, daß zu gleicher Stunde, als sie in Striegau nach Anleitung des Sternes das heilige Bild fanden, die gewaltige Pest in Polen nachgelassen und bald ganz aufgehört habe.

Die Stelle aber, wo 62 Jahre lang das Bild verborgen gewesen ist, ist sein Platz geblieben, und hier wird es bis auf den heutigen Tag von den Gläubigen fußfällig verehrt.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 141. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 99, wörtlich nach Naso. Dem Inhalte nach auch bei Richter, Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 316.

222. Ein Wunder an dem Bilde der Muttergottes in der Kirche Zu unserer lieben Frauen in Striegau.

Stadt Striegau.

Nachdem im Jahre 1632 die kursächsischen, brandenburgischen, schwedischen und andere Völker alles im Lande hin und her verheert und verzehrt hatten, mußten die armen Geistlichen auf den Dörfern ihre Gemeinden verlassen und sich mit ihnen dem Elende übergeben. Da geschah es, daß auch ein frommer Pfarrer von Järischau in dem Kirchel Zu unser lieben Frauen in Striegau vor dem bekannten Wunderbilde die heilige Messe las, wobei er die Muttergottes demütig anrief und bat, daß ihnen (ihm und seiner Gemeinde) doch Gott ein Zeichen geben solle, wenn es sein Wille sei, daß sie wegen der Verfolgung von dannen weichen sollten. Darauf ist in Gegenwart vieler glaubwürdiger Personen dreimal der vergoldete Zepter aus der Hand des Bildes auf fünf Schritte weit gegen den Altar gesprungen und hat damit angezeigt, daß die frommen Christen von Järischau sich der bevorstehenden Gefahr entziehen sollten. Dies Vorkommnis haben viele Leute mit angesehen, die es bezeugen können. Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 142 f. Tiede, Merkwürdigkeiten, 1804, S. 101. Inhaltlich auch Richter, Beschreibung des Kreises Striegau, 1829, S. 316 ff.

Auch einige wunderbare Heilungen, die durch die Andacht zu diesem Gnadenbilde hervorgerufen wurden, nachdem es nach dem großen Brande des Klosters und der Kirche zu Unserer Lieben Frauen am 30. Juli 1719 unter dem Schutte hervorgezogen und von einem Winziger Bildhauer wieder hergestellt worden war, berichtet Richter, Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 321 f.

223. Ein wunderbares Bildnis der Muttergottes auf dem Chore des geistlichen Jungfrauenstiftes zu Striegau.

Stadt Striegau.

Es befindet sich, abgesehen von dem großen Bilde der Muttergottes im Stiftskirchel Zu unser lieben Frauen, noch ein kleineres Bildnis auf dem Chore der gottgeweihten geistlichen Jungfrauen, das die selige Fürstin Beatrix, Stifterin des Jungfrauenklosters (1307), innig geliebt, in ihrem Zimmer mit

demütiger Ehrerbietung verwahrt, und vor dem sie ihr Gebet täglich Gott aufgeopfert hat. Die hochwürdige Äbtissin Eva Regina sowie andere glaubwürdige Personen haben Naso erzählt, daß jedesmal, wenn dem fürstlichen Gestifte ein Unglück begegnen solle, jenes Bildnis auf dem Chore den Abend zuvor in Anwesenheit der geistlichen Jungfrauen zu erblassen pflege. Das Bild ist ungefähr 1 ½ Spannen hoch und trägt auf dem linken Arm das Kindlein Jesu.*

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 143. Tiede, Merkwürdigkeiten, 1804, S. 102.

224. Scharten an der Kirchentür zu Damsdorf.

Kreis Striegau.

An der Kirche zu Damsdorf befindet sich ein altes Sandsteinportal,** an dem zur Seite tiefe Scharten in den Sandstein eingewetzt sind. Es heißt, daß hier die alten Ritter ihre Schwerter gewetzt haben und daß dadurch ihre Waffen eine besondere Weihe empfingen.

Von Gasthofbes. Fritz Wandel in Damsdorf, Kr. Striegau, 1914.

225. Der Hedwigsruhestein bei Polkendorf.

Kreis Neumarkt.

An der Straße zwischen Polkendorf und Breslau liegt eine Steinplatte, auf der man den Eindruck von dem rechten Knie, von der linken Hand und dem Stabe der Heiligen erkennen will. Da sie oft zwischen Liegnitz, Leubus und Trebnitz ab- und zuging, so ist es wohl glaubhaft, daß sie jenen Stein berührt hat.

Knoblich, Lebensgeschichte der heiligen Hedwig, 1860, S. 270.

---

* Das Bild ist nach dem Ableben der Äbtissin von Rava im Jahre 1827 in die Pfarrkirche (zu St. Peter und Paul) gekommen, wo es auf dem Altare der 14 Nothelfer, in einem verschlossenen gläsernen Kästchen, zu sehen ist. Richter, Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 318, Anm.

** Die Kirche hat ein wechselvolles Schicksal erfahren. Sie wird für eine der ältesten in Schlesien gehalten. 1837 brannte sie ab und ward in einfachster, nüchternster Weise wieder aufgebaut. Erst neuerdings ist sie einigermaßen würdig ausgestattet. Von der alten Pfarrei waren bis in neuere Zeit Ruinen zu sehen, die sich dort befanden, wo Herr Fritz Wandel jetzt seinen Garten jenseits der Straße hat. Die Pfarrwidmut ist noch bedeutend und erstreckt sich nach den Wiesen hinunter. Damsdorf ist nach Kuhnern umgepfarrt, nur alle vier Wochen findet am ersten Sonntag des Monats Gottesdienst in Damsdorf statt.

III. Flursagen.

226. Die Auffindung der Kohle im Waldenburger Gebiet und die Fuchsgrube.

Kreis Waldenburg.

Bis in das 13. und 14. Jahrhundert hinein wußten die Bewohner von Waldenburg und Umgegend noch nichts von den Schätzen, die unter ihnen in den Tiefen der Erde verborgen lagen. Wohl hatte man auf den Randhöhen dieses Kesseltales an einzelnen Orten schwarzen Boden aus der Erde hervorschauen sehen; da man aber diesen Erdboden als eine besondere Art Ackerboden betrachtete, ging man achtlos daran vorüber. Solche schwarze Erde zeigte sich auch auf der Randzone der Waldenburger Steinkohlenmulde, dem Höhenrücken, der die Ortschaften Waldenburg und Weißstein trennt und einerseits von dem Hellebach (Laisebach), andererseits von dem Salzbach bespült wird. In alter Zeit war dieser Höhenrücken neben seinen bebauten Ackerflächen mit Sträuchern und kleinen Waldbeständen bewachsen, darinnen auch Füchse hausten.

Einst weidete im Herbst, wie üblich, ein Hirtenknabe seine kleine Viehherde auf dieser Berghöhe. Um sich die Zeit zu vertreiben, wollte er Spielzeug schnitzen und suchte im Gesträuch nach einer geeigneten Holzart. Dabei bemerkte er zwischen den Sträuchern ein tiefes Loch, das ein Fuchs in die Erde gescharrt hatte. Der ausgescharrte Haufen war „schwarze Erde", in der sich glänzende schwarze Steinwürfel befanden. Der Knabe sammelte diese Würfelsteine in seinen Taschen, um sie daheim als Spielzeug zu benutzen. Weil aber Hände und Kleider schmutzig wurden, sagte die Mutter: „Wirf das Zeug in die Asche oder ins Feuer!" Der Knabe trennte sich schweren Herzens von dem eigenartigen Spielzeug und warf es in das Feuer des Herdes. Da sah er, wie die Steine im Feuer wie Holz verzehrt

wurden, die Eltern ſahen es auch. Die Sache wurde unter den Leuten bekannt, und nun wußte man, daß der Fuchs brennbare Steine aus der Erde geſcharrt hatte. Man begann der Fuchsgrube nachzugraben und förderte die glänzenden ſchwarzen Steine maſſenhaft ans Tageslicht. Der Name „Fuchsgrube" blieb beſtehen, und ſie wurde der erſte Kohlenſchacht im Waldenburger Gebiet. Sie liegt auf Weißſteiner Gemarkung.

W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 251.

227. Das Steinmännchen am Hornsberge bei Donnerau.

Kreis Waldenburg.

Zweihundert Jahre vor dem Walten Rübezahls im Rieſengebirge trieb in den Bergen des Waldenburger Gebirges ein Berggeiſt ſein neckiſches Spiel, der ſeinen Sitz im Hornsberge bei Donnerau hatte. Er trat ſtets als kleines graues Männchen auf. Seine Lieblingswohnung befand ſich unter den „Dachsſteinen" an der Oſtſeite des Hornsberges, und, obgleich er klein und unanſehnlich war, ſpielte er mit dieſen wie mit Federbällen, bald türmte er ſie himmelhoch auf, bald breitete er ſie aus, bis herunter ins Tal, bald warf er ſie auf den Gipfel der umliegenden Berge. Von dieſem ſeinen Wohnplatze und ſeiner Lieblingsbeſchäftigung hieß er bei den Leuten das Steinmännchen, oder wie ſie ſprachen: das „Steenmannla".

Er neckte und ärgerte gern die Leute. Beſonders hatten die Bauern, die ihn wegen ſeiner Kleinheit verachteten, viel von ihm zu leiden. Hatten ſie ihre Felder wohl beſtellt, ſo überſäete er ſie über Nacht mit unzähligen kleinen Steinen, ſo daß ſie ausſahen wie gepflaſtert, und niemand glaubte, daß noch etwas wachſen könnte. Schimpften und fluchten nun die Leute, ſo führte er heftige Regengüſſe über die Berge, daß die Äcker an den ſteilen Berglehnen von den herabſtürzenden Waſſerfluten

zerrissen und durchwühlt wurden. Besonders zur Zeit der Heuernte zeigte er sich launenhaft. War das abgemähte Gras ziemlich dürr und machten sich die Bauern schon bereit, das Heu hereinzuholen, husch! da schickte er eine Wolke über das Hornschloß, und vorbei wars für diesen Tag mit der Einfuhr. Hörte man nun die Leute fluchen und schelten, da lachte und kicherte er so laut, daß man es im Tale deutlich vernahm. Diejenigen Bauern aber, die ihn nicht grobstolz behandelten und nicht neckten, ihn seine Späße hingehen ließen und verziehen, hatten sich nicht über ihn zu beklagen. Ihnen segnete er die Felder und Wiesen und ließ das Vieh in den Ställen wohl gedeihen. Dabei hielt er streng auf Redlichkeit und Treue in seinem Bezirke. Gutherzig war er namentlich gegen ehrenwerte, arme Brautpaare und fleißige, treuherzige Burschen; ihnen half er, wo er wußte und konnte. Das war auch sein Hauptberuf, denn nur dadurch konnte er den auf ihm lastenden Bann lösen. Das Steinmännchen war nämlich ein verbannter Geist.

Oskar Vogt, Drei Hornschloß-Sagen, 1910, S. 6.

Die folgenden Hornschloß-Sagen sind durch Einführung von Personennamen und Ausführung der Umstände künstlich erweitert, enthalten aber einen volkstümlichen Kern.

1. Wie das Steinmännchen an den Hornsberg verbannt wurde.

Auf der Hornsburg lebte vor alten Zeiten ein Ritter, Namens Nicolaus Bolcze.* Er war in der ganzen Gegend gefürchtet. Er besaß eine gute und schöne Tochter, Hildegard, die aber von ihrer Stiefmutter Agate, einer jungen Witwe aus Schweidnitz, hart und unfreundlich behandelt wurde. Als Bolcze gerade zu einer Fehde gegen die Burg Neuhaus ausgezogen war, empfing die Stiefmutter einen jungen Ritter vom Zobtenberge, der um Hildegards Hand werben wollte. Da erwachte in Agate eine heftige Leidenschaft zu diesem, und sie wußte ihn durch

* Er war 1361–74 Burggraf auf dem Hornsberge, ein einflußreicher Mann und Hofmeister der Herzogin Agnes, Gemahlin Bolkos II.

allerlei Ränke dahin zu bringen, daß er sich bereit erklärte, Hildegard beiseite zu schaffen und mit ihr, der Stiefmutter, nach dem Zobtenberge zu entfliehen. Als die drei gegen Abend einen gemeinsamen Spaziergang durch den Burghof und Garten unternahmen, kamen sie auch in die Nähe des Burgverließes, neben dem sich der Bärenzwinger befand. Zwei große Bären wurden hier eingesperrt gehalten. Im Einverständnis mit dem treulosen Weibe stieß der verblendete Ritter das unschuldige Mädchen jählings in die Tiefe, damit sie von den Raubtieren zerfleischt würde. Die beiden Mordgenossen eilten zur Burg, um sofort ihre Flucht anzutreten. Als aber im Rittersaale der junge Ritter seiner Verführerin den Arm reichte, um sie hinab zu den schon gesattelten Pferden zu führen, da entsetzte er sich, ein Totengerippe war es, das ihn aus hohlen Augen anstierte, und nicht Frau Agate. Wie er entfliehen will, steht plötzlich unter Donnerkrachen der Ahnherr des Bolczeschen Geschlechts vor ihm und verkündet ihm, daß die Gefährtin seines Verbrechens schon entrückt sei und fortan als Bärin verwandelt am Zobtenberge umherirren müsse, Furcht und Schrecken verbreitend, bis sie einst nach langen Jahren von einem durch die Vorsehung bestimmten Ritter getötet werden würde. „Du aber, Du Tor, sollst in zusammengeschrumpfter Greisengestalt in die Tiefe des Hornsberges fahren und als verbannter Geist in seinem Umkreise walten, bis einst deine Schuld getilgt und der Bann von Dir genommen wird. Sühne Dein Verbrechen, indem Du ehrliche Brautleute glücklich machst. Hildegard aber, die Du zu töten wähntest, wird als ewiges Andenken Deiner Schuld bei Dir sein; sie sollst Du schützen, bis auch sie erlöst zu schönerem Leben berufen wird."

Fortan lebte der Gebannte mit Hildegard zusammen, er als eingeschrumpftes, graubärtiges Männchen, sie in lieblicher Schönheit strahlend. Er baute sich aus gewaltigen Felsblöcken ein Tor zu seiner unterirdischen Wohnung, legte rings herum ein Gärtchen an und leitete aus einer Talsenkung Wasser zu sich hinab, von einem großen Brunnenbecken her, das noch heute

unter dem Namen „die ſchwarze Pfütze" bekannt iſt und von dem die Leute erzählen, es habe keinen Grund.

Der Bauer Melchior Steinitz aus Ober-Donnerau fuhr eines Morgens in den Wald, um Holz zu laden. Er war nicht wenig erſtaunt, als er die vorgegangene Veränderung erblickte. Schnell lief er ins Dorf und erzählte, was er geſehen hatte. Die Nachricht klang unglaublich, und ganz Donnerau wanderte neugierig zum nahen Hornsberge, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Als die Leute an den Berg kamen, fanden ſie alles ſo, wie Steinitz es beſchrieben hatte, und außerdem erblickten ſie ſeitwärts des Tores ein kleines graues Männchen, das im Garten ſpazieren ging. Die Leute blieben ſcheu mit offenen Mäulern von ferne ſtehen. Nur ein junger Burſche ging, von Neugier getrieben, vor und wollte am großen Tore rütteln. Da fingen alle Steine an bedenklich zu wanken, das Männchen verſchwand, man hörte ein lautes Stöhnen in der Luft, und der verwegene Burſche erhielt von unſichtbaren Händen ein paar Ohrfeigen, daß ihm die Backen ſchwirrten und er laut ſchreiend zurücktaumelte. Entſetzt flohen alle ins Dorf zurück, und bald ſchickte man einen Boten zu Nikolaus Bolcze, der mit ſeinen Rittern immer noch vor Neuhaus lag, um ihm die wunderbare Veränderung mitzuteilen. Der Burgherr eilte, nichts Gutes ahnend, noch am ſelben Abend nach Hauſe. Weder Frau noch Tochter war zu ſehen, auch die beiden zurückgelaſſenen Diener waren verſchwunden. Im Zwinger lagen die beiden Bären tot. Von Schmerz überwältigt rief Bolcze: „O ich Unglücklicher! Welche Mächte haben hier gewaltet?" In der darauffolgenden Nacht erhob ſich ein Unwetter, wie man es noch nie erlebt hatte, es war, als ſollten die Berge einſtürzen. Als ſich gegen Morgen das ſchreckliche Toben gelegt hatte, war die Gegend kaum wiederzuerkennen. Große Felsſtücke lagen unten auf der Dorfſtraße und im Bette des Baches. Auf den Gipfeln der anliegenden Berge, z. B. dem Schindelberge, ſtanden hohe Felſen aufgetürmt; ja ſogar bis auf die entfernteren Reimsbacher Berge waren mächtige Felsblöcke geſchleudert worden. Die Äcker und

Wiesen aber waren sämtlich wie mit kleinen Steinchen übersäet.* Von dem großen Tor war keine Spur mehr zu finden. Bolcze war so entsetzt über das Wirken solch unheimlicher Kräfte, daß er die Burg seinem Neffen übergab und nach Böhmen in ein Kloster ging. Die Donnerauer aber wußten, daß ein Berggeist hier seinen Wohnsitz genommen, und sie nannten ihn fortan das Steinmännchen.

Oskar Vogt, Drei Hornschloß-Sagen, 1910, S. 7. Nach ihm W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 43.

2. Das Steinmännchen als Schutzgeist eines ehrlichen Brautpaares.

In der Donnerauer Dorfschenke ging es lustig zu, es wurde die Erntekirmes gefeiert. Draußen aber schlich einer vorüber, dem war gar nicht nach Kirmes zu Mute. Das war Ludwig Gäde aus Reimswaldau, wo er sich seit einiger Zeit als Bader niedergelassen hatte. Heut galt es Abschied zu nehmen von seinem Glück, von Hannchen, der Tochter des Donnerauer Schmiedes, die ihm von Herzen zugetan war. Aber der Vater wollte sie ihm nicht geben, er war ihm zu arm. Ein wohlhabender Bauer aus Merzbach, Namens Gruner, hatte um sie angehalten, und wenn er auch fast noch einmal so alt als Gäde war, der Schmied hatte ihm die Tochter zugesagt, er war ja „eine gute Partie". Es war ein jammervoller Abschied, den die beiden Liebenden an diesem Abend nahmen. Gäde war so niedergeschlagen, daß ihm das Leben verleidet war. Hannchen aber meinte: „Wenn sich nur der Berggeist im Hornschlosse unser erbarmen wollte!" Ihr Liebhaber aber wies das als ein einfältiges Märchen zurück. Währenddessen hatten sich schnell finstere Wolken aufgetürmt, fernher rollte der Donner. Rauhe Stimmen erklangen in ihrer Nähe, Hannchen wurde gerufen, es war der Vater mit Gruner, und sie mußten voneinander

* Es ist, als sei in dieser Sage eine Erinnerung an die vulkanischen Kräfte des Waldenburger Berglandes niedergelegt.

ſcheiden. Im ſchrecklichſten Unwetter eilte Gäde nach Hauſe. Dort ſtarrte er trübſinnig durchs offene Fenſter in die regneriſche Nacht hinaus. In der Ferne ſchimmerte vom Hornſchloſſe her ein Lichtſchein und mahnte ihn daran, daß er heute unterlaſſen habe, nach der Burg zu gehen, um den Burgherrn zu raſieren. „Mag ſein," ſagte er; „morgen wandere ich in die weite Welt oder ich ſterbe." Da kreiſchte unter den Fenſtern eine widerliche Stimme: „Erſt müßt Ihr meinen Herrn, der wegen Eurer Nachläſſigkeit ganz wütend auf Euch iſt, raſieren. Er hat den ganzen Tag vergeblich gewartet, er muß dieſe Nacht noch zu einer Hochzeit nach Nimmerſatt reiten, Ihr müßt ſogleich mitkommen, ſonſt ſei Euch Gott gnädig." Der Bader ſah vor dem Fenſter ein altes, graues Männchen ſtehen, mit erſchrecklich häßlichem Geſicht, es trug eine Laterne in der Hand. Da machte er ſich ſogleich bereit, denn mit dem Burgherrn war nicht zu ſpaßen. So ging er denn aus dem Hauſe und folgte ſeinem beſtändig ſchwätzenden Begleiter durch Nacht und Regenwetter. Der Weg war unendlich lang, ſie kamen zu einem dahinrauſchenden Bergbach, und als ſie den durchwatet hatten, ſagte das Männchen: „Wir ſind ſogleich zur Stelle".

Die Burg lag vor ihnen, aber Gäde fand alles verändert, auch im Innern konnte er ſich nicht zurechtfinden. Erſt ging es durch einen langen, finſteren Gang, dann eine Treppe hinauf in einen Seitengang, an deſſen Ende eine Tür zu einem großen matt erleuchteten Saale führte. Das Männchen ſchob den Bader hinein, ſchlug die Tür zu und war verſchwunden. Gäde fühlte ſich vollſtändig fremd hier, große Gemälde, Bilder von Rittern und Ritterfrauen ſahen von den Wänden herab, altertümliche Bänke und Tiſche ſtanden im Saale und nahe bei der Tür ein eiſerner Kaſten. Todmüde ſetzte er ſich auf dieſen nieder. Auf einmal ſchien ſich der Kaſten leiſe zu bewegen, und es klang und klirrte darin, als ob Goldſtücke aufeinander fielen. Er ſprang auf, hob neugierig den Deckel in die Höhe, und ſiehe! Goldſtücke in unzähliger Menge blitzten ihm entgegen, daneben ſtanden große gefüllte Beutel. Da ergriff ihn wohl eine ſtarke

Verſuchung, ſich die Taſchen zu füllen und durch ſolchen Reichtum des Schmiedes Tochter zu gewinnen. Aber die Stimme des Gewiſſens warnte ihn: Bleibe arm und ehrlich! Er warf den Deckel zu und ſetzte ſich wieder. Zwölf Schläge verkündeten ihm, daß Mitternacht gekommen ſei. Da tat ſich eine verborgene Seitentür auf, und ein Weib von wunderbarer Schönheit trat herein. Gäde ſprang auf und verneigte ſich. Durch Zeichen gab ſie ihm zu verſtehen, daß das Sprechen ihr verſagt ſei, und der Bader hatte herzlich Mitleid mit ihr. Als ſie ihm aber andeutete, daß er ſie aus dem Gefängniſſe entführen und zur Frau nehmen ſolle, weigerte er ſich. „Nein," ſagte er, „ich habe im Dorfe unten ein braves Mädchen, das mich liebt, der will ich treu bleiben." Daraufhin verſchwand die Erſcheinung, wie ſie gekommen war. Nun taten ſich die Flügel der großen Tür auf, und herriſchen Schrittes trat der Burgherr herein, die Bilder von den Wänden ſchienen ſich vor ihm zu neigen. Er warf ſich in einen Seſſel und winkte Gäde, daß er ihn raſiere. Das tat er dann ſogleich, ſeifte den Herrn ein und faßte die Naſe, um ſein Meſſer anzuſetzen. Aber welcher Schreck! Die Naſe löſte ſich und blieb in ſeiner Hand. Wütend ſprang der Ritter auf und drohte den Bader zu erwürgen, und die Geſtalten aus den Wandgemälden wurden lebendig, ſtiegen herab und umringten ihn mit gezogenen Schwertern. Heftige Donnerſchläge erſchütterten die Burg und grelle Blitze flammten durch den Saal, ein fürchterlicher Sturm rüttelte an den Fenſtern und riß einige Flügel auf, daß die Scheiben klirrend zu Boden fielen. Im erſten Augenblicke war Gäde wie gelähmt, dann aber faßte er ſich und rief mutig: „Was ſoll der Geiſterſpuk? Was will man von einem ehrlichen Manne?" Da fühlte er die Naſe aus ſeiner Hand geriſſen, der geiſterhafte Troß war verſchwunden und die Bilder hingen wie vorher an den Wänden. Auch der Burgherr war nicht mehr da, an ſeiner Stelle ſtand das Steinmännchen vor ihm. „Glaubſt Du nun an mich? Ich habe Dein Geſpräch mit Hannchen belauſcht, Dein Zweifel hat mich gekränkt. Aber Du haſt die Probe beſtanden, auf die ich Deine

Ehrlichkeit und Treue geſtellt habe. Hannchen ſoll die Deine werden. Nimm Dir zwei Beutel mit Gold aus dem Kaſten, oder willſt Du ſie nicht geſchenkt, ſo leihe ich ſie Dir. Zeige ſie Hannchens Vater, für alles übrige laß mich ſorgen. In Friedland iſt geſtern der Stadtdoktor Enderlich geſtorben, melde Dich auf ſeine Stelle, Du wirſt ſie erhalten. Geht Dir's ſpäter gut, ſo kannſt Du mir das Geld zurückgeben. Aber eins verlange ich von Dir: Schweigen." Ehe Gäde noch ein Dankeswort ſtammeln konnte, war das kleine graue Männchen verſchwunden.

Ein ſanfter Schlummer hatte ihn umfangen, und als er erwachte, befand er ſich in der ihm wohlbekannten Torſtube der Burg. Der Pförtner trat herein und ſprach verwundert: „Nun, Freund, warum ſchon ſo zeitig hier? Der Weg war umſonſt, der Herr iſt ſchon geſtern nachmittag verreiſt. Sonnabend könnt Ihr wiederkommen." Gern hätte er dem Pförtner ſein Abenteuer erzählt, aber er gedachte der Warnung des Steinmännchens: Schweigen. So verabſchiedete er ſich kurz und machte ſich auf den Heimweg. Als er ein Stück gegangen war, ſah er vor ſich auf dem Wege zwei neue Geldſäckchen liegen. „Die hat gewiß der Bote von der Burg verloren," dachte er, „ich werde ſie ihm am Sonnabend geben," ſteckte ſie in die Rocktaſche und ging weiter. Auf einmal wurde ihm die Taſche ſo ſchwer, als ob er große Steine darin habe. Verwundert griff er zu, und ſiehe! er zog mit vieler Mühe aus der Taſche zwei wohlgefüllte Beutel, wie er ſie in der Nacht auf Befehl des Berggeiſtes aus dem Kaſten genommen, aber vergeſſen hatte. Nun wußte er, daß ihm das Steinmännchen ſeine Taſche gefüllt hatte. Zu Hauſe ſtellte er die ſtrotzenden Beutel auf den Tiſch und ſetzte ſich, ſeine Gedanken zu ſammeln. Da klopfte es, und herein trat mit verbundenem Geſicht und kläglicher Miene Hannchens Vater, der Donnerauer Schmied. Er hatte die ganze Nacht furchtbare Zahnſchmerzen gehabt und bat den Bader, ihn von der Plage zu befreien. Während Gäde die nötigen Inſtrumente herbeiholte, ſtieß der Schmied beim Ablegen ſeiner Geſichts-

binde den einen der beiden Geldbeutel um. Weil er ſo ſtraff gefüllt war, platzte er, und die Goldſtücke rollten über Tiſch und Diele. Das wirkte ganz wunderbar auf den kranken Schmied, er ſtand wie verſteinert und fragte nur: „Iſt das Euer Geld?“ „Nicht wahr, das hättet Ihr nicht vermutet?“ erwiderte Gäde. Alles Zahnweh hatte plötzlich ein Ende. „Herr Doktor,“ ſagte der Schmied, „nehmt mir's nicht übel, aber wie konnte ich wiſſen! Ihr ſeid ja ein reicher Mann und mir der liebſte Schwiegerſohn. Wie glücklich wird Hannchen ſein! Sie heult fortwährend, weil ſie den Merzbacher durchaus nicht mag, und ſpricht vom Sterben. Kommt doch bald mit mir, daß das arme Mädel ſein Herzleid los wird.“ Wer war froher als Gäde! Und als Hannchen erfuhr, daß der Vater einwillige und über acht Wochen Hochzeit ſein ſollte, da lachte ſie, und alles Leid war vergeſſen.

Schon am folgenden Tage ging Gäde nach Friedland, um ſich beim Bürgermeiſter um den Poſten als Stadtdoktor zu bewerben. Er erhielt die Stelle und konnte ſie ſogleich übernehmen. In kurzer Zeit war er in der Stadt bekannt und wegen ſeiner Geſchicklichkeit und Kenntniſſe viel begehrt. Nach acht Wochen war Hannchen Frau Doktorin. Da Gäde mit ſeiner jungen Frau einfach und ſparſam lebte, ſo ſtand Steinmännchens Geſchenk noch unberührt, als der erſte Knabe getauft wurde. Im Spätſommer des folgenden Jahres trat ein kleines, altes Männchen in Gädes Zimmer — ſeine Frau fuhr gerade ihr Söhnchen vor der Stadt ſpazieren. Sofort erkannte der Doktor ſeinen Wohltäter, dankte ihm mit Freudentränen und wollte ihm das Geld zurückgeben. Das Steinmännchen nickte und verſchwand. Als Hannchen heimkam, teilte ihr der Mann das Vorkommnis mit und beklagte ſich, daß das Männchen ſein Geld nicht angenommen habe. Als er aber den Schreibtiſch aufſchloß, fand er zu ſeinem Erſtaunen ſtatt der beiden Goldſäckchen zwei neue Bücher, die vorzügliche Ratſchläge gegen jegliche Krankheit enthielten. Daneben lag ein Zettel mit den Worten: „Nun brauchſt Du nicht mehr zu ſchweigen.“ In glücklicher Ehe

lebte der Doktor bis ins hohe Alter und hat oft seine merkwürdigen Erlebnisse mit dem Steinmännchen erzählt.

Oskar Vogt, Drei Hornschloß-Sagen, 1910, S. 13. Nach ihm W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 45.

Dieselbe Geschichte ist auch erzählt in Fischer-Stuckarts Burgvesten und Ritterschlössern, III (1821), S. 182 f. Nur sind die Namen zum Teil andere. Ludwig Gäde stammt hier aus Gablau. Hannchens Vater ist Schulmeister in Donnerau. Er will sie dem dicken Pachter Ungar geben. Der Berggeist im Hornsberge entpuppt sich als Rübezahl. Er gibt Gäde den Rat, sich in Landeshut auf die Stelle des eben gestorbenen Wundarztes zu melden. Sonst stimmt die Handlung fast durchgängig mit der oben erzählten überein. Vogts Darstellung machte aber einen volkstümlicheren Eindruck.

3. Nikyl Bolczes Brautfahrt und des Steinmännchens Erlösung.

Mehrere Jahrzehnte waren vergangen, und die Sage von dem verschwundenen Burgfräulein vom Hornschlosse lebte weiter in dem Munde der Gebirgsbewohner. Da tauchte die Mär auf, das Steinmännchen habe schon manchen jungen Ritter, der auf die Hornsburg gekommen war, zu sich hinab in die Tiefe gezogen. In der Tat waren mehrere junge Rittersöhne bei der Jagd in dieser Gegend spurlos verschwunden. Die Hornsburg wurde deshalb gemieden und lag gänzlich vereinsamt. Der bisherige Burgherr war vor einigen Monaten gestorben, und sein einziger Sohn, Nikyl Bolcze, ein schöner junger Mann von 26 Jahren, hatte das väterliche Erbe übernommen. Seine Mutter Margritta überlebte ihren Gatten nicht lange. Nach ihrem Tode war Nikyl ganz allein im Schlosse mit einem alten treuen Diener. Dieser drang nun in seinen jungen Herrn, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, damit er nicht ganz verkümmere. Aber welches Ritterfräulein würde sich bereitfinden, in die wegen ihres Geisterspukes verrufene Burg einzuziehen! Indes der alte Diener wußte Rat. Auf der Zobtenburg waren zwei Burgfräulein, die Nikyls Vater gut gefallen hatten. Von diesen solle Nikyl eine heimführen, der Vater habe das schon gewünscht. Endlich, nach wiederholtem Zureden, war der junge Ritter bereit dazu, aber er wollte ganz

im Geheimen zur Brautfahrt reiten, niemand solle etwas davon wissen, für den Fall, daß er einen Korb bekomme. Nikyl schlug den nächsten Weg ein, der damals über die „Langen Brachen" bei Tannhausen führte. Kaum hatte er diese erreicht, da brach ein furchtbares Unwetter aus, der Nordwind peitschte ihm Regen und Schnee ins Gesicht, starke Äste brachen von den Bäumen, und je weiter er ritt, um so toller tobte das Wetter. Da mußte er sich endlich notgedrungen zur Umkehr entschließen, und unter Lebensgefahr erreichte er den Hornsweg, der zu seiner Burg führte. Auf einmal fand er den Weg durch hohe Windswehen versperrt, er spornte sein Pferd und setzte mit gewaltigem Sprunge mitten in die nächste Windswehe hinein, das Pferd glitt aus und stürzte mit dem Ritter über einen hohen Rand. Er arbeitete sich wohl wieder heraus, konnte aber sein Pferd nicht mehr auf die Beine bringen. „Das hätte Euch den Hals kosten können," rief eine heisere Stimme, und ein kleiner, häßlicher, grauer Mann stand vor ihm. Bolcze fragte, ob er ihm nicht helfen könne, die Burg zu erreichen, er kenne sich nicht mehr aus. „Heute wird's nicht gehen," sagte das Männchen, „kommt einstweilen in mein Häuschen". Der Ritter wußte, daß am Fuße der Burg keine Häuser standen, zudem war ihm der Kleine, der eine Laterne trug, ganz fremd. „Wer seid Ihr eigentlich?" fragte er. „Das Steinmännchen bin ich," sagte der andere, „aber fragt mich nicht lange, folgt mir, wenn Euch Euer Leben lieb ist, das Pferd will ich führen." Der Ritter folgte mit Grauen, alles ringsherum erschien ihm fremdartig, er sah nur in der rasch steigenden Abenddämmerung, daß hohe Felsen, gleich versteinerten Riesen, den Weg säumten. Endlich kamen sie in eine Lücke in dem Felsengehege. „Da wäre auch für Euch noch Platz," sagte das Männchen und schritt weiter. Nach wenigen Schritten betraten sie ein einfaches Haus. Die Türe öffnete sich von selbst, und beide traten in ein hohes, geräumiges Zimmer, das nur schwach erleuchtet war. Ein großer Tisch und wenige Holzstühle standen darin. Bolcze setzte sich ermüdet nieder. „Hildegard!" rief das Steinmännchen, und

ein junges, ausnehmend schönes Mädchen trat herein, das auf den Ritter sofort einen tiefen Eindruck machte. Der Berggeist trug ihr auf, zwei Humpen Wein zu bringen, und sie verschwand wieder, um das Verlangte zu holen. Bolcze wollte eben das Mädchen anreden, da befahl ihr der Berggeist, das Zimmer zu verlassen, er habe mit dem Gaste zu sprechen. Als das geschehen war, begann das Männchen ernst, fast traurig: „Herr Ritter, Ihr vermögt eine große Tat zu vollbringen. Wisset, ich bin hierher wegen eines Verbrechens verbannt, und durch meine Schuld ist auch das holde Mädchen — ich habe wohl bemerkt, wie sehr sie Euch gefällt — an diesen Ort gefesselt. Ihr könnt uns beide befreien. Habt Ihr den Mut, die wilde Bärin zu töten, die in den Wäldern des Zobtenberges haust, dann sind wir erlöst. Schon mancher junge Ritter hat mir's versprochen, aber nicht ausgeführt. Davor hütet Euch. Versprecht Ihr's nicht, so mögt Ihr in Frieden ziehen. Sagt Ihr aber ja, dann müßt Ihr's ausführen, oder Ihr steht mit den Steinbildern draußen in einer Reihe." Atemlos hatte Nikyl Bolcze den Worten gelauscht. Seine Furcht vor dem Steinmännchen war gewichen, und es eröffnete sich ihm eine große Aussicht, konnte er das schöne Mädchen befreien, so war seine heutige Brautfahrt zu einem glücklichen Ziele gelangt, denn diese und keine andere hatte sein Herz gewählt. „Ich schwöre es Euch bei meiner Ritterehre, ich will tun, was Ihr von mir verlangt," rief er. „Gut!" sagte das Männchen; „ich kenne Euren Wunsch, er soll Euch erfüllt werden. Übermorgen werdet Ihr zur Jagd nach dem Zobten geladen werden." Dann band ihm der Geist noch eins auf die Seele, daß er sich durch nichts verleiten lasse, rückwärts zu schauen, wenn er ihn jetzt nach Hause geleiten werde. Beide traten vor die Tür, wo das Pferd schon gesattelt stand. Der Ritter stieg auf, das Männchen ging nebenher. Als sie die Schlucht hinter sich gelassen hatten, hörten sie, wie die Felsen unter Getöse und Dröhnen zusammenstürzten, Nikyl Bolcze aber hütete sich wohl, den Blick umzuwenden. Als er auf seiner Burg angekommen war, war der Geist verschwunden.

Dem alten Diener fiel ſogleich auf, wie heiter und geſprächig ſein Herr geworden war, von ſeinem Abenteuer aber ließ dieſer nichts verlauten. Am dritten Tage erhielt der Ritter eine Einladung von Albert von Eberſtein auf den Zobten zu einer großen Bärenjagd. Am Abende des nächſten Tages war Nikyl Bolcze auf der Zobtenburg und traf zahlreiche Ritter ſchon verſammelt an. Bei der Abendtafel war er der Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit der beiden Burgfräulein, ſie ſchienen es auf ihn abgeſehen zu haben und redeten ihm zu, doch lieber auf die alberne Bärenjagd zu verzichten und in ihrer Geſellſchaft die Rückkunft der Jäger abzuwarten. Bolcze wollte nicht unhöflich ſein und verſprach ſich den Vorſchlag zu überlegen. Aber am andern Morgen war er der Erſte auf dem Burghofe, und mit bitteren Gefühlen mußten die Töchter des Burgherrn erfahren, daß der Ritter die Jagd mehr liebe als ſie. Das Jagdhorn ertönte, und die Geſellſchaft ritt zum Burgtore hinaus. Sie löſte ſich in kleine Gruppen, ſchon hatte man zwei Bären erlegt, aber wer würde den gefährlichen Kampf mit der großen Bärin beſtehen? Dieſe ließ nicht auf ſich warten, überraſchend ſtürzte ſie, von den Hunden umkläfft, aus dem Dickicht. Den zunächſt ſtehenden Ritter rannte ſie an. Bolcze ſtand daneben und konnte gerade noch ſchnell genug hinzuſpringen, um den Betäubten zu retten. Er ſtieß dem grimmigen Tiere ſein Jagdmeſſer tief in den Rachen, er wurde aber mit zu Boden geriſſen und ſchwebte einen Augenblick in Todesgefahr. Aber ſeiner Geſchicklichkeit verdankte er es, daß er nochmals das Meſſer zum Stoße führen konnte, tief in die Bruſt drang der tötende Stahl. Den letzten gefährlichen Zuckungen des Tieres wußte er ſich gewandt zu entwinden, nur einige Quetſchungen leichter Art trug er davon. Nun lag das gewaltige Tier verendet, und Bolcze war der Gegenſtand allgemeiner Begeiſterung. Ein großes Feſt beſchloß den ereignisreichen Tag, aber die beiden Burgfräulein hatten es vorgezogen, unſichtbar zu bleiben.

Am nächſten Morgen trat der Ritter den Heimweg an, es war ihm ſonderbar zu Mute. Was würde geſchehen? In herr-

lichem Rauhreif glitzerten die Bäume, als die Sonne durch den Nebelſchleier brach. In Schweidnitz raſtete er einige Stunden, und am Nachmittag kam er zu der Stelle, wo ihn das Unwetter zur Umkehr gezwungen hatte. Da ſah er einen Ritter mit einem Ritterfräulein ihm entgegenreiten. Er erkannte Hildegard. Aber wer war der Ritter? Schon kam dieſer herangeſprengt, reichte ihm freudig die Hand und rief: „Ewigen Dank Euch, edler Ritter. Ich bin erlöſt und ſcheide froh von hinnen." Es war das Steinmännchen in ganz veränderter Geſtalt. Hildegards Hand aber fügte er in die Bolczes, ſegnete ſie und ſprach: „Nun kehret heim zur Hornsburg und ſeid glücklich." Damit verſchwand er.

Der Bann war gebrochen, ein neues Leben begann auf dem Hornſchloſſe. Hildegard war bald die Wohltäterin und Helferin für alle Armen und Bedrängten, und der einſt ſo einſame Burghof füllte ſich bald mit frohen Geſichtern.

Nach Oskar Vogt, Drei Hornſchloß-Sagen, 1910, S. 23. Vereinfacht. Nach Vogt auch W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 47.

Die Erzählung deckt ſich im ganzen mit der bei Fiſcher-Stuckart, Preußens Burgveſten und Ritterſchlöſſer, III (1821), S. 210 f. Doch iſt hier die Handlung viel ausſchweifender erzählt, auch ſind die Namen zum Teil andere. Statt Nikyl Bolze tritt Wenzel von Zedlitz ein, ſtatt Hildegard Trutlieb, ſtatt Albert von Eberſtein Kuno von Hartram, der die Zobtenburg von jenem gekauft hat. Die Phantaſie des Erzählers hat allerlei Nebenbeziehungen ausgeſponnen und eine Novelle von ſo künſtlichem Geflecht geſchaffen, daß ſie weit entfernt iſt von volkstümlicher Einfachheit. Sie iſt dann wörtlich übernommen von C. W. Peſchel, Die Neujahrsnacht im Steintale, in ſeinen Volksſagen und Märchen, 1830, S. 64 f.

228. Wie der Goldberg vor der Freudenburg entſtand.

Kreis Waldenburg.

Die alten Burgherren der Freudenburg ſollen unermeßlich reich geweſen ſein, ſo daß ſie ihre Schätze im Schloſſe nicht unterbringen konnten, ſondern vor dem Schloſſe über einen Haufen ſchütteten und dieſen mit Steinen und Erde bedeckten. Allmählich iſt über jenem Schatze ein Berg und mit ihm ein dichter Wald emporgewachſen, ſo daß die verſchütteten Edelmetalle

nicht mehr zu finden ſind. Aber die Erinnerung daran iſt geblieben, bis auf den heutigen Tag heißt der Berg Goldberg.

W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 38.

229. Der goldene Wald und ſeine Geheimniſſe.

Kreis Waldenburg (Grenze des Schweidnitzer Kreiſes).

Nicht weit von der Kynsburg befindet ſich talabwärts eine Stelle, wo ein kleiner Bach, der Zwicker, in die Weiſtritz mündet. Der Bach durchfließt den ſogenannten „Goldenen Wald".

Die Sage erzählt, daß der erſte Beſitzer der Kynsburg, der ein Bergmann war, hier nach Gold geſucht habe, er habe es auch gefunden und den Bergbau nach Golde lange Zeit mit gutem Erfolge unterhalten. Die gefundenen Schätze habe er zur Sicherheit für ſeine Nachkommen in eine Eſelshaut einnähen laſſen, darauf habe er die Worte geſchrieben: „Gold iſt mein Futter, nicht weit von hier ſteht meine Mutter." Das Wort „Futter" ſollte den Inhalt der Eſelshaut andeuten, mit der „Mutter" aber habe er den „Goldenen Wald" gemeint, wo das Gold gefunden wurde.

In dieſem Goldenen Walde ſollen unterhalb Dittmannsdorf, das der Zwicker in ſeiner Länge durchfließt, in alter Zeit zwei Burgen geſtanden haben. Trümmerreſte von ihnen ſollen noch vor hundert Jahren zu ſehen geweſen ſein. Sie ſind aber gänzlich geſchwunden und nur eine Sage berichtet noch von ihnen.

Sie lautet: Zwei Stunden hinter Schweidnitz erhob ſich im goldenen Tal auf einer Anhöhe (dem Schloßberg) das Raubneſt des gefürchteten Raimund Goldfinger, der ſeinen Reichtum dem Goldſande des Zwickers verdankte, aber trotzdem noch die Kaufleute überfiel. Als ihm ſeine Gemahlin ein Töchterchen ſchenkte, wurde eine Brunnennixe zur Taufe geladen. Sie kam und ließ dem Kinde als Angebinde einen Biſamapfel zurück. Solange es den Apfel habe, könne es ſich wünſchen, was es wolle, und

der Wunſch werde in Erfüllung gehen. Als die Mutter ſtarb, gab der Vater dem Kinde eine Stiefmutter. Die aber behandelte das Kind ſchlecht, ſo daß es zu ſeiner Pate, der Nixe, ſeine Zuflucht nahm. Dieſe half ihm, wenn die Not groß war. Als der Vater endlich den Lohn für ſeine Wegelagerei erhielt und die verbündeten Städte ſeine Burg erſtürmten, entkam das Mädchen mit Hilfe der wunderbaren Nixengabe dem allgemeinen Blutbade und fand in Böhmen ſeine Zuflucht. Ein reicher Edelmann verliebte ſich in die ſchöne Jungfrau und führte ſie als Gattin heim. Sie entging allen Anfeindungen der Verwandten ihres Gemahls mit Hilfe des Wunderapfels und ſuchte noch einmal ihre verwüſtete Heimat auf, um ihrer Wohltäterin zu danken. (Die Sage iſt romantiſch überarbeitet.)

W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 87. Schaetzke, Burgen und Schlöſſer, 1912, S. 161.

230. Der Pfaffenſtein in Grund bei Wüſtewaltersdorf.

Kreis Waldenburg.

Bei Wüſtewaltersdorf liegt an ziemlich ſteiler Berglehne das Dorf Grund. Ungefähr in der Mitte dieſes Dorfes ſteht, nur einige Schritte von der Dorfſtraße entfernt, ein einſamer Fels zwiſchen Acker und Wieſe. In Geſtalt und Größe iſt er einer Kanzel nicht unähnlich. Das iſt der ſogenannte „Pfaffenſtein". Von ihm erzählt man ſich, daß einſt um ihn herum dichter Wald geweſen ſei und daß dieſe ſeine verborgene Lage zur Zeit der Verfolgung der Evangeliſchen in den Erbfürſtentümern Schweidnitz und Jauer eine Rolle geſpielt habe. Damals nämlich hätten die vertriebenen evangeliſchen Geiſtlichen heimlich von dieſem Steine herab ihren Gemeindeangehörigen gepredigt. Insbeſondere habe der am 16. März 1654 aus Rudolfswaldau vertriebene Paſtor, der zugleich Seelſorger der Wüſtewaltersdorfer war, ſeinen ihm das Geleit gebenden Kirchkindern die letzten Worte und Ermahnungen zur Be-

ständigkeit im Glauben ans Herz gelegt. Davon habe der als Kanzel benutzte Fels den Namen „Pfaffenstein" erhalten.

Nach Fr. Zeh in Prov.-Bl. N. F. 1871, S. 185, wo auch eine Abbildung beigefügt ist.

Die vorstehende Mitteilung von Friedrich Zeh ist nur zum Teil als Volkssage anzusprechen. Willkürlicher Zusatz ist die Erwähnung des Rudolfswaldauer Pastors. Zeh, der Lehrer in Wüstewaltersdorf war, kannte offenbar Pastor Feiges Jubelbüchlein der Gemeinde Wüstewaltersdorf von 1792. Dort wird auch der vertriebene Geistliche von Rudolfswaldau erwähnt. In dem dort angeführten Reduktionsprotokoll der Gemeinde Rudolfswaldau heißt es (Feige S. 17): „Der Prädikant war 8 Tage weg". Da nun die Einziehung der Kirche am 24. März 1654 stattfand, so hat Zeh einfach acht Tage zurückgerechnet und ist auf den 16. März 1654 gekommen. Daß der Geistliche aber an diesem Tage auf dem Pfaffenstein gepredigt habe, ist Zehs Erfindung. Wäre es Wahrheit, so hätte Feige es auch in seinem Jubelbüchlein erwähnt, aber er berichtet nichts davon.

Daß der Name „Pfaffenstein" leicht zur Sage von den predigenden Geistlichen führen konnte, ist einleuchtend. In Wirklichkeit hat der Name einen anderen Ursprung. Das Dorf Grund hieß nämlich ehemals „Pfaffengrund". Hier lag einst die Widmut des katholischen Pfarrers von Waltersdorf, die später wegen ihrer günstigen Höhenlage bebaut und zu einem Dörflein wurde, dem eben der Name „Pfaffengrund" verblieb. Diese Bezeichnung wich langsam dem Namen Waltersdorfer Grund, bis schließlich „Grund" übrig blieb. Der Name „Pfaffenstein" hat aber seinen ursprünglichen Namen, der dem „Pfaffengrund" ebenmäßig geht, bewahrt.

Nach Mitteilungen des Herrn Oberlehrer Dr. Richard Gottwald in Breslau 1915.

231. Ehemaliger Edelsteinreichtum der Wüstewaltersdorfer Gegend.

Kreis Waldenburg.

In Wüstewaltersdorf wird erzählt, daß vor alten Zeiten Ägypter hierher gekommen seien, um nach Edelsteinen zu suchen. Sie kannten den Reichtum des Gesteins, von dem die Waltersdorfer keine Ahnung hatten. Wenn ein Bauer mit einem Steine nach seiner Kuh warf, so wußte er nicht, daß der Stein mehr wert war als die ganze Kuh.

Mitteilung des Kaufmanns Feodor Böer in Wüstewaltersdorf nach Erzählungen seines Vaters. Durch Oberlehrer Dr. Richard Gottwald in Breslau. 1916.

232. Der Rumpelbrunnen von Wüstegiersdorf.

Kreis Waldenburg.

Am oberen Ende von Wüstegiersdorf, am Bornberge, entspringt ein Hauptquell der Weistritz. Ein starker Wasserstrahl bricht in einer natürlichen, von Porphyrblöcken gebildeten Grotte

aus dem mächtigen Berge und treibt nach einem Lauf von hundert Schritt ſchon eine anſehnliche Mühle. Das Hervorſprudeln des Waſſers brachte ein gewaltiges rumpelndes Getöſe hervor, welches man, zum nicht geringen Grauſen des fremden Wanderers, in ſtiller Nacht eine Stunde im Umkreiſe hören konnte. Öſterreichiſche Ingenieure, die während des Siebenjährigen Krieges in der Rumpelmühle im Quartier lagen, glaubten durch Erweiterung der natürlichen Grotte das geheimnisvolle Getöſe der Unterwelt noch vergrößern zu können, bohrten die Felſen an und ſprengten einen Teil des Waſſerloches weg. Von der Zeit an hörte das ſonderbare Rumpeln auf.

Eine ländliche Sage berichtet, der Rumpelbrunnen ſei verſtummt, als ſich ihm Friedrich II. ſiegreich genähert und das Land von den Kaiſerlichen geräumt habe. Es würde dies das Jahr 1762 ſein.

Ed. Ruhlandt II, Die Hiſtorie von der Friedrichslinde bei Wäldchen. Freyburg 1856, S. 19.

233. Untergegangenes Dorf zwiſchen Wüſtegiersdorf und Wüſtewaltersdorf.

Kreis Waldenburg.

Im Walde zwiſchen Wüſtegiersdorf und Wüſtewaltersdorf, am ſogenannten Grenzwege, ſtehen die Mauerüberreſte eines Gebäudes, das wohl eine Mühle oder Leinwandwalke geweſen iſt. Die Volksſage erzählt, hier habe ein Dörflein geſtanden, das im Dreißigjährigen, Siebenjährigen oder im „Franzoſenkriege" untergegangen ſei. Für dieſe Behauptung iſt kein Beweis zu erbringen; auch ſind in der Umgebung keine weiteren Mauerreſte zu finden.

Mitteilung des Hauptlehrers Vogt in Wüſtegiersdorf, bei M. Treblin, Siedlungskunde im ehem. Fürſtentum Schweidnitz, 1908, S. 112, Anm. 4.

234. Die wunderbare Buche von Rudolfswaldau.

Kreis Waldenburg.

Nordöſtlich von Rudolfswaldau, zwiſchen der Schirgenſchenke und dem Planberge, liegt der „Buchberg" in einer ver-

lorenen Ecke, hart an der Grenze der Dorfgemarkung. Inmitten des von struppigem Heidekraut bestandenen Unlandes steht auf stürmischer Höhe einsam eine alte knorrige Buche. Ihr Stamm ist schon hohl, aber noch trotzt sie wacker den Zeiten als ein sagenumwobener Zeuge verklungener Tage. Die Rudolfswaldauer sehen sie als ein Wahrzeichen des Dorfes an und behaupten, der Baum im Gemeindesiegel sei ihr Abbild.

Als junges Stämmchen, so berichtet der Volksmund, wurde sie verkehrt in die Erde gepflanzt, aber sieh! das Wunder geschah: Die Krone in der Erde versorgte nun den Baum mit Nahrung und lustig grünten die Wurzeln von jungem Laube, nur der knorrige Wuchs verrät noch heute ihre ursprüngliche Bestimmung. Diese Pflanzung soll in der Reformationszeit erfolgt sein, wie aus dem Weihspruch geschlossen werden kann, den der Volksmund bis auf den heutigen Tag überliefert hat: „So wahr dieser Baum gedeihen, wachsen und viele Jahrhunderte überdauern wird, so wahr wird Luthers Lehre sich ausbreiten und alle kommenden Geschlechter überdauern."

Niemand legt die Axt an den Stamm. Vor Zeiten versuchte man zwar einmal, die Buche umzusägen, aber Blut floß aus der Wunde, und als die Frevler nicht abließen, erhielten sie unversehens derartig starke Ohrfeigen, daß sie bestürzt in aller Eile ihr Vorhaben aufgaben.

Mittags um die zwölfte Stunde schreitet langsam ein Mann um die Buche herum. Seinen Kopf fährt er in einem Schubkarren vor sich her. Wehe dem, der ihm begegnet, mit unwiderstehlicher Gewalt packt er den Unglücklichen, wirft ihn zu seinem Kopf in den Karren und fährt ihn im Saus zum Dorfe, wo er den vor Angst und Grausen Halbtoten vor dessen Haustür abladet.

An warmen Sommertagen aber, wenn ringsumher am Mittag die Grillen zirpen und flimmerndes Sonnenlicht über den weiten wogenden Feldern liegt, ertönt um die zwölfte Stunde eine wunderliche Harfenmusik von der alten Buche herab, wie sie vorher niemand gehört hat. Ehemals, so sagt

man, hätten die Hirten ringsum auf den Weiden zu dieſer Muſik getanzt.

Von Lehrer Heilmann.

W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 268.

235. Die Glockenwieſen bei Rudolfswaldau.

Kreis Waldenburg.

Am Wege, der ſich oberhalb der Kirche von Rudolfswaldau am Südweſtfuße der Neumannskoppe durch ein flaches Tal bis nach der „Kruppigen Tanne" und dann weiter nach Königswalde hinzieht, liegen die ſogenannten Glockenwieſen. Im Munde der Rudolfswaldauer lebt noch eine Sage, die den merkwürdigen Namen erklären ſoll:

Vor ſehr langer Zeit — es mögen wohl ſchon ein paar hundert Jahre ſein — wurde einmal das uralte Dorfkirchlein ausgebeſſert und dabei ſollte auch das Glockengeſtühle erneuert werden. Die Glocken wurden herabgenommen und in einer Scheune neben der Kirche einſtweilen untergebracht. Das hörten einige Leute aus Königswalde, wo gerade auch an der Kirche gebaut wurde. Sie beſchloſſen ihr Geläut, das nur aus zwei Glocken beſtand, auf einfache und billige Weiſe zu verbeſſern. In einer Nacht machten ſich ein paar ortskundige und handfeſte Männer auf, kamen mit einem Handwagen nach Rudolfswaldau, holten die größte Glocke aus der Scheune, luden ſie auf den Handwagen und zogen wieder heimwärts. Aber gleich hinter dem Dorfe hatten ſie ſchwere Arbeit. Der Wald ging damals noch bis faſt an die Häuſer heran, die Wieſen in den Waldblößen waren eher Sümpfe zu nennen, die Wege ohne Feſtigkeit und ſichere Richtung. Da geſchah es denn in der Dunkelheit, daß ſie vom Wege abkamen und die Glocke ſamt dem Handwagen im Sumpfe verſank. Davon erhielten die Wieſen den Namen „Glockenwieſen".

Schließlich gelang es ihnen doch noch, die Glocke wieder herauszuwuchten und nach Königswalde zu ſchaffen. Aber das Unglück war, daß die neue Glocke, als man ſie aufgezogen hatte,

mit ihrem Klange nicht zu den beiden andern paßte, es kam ein greulicher Mißklang zuſtande. So nahmen die Königswalder ſie wieder herunter und ließen ſie umgießen, und ſie ſoll noch jetzt in ihrem Turme hängen.

Von Lehrer Heilmann.
W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 270.

236. Das Gefecht auf den Höhen bei Rudolfswaldau und ſeine geſpenſtiſchen Nachwirkungen.

Kreis Waldenburg.

Vor Zeiten — einige meinen, im Siebenjährigen Kriege — ſollen ſich Truppen auf den Höhen bei Rudolfswaldau im Gefecht gegenübergeſtanden haben. Nach dem Treffen begruben die Bauern die Gefallenen an dem Orte des Kampfes. Man ſagt, daß auch jetzt noch hin und wieder Überreſte aus jenen Tagen gefunden werden. Die alten Kämpfer finden aber noch immer keine Ruhe im Grabe. Wenn von den Kirchtürmen der umliegenden Dörfer die Mitternachtsſtunde ſchlägt, ertönt leiſe kriegeriſche Muſik aus der Erde, die Gräber entlaſſen die Geiſter der längſt Geſtorbenen und aufs neue treten ſie in Reih und Glied, um den Feind zu bezwingen. Erſt Schlag 1 Uhr verſchwindet der Spuk und nur der Wind ſtreicht wieder über raſchelndes Laub.

Von Lehrer Heilmann.
W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 269.

237. Der „Mordſteig" zwiſchen Rudolfswaldau und Wüſtewaltersdorf.

Kreis Waldenburg.

Die ſchleſiſche Leinenweberei verdankt Friedrich dem Großen ihre Anregung und großartige Förderung. Am 26. Auguſt 1764 kam der König nach Wüſtewaltersdorf und genehmigte die Abhaltung eines Leinwandmarktes. Wüſtewaltersdorf war und blieb mehrere Jahrzehnte der Hauptpunkt des Leinwandhandels

der dortigen Gegend. Der Verkehr über Rudolfswaldau mit Waltersdorf wurde ein äußerſt reger.

Um dieſe Zeit mag wohl der von Rudolfswaldau nach Wüſtewaltersdorf führende „Mordſteig", wie ihn das Volk nennt, entſtanden ſein. Die Sage erzählt, es ſoll einſt auf dieſem Wege ein Brautpaar ermordet worden ſein, was jedoch nicht erwieſen und ſehr unwahrſcheinlich iſt. Der Steg hat wahrſcheinlich ſeinen Namen davon erhalten, daß auf ihm die Weber und Händler nach Waltersdorf „zu Markte", in der Gebirgsmundart „zu Moarte", gingen und ſoll gewiß Marktſteg (Moartſteg) heißen.

Oskar Vogt, Geſchichtliche Mitteilungen über Wüſtegiersdorf, 1895, S. 44.

238. Die Entdeckung des Heilbrunnens in Salzbrunn bei Waldenburg.

Kreis Waldenburg.

Der Oberbrunnen oder ſogenannte Salzbrunn iſt die älteſte Heilquelle des Bades Salzbrunn. Seine Entdeckung fällt in eine ſehr frühe Zeit, die nicht mehr nachweisbar iſt. Jedenfalls hat ſie dem Dorfe den Namen gegeben.

Nach der Sage, die im Dorfe erzählt wird, ſind es Kühe* geweſen, die zur Entdeckung der Quelle Anlaß gaben. Die Sage kann auf Wahrheit beruhen, denn nachweislich iſt man auf den etwa 1777 entdeckten Mühlbrunnen dadurch aufmerkſam geworden, daß man die Kühe begierig aus ihm trinken ſah.

Eine andere Sage, die im Dorfe umgeht, iſt mit wunderbaren Umſtänden ausgeſtattet. Sie lautet: Vor länger als 100 Jahren (alſo etwa um 1700) beſaß ein frommer Mann das kleine Häuschen, in deſſen Garten jetzt der Quell aus der Tiefe heraufſteigt. Böſe Fußgeſchwüre quälten den Redlichen ſchon viele Jahre auf das ſchmerzlichſte. Mancherlei Mittel wurden vergeblich angewendet, viele kluge Frauen umſonſt um

* Noch 1831 beſtand der Glaube, daß durch den Genuß des Brunnens der Milchreichtum der Kühe vermehrt werde. Zemplin, Die Brunnen und Molkenanſtalt zu Salzbrunn, 1831, S. 21.

Rat gefragt, die Schmerzen mochten nicht weichen, die Geſchwüre nicht heilen, und ſchlaflos fand die Sonne morgens den Kranken, wie ſie ihn abends verlaſſen. Da trat endlich doch einmal der Fall ein, daß der Schlaf den erſchöpften Kranken übermannte. Ein heitrer Traum gaukelte vor ſeiner Seele. Von Licht umfloſſen erſchien ihm ein holder Jüngling. Goldene Locken ringelten auf ſeine Schultern herab, und teilnehmende Freude ſtrahlte aus den ſchönen blauen Augen. Freundlich ſprach er den Leidenden an: „Du haſt vor Gott Gnade gefunden, Deinen Leiden iſt ein Ziel geſetzt. Wenn die Morgenröte im Oſten den jungen Tag verkünden wird, dann ſtehe auf, nimm Dein Grabſcheit und grabe in Deinem kleinen Garten da, wo der Salzbach von Morgen kommend ſich nach Mitternacht bieget. Grabe dort, Gott wird Dir Kräfte geben, und ein Quell wird Dir entgegenſprudeln. In ihn tauche Deine kranken Füße, und ſie werden geſunden.“ Der Kranke erwachte wie neugeboren, ſo war die Hoffnung in ihm lebendig geworden. Das Morgenrot ſchimmerte eben durch ſeine kleinen Fenſter. Da hob er ſich von ſeinem bisherigen Schmerzenslager auf, nahm das Grabſcheit, das lange Jahre geruht hatte, und grub am bezeichneten Orte. Nur eine Schicht Erde hatte er weggehoben, da ſprudelte ihm ein herrlicher Quell entgegen. In den tauchte er ſeine ſchmerzvollen Füße, und die Geſchwüre heilten nach einiger Wiederholung des Bades gänzlich ab. Seitdem nannte man den Quell Heilborn.

August Zemplin, Salzbrunn oder das Schleſiſche Selterwaſſer, 1817, S. 30 u. 66; Die Wunderſage, S. 69 f.

Die Wunderſage iſt nicht volkstümlich erzählt. Ebenſowenig in erweiterter Darſtellung bei Moſch, Die Heilquellen Schleſiens, 1821, S. 363, aufgenommen von Gräſſe, Preußiſches Sagenbuch II, 1871, S. 333.

Noch im ſelben Jahre, als Zemplins Büchlein vom Schleſiſchen Selterwaſſer erſchien, fühlte ſich ein Opitz aus Militſch durch Zemplins Erzählung veranlaßt, die Geſchichte in einem langatmigen Gedichte von 19 Strophen darzuſtellen. Abgedruckt im Hausfreund, Breslau, 1821, S. 449–454; ferner im Schleſ. Muſen-Almanach, 1828 (Th. Brand), S. 247. Das Gedicht beginnt:

Vor vielen hundert Jahren
War im Salzbrunner Tal,
Wie jüngſt ich erſt erfahren,
Ein Mann, verfolgt von Qual.

Die Länge des Gedichtes veranlaßte Kürzungen und Umdichtungen. So bei Kaſtner im Handſchriftl. Sagenbuche, im Archiv der Schleſ. Geſ. f. Volkskunde und in Schleſiens Sagen von Joh. Kern, 1867, S. 156.

239. Das Rieſengrab im Fürſtenſteiner Grunde.

Kreis Waldenburg.

Durch den Fürſtenſteiner Grund fließt der Hellebach. Er hat im Laufe von Jahrtauſenden dieſe tiefe Schlucht ausgehöhlt und die vielen Felsblöcke in ſeiner Rinne und an den Abhängen zum Abſturz gebracht. Nahe am Schloſſe Fürſtenſtein befindet ſich ein Steilabfall der Felswand, den die Leute das Rieſengrab nennen. Andere bezeichnen ſo den Felsrücken, der ſich auf der gegenüberliegenden (linken) Seite des Tales einem rieſigen Grabhügel gleich herabſenkt.

Zur Erklärung des Namens erzählt man von einem Rieſen, der auf der Höhe der felſigen Ufer herumtobte. Des Nachts verließ er nämlich ſeinen Lieblingsſitz auf der Felſennaſe über der grauſigen Tiefe und „ſcheuchte" umher, wobei er mächtige lockere Felsblöcke mit Donnerkrachen in den Fluß hinabrollte. Einſt aber verſah er es und ſtürzte ſelber von der ſteilen Höhe, um ſeinen Tod im gähnenden Schlunde zu finden.

Das Rieſengrab hat die Vorſtellung des Volkes noch weiter befruchtet. Auf ihm hat, ſo heißt es, wiederum ein Rieſe gewohnt, der ſich in die Schweſter eines zu Polsnitz wohnhaften Förſters verliebte und ſie raubte. Der Förſter ſtellte dem Räuber ſo lange nach, bis es ihm gelang zum Schuſſe zu kommen, den Rieſen zu erlegen und die Schweſter zu befreien.

Vom Rieſengrabe ſoll ſich auch jener ſchwarze Pudel hinab in den Hellebach geſtürzt haben, von dem es hieß, daß er ſich allnächtlich vor dem Schloſſe und im Grunde herumtreibe. Was den Pudel veranlaßt hat, ſich in die Tiefe zu ſtürzen, wird folgendermaßen angegeben. Nach dem Tode jenes kunſtliebenden Grafen Hochberg, der den Vorhof ſeines Schloſſes und den Grund mit allegoriſchen Steinfiguren ſchmückte, begann man jenen ſchwarzen Pudel zu bemerken. Er umkreiſte in jeder Nacht mehrere Male das Schloß, durchſtreifte den Grund und ver-

ſchwand im Föhrenwald. Man ſagte von ihm, er habe die Kunſtgebilde zu bewachen, die der Graf geſchaffen habe. Als aber einmal die Statuen an der Seite des Grundes von bubenhaften Menſchen zerſchlagen wurden und er ſah, daß gegen ſolchen Frevel ſein Schutz wirkungslos ſei, ſtürzte er ſich vom Rieſengrabe hinunter.

Einſtmals waren auf dem Schloſſe Fürſtenſtein zwei Brüder als Gäſte des Grafen. Dort weilte auch eine junge Dame, in die ſich beide Brüder dermaßen verliebten, daß ſie ſich bis in den Tod verfeindeten. Sie forderten ſich zum Zweikampf heraus und fochten ihn abends um 10 Uhr auf dem Rieſengrabe aus. Beide fanden dabei ihren Tod.

W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 178, 179, 182.

240. Die „heiligen Gärten" der Heiden bei Freiburg.

Kreis Waldenburg (Grenze des Schweidnitzer Kreiſes).

Zwiſchen der Stadt Freiburg und der Dammershöhe lagen einſt die „heiligen Gärten" der Heiden. Als das Chriſtentum eingeführt worden war, erhob ſich an dieſer alten heidniſchen Kultſtätte ein Bollwerk, das aber ſpäter beſeitigt wurde. Es hieß die Freiburg.

Die Sage berichtet von dieſem Orte: Ein Beſitzer der Burg Fürſtenſtein ließ dort ſeine Herden weiden, weil es in den Bergen an Futter mangelte. Der Herr aber, dem die Gegend gehörte, verwies dem Hirten das Weiden; denn niemand dürfe das heilige Gebiet verletzen oder benutzen. Der Hirt kehrte ſich nicht an das Verbot, und darum erſchlug ihn der Herr.

W. Reimann, Geſchichte und Sagen im Kreiſe Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 177.

241. Die Entſtehung des Zobtenberges.

Kreis Schweidnitz.

In alter, grauer Vorzeit kämpften Engel und Teufel im Zobtengebirge miteinander; jene lagerten auf dem nördlicheren Engelsberge, dieſe auf dem ſüdlicheren Geiersberge. Damals

hatten beide Berge noch gleiche Höhe und waren durch ein tiefes Tal geſchieden. Die Geſchoſſe häuften ſich zwiſchen den Bergen und wuchſen zum Zobtenberge an, deſſen Abhänge noch die Steintrümmer bedecken. Die Engel ſiegten; aber ſie haben auch viel heftiger gefeuert und viel mehr Felsblöcke verbraucht. Daher iſt auch der Engelsberg jetzt weit niedriger als der Geiersberg.

In der Silesia, 1841, I., S. 59, als eine Volksſage aus der Umgegend des Zobten erzählt.

Dieſe Volksſage iſt mit Benutzung örtlicher Bezeichnungen und allgemeiner volkstümlicher Anſchauungen zu einer romantiſchen Erzählung ausgeſponnen bei Gühmann, Der Zobten, 1887, S. 44–49.

242. Der Name des Zobtenberges.

Kreis Schweidnitz.

Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hieß der Berg faſt ausſchließlich Zlenz, Slenz, wie ihn Thietmar von Merſeburg zuerſt genannt hat. Dieſen Namen (Schleſierberg) trifft man auch noch bis zur Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht ſelten. Inzwiſchen hatte ſich der Name Sobota, Sobotka, Zobten, mehr und mehr eingebürgert, auf ihn übertragen von dem Städtchen Zobten an ſeinem Fuße. Dieſes heißt ſo, weil in ihm am Sonnabende (sobota) der Wochenmarkt abgehalten wurde.

Der Name Zobten fand bald ſeine volkstümliche Deutung. Der gemeine Mann in Schleſien hält dafür, daß der Zobtenberg (noch heute „Zota" genannt) ſeinen Namen daher bekommen, weil er den Reiſenden im Lande allenthalben nachzottele oder nachfolge, ſintemal man denſelben weit und breit über dem flachen Lande, auch gar bis an die polniſche Grenze ſehen kann.

Lucae (Lichtſtern), Schleſ. Fürſtenkrone, 1685, S. 650. Schon Schickfuſius, Schleſiſche Chronik, 1625, IV, cap. 2, gibt dieſe Deutung, und Burghart im Iter Sabothicum, 1736, S. 4, wiederholt ſie mit der Bemerkung, daß ſie faſt durchgehends von den Einwohnern angenommen wird. Andere Autoren bei dem letzten S. 15 in den Anmerk.

Ein anderer volkstümlicher Name:

„Man nennet den Berg insgemein der Schleſier Zeiger oder Wetterhahn; dann ſetzet er auf eine Hauben von Gewölcke, ſo

folget unfehlbar hierauf ein Regen, iſt es aber umb den Gipfel deß Zobtenberges hell und klar, zeiget er an ein ſchönes Sommerwetter."

Maſo, Phoenix redivivus, 1667, S. 253; Lucae a. a. O. Genaueres über dieſe Eigentümlichkeit des Zobten in Prov.-Bl. 1798 (28. Bd.), S. 233. Gedicht von C. Geisheim im Hausfreunde, 1832, S. 401 und in Müllers Vaterländ. Bildern, 1837, S. 69.

243. Verdeckung der Schächte vor den Tataren.

Kreis Schweidnitz.

In der Zobtengegend muß einmal regelrechter Bergbau getrieben worden ſein, nicht nur Schatzgräbereien einzelner Perſonen, wenn folgender Bericht recht hat, der den Bergbau in der dortigen Gegend in die Tatarenzeit zurückverlegt:

„Für etlichen 28 Jahren (d. i. zirka 1749) fand man in der Zobtener Gegend einen alten Schacht, der ganz verfallen war. Von dieſem erzählte mir der eigene Entdecker, der erfahrene Bergmeiſter Hempel, der bekannte Verfertiger mathematiſcher und optiſcher Inſtrumente: er ſey mit einer großen Sandſteinplatte bedeckt geweſen, die eine Aufſchrift gehabt, welche jedoch das Ausreiben mit Salz und Aſche nicht mehr vermochte zum Leſen herzuſtellen. Dieſes ſcheint faſt die alte Sage zu beſtätigen: daß der Herzog (Heinrich II.) bey dem Einfall der Tartaren, um ſie ihnen zu verbergen, alle Schächte mit ſolchen Tafeln habe verdecken laſſen, die alsdann durch gänzliche Verwüſtung und Verbrennung der Provinz und Unvermögen des herzoglichen Hauſes verdeckt liegen geblieben ſind. Weil es kein Geſchichtsſchreiber angemerkt hat, daß die Tartaren über das Fürſtentum Liegnitz hinaus geſtreift haben, ſo will ich doch einen anſchauenden Beweis davon anführen."

Aus Tobias Volkmar, Paſtor in Petersdorf (1777): Wegweiſer in das Rieſengebürge. Im Wanderer im Rieſengebirge Bd. I, Jahrg. 1882, S. 3.

244. Der Schatzkeller auf dem Zobten.

Kreis Schweidnitz.

„Mein Sohn! Was ich geſchrieben, das iſt gewiß und wahr. Zu Zothen frage nach dem alten Schloß-Wege, da iſt kein

Mann, der es dir nicht ſaget. Gehe hinauf auf die Wieſen und ſiehe dich recht um nach dem Kopfe, da wirſt du einen großen Baum ſehen, gehe hinzu, da findeſt du drey Creutze, welche ich ſelber hinein gehauen habe. Von demſelben Baum gehe fünf oder ſechs Schritte gegen Mitternacht, da kommſt du zu einem Waſſer. Von dar meſſe acht Schuh, ſo kommſt du auf einen Stein, reinem (räume) den Stein hinweg, denſelben habe ich, Johann Wahl, über hundert Schritt auf meinem Puckel getragen. Hebe dieſen auf, ſo wirſt du eine Höhle ſehen, in Geſtalt eines alten Schachtes. Laſſe dich hinein, du findeſt, was du begehreſt. Ich habe auf zwey tauſend Thaler werth auf einmahl bekommen und bin dreymahl darum geweſt.

Willſt du aber in demſelben nicht ſuchen, von wegen der Geiſter, denn es ſind mehr Geiſter als Steine in den Höhlen, ſo gehe über die Wieſen hinauf etliche dreyßig Schritt, da kommſt du zu einem alten Keller. Laſſe den auf der rechten Hand liegen und gehe auf den allerhöchſten Berg. Da ſteheſt du eine alte Mauer, die iſt eine Klafter lang und eine halbe hoch. Gieb wohl Achtung, an der Mauer auf der rechten Hand, da findeſt du ein groß rundes Loch, eines Armes dicke.* Meſſe von dieſem Loch fünf Schuh und grabe hinein bey drey Ellen tief, da kommeſt du auf einen runden Stein, wie ein Mühlſtein eine Spannen dicke, hebe dieſen auf, da kommeſt du in ein Loch, auf die Stiegen des Kellers. Gehe zu der Thür, welche von Kupfer iſt, vor welcher zwar ein groß Schloß lieget, es iſt aber nicht zugeſchloſſen, ſtoſſe die Thür auf und mache dir ein Licht, falle auf deine Knie und bete, was dir der Geiſt Gottes eingiebet. Darnach gehe hinein, auf die rechte Hand, da kommſt du zu einer großen Tonnen, welche mit Mooß bewachſen iſt, die hat zwey eiſerne Reiffen, dieſelben Tonnen iſt voll gemüntztes Gold. Gehe weiter, da findeſt du zwey große eiſerne Tonnen, die ſind voll alter Thaler. Darnach gehe noch weiter, da kommeſt du zu einer küpfernen Braupfanne, die iſt voll alter kleiner

* Der andere Wegweiſer in den Keller ſagt: „Dis Loch hat ein Cardinal von Rom gemacht, und iſt mir mitgetheilet worden".

heydniſcher Müntzen von Silber. Nimm von einer jeden Tonne, ſo viel du tragen kannſt, oder ſo viel dir beliebet, aber ſiehe dich vor, daß dir im Einraffen nichts entfalle, ſonſt verſchwindet der Schatz vor deinen Augen und kommet nicht wieder vor dein Angeſicht. Und wenn du heraus geheſt, ſo ſiehe dich um und mache die Tür zu, da wirſt du ſehen die Jahreszahl ſtehen, wann ich und andre da geweſen ſind, ſchreibe auch mit Kreide im Nahmen der heiligen Dreyeinigkeit die Jahrzahl und deinen Nahmen, und dancke Gott von Hertzen vor die Gabe und Geſchencke, und vergieß der Armen und Nothleidenden nicht. Gehe nun von dem Berge vor Mittag und überlaſſe dich der Vorſorge Gottes.

Ich, Johann Wahl, bin fünf mahl geweſen und habe über 40 000 Rthlr darvon getragen."

Aus dem Büchlein „Ordentlicher Weg-Weiſer auf den Zothen-Berg von einem Italiäner Martin Prauſe", das vor 1718 gedruckt iſt. Angeſchloſſen ſind zwei Anhänge: „Wiederum ein ander Wegweiſer auf den Zothen-Berg", und „Ein andrer Wegweiſer in den Keller". Die mitgeteilte Anweiſung gibt den Inhalt des erſten der beiden Anhänge wieder. Der zweite Anhang enthält ungefähr dasſelbe, nur etwas kürzer.

245. Wie der Geiz einen Menſchen zugrunde richtet. Geſchichte vom verſunkenen Schloß und der Geldhöhle auf dem Zobten.

Kreis Schweidnitz.

Einſtmals war ein ſehr habſüchtiger Mann, der beneidete jeden Menſchen. Er hatte keine Frau und keine Kinder, nur ein großes Gut und viel Hofgeſinde. Das diente ihm ſchon ſehr lange, bekam aber ſehr wenig zu eſſen und nur etwas Geld. Auch er aß nur Kartoffeln mit Sirup und noch ſchlechtere Speiſen. Weil das Geſinde ſo wenig Lohn bekam, kündigte es dem Herrn den Dienſt. Und der Herr verkaufte die Wirtſchaft und kaufte ein kleines Gut nahe am Zobten. Das übrige Geld ſteckte er in den Kaſten. Früh, wenn er aufſtand, zählte er das Geld. Da er aber jeden Tag etwas aus dem Kaſten nehmen mußte zum Leben, verfloß nur ein Jahr und das Geld in dem Kaſten ging zur Neige.

Da kam einmal ein Händler zu ihm, der Stoffe verkaufte. Der Herr ließ den Händler zwar ein, klagte ihm aber, daß er kein Geld mehr habe und betteln gehen müſſe. „Was?“ ſagte der Händler, „Sie haben kein Geld? Da kann ich Ihnen ſofort helfen.“ Und er erzählte ihm folgende Geſchichte:

„Ich bin in der Stadt Zobten geboren. Dort herrſchte einſt in der Nähe auf einem Dorfe ein reicher Gutsbeſitzer. Sein Schloß ſtand auf einem Berge. Er war ſonſt ſehr gut(!), aber geizig. Sein Geld hatte er in der Schlafſtube. Einſt kam ein alter Greis. Der Gutsbeſitzer erkannte ihn nicht, denn es war ein Geiſt. Der bettelte um eine kleine Gabe. Der Beſitzer ſah ihn böſe an und ließ ihn ſofort quälen. Man legte den Greis in eine Tonne und ließ ihn den großen Zobtenberg herunterrollen. Dies bemerkten zwei Holzhacker und wußten ſchon, daß eine arme, unſchuldige Perſon in der rollenden Tonne drinliege. Darum legten ſie einen Baum in den Weg, und die Tonne kam zum Stehen. Als ſie dieſe aufgemacht und den Greis befreit hatten, dankte er den Holzarbeitern und gab ihnen ſein ganzes erbetteltes Geld. Dann erzählte er ihnen von dem grauſamen Könige und verſchwand. Der Beſitzer des Schloſſes bekam eine große Angſt. Und wirklich! Als er in der Nacht ſchlief, ging ſein Schloß ſamt ſeinen Einwohnern unter.“ Der Händler ſetzte hinzu: „Viele Leute haben dort ſchon eine Höhle gefunden. Sie ſind hineingegangen, aber bis heute noch nicht wiedergekommen. Einem Mann jedoch iſt es gelungen, mit heiler Haut aus der Höhle herauszukommen, und der hat viel Geld mitgebracht. Noch heute lebt er von dem Gelde.“

Der habſüchtige Mann freute ſich ſchon über das viele Geld, das er dort holen wollte, und gab dem Händler für ſeine gute Nachricht zwei Goldſtücke. Damit ging der Händler fort. Als es nun Nacht war, machte ſich der Habgierige auf, mit einem großen Rucksack und einem Dolche verſehen und ging nach der Höhle. Als er in den Wald kam, fand er zuerſt eine mittlere Höhle, in die er hineinkroch. Das war aber eine Bärenhöhle. Zum Glück ſchlief der Bär, und der Mann ſchlich wieder zurück

und ſuchte nach der richtigen Höhle. Er fand ſie endlich und ging hinein, den Dolch in der Hand haltend. Als er ſo an 20 Meter vorgedrungen war, fand er eine Tür. Auf dieſer waren die Worte zu leſen: „Wer hier hinein geht, kommt nimmer heraus". Er kehrte ſich nicht daran und klopfte an die Tür. Sie ward geöffnet, zwei Soldaten traten heraus und führten ihn zum Beſitzer der Höhle. Als der ihn ſah, rief er mit ſcharfer Stimme: „Erſtecht ihn mit ſeinem eigenen Dolche." Wohl bat der Mann um ſein Leben, aber der Herr hatte kein Erbarmen, und ſo wurde er niedergeſtochen und war tot.

Nach der Niederſchrift des Quintaners Joſeph Vogel durch Herrn Dr. Münch. In einem Aufſatze von Will-Erich Peuckert in den Schleſ. Monatsheften, 1925, S. 345 (Juliheft).

246. Die Zobtenhöhlen und die verzauberten Männer im Zobten.

Kreis Schweidnitz.

Es gibt eine Stelle am Zobten, die das Pumperfleckel heißt. Tritt man da ſcharf auf, ſo gibt es einen hohlen, unterirdiſchen Ton. Ein aus Zobten gebürtiger Knabe iſt bei unſerer kleinen Geſellſchaft, der erklärt ſogleich: „Ja, das kommt davon, weil in Zobten viel unterirdiſche Höhlen ſind", und dann erzählt er:

Einmal iſt ein Mann in eine ſolche Höhle geraten, und da fand er dort mehrere Männer, die mit finſteren Mienen blutiges Geld zählten. Sie forderten ihn auf, er ſolle ſich doch von dem Gelde nehmen. Er aber ſagte, dazu könne ihn niemand bringen, daß er ungerecht erworbenes Gut anrühren ſollte. Denn das ſah er wohl, daß ſie in ihrem Leben das Geld geraubt und geſtohlen und auch wohl Menſchen dabei getötet hatten. Wie ſie den Mann ſo reden hörten, da erhellten ſich ihre Geſichter und ſie erklärten ihm: Nun endlich ſind wir erlöſt! Seit Jahrhunderten haben wir auf einen ſolchen Mann gewartet, den kein ungerechtes Gut verblendet.

K. Von dem Quartaner Alois Bittner aus Zobten, 1921. Ein Seitenſtück zu der Geſchichte von Johannes Beer.

247. Johannes Wahl ſucht im Wüſten Schloß des Zobtenberges nach Schätzen und zwingt die Geiſter.

Kreis Schweidnitz.

„Mein Sohn — — — reiſe in das Land Schleſien und frage nach einem Städtlein, das heißt der Zobten. Da frage nach dem alten Wege, der auf das Schloß hinaufgeht; da iſt bald kein Mann, der Dir den Weg nicht zeigen wird. Gehe dem nach bis auf die Wieſe und ſiehe Dich recht nach der Koppe um, da wirſt Du einen großen Baum ſehen. Gehe hinzu, da wirſt Du drey ††† ſehen, welche ich ſelbſt gehauen. Von dem Baum gehe 5 oder 8 Schritte rechts in die Mitternacht, da kommſt Du zu einem Waſſer. Von dannen miß 8 Schuh, da kommſt Du auf Steine; räume dieſe hinweg, da wirſt Du auf einen weißen Stein kommen, dieſen habe ich (Johannes Wahl) über 100 Schritte auf meinem Buckel getragen. Hebe dieſen hinweg, da wirſt Du eine Höhle ſehen, in Geſtalt eines alten Schachts. Laß Dich hinein, da findeſt Du, was Du begehrſt, da habe ich für 2000 Thlr. wert überkommen einmal und bin dreimal dageweſen.

Jedoch, mein Sohn, ich kann nicht unterlaſſen Dir zu ſchreiben, wie es mir ging, da ich zum andernmal dahin reiſte. Als ich gedachte, daß ich den Ort und Stelle gewiß wüßte, wollte ich mein Arcanum nicht umnehmen, ſondern gehe hin zu arbeiten. Wie ich die Steine hinweghebe und den Fundamentſtein heben ſollte, ſaß ein großer Affe vor dem Loch und hatte in jeder Klaue ein brennendes Licht, und auf dem Kopfe einen Strauß in Geſtalt eines Pfauen-Schwanzes. Der thät auf mich zu eilen und wollte mich zerreißen. Ich eilte aber auf mein Arcanum zu, nahm das Rauch-Faß in die Hand und ging wieder hinzu, da habe ich viele offne Schätze geſehen. Ich aber ſagte: ‚O ihr Geiſter, iſt eitel Betrug mit euch,‘ da hat das Geld darinnen geleuchtet, als die helle Sonne darin ſchiene. Ich aber laſſe mich nicht irren, gehe dahin, heben den Fundament-Stein auf und laſſe mich hinein und räuchere darinnen. Als ihm aber der Rauch vor die Naſe kam, habe ich nicht anders vermeint, der

ganze Berg ſollte mit mir zugrunde gehen. Ich arbeitete aber bis mich däuchte, daß ich genug hätte. Danach ſtieg ich wieder heraus und reiſte in Geſtalt eines Hechelmachers hinweg. Als ichs aber geläutert und zu gute gemacht, habe ich 2000 Thlr. bekommen."

Nach dem Walenbüchlein „Ein Wegweiſer auf den Zobtenberg, durch Martin Preiſe, Schuſter von Orgöw in Welſchland", in der Sammlung von Natur und Medicin, 1718, S. 939. Faſſung nach Erich Bohn, Von den Walen und den Schätzen des Zobten; in Mitt. d. Schleſ. Geſ. f. Volksk., Bd. XX, 1918, S. 103.

248. Die Hexeneiche bei Domanze.

Kreis Schweidnitz.

Wenn man von Domanze auf Klein-Mohnau zu geht, gelangt man an ein Naturdenkmal von überwältigender Großartigkeit, einen Baumrieſen, der gigantiſch ſein abgeſtorbenes Geäſt zum Himmel reckt, zur Hexeneiche.

Hier ſollen die Dorfbewohner einſtmals ein Kind getötet und verſcharrt haben, weil es ein Rotkopf war und man ſich daher böſer Zauberei von ihm verſah. So erzählt der Volksmund.

In „Wir Schleſier!", 3. Jahrg., 1923/24, S. 90, in einem Artikel „Domanze" von Dr. Benno Tſchiſchwitz, mit Abbildung der Hexeneiche, S. 91.

249. Der „Tote Junge" bei Ober-Leutmannsdorf.

Kreis Schweidnitz.

Im Eulengebirge an einem Fußwege, der vom Schleſiertale über die Berge nach Ober-Leutmannsdorf führt, fand der Erzähler auf einer ſeiner Sommerwanderungen eine Stelle, die man den „Toten Jungen" nennt. Etwas ſeitab vom Berghang ſteht ein ſchmuckloſes, roh aus Stein gehauenes Kreuz, ohne Heiland und Inſchrift. In der Mitte, wo die beiden Kreuzbalken ſich treffen, iſt kunſtlos ein kleines Kreuz eingegraben. Von dem alten Oberförſter Riedel und ſeinem Freunde, dem ebenſo alten Lehrer Adam, mit denen der Erzähler im Gaſthauſe bekannt wurde, erfuhr er die Geſchichte des Steins.

Ein Knabe war ſeiner Mutter in Ludwigsdorf am Weihnachtsabende fortgelaufen, weil man ihn bisher belogen hatte; denn er mußte ſich überzeugen, daß es keinen alten Joſeph, kein Chriſtkindlein gäbe und alle die ſchönen Sachen des heiligen Abends nur von den Eltern geſchenkt würden. Er war an der Stelle hingeſunken, war erfroren, und nach acht Tagen fand man ſeine Leiche.

Daraus hat der Erzähler eine Geſchichte geſchaffen, die er mit der Überſchrift „Das verlorene Paradies" verſehen hat.

August Friedrich Krauſe in Monatsſchrift „Oberſchleſien", 1. Jahrg., 1902/3, S. 778.

250. Die Sage von dem gehängten Reiter und der Johannestafel.

Kreis Reichenbach.

Es war zur Zeit des 30jährigen Krieges, im Herbſt des Jahres 1632, als in dem Dorfe Költſchen eine große Hochzeit gefeiert wurde. Der reiche Bauersſohn Johannes Tafel heiratete des Schulzen Tochter, und alle Leute aus dem Dorfe nahmen an dem Feſte teil. Durch den Krieg hatte Költſchen bisher noch nicht gelitten. Die Scheunen waren gefüllt, und die Truhen der Bauern ächzten unter der Laſt des geſparten Silbergeldes. Vor einigen Tagen aber hatte ein Bote die Nachricht gebracht, daß die Schweden das nahe Städtchen Zobten beſetzt hätten, um Schweidnitz, das von Wallenſtein belagert wurde, zu befreien.

Als es bei der Hochzeit des Johannes gerade recht fröhlich und luſtig herging und die Gäſte ſich im Tanze drehten, erſchollen Trompeten in dem ſonſt ſo ſtillen Dorfe. Ein Trupp ſchwediſcher Reiter hielt ſeinen Einzug. Beſtürzt und voll Angſt liefen die Gäſte auseinander. Einige eilten nach ihren Beſitzungen, andere flohen in die nahen Wälder, um ſich zu verſtecken; denn ſie hatten ſchon viel von der Grauſamkeit und Habſucht der Kriegsknechte gehört. Nur wenige blieben zurück. Darunter befanden ſich die Brautleute und der Schulze. Die

Reiter waren bald in das hellerleuchtete Hochzeitshaus eingedrungen, hatten sich, ohne zu fragen, an die Festtafel gesetzt und ließen sich's gut schmecken. Als sie alles aufgezehrt und sich die Gemüter an Bier und Branntwein erhitzt hatten, begannen sie zu plündern. Der Schulze, der sich schützend vor seine Truhe stellte, wurde niedergehauen, und auch Johannes, der ihm beispringen wollte, erhielt einen Hieb über den Kopf, daß er blutüberströmt zu Boden fiel. Die Truhe wurde erbrochen und des kostbaren Inhalts beraubt. Als nichts mehr zu finden war, zerstreuten sich die wilden Gesellen, um ihr Handwerk im Dorfe fortzusetzen. Der Führer aber fand Gefallen an der Braut. Er suchte sie an sich zu reißen. Sie aber stürzte zur Tür hinaus und floh nach dem Költschenberge. Trunken, wie er war, eilte er ihr nach. Johannes, der aus seiner Ohnmacht erwachte, suchte seine Braut. Als er sie nicht fand, lief er hinaus und sah sie gerade noch, verfolgt von dem Anführer der Schweden, im Walde verschwinden. Keuchend rannte er den Berg hinauf. Doch er kam zu spät. Schon hatte der trunkene Soldat dem Mädchen, das sich zur Wehr setzte, das Messer in die Brust gestoßen. Mit einem wilden Schrei stürzte sich Johannes auf den Mörder, erwürgte ihn mit seinen Händen und hing ihn an die nächste Fichte. Doch sein Rachedurst war noch nicht gestillt. Weil er sein Liebstes auf der Welt verloren hatte, konnte er keine glücklichen Menschen mehr sehen. Er wurde ein Feind der Menschheit, ein Räuber. Auf dem düstern Költschenberge hatte er seine Höhle. Bald fanden sich gleichgesinnte Gesellen, die ihn zu ihrem Führer wählten. So wurde er ein Räuberhauptmann und machte mit seiner Bande die ganze Gegend unsicher. Ganz besonders aber hatte er es auf Soldaten abgesehen. Sie wurden einzeln gefangen und unbarmherzig an die Fichte gehängt, an der schon der Mörder seiner Braut den Tod gefunden hatte. Diesen Ort hieß man „Zum gehängten Reiter". Er hat bis auf den heutigen Tag seinen Namen behalten. Es ist die Felsengruppe auf dem Gipfel des Költschenberges.

So vergingen mehrere Jahre. Viele der wilden Gesellen

waren im Kampfe gefallen, und nur ein kleines Häufchen war übrig geblieben. Da zog eines Nachts ein ſchweres Gewitter über den Berg. Blitz folgte auf Blitz, und der Donner rollte fürchterlich. Als das Unwetter weiterzog, war von der ganzen Bande nur ein Räuber übrig geblieben. Es war Hannes, der Führer. Die anderen hatte Gott gerichtet, vom Blitz erſchlagen lagen ſie in der Höhle. Hannes aber nahm ſich dieſes Strafgericht zu Herzen. Er bereute ſeine Sünden und gab ſein Räuberleben auf. Auf dem höchſten Punkte des Költſchenberges baute er ſich eine Hütte und wurde ein Einſiedler. Tag und Nacht betete er zu Gott um Vergebung ſeiner Miſſetaten und führte ein heiligmäßiges Leben. Und wie aus Saulus ein Paulus wurde, ſo war aus dem böſen Hannes ein Johannes geworden. Seine Hütte wurde nach Jahren ein Wallfahrtsort für nah und fern, und jeder war glücklich, den Segen des frommen Mannes zu empfangen. Der Einſiedler hatte ſeinen Herzensfrieden wiedergefunden, und verſöhnt mit Gott und den Menſchen iſt er geſtorben.

Nach ihm iſt der Platz, wo ſeine Hütte ſtand, auch benannt worden. Aus dem Namen Johannes Tafel iſt ſpäter „Die Johannestafel" geworden.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreiſes Reichenbach, 1921, S. 8 f.

251. Die „Totterngräbe" bei Kolonie Jentſchwitz.

Kreis Reichenbach.

Vier nebeneinander herlaufende Gräben lehnen ſich öſtlich des Dorfes Stoſchendorf an einen ehemaligen faſt 300 Meter breiten Teich. Der Volksmund nennt ſie die „Totterngräbe",* die ſich 600 Meter bis zur Kolonie Jentſchwitz verfolgen laſſen. An ihrer Nordſeite ſoll, der Sage nach, einſt ein großes Dorf gelegen haben, ehe Langſeiffersdorf entſtand.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 125.

* Tatarengräben.

252. Woher der Spittelberg bei Olbersdorf seinen Namen hat.

Kreis Reichenbach.

In der Nähe von Olbersdorf liegt der Spittelberg. Ängstlich wird er von den Einheimischen gemieden, denn jedes Kind im Dorfe weiß es: dort oben geht's um. Die Sage berichtet uns davon folgendes:

Vor vielen Jahren gehörte das Olbersdorfer Schloß einem Grafen von Spittel. Er war ein reicher und grausamer Mann, der ein lasterhaftes Leben führte. Als er sein Ende herannahen fühlte, überkam ihn eine große Angst vor dem Tode. Die berühmtesten Ärzte, sogar einen aus England ließ er kommen, aber keiner konnte ihm helfen. Da packte ihn die Verzweiflung, und weil er sein sündhaftes Leben nicht aufgeben wollte, suchte er Hilfe beim Teufel. Mit einem gräßlichen Fluche rief er nach dem Fürsten der Finsternis. Und siehe! er erschien sogleich. „Was verlangst Du von mir?" fragte er den Erschrockenen. „Wenn Du mir das Leben schenkst, will ich Dir meine Seele verschreiben", hauchte dieser ihm matt entgegen. Der Teufel schien damit zufrieden, und schnell war der Vertrag mit dem Blute des Grafen unterschrieben. Schon hoffte der Kranke sein Leben gerettet zu haben, aber er hatte sich getäuscht. Der Vater der Lüge kennt keine Bindung, und hohnlachend drehte er ihm den Hals um, daß der Körper des Betrogenen entseelt in die Kissen zurücksank. Seine Seele aber nahm der Teufel mit sich.

Der Graf wurde auf dem Dorffriedhofe begraben. Doch er fand keine Ruhe auf dem Gottesacker. Sobald die Geisterstunde nahte, verließ er sein Grab und wandelte umher, schreckliche Flüche ausstoßend. Wehe dem nächtlichen Wanderer, der bei dem Friedhofe vorbei mußte, Grausen packte ihn, und so schnell ihn die Füße trugen, floh er den Ort des Schreckens. Bald mied jung und alt den sonst so friedlichen Platz, und auch der Besuch des Kirchleins wurde immer schwächer.

Da entſchloſſen ſich endlich die Diener der Kirche, den Geiſt des Grafen nach dem jetzigen Spittelberge zu verbannen. Ein Stein unter einer mächtigen Fichte bezeichnet die Stelle, wo er ſeine zwangsweiſe Ruheſtätte erhalten hat. Doch auch hier ſoll er umgehen bis auf den heutigen Tag. Der Berg aber trägt ſeitdem den Namen Spittelberg.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreiſes Reichenbach, 1921, S. 12.

253. Das untergegangene Dorf Hahndorf.

Kreis Reichenbach.

An das untergegangene Dorf Hahndorf ſoll noch der Name des „Hahnbuſches" und der „Hahnſtraße" mahnen. Der Ort ſelbſt ſoll nach dem Volksmunde zwiſchen Groß-Güttmannsdorf und Nieder-Peilau-Schlöſſel zwiſchen Hahnbach und den „Hahnteichen" zu ſuchen ſein. Als Überreſte des Hahndörfels bezeichnet man die an den Ufern der Teiche liegenden Steine. Als Urſache des Unterganges gaben die einen an: es ſei in einem Sumpfe verſunken, die anderen behaupten: es ſei im 30jährigen Kriege zerſtört worden (Vug, Heidenſchanzen, 1890, I, S. 134 f.)

H. Struſche in Prov.-Bl. N. F. 1871, S. 336, berichtet darüber folgendes: „In einem der Kriege Friedrichs des Großen gegen Öſterreich ſoll ein öſterreichiſcher Offizier, namens von Hahn, mit einer Situationskarte zu dem Schulmeiſter von Peilau gekommen ſein mit der Frage, wo er zwiſchen Reichenbach und Nimptſch Hahndorf, den Stammort ſeiner Familie, finde. Hierauf ſoll ihn der Schulmeiſter zur Hahnwieſe gebracht haben, als der einzigen grünen Erinnerung an die von dem Erdboden weggefegte Beſitzherrlichkeit derer von Hahn. Vom Erdboden — ſage ich. Denn darunter hat man dort wohl altes Gemäuer und einen verſchütteten Brunnen gefunden."

M. Treblin, Siedlungskunde im ehemal. Fürſtentum Schweidnitz, 1908, S. 112 u. 113 mit Anmerk. 1.

Kühnau, Schleſ. Sagen Nr. 1729, III., S. 349.

254. Tatarenſchanzen bei Girlachsdorf.

Kreis Reichenbach.

Bei Girlachsdorf befindet ſich, dem Höllengrunde bei Nimptſch mit ſeiner Teufelskanzel vorgelagert, ein großes Schanzenwerk in der Form eines verſchobenen und abgerundeten Vierecks mit einer Vorſchanze, das im Volksmunde der Schanzenberg heißt. Hier ſollen die Tataren gelagert haben, und daher werden dieſe Erdwerke auch Tatarenſchanzen genannt. Die Kreisgrenze geht mitten hindurch.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 130. Alphons Paul, Geſchichte der Stadt Reichenbach, 1889, S. 34.

An derſelben Stelle berichtet Vug auch die Sage, daß die Stadt Nimptſch, wie noch heute die dortige Bevölkerung erzählt, einſt ſo groß geweſen ſei, daß ſie bis Girlachsdorf reichte. Er ſchreibt dieſer Sage einen gewiſſen hiſtoriſchen Hintergrund zu. Denn bei Girlachsdorf liege der „Schanzenberg", den die Meßtiſchblätter fälſchlich „Tatarenſchanze" nennen. Es ſei das größte Schanzenwerk ſüdlich des Zobtens. Von ihm aus führen Schanzenſpuren am Höllenbach hinab und ebenſo vom öſtlichen Abhang des Schindelberges in der Richtung auf Nimptſch, ſo daß die Stadt hier einen ſtarken Schutz hatte.

255. Die Soldatengräber am Fiſcherberg bei Ober-Mittel-Peilau.

Kreis Reichenbach.

Am Fiſcherberg bei Ober-Mittel-Peilau befinden ſich Dammreſte, die Gräber heißen, und es ſollen hier Soldaten begraben ſein. Vug hält es für möglich, daß es Maſſengräber aus der Neuzeit ſeien; denn die Schlacht bei Reichenbach, die letzte im Siebenjährigen Kriege, wurde am 16. Auguſt 1762 am Fiſcherberge und am Girlsberge bei Peilau geſchlagen.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 135.

256. Der Türkengarten in Neubielau.

Kreis Reichenbach.

Gehen wir vom Gaſthaus zum „Goldenen Sieb" in Neubielau am Bielauer Waſſer weiter bergan und zwar ſo, daß der

Bach uns zur Linken bleibt, ſo kommen wir bald zu einer kleinen Wieſe, die den Namen „Türkengarten" führt. Hier ſoll vor langer Zeit in einem kleinen Hauſe ein Türke gelebt haben, der ein Räuber war. Er überfiel die vorübergehenden Leute und raubte ihnen Geld und Schmuckſachen. Wer ihm aber drohte, ſich zu rächen, den erſchlug er und verſcharrte ihn im Walde. So wurde er bald der Schrecken der ganzen Gegend, und niemand mochte mehr durch den Bielauer Grund gehen. Als er es gar zu arg trieb, taten ſich die Bauern zuſammen, ſie umſtellten ſein Haus, fingen den alten Räuber und verurteilten ihn zum Tode. Er ſollte geviertelt werden. Man band an ſeine Arme und Beine je einen Ochſen, trieb dieſe auseinander und zerriß ihn in vier Stücke. Eines dieſer Stücke wurde zur Warnung an eine Fichte gehängt. Eine Frau aus Hausdorf, die vorüberging und das Bein ſah, hatte Mitleid und ſprach: „Ach du armes Türkenbein, wie oft haſt du mit mir im Gaſthaus um die Säule getanzt, und jetzt hängſt du ſo am Baume!" Da ſoll das Bein von der Fichte heruntergekommen und der Frau „aufgehuckt" ſein, und ſie mußte es bis ins Dorf tragen, wo es erſt wieder beim Gaſthauſe heruntergeſprungen iſt. Im Hauſe des hingerichteten Türken aber ſoll man große Kiſten voll Geld gefunden haben, das man unter die Armen verteilte.

Tatſache iſt, das der jetzige Beſitzer des Türkengartens beim Umgraben des Ackers alte Geldmünzen gefunden hat. Die Leute aber ſagten, die hätten den Türken gehört.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreiſes Reichenbach, 1921, S. 19 f. Nach Jäſchke, Unſere Berge. Auch von O. Burg, Heidenſchanzen, 1890, S. 137, erwähnt.

257. Die Mühlſcherfichte bei Neubielau.

Kreis Reichenbach.

Dort, wo ſich der Weg, der von der Forelle nach Neubielau führt, mit dem aus dem Tiefengrunde kreuzt, ſteht eine Tafel mit der Aufſchrift: Mühlſcherfichte. Vergeblich ſucht jedoch das Auge einen Baum von beſonderer Art, dem dieſe Bezeichnung

gelten könnte. Er iſt vor vielen Jahren der Axt zum Opfer gefallen, und nur der Name iſt erhalten geblieben. Von der Fichte erzählt die Sage folgendes:

Vor vielen Jahren war an der Stelle ein freier Platz. In ſeiner Mitte ſtand eine gewaltige Fichte, die man weithin ſehen konnte. Viele Wege führten hier vorbei. In jedem Frühjahr trafen ſich an dieſer Fichte an einem beſtimmten Tage die Mühlſcher oder Müllergeſellen der Umgegend — und es gab ihrer damals mehr als heute, hatte doch Peterswaldau allein einige zwanzig Mühlen — und traten gemeinſam ihre Reiſe in die Fremde an. Beim Volke hieß der Baum deshalb allgemein die Mühlſcherfichte, und dieſer Name hat ſich erhalten bis auf den heutigen Tag.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreiſes Reichenbach, 1921, S. 20.

258. Das Rotmühltal bei Tannenberg.

Kreis Reichenbach.

In alter Zeit, als noch Gewalt vor Recht ging und mancher Beſitzer nicht wußte, wieviel Land ihm eigentlich gehöre, trafen ſich eines Tages die Grafen von Weigelsdorf und Lampersdorf auf der Jagd, und zwar in dem Grunde, der heute das Rotmühltal genannt wird. Lange ſchon beſtand zwiſchen beiden ein arger Grenzſtreit. Jeder behauptete, der Wald gehöre ihm, keiner wollte den andern jagen laſſen. Mit finſteren Blicken maßen ſich die beiden Gegner. Es dauerte nicht lange, da kam es zu Tätlichkeiten. Sie griffen zu den Jagdmeſſern, und der Kampf ging auf Leben und Tod. Dabei zerſtachen ſie ſich ſo ſehr, daß das Waſſer des Baches vom herabfließenden Blute rot gefärbt wurde. Als ſie merkten, daß keiner dem andern überlegen ſei, verſöhnten ſie ſich wieder und teilten den Wald. Sie machten den Bach, an dem ſie gekämpft hatten, zur Grenze und nannten ihn das „Rote Waſſer". Der Platz aber, an dem der Streit ausgefochten wurde, heißt heute noch der „Streitfleck" oder die „Stritten".

B. Lengsfeld, Sagen des Kreiſes Reichenbach, 1921, S. 17.
Nach Jäſchke, Unſere Berge.

259. Wie der Madsberg bei Weigelsdorf zu seinem Namen kam.

Kreis Reichenbach.

Fahren wir mit der Eulengebirgsbahn von Neubielau nach Weigelsdorf, so sehen wir rechts vor Tannenberg einen alleinstehenden Hügel. Das ist der Mads- oder Mägdeberg. Von ihm erzählt man folgende Geschichte:

Es war an einem schönen Sommermorgen, als zwei Mägde aus Weigelsdorf auf den Berg gingen, um in ihren großen Tüchern Gras für das Vieh zu holen. Oben angekommen, knieten sie nebeneinander, und die Arbeit ging schnell vonstatten. Bei der Unterhaltung gerieten sie aber wegen ihres Bräutigams in Streit. Ein Wort gab das andere. Sie ließen ihre Arbeit liegen, gingen mit den Sicheln aufeinander los und zerfleischten sich derartig, daß die eine tot auf der Stelle liegen blieb, die andere schwerverletzt nach Weigelsdorf gebracht wurde, wo sie noch am selben Tage starb. Der Berg hieß von dem Tage an der Madsberg.

B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 16.
Nach Jäschke, Unsere Berge.

260. Der Predigtstuhl auf dem Hannig bei Lampersdorf.

Kreis Frankenstein.

Am Fuße des Eulengebirges liegt an der Straße, die Lampersdorf mit Neurode verbindet, eine Anhöhe mit dem Namen Hannig. Der ehemalige Besitzer der dortigen Forsten, Herr von Thielau, hat hier innerhalb einer länglich-runden Erdschanze aus prähistorischer Zeit die Trümmer eines Steinbaues freilegen lassen. Sie fanden sich auf der einen (östlichen) Kuppe des von der Erdumwallung umschlossenen Raumes.

Auf der zweiten (westlichen) Kuppe liegt eine Felsmasse von fast vier Meter Höhe, die im Volksmunde den Namen Predigtstuhl führt. Auf dieser sollen nach der Sage Hussiten gepredigt haben.

Oskar Bug, Heidenschanzen, 1890, I. Bd., S. 140.

261. Der „Streitbuſch" am Gumberg bei Schodelwitz.

Kreis Frankenſtein.

Ungefähr zwei Kilometer von Schodelwitz entfernt liegt der Gumberg, der die Gegend beherrſcht. Weſtlich von ihm befindet ſich ein Ackerfleck, der den Namen „Streitbuſch" führt. Nach der Sage rührt der Name davon her, daß an dieſer Stelle zwei Brüder im Streite miteinander gefochten haben.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 320.

262. Der Bergſturz bei Wartha im Jahre 1598.

Kreis Frankenſtein.

Im Jahre 1598 ereignete ſich eine Begebenheit, deren Wirkungen jetzt noch fortdauern und allgemein unter dem Namen Bergſturz bekannt ſind.

Wohl ſpricht das Camenzer Totenbuch bloß von ungeheuren Überſchwemmungen, durch die ſeit dem 15. Auguſt 1598 Häuſer und Brücken zerſtört und außerordentlich viel Getreide vernichtet worden ſei. Indes ſprechen zwei gleichzeitige proteſtantiſche Quellen genauer über die Kataſtrophe: Michael Sachs erzählt in ſeiner Kaiſerchronik IV, 444: Anno 1598 waren allenthalben große Waſſerfluten, die großen Schaden taten, beſonders im Fürſtentum Münſterberg und Frankenſtein Denn am Tage Bartholomäi fiel ein großer Teil des Warthaberges von oben herab in den Neißefluß und hielt den Strom alſo auf, daß man die Fiſche unten im Trocknen aufleſen konnte. Und da man in großen Sorgen und Ängſten ſtand, das verhemmte Waſſer würde mit Gewalt ausbrechen und das dabeiliegende Städtchen Wartha und andere umliegende Dörfer erſäufen oder wegführen und verderben, ſiehe, da tat Gott in Kraft des Gebetes der Umwohnenden das Gnadenwunderwerk, daß er die verſammelten aufgehemmten Gewäſſer gleichwie in einem Schlauch zuſammenhielt, daß ſie nicht zum Schaden ausbrechen durften, ſondern ſich endlich Bahn brachen.

David Origanus aus Glatz (Glacensis) bemerkt in den 1599 zu Frankfurt a. Oder gedruckten Ephemerides, daß infolge der

Wasserstauung der Neiße Leute von Frankenberg und anderen Orten nach Wartha geritten und gelaufen seien, um „das Wunderwerk" zu sehen.

Von Alurius, Balbin und Koblitz werden diese Angaben ergänzt. Danach war durch die unausgesetzten, schweren Regengüsse die Neiße am 24. August 1598 so tief und reißend geworden, daß sie den Warthaberg unterspülte. Mit großem Getöse fiel ein Teil von ihm in das Flußbett. Die unteren Stellen hatten die oberen nach sich gezogen. Dabei sind vulkanische Einflüsse als Begleitursachen nicht ausgeschlossen. Durch jene gewaltigen Felsblöcke wurde das Wasser zum Stauen gebracht. Dies dauerte dreiviertel Stunden zur großen Beängstigung der Warthaer; denn jeden Augenblick drohte die Flut nach links auszubrechen, wo Wartha liegt, und das Städtchen zu ersäufen. In dieser Not versammelte der Wallfahrtspriester Propst Matthäus die Kinder aus Wartha in der Kirche zum Gebete. Das Flehen der Unschuld schien bald erhört zu sein. Denn mit einemmale brach sich der Strom Bahn, nicht in gerader Richtung oder links nach der Stadt zu, sondern seitwärts nach rechts, dem alten Flußbett entlang. So erlitt der Wallfahrtsort auch nicht den geringsten Schaden. Die Protestanten schrieben diese merkwürdige Rettung Warthas, des katholischen Städtchens, den Gebeten der benachbarten Andersgläubigen zu, die Katholiken sahen darin einen Beweis für die Macht und Liebe der Gottesmutter, zu der sie sich von nun an mit um so größerem Vertrauen wandten.

Schweter, Wartha, 1922, S. 140 f. Mit Auswahl.

263. Das Marienbrünnlein am Warthaberge.

Kreis Frankenstein.

An dem Wallfahrtswege auf den Kapellenberg bei Wartha befindet sich an der Stelle, wo eine Wegkreuzung Raum zum Ausruhen bietet, ein überdachtes Brünnlein mit Holzkreuz. Das Wasser ist selbst im heißen Sommer „sehr frisch und vor

die Augen und Gliedmaßen heilſamb". Es wird von den Wallfahrern insgemein das Marienbrünnlein genannt.

Balbinus, Diva Wartensis, verdeutſcht von Tanner von Lewenthal, 1657, S. 168. Kleinwächter, Wartenbuch, 1711, S. 29.

Balbinus ſpricht dabei ſeine Verwunderung darüber aus, daß alle heiligen Wunderbilder (wie auch das Warthaer), die er geſehen, zugleich auch durch einen Heilbrunnen oder ſüßen Waſſers halber berühmt ſeien.

264. Der Brigittenſtein bei Wartha.

Kreis Frankenſtein.

Wenn man die Neißebrücke bei Wartha ſüdwärts überſchritten hat, kommt man ins Brunetal, das der Brunebach durchfließt. Hat man die letzten Häuſer hinter ſich, ſo fällt dem Wanderer zur Rechten zwiſchen Weg und Bach ein größerer Steinblock auf, ein erratiſcher, ſchwediſcher Granit. Im Volksmunde heißt der Stein „Brigittenſtein". Es wird von einer Magd, Brigitta, erzählt, die, mit einer ſchweren Holzbürde aus dem Walde kommend, ſich auf dieſen Stein geſetzt habe, um auszuruhen. Vor Müdigkeit ſchlief ſie ein. Dabei entglitt ihrer Hand das Tragband, an dem ſie die Bürde hielt. Die Bürde rutſchte rückwärts weg, das Band legte ſich um ihren Hals, und ſie mußte erſticken.

Am Born der Heimat. Heimatbuch für den Kreis Frankenſtein, 1926, S. 154.

265. Der „Klang" bei Reichenſtein.

Kreis Frankenſtein.

Unter den Bergen um die Stadt Reichenſtein hat einer den Namen Klang. Der Name hat Anlaß zu folgender Sage gegeben:

Vor langen Jahren lebte in dieſer Gegend ein Scholze, ſonſt ein rechtlicher Mann, aber da ihm der Unterhalt ſeiner ſieben Kinder bitteren Kummer bereitete, verwünſchte er ſein Schickſal und wollte ſchier an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln. Da erſchien ein vornehmer Mann in ſeinem Hauſe und übergab ihm eine Summe Geldes, er ſolle es auf mäßige Zinſen ausleihen. Das tat er, und da dies Geſchäft glücklich von ſtatten ging,

freute er ſich. „Höre, wie es klingt," ſprach er jedesmal zu ſeiner Frau, wenn er die harten Taler zählte.

Nach Verlauf eines Jahres kam der Fremde abermals und nahm einen Teil der Zinſen in Empfang, den andern erhielt der Scholze mit einem noch größeren Kapital. Das viele Geld blendete ihn, er nahm höhere Zinſen und fing gar an Wucher zu treiben. Nach einem Jahre kam der Fremde wieder, zog einen Kontrakt aus der Taſche und forderte von ihm, daß er dieſen unterſchriebe, und zwar mit ſeinem Blute, weil er keiner andern Unterſchrift Glauben ſchenke. Ohne langes Bedenken ritzte ſich der Scholze mit der Feder den Finger und unterſchrieb. Der Fremde ging wieder, und das Geld des Scholzen mehrte ſich von Stunde zu Stunde. Gewiſſenloſer als ſonſt verfuhr er mit dem Gelde in dieſem Jahre, Witwen und Waiſen brachte er durch Betrug und Wucher um das Ihrige, es rührten ihn nicht ihre Tränen, ihr Angſtgeſchrei.

Eines Tages wollte er einer armen Witwe ihr Letztes, ihr Häuschen und ihre Kuh, wegnehmen. Horch! Da kommt ein Wagen und hält bei ihm. Zwei Bediente ſpringen herab und fordern den Scholzen auf, er möge den Wagen beſteigen und ihnen zu ihrem Herrn folgen, dieſer wolle mit ihm auf ſeinem Schloſſe bei Reichenſtein Abrechnung halten. Es half kein Widerſtreben, er mußte mit fort. Unter Blitz und Donner ging es über Stock und Stein nach dem Berge. Scheußliche Geſtalten umheulten den Wagen, und den Scholzen erfaßte ein tödliches Grauen. Am Eingange einer ſchwarzen Höhle, wo ſchwefelblaues Feuer brannte, empfing ihn der fremde Herr und wies ihm den Kontrakt vor. „Kennſt Du dieſe Schrift?" donnerte er ihn an. Mit Entſetzen bemerkte der Scholze, daß der Fremde Pferdefüße hatte. „Komm in mein Schloß!" brüllte dieſer, packte ihn beim Schopf und warf ihn in die Höhle hinein. Hier muß der unglückliche Mann, von Höllengeiſtern geplagt, Geld zählen, das iſt die Strafe für ſein Unrecht, und wenn er müde wird, ſchreien ihm die Geiſter ins Ohr: „Höre, wie es klingt!"

Wirft man einen Stein in den Schacht dieſes Drachenberges, ſo ſchallt es herauf: höre wie es klingt! Darum nennen ihn auch die Umwohner den „Klang".

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schleſien, 1841, S. 36 f.

Die Sage wird mit im ganzen gleichen Inhalt ſchon von Fülleborn erzählt in den Schleſ. Prov.-Bl., 22. Bd., 1795, S. 309 f. Die Ausführung iſt dem Zeitgeſchmack entſprechend viel weitläufiger und nach Fülleborns Art in einer Miſchung von Poeſie und Proſa. Übernommen vom Schleſierbuch, 1825, S. 403 u. a. Neuerdings berichtete ſie Prof. Neſtler in Prag aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters, eines Schleſiers, 1906.

266. Der Bockſchädel bei Camenz.

Kreis Frankenſtein.

Auf der Straße zwiſchen Frankenſtein und Camenz, eine Viertelmeile von dem letzten Orte, kommt man bei einer ſteilen Berglehne vorbei, die der Bockſchädel heißt. Man ſagt, ſie heiße ſo, weil ſie das Ausſehen eines Bockſchädels habe. Andere behaupten, hier hätten hütende Hirten alljährlich einen Bock von der Höhe hinabgeſtürzt und das Blut des getöteten Tieres zu Wunderkuren verkauft.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schleſien, 1841, S. 30.

267. Der Sichts bei Camenz ein Spukort.

Kreis Frankenſtein.

Auf der Südſeite des Camenzer Schloßberges zieht ſich der Sichts hin, ein mit Maulbeerbäumen bepflanzter Fleck. Hier ſollen der Sage nach den Wanderern zur Adventzeit in ſpäter Nacht die Geiſter abgeſchiedener Mönche begegnet ſein. Sieh dich für! hieß es dann von dieſer Stelle oder „Sichts" (ſeht zu), daß euch kein Leid geſchieht.

Gegenwärtig iſt eine Dampfmaſchine dort aufgeſtellt, um die Waſſerkünſte des Parkes zu treiben.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schleſien, 1841, S. 13.

268. Der Kreuzberg und der Siegteich bei Camenz.

Kreis Frankenſtein.

Nicht fern von der Bockſchädel genannten Berglehne liegt der Stein- oder Kreuzberg, der mit einem hohen hölzernen

Kreuze geſchmückt iſt. Hier ſoll ſich folgende Begebenheit zugetragen haben:

Die Polen waren mit den Böhmen, die den Warthapaß beſetzt hielten, in Krieg verwickelt. Der polniſche König griff ſie an, wurde aber in die Flucht geſchlagen. Er floh mit den Seinen bis zu dieſem Kreuze, hier machte er plötzlich halt und kriegeriſcher Mut durchglühte ſein Herz. „Krieger," rief er den Seinen zu, „wollet ihr als feigherzig gelten und euern König im Stich laſſen? Weiter als bis zu dieſem Kreuze weiche ich nicht, mein Roß binde ich an dieſen Stamm und kämpfe zu Fuß. Unmöglich könnt ihr wollen, daß euer König ohne Roß in die Königsſtadt einzieht. Faſſet Mut, wir werden ſiegen." Die Polen machten halt, das Beiſpiel ihres Königs belebte ihren Mut, von neuem griffen ſie den Feind an, erſchlugen die Böhmen oder jagten ſie in den Teich, der auf den dortigen Höhen liegt. Es wurde ein großer Sieg, den ſie hier errangen, und der Teich wurde von nun an der Siegteich genannt. Das einfache Kreuz aber, an das der König ſein Roß gebunden, ließ dieſer mit dem Bilde des Heilandes ſchmücken. In der Folgezeit ſorgte man dafür, daß immer ein neues Kreuz geſetzt wurde, wenn das alte morſch geworden war.

Nach anderer Erzählung ſoll es der König der Schweden geweſen ſein, der im Kampfe mit den Öſterreichern hier geſiegt habe. Ferdinand Schreiber, Camenz in Schleſien, 1841, S. 30 f.

269. Der Köpptümpel bei Camenz.

Kreis Frankenſtein.

An der Stelle, wo jetzt das nette Camenzer Forſthaus ſteht, war einſt ein Tümpel (kleiner Teich), der Köpptümpel genannt. Er hat ſeinen Namen von den Hinrichtungen, die hier ſtattfanden, als das Kloſter noch das Recht Verbrecher hinzurichten (zu köpfen) beſaß. Der letzte Verbrecher, der hier geköpft wurde, ſoll ein Frauenzimmer geweſen ſein.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schleſien, 1841, S. 29.

270. Das Unbezwungene Schloß auf dem Hügel „Die Jungfer" bei Camenz.

Kreis Frankenſtein.

Ein Hügel, der dem Bockſchädel genannten Berge bei Camenz gegenüber liegt, führt den Namen „Die Jungfer". Der Sage nach ſoll auf ihm das Unbezwungene Schloß geſtanden haben. Vug nimmt an, daß dort in der Tat bis zum Dreißigjährigen Kriege ein Schloß geſtanden hat. Das laſſe ſich aus dort gefundenen Münzen dieſer Zeit ſchließen.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 277.

271. Der See von Camenz.

Kreis Frankenſtein.

Oskar Vug berichtet in ſeinen Heidenſchanzen:

„In der hieſigen (Camenzer) Gegend finde ich eine Sage, die viel Wahrſcheinlichkeit beſitzt. Der Schromberg wird durch die Felſen am linken Ufer der Neiße nur durch eine gegen 300 Meter breite Öffnung getrennt, durch welche die Neiße fließt. Nun hat ſich die Überlieferung erhalten, dieſe Stelle ſei einſt geſchloſſen geweſen, die ganze Gegend aufwärts von Camenz habe einen See gebildet, und erſt ein hervorragender Mann habe die Felſen durchbrochen und den See entwäſſert.

Ich fand ſchon vor Jahren dieſelbe Sage in der Gegend von Wartha, wo geſagt wurde, das heutige Dorf Frankenberg ſei einſt ein See geweſen. Ich konnte jedoch damals nicht ermitteln, wo ſich die Talſperre befunden habe. Die Beſchaffenheit der Abhänge des Staudebaches bei Frankenberg zeigt, daß hier wirklich einſt das Waſſer 26 Meter höher geſtanden hat als der heutige Waſſerſpiegel der Neiße. Vergleiche ich die Höhenangaben von der Gegend bei Camenz mit der bei Frankenberg, ſo liegt die Feldflur bei Frankenberg faſt 19 Meter tiefer als der Fels, der das Tal bei Camenz ſperrte. Daß nach langen Zeiträumen der Spiegel des Sees immer tiefer ſank, das zeigt ſich an den ſtufenweiſen Auswaſchungen, wie ſie an den nördlichen Ufern des Staudebaches erhalten ſind. Bei höchſtem Waſſerſtande hat alſo

der See von dem Schromberg bis hinauf nach Wartha gereicht. Auffällig bleibt es, daß ſich in der hieſigen Gegend, die doch erſt im 12. und 13. Jahrhundert wieder mit Deutſchen bevölkert wurde, eine Überlieferung dieſes ſehr weit zurückliegenden Vorganges erhalten hat. Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 278 f.

272. Altes Schloß auf dem Baitzeberg bei Baitzen.

Kreis Frankenſtein.

Der Baitzeberg (auch Büttnerberg genannt) bei Baitzen ſoll nach der Sage ein altes Schloß getragen haben. Mehr iſt nicht bekannt. Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 276.

273. Schwedengräben am Guckberg bei Schrom.

Kreis Frankenſtein.

Auf dem Schromberge beim Dorfe Schrom, unweit Camenz, heißt die am weiteſten nach Oſten vorſpringende Kuppe, die mit Kiefern bewachſen iſt, der Guckberg. Der Berg ſteigt von drei Seiten ſteil auf und ſchließt ſich im Norden an den bis zur Neiße reichenden Birkenberg. Alte Gräben, welche nach der Sage von den Schweden aufgeworfen ſein ſollen, ſind verfüllt und verackert, denn dieſe Felſen deckt die fruchtbarſte Muttererde. Es iſt deshalb nichts geblieben als der Name.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 275.

274. Der Schloßberg und der Cyrillus-Brunnen im Stadtwalde bei Münſterberg.

Stadt Münſterberg.

Der Cyrillus-Brunnen befindet ſich im Münſterberger Stadtwalde und entſpringt am ſüdlichen Abhange des ſogenannten Schloßberges — ehemals am Fuße einer mächtigen, gegen 400 Jahre alten Eiche, die aber im Jahre 1895 wegen Wipfeldürre gefällt werden mußte. Über dieſen „Schloßberg“ meldet das im Archiv der katholiſchen Pfarrei Münſterberg befindliche ſogenannte „alte Pfarrbuch“ in freier Übertragung aus

dem Lateinischen: „Als Schlesien im Jahre 905 infolge der Predigten des Methodius und Cyrillus den christlichen Glauben annahm, wurde auf Veranlassung des böhmischen Königs Boleslaus auf einem unweit und nördlich von der Stadt Münsterberg belegenen Berge eine Burg gebaut. In derselben hielten sich fromme Missionäre auf, welche den slavischen, heidnischen Umwohnern das Evangelium des Gekreuzigten predigten. Diese auf einem Berge stehende Burg wurde Münsterberg (von monasterium = Kloster) genannt. Denselben Namen hat die Stadt erhalten, welcher das Zusammenströmen vieler Menschen ihre Entstehung gab."

Grünhagen „Geschichte Schlesiens", S. 4, spricht vermutungsweise aus: daß wenigstens Teile des jetzigen Schlesiens zu dem großen Reiche gehört haben mögen, welches um 623 der von den Wenden zu ihrem Heerführer erkorene fränkische Kaufmann Samo gegründet hat, und dann gegen Ende des 9. Jahrhunderts zu dem großmärischen Reiche, wo dann vielleicht auch Schüler der Slavenapostel Methodius und Cyrillus (Konstantinus) so gut wie in Böhmen und Mähren auch hier Bekehrungsversuche (und zwar nach griechischem Kirchengebrauche) gemacht haben mögen.

In der Tat stieß man 1811 auf der Höhe des Schloßberges beim Einebnen eines Platzes für die später „alte Laube" genannte Waldrestauration und beim Anlegen einer Treppe auf den Berg auf Grundmauern, welche das ehemalige Bestehen eines Gebäudes auf diesem Berge bewiesen.

Die Sage, daß aus dem Cyrillusbrunnen am Fuße des Berges viele Heiden von den Missionären getauft worden seien, hat sich mündlich bis auf unsere Tage erhalten. Der Name Cyrillusbrunnen ist zur Erhaltung der wieder auflebenden Sage gewählt worden. Er wurde in Stein neu gefaßt und am 18. Oktober 1895 eingeweiht von der Sektion Münsterberg des Glatzer Gebirgsvereins.

Carl Hartmann im 16. Jahresbericht des Glatzer Gebirgsvereins, 1896/97, S. 62 f. Auszugsweise.

275. Das Grafenschloß auf dem Brehmeberge und der verbannte Graf in der Brehme.

Kreis Münsterberg.

Zwischen Liebenau und Neu-Altmannsdorf und andererseits zwischen Glambach und Bärdorf liegt ein großer Wald, der den Namen die „Brehme" führt. In ihm ist es nicht geheuer in der Nacht. An seinem Rande liegt in sumpfigem Gelände, von einem langen Damme durchschnitten, ein großer Teich, an dessen Südrande das verschwundene Dorf „Brehme" gelegen haben soll. Ungefähr 1500 Schritte davon entfernt erhebt sich der Brehmeberg. Die Sage berichtet, daß auf diesem ein großes Schloß gestanden habe, in dem ein mächtiger Graf hauste. Ihm gehörte auch das Dorf Brehme.

Eine andere Sage erzählt, daß im Walde ein Brunnen sei, in dem der „Stolzer* Graf" verbannt sei.

Vug, Heidenschanzen, 1890, S. 267 und mündlich aus Patschkau.

276. Die Schlacht bei Alt-Altmannsdorf und der Siegteich.

Kreis Münsterberg.

Westlich von Alt-Altmannsdorf in der Richtung nach dem Stolzwalde soll einmal eine fürchterliche Schlacht mit den Schweden geschlagen worden sein. In dieser Richtung liegt am Niederwald bei Gallenau ein 300 Morgen großer Ackerfleck, der noch heute der „Siegteich" heißt.

Vug, Heidenschanzen, 1890, S. 280.

277. Die Schanzen bei Klein-Schlause.

Kreis Münsterberg.

Zweihundert Meter nördlich vom Vorwerk Marienhof bei Klein-Schlause befindet sich ein bewaldeter Berg, der den Namen „Großbusch" führt. In diesem Berge sieht man gegrabene Einschnitte von etwa 40 Meter oberer Breite und

* Die Sage nennt ihn wohl deshalb so, weil in Stolz die einzigen Grafen der Gegend (Grafen Chamaré) ihren Sitz haben.

gegen 12 Meter Tiefe. Sie ſind ſo breit, daß ſie befahren werden können und ſteigen allmählich an, bis ſie die Hochfläche erreichen. Rechts und links ſind aus den Seitenwänden dieſer Einſchnitte Arme ausgeſchachtet, zwiſchen denen zehn Meter hohe, oben ſchmale Dämme ſtehen geblieben ſind. Nun ſagt die Überlieferung des Volkes, daß ehemals von einem Damme zum andern Baumſtämme gelegen haben, dieſe ſeien mit Reiſig und Erde überdeckt geweſen, und darinnen hätten die Tataren gehauſt. Zahlreiche Funde von breiten kleinen Hufeiſen, Pferdegebiſſen, Knochen von Pferden und Menſchen geben der Sage Nahrung. Vug, Heidenſchanzen, 1890, II., S. 280 f.

278. Die Kegelbahn der Heinrichauer Mönche.

Kreis Münſterberg.

In der Nähe des Kloſters Heinrichau liegt eine große Fläche mit einem Teiche, der Kegelteich genannt. Hier hatten die Mönche ihre Kegelbahn, auf der ſie immer Kegel ſchoben.

K. Mündlich aus Heinrichau.

279. Reſt eines Heidentempels auf dem Kaffenberge bei Tepliwoda.

Kreis Münſterberg.

Von der Abendſeite des Dorfes Tepliwoda gegen Mitternacht ſieht man einen Strich mit Waldung bewachſener Berge, davon der höchſte der Kaffenberg genannt wird, auf deſſen felſiger Höhe man Überreſte von ſehr altem Mauerwerk findet, dem Anſehen nach in dunkler Geſtalt. Man mutmaßt, daß allhier vielleicht in einem Hain ein heidniſcher Tempel geſtanden hat. Zimmermann, Beſchreibung von Schleſien, 1785, IV., S. 86.

280. Der unterirdiſche Gang vom alten Schloſſe Neobſchütz nach Ober-Johnsdorf.

Kreis Münſterberg.

Das alte Schloß Neobſchütz liegt in einer ſtillen Talſchlucht im Innenraum einer Schanze. Von hier ſoll der Sage nach ein

unterirdiſcher Gang nach Ober-Johnsdorf führen und dort mit dem Gange, der vom alten Schloſſe Tepliwoda kommt, zuſammen treffen. Durch alte Leute ermittelte Vug, daß im Jahre 1842, außerhalb des Schloſſes, dieſer Gang einfiel, und dabei traten eine große Zahl Urnen, Scherben und braune Menſchenknochen zutage. Der damalige Gutsverwalter Michaelis ſagte: „Das ſind Menſchenknochen, die müſſen ihre Ruhe haben" und ließ ſie wieder in die Erde betten.

Vug, Heidenſchanzen, II., 1890, S. 303.

281. Der goldene Ring von Vogelgeſang.

Kreis Nimptſch.

Jahrhunderte lang ging im Nimptſcher Berglande die Sage, daß irgendwo im Acker ein dicker ſchwerer goldener Ring vergraben liege.

Als im Jahre 1821 ein Knecht den Acker des Grafen Pfeil bei Vogelgeſang vor Nimptſch pflügte, fand er den Ring. Er war 227 Dukaten ſchwer, von reinſtem Dukatengolde. Der König von Preußen kaufte den Ring um den Goldwert für die Kgl. Kunſtkammer zu Berlin und gab außerdem 50 Rtlr. Finderlohn. Die beiden Enden des nicht geſchloſſenen Ringes liefen in einen Löwen- und einen Drachenkopf aus. Er ſchien ganz neu, keine Spur von Gebrauch war an ihm zu merken. Büſching, der ihn abbildet (in den „Altertümern der heidniſchen Zeit Schleſiens", 1820, Taf. XI, 1a und 1b), vergleicht ihn mit den nordiſchen Schwurringen.

Die Sage finde ich zuerſt erwähnt in der Silesia, 1841, S. 168, in dem Aufſatz von Dr. H. Luchs, Schloß Vogelgeſang bei Nimptſch; dann in einem Aufſatze „Das Nimptſcher Bergland" in Nr. 210 der „Schleſ. Volksztg." vom 7. Mai 1916.

H. Struſche in ſeinen Reminiszenzen aus der Nähe von Nimptſch (Prov.-Bl., 1871, S. 335) erwähnt als Glauben der Leute, Römer hätten an jener Stelle eine Schlacht geſchlagen.

Der Ring hatte in Berlin ein verhängnisvolles Schickſal. Er wurde aus dem Muſeum geſtohlen, und als man den Dieb entdeckte, hatte er nur noch die beiden Köpfe im Beſitz. Übrigens befindet ſich eine vergoldete Nachbildung von ihm im Breslauer Altertumsmuſeum.

282. Die Pappeln von Pangel.

Kreis Nimptsch.

In dem Dorfe Pangel führt ein Weg zum alten Schlosse hinauf, an dem schnurgerade ausgerichtet dreizehn Pappeln gepflanzt sind. Sie sind zu gewaltigen Baumriesen geworden, ein herrliches Naturdenkmal. Die Sage erzählt von ihrem Ursprunge folgendes:

Das alte Schloß ist mit seiner verrosteten Wetterfahne heute ein unansehnliches Haus, ein Bau aus dem 18. Jahrhundert, anspruchslos, aber von glücklichen Menschen bewohnt. Dreizehn Kinder wuchsen lebensfroh um ein glückliches Ehepaar empor, den Gutsherrn und seine Gattin. Aber eines Tages klopfte der Tod an die Pforte des Hauses, und in kurzer Zeit raffte er eins um das andere von den Kindern hinweg. Die Eltern sahen sich grausam von der Höhe ihres häuslichen Glückes gestürzt. Da beschlossen sie, ihren Lieblingen ein Denkmal zur dauernden Erinnerung zu setzen und pflanzten dreizehn Pappeln an dem Wege zu ihrem Schlosse, wo sie so viel Freude, aber auch so viel Leid erlebt hatten. Die Pappeln wuchsen und standen wie ewige Zeugen.

Aber die neue Zeit hat auch sie dahingerafft, im Frühjahre 1921 wurden sie gefällt, und nur noch ihre Stümpfe reden eine stumme Anklage. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 12.

283. Der Siebenbrunnen bei Kosemitz.

Kreis Nimptsch.

Zur Zeit Friedrichs des Großen befand sich bei Kosemitz in der Nähe von Zülzendorf eine berühmte Fundstätte eines Halbedelsteins, den man Chrysopras nannte. Ein alter Stollen, der im Anfange des 18. Jahrhunderts in den Kosemitzer Berg getrieben wurde, um den Chrysopras zu suchen, führt den Namen Siebenbrunnen.

Es wird erzählt, daß dieser Stollen einst ein unterirdischer Gang gewesen sei, der nach dem Kosemitzer Schlosse führte.

Ein Bächlein kommt aus ihm gefloſſen, wohl als ſieben Quellen (daher der Name Siebenbrunnen), und eilt der vorüberziehenden Lohe zu.

Nimptſcher Landsmann-Kalender für das Jahr 1925. Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 320.

284. Der Türkenwinkel bei Neuzülzendorf.

Kreis Nimptſch.

Wo heute Neuzülzendorf liegt, ſoll ehemals ein großer Sumpf geweſen ſein. In der Nähe ſollen einmal Türkenkämpfe ſtattgefunden haben, und die Einwohner der Gegend ſollen ſich in dieſe Sumpfgegend mit ihrer Habe gerettet haben, die deshalb noch jetzt „der Türkenwinkel" heißt.

Nimptſcher Landsmannkalender für das Jahr 1925.

285. Der Loheteich bei Neuzülzendorf.

Kreis Nimptſch.

Auf einer kleinen Wieſe bei Neuzülzendorf entſpringt die Lohe, nimmt Rieſelungen aus den angrenzenden Äckern und Wieſen auf und erweitert ſich bald zu einem Teiche von der Fläche eines Hektars. Auf ſeinem Grunde quillt es fort und fort von kleinen Wäſſern.

Die Sage erzählt, einſt ſeien die Quellen ſo übermütig geworden, daß ſie übermächtige Fluten ausſpien. Die Anwohner aber bekamen eine unermeßliche Angſt und nahmen ihre Zuflucht zu Mühlſteinen, Bruchſteinen, Feldſteinen und Erde, davon warfen ſie ſoviel in den Teich, daß zuletzt die Quellen verſtopft wurden.

Heut verläßt die Lohe als ein munteres Bächlein den Teich.

Nimptſcher Landsmannkalender für das Jahr 1925.

286. Das Ruſſengrab in Dürrbrockuth.

Kreis Nimptſch.

Als die Ruſſen im Juni und Juli 1813 in Dürrbrockuth lagen, zeigten ſie ſich den Dorfbewohnern als läſtige Burſchen.

Sie ſtahlen, was ſie nur konnten, und die Leute waren ihres Eigentums nirgends ſicher, was nicht niet- und nagelfeſt war, verſchwand auf Nimmerwiederſehen. Die Einwohner gerieten durch dieſe beſtändigen Räubereien in eine derartige Wut, daß ſie in einer Nacht ſieben Ruſſen, die ſie eben beim Stehlen erwiſcht hatten, totſchlugen und in der Steinhohle verſcharrten. Dort iſt die Stelle, die noch heute das Ruſſengrab genannt wird.

Von Lindner in Dürrbrockuth.
Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 19.

287. Die Scherniggräben bei Siegroth.

Kreis Nimptſch.

An mehreren Stellen des Nimptſcher Kreiſes befinden ſich Gräben und Vertiefungen, die in uralter Zeit von Menſchenhänden aufgeworfen worden ſind, wie die Scherniggräben und die Höllenlöcher zwiſchen Siegroth und Petrikau. Welchem Zweck ſie dienten, iſt noch nicht geklärt.

Die Scherniggräben liegen eineinhalb Kilometer nordweſtlich von Siegroth, bedecken eine Fläche von 1600 Quadratmetern und haben eine Tiefe von zwei bis zehn Metern. Über ihre Entſtehung erzählt die Bevölkerung folgende Sage:

Vor langer Zeit lebte in einem der umliegenden Dörfer ein Beſitzer, der Schernig hieß. Eines Tages holte er Holz aus dem Walde. Der Wagen war ſchwer beladen und ſank ſo tief in die feuchte Erde ein, daß die Pferde außerſtande waren, ihn vorwärts zu bringen. Unbarmherzig hieb Schernig auf die armen Tiere ein, aber es war alles vergeblich. Da fing er ſchrecklich an zu fluchen und die Pferde zu verwünſchen. Plötzlich tat ſich die Erde auf und verſchlang Mann, Roſſe und Wagen. Bei dieſer Bewegung der Erde ſollen die Gräben entſtanden ſein und nach Schernig ihren Namen erhalten haben. Er aber irrt ſeitdem als ruheloſer Geiſt in den Gräben umher und zu gewiſſen Zeiten kann man ſeine ſchauerlichen Hilferufe hören.

Von Goral in Siegroth.
Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 23.

288. Das untergegangene Schloß und Dorf zu Neudeck bei Nimptſch.

Kreis Nimptſch.

Nördlich von Nimptſch liegt das Schlößchen Neudeck. Es ſoll auf einer früher bebauten Stelle errichtet ſein (K. A. Müller, Vaterländ. Bilder, 1837, S. 547, nennt Neudeck unter den vor 1500 erbauten Burgveſten und Ritterſchlöſſern). In der Bevölkerung lebt die Sage von einem hier gelegenen ganzen Dorfe, das vernichtet worden ſei.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, II., S. 321.

289. Die Goldlöcher an der Chynaſtlehne, das untergegangene Schloß Chynaſt und das verſchwundene Dorf Jenkwitz bei Nimptſch.

Kreis Nimptſch.

Nordöſtlich von Schloß Neudeck erſtreckt ſich die Chynaſtlehne nach Groß-Wilkau hin. Da liegen die Goldlöcher, die auf alten Bergbau hindeuten. Von ihnen wird erzählt, daß in den vierziger, fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Bergmann ſie ein halbes Jahr lang unterſucht und erklärt habe, das Geſtein werde erſt in 50 Jahren reif ſein. Weiter nördlich in der Nähe von Groß-Wilkau ſoll auf dem Berge Schloß Chynaſt geſtanden haben, das auch K. A. Müller erwähnt, S. 325, und auf Zimmermann, Beſchr. v. Schleſ., Bd. I, S. 34, verweiſt. Früher ſollen noch Trümmer zu ſehen geweſen ſein, die aber jetzt verſchwunden ſind. Nordöſtlich von dieſer Bergkuppe iſt die Stelle, die Jenkwitz heißt. Dort ſoll einſt ein Dorf dieſes Namens gelegen haben.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, II., S. 322.

290. Schloß Chinaſt und das untergegangene Dorf bei Wilkau.

Kreis Nimptſch.

Auf dem Eichberge bei Wilkau ſoll einſt das Schloß Chinaſt und unten am Fuße ein Dörflein geſtanden haben, die beide

untergegangen ſind. Schon im Dreißigjährigen Kriege waren ſie beide nicht mehr vorhanden, und man vermutet, daß ſie in den Huſſitenkriegen zugrunde gegangen ſind.

Der Name Chinaſt bedeutet „Fichtenberg". Noch heute ſtehen Tannen und Lärchen neben den trotzigen Eichen auf dem Gipfel des Berges.

Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 10.

291. Des Teufels Steinwurf, der Kirchturm zu Prauß und der Krähſtein auf dem Eichberge bei Wilkau.

Kreis Nimptſch.

Auf dem Eichberge bei Wilkau liegt ein großer Stein, der im Volksmunde den Namen „Krähſtein" führt. Wie er dahin gekommen iſt, erzählt folgende Sage:

Der Teufel ſtand einmal beim Grauen des Tages auf dem Geiersberge (neben dem Zobten) und blickte ins Tal, wo die Menſchen wohnten. Grimmig ſah er, wie ſich ihre Häuſer um die Kirche ſcharten, und weit dahinter erhob ſich die Stadt Strehlen. Er konnte im Morgendämmern gerade ihre ragenden Türme bemerken. Voller Wut ergriff er einen gewaltigen Felsblock, wie ſie um ihn herum lagen, und ſchleuderte ihn nach der Stadt, um ſie zu vernichten. Sauſend fuhr der Block durch die Luft. Gerade in dem Augenblick, als er über Senitz und Groß-Kniegnitz hinwegflog, ertönte aus der Tiefe der Schrei eines Hahnes. Die Gewalt des Wurfes wurde gebrochen und der Stein ſplitterte in mehrere Stücke auseinander. Ein Stück ſprang ſeitwärts und traf den Kirchturm in Prauß, deſſen Spitze zur Hälfte abgeriſſen wurde. Noch heute ſteht der Turm ohne Spitze da. Denn ſo oft man auch die Spitze aufgeſetzt hat, immer iſt ſie durch ein ſonderbares Ereignis herabgeſchleudert worden. Ein anderer Teil des Felsblocks fiel in die Wälder herab und blieb auf dem Eichberge liegen bis auf den heutigen Tag. Das iſt der „Krähſtein".

Von Ernſt Kindler in Nimptſch.

Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 11.

292. Der „Tote Hengst" bei Groß-Wilkau.

Kreis Nimptsch.

Der Weg, der hinter dem Bahnhofe Groß-Wilkau abgeht, an der Ziegelei vorüberführt und beim Straßenkretscham in die von Heidersdorf nach Nimptsch führende Kunststraße übergeht, ist unter dem Namen „Hengst" oder „Toter Hengst" bekannt. Der Name soll daher kommen:

Als im Dreißigjährigen Kriege die Wallensteiner in dieser Gegend ihr Lager hielten, mußte ein Meldereiter bei Einbruch der Dunkelheit mit einer eiligen Nachricht von Heidersdorf nach Nimptsch reiten. In der Nähe der Ziegelei, wo es noch heute einige nasse Stellen gibt, war damals ein großer und tiefer Sumpf. Die Dunkelheit brachte den Reiter vom rechten Wege ab, und er geriet in den Sumpf. Das Pferd, ein kräftiger Hengst, suchte sich herauszuarbeiten, geriet aber bei seinen verzweifelten Anstrengungen immer tiefer in den Morast hinein, und schließlich erstickten Roß und Reiter in den Schlammassen, da niemand ihnen Hilfe brachte. Seit jenen Tagen ist der Name „Toter Hengst" auf den vorüberführenden Weg übertragen worden.

Von Lamche in Wilkau.
Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 8.

293. Die Jenkwitzwiese und die Burg der Grafen von Jenkwitz.

Kreis Nimptsch.

Ganz in der Nähe von Groß-Wilkau (bei Nimptsch) wird eine Wiese die Jenkwitz-Wiese genannt. Dort hat man einen alten Brunnen und in diesem silberne Löffel gefunden. Der Volksüberlieferung nach soll an jener Stelle die Burg der Grafen von Jenkwitz gestanden haben. Ein Teil des Nimptscher Stadtbusches nach Wilkau zu heißt der Jenkwitzbusch. Das Dorf Jenkwitz selbst ist untergegangen.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, I., 1870: aus dem Aufsatze: Das Schloß Groß-Wilkau bei Nimptsch, von H. Strusche, S. 166, Anm. 2.

294. Die Tartarſchanzen bei Priſtram.

Kreis Nimptſch.

Bei Priſtram liegt ein Berg, auf dem einige Erhöhungen die Tartarſchanzen heißen. Man hat daſelbſt Münzen, Dolche und Hufeiſen von ganz beſonderer Art gefunden. Dieſe ſollen von den Tartern herrühren, von denen ein Teil 1241 in die Gegend von Nimptſch gezogen iſt.

Zimmermann, Beſchreibung von Schleſien, 1783, I., 4, S. 12, 16.

295. Woher der Name des Lindwurmbaches bei Heidersdorf.

Kreis Nimptſch.

Auf alten Karten iſt das Heidersdorfer Waſſer als der Lindwurmbach verzeichnet. Woher der Name kommt, erzählt folgende Sage:

Am Lindenberge von Heidersdorf hauſte ein Lindwurm. Manche Ritter waren ſchon ausgezogen, um das Ungeheuer zu töten. Aber alle waren dabei ums Leben gekommen. Endlich aber glückte es einem, den Lindwurm tödlich zu treffen. Als das Tier im Todeskampfe mit ſeinem Schweife wütend auf den Boden ſchlug, brach an dieſer Stelle eine Quelle hervor, die fortan einen Bach ſpeiſte, dem man den Namen „Lindwurmbach" gab.

Von Müller in Heidersdorf.
Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 8.

296. Der geſpenſtiſche Buſch bei Karzen.

Kreis Nimptſch.

Einem reichen Gutsbeſitzer in Karzen war die Frau geſtorben. Vom Tage nach der Beerdigung an mußte eine Magd jeden Mittag einen Teller Eſſen in den nahen Buſch tragen. Im Buſch ſtand ein kleiner Tiſch, auf den hatte ſie das Eſſen zu ſtellen. Auf dem Tiſchchen lag jedesmal ein Fünfzigpfennigſtück. Das durfte ſie ſich nehmen, dann aber mußte ſie eilig nach Hauſe gehen, ohne ſich auch nur einmal umzudrehen.

Das ging ſo eine ganze Zeit. Einſt hörte die Magd, wie ſich die Leute erzählten, daß es im Buſche umgehen ſolle. Die verſtorbene Gutsbeſitzersfrau habe zu Lebzeiten im Buſche einen Schatz vergraben, von dem ſie nicht laſſen könne und darum in ſeiner Nähe ihr Weſen treibe. Da wurde die Magd neugierig, und als ſie das nächſte Mal das Eſſen auf den Tiſch geſtellt hatte, wandte ſie ſich ſcheinbar zum Gehen, verſteckte ſich aber hinter einen Strauch, um zu ſehen, wer ſich das Eſſen hole. Was die Magd beobachtet hat, iſt nicht bekannt geworden; denn ſie wurde abends hinter dem Buſche tot aufgefunden.

Durch Oskar Dittrich in Strehlen.
Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 2. Jahrg., 1924, Nr. 3.

297. Die Kalten Häuſer, ein verſunkenes Dorf.

Kreis Nimptſch.

Die Kalten Häuſer hieß ein im Dürrharter Walde befindlich geweſenes, aber im Huſſitenkriege zerſtörtes Dorf, das nach Karzen eingepfarrt geweſen iſt. Der gemeine Mann glaubt, das Dorf ſei verſunken.

Zimmermann, Beſchreibung von Schleſien, 1783, I., 4, S. 38.

298. Das verſunkene Schloß in der Faſanerie zu Prauß.

Kreis Nimptſch.

Da wo ſich jetzt die „Rehbade" in der Faſanerie zu Prauß befindet, lag einſt vor vielen Jahrhunderten ein Schloß im dichten Walde. Wilde Ritter bewohnten es und ſchreckten mit ihren tollen Jagdzügen die Leibeigenen der Gegend. Unbarmherzig ſchlugen ſie die Hetzpeitſche dem Knechte ins Geſicht, der ihnen zufällig in den Weg kam. Jahrelang trieben ſie es ſo, und was ſie ſonſt noch frevelten an Leib und Leben ihrer Untergebenen, beſonders an der Ehre der Mädchen, ſchrie mehr und mehr zum Himmel. In einer dunklen Neumondnacht war es, als der Sturm heulte und an den Fenſtern riß, da war auf dem Schloſſe ein ausgelaſſenes Feſt, ſtampfender Tanz, Lärm von

Trunkenen und zügelloſe Worte erfüllten den großen Saal, Frauen und Männer waren einander wert. Nur das eine Mädchen ſchien anders zu ſein, verſonnen lehnte ſie in einer Ecke an einem Sattel, eine feine zierliche Geſtalt. Ein wilder Burſche trat auf ſie zu und forderte ſie zum Tanz. Schon reicht ſie ihm willenlos die Hand, da tritt ſein Bruder hinzu, ſtößt ihn von ihrer Seite, er will nicht leiden, daß das Mädchen mit ihm tanzt. Haßerfüllt blicken ſich die Brüder an, und plötzlich zieht der erſte ſeine Klinge und ſtößt ſie dem Bruder ins Herz. Ein wildes Getümmel entſteht, ein Brudermord iſt geſchehen, das Maß iſt voll.

Auf einmal füllt ſich der Saal von kniſternder Feuersglut, die Burg ſinkt in Aſche und begräbt alles, was in ihr iſt. Am andern Morgen finden die Bauern das Schloß vom Erdboden verſchwunden. Ein kleiner Teich hat ſich an der Stelle gebildet, ſchwarz und von unergründlicher Tiefe.

Einmal, es war Jahrhunderte ſpäter, ging ein altes krummes Mütterchen im Walde Pilze ſuchen. Sie verirrte ſich und fand ſich noch nicht zurecht, als ſchon die Dunkelheit heraufſtieg. Da ſieht ſie ein Licht im Walde und geht darauf zu. Und ſie ſieht das Schloß vor ſich ſtehen, von dem ihre Großmutter immer erzählte. Und es iſt Leben darin, der Wächter bläſt vom Wartturm. Ein Zug von Rittern und vornehmen Damen tritt hervor und ſchreitet ſchweigend dahin. Aber zu ihrem Entſetzen erkennt ſie, daß ſie ihre Köpfe in den blutigen Händen tragen. Geſpenſtige Spielleute laſſen ein Tanzlied erklingen, die Ritter tanzen mit den Damen und wild und wilder ſchwingen ſich die Paare. Auch das Mädchen bemerkt ſie, wie es am Sattel lehnt. Sinnend wie ehemals ſteht ſie dort. Da ſchlägt die Turmuhr im nahen Dorfe eins, und in einem Augenblicke iſt der tolle Spuk verſchwunden. Das Mütterlein wußte ſpäter nicht, wie ſie heimgekommen war.

Von Georg Schalaſter in Prauß.
Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 29.

299. Die Herreneiche im Oberwalde von Dürrhartau.

Kreis Nimptſch.

Im Oberwalde von Dürrhartau ſteht eine majeſtätiſche Eiche, die den Namen „Herreneiche" trägt. Viele hundert Jahre mögen über ihrem Haupte dahingegangen ſein. Unter ihrer ſchattenreichen Krone ſoll Friedrich der Große ſein Frühſtück eingenommen haben, als er in ſeinem Alter den Komtur von Groß-Tinz mit ſeinem Beſuche beehrte. Auch der alte Haudegen Blücher ſoll mit ſeinem erprobten Schlachtroſſe unter dieſer Eiche geraſtet haben. Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 28.

300. Der Teufelsgraben von Naſelwitz.

Kreis Nimptſch.

Bei Naſelwitz mündet der „Teufelsgraben" in das Silſterwitzer Waſſer. Die Leute ſagen, der Teufel habe ihn einſt ſchachten helfen, ohne ihn wäre das Werk nicht fertig geworden. Er habe ſich aber zum Lohn für ſeine Dienſte die Seele des Menſchen ausgemacht, der zuerſt über ihn wegſpringen würde. Da der Graben bis zur Regulierung des Silſterwitzer Waſſers durch ſeine Überſchwemmungen immer großen Schaden anrichtete, ſo war er auch ein Teufelsgraben in anderem Sinne.

Von Lache in Naſelwitz.
Illig, Das Nimptſcher Land, 1921, S. 5.

301. Wie der Königsſee bei Strehlen entſtand.

Kreis Strehlen.

Einſt vor vielen, vielen Jahren, als Strehlen noch nicht beſtand, näherte ſich ein herrliches Gefährt den Ufern des Sees, der heute Königsſee genannt wird. Der prachtvolle Wagen wurde von zwei edlen Roſſen gezogen, deren Geſchirr aus purem Golde und Silber hergeſtellt ſchien. Vorn auf dem Bocke ſaß ſteif und ſtumm die ſtraffe Geſtalt des Kutſchers. Durch die Wagenfenſter hindurch aber konnte man im Innern des Wagens ein liebliches Bild ſehen. Eng aneinander geſchmiegt ruhte auf weichen Polſtern ein junges Königspaar. Aus ihren

Augen blickte die Liebe. Ganz in ihr Glück verſunken achteten die beiden nur wenig auf das, was draußen vorging. Im Schutze der Dunkelheit aber hatten ſich mehrere verwegen ausſchauende Geſellen an das Gefährt herangeſchlichen, um das Königspaar zu überfallen und zu berauben. Einer der Räuber ſprang auf den Sitz des Kutſchers, um die Pferde zum Stehen zu bringen. Dieſe jedoch, durch den Lärm des Überfalls ſcheu geworden, jagten in wilder Haſt davon. Der Kutſcher konnte ihrer nicht mehr Herr werden. Immer mehr näherten ſie ſich dem See. Angſtvoll klammerte ſich die Braut an den Geliebten. Doch ſchon nahte das Verhängnis. In ihrer Wildheit machten die Roſſe auch nicht vor dem Waſſer halt. Noch ein letzter, markerſchütternder Aufſchrei, dann ſchlugen die Fluten über ihren Opfern zuſammen. Der namenloſe See war zum „Königsſee" geworden.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 36.
Durch Seminariſt Wilhelm Flache aus Strehlen.

302. Von den Kreuzſteinen bei Gurtſch.

Kreis Strehlen.

Wo in den Feldweg von Strehlen nach Gurtſch die von Kuſchlau kommende Obſtallee einmündet, ſtehen die beiden Kreuzſteine. Sie bezeichnen die Stelle, an der ein großer Goldſchatz in einem unterirdiſchen Gewölbe verborgen ſein ſoll. Nur alle hundert Jahre einmal öffnet ſich auf kurze Zeit der Zugang zu ihm. Wer ihn findet, macht ſein Glück — es ſei denn, daß er es ſich ſelbſt durch eigene Schuld verſcherzt.

Es wird erzählt, daß einſt vor vielen Jahren ein Knecht namens Pätzold mit ſeiner Frau auf dem Heimwege von Kuſchlau nach Gurtſch in ſpäter Nachtſtunde an den Kreuzſteinen vorbeikam. Da ihn plötzlich eine große Müdigkeit überkam, ſetzte er ſich auf einen von ihnen, um etwas auszuruhen, während ſeine Frau langſam weiter ging. Als er ſich zur Seite wandte, gewahrte er zu ſeiner Verwunderung ein Loch in der Erde mit Stufen, die wie in einen Keller hinabführten. Obgleich er den Weg ganz genau kannte, konnte er ſich nicht er-

innern, es je vorher geſehen zu haben. Er ſtieg daher vorſichtig in die Erdöffnung hinab und gelangte in ein Gewölbe, in dem ganze Reihen großer Töpfe ſtanden, die bis obenan mit Goldſtücken gefüllt waren. Sein Staunen wurde noch größer, als ein zwerghaftes Männchen, dem ſieben Hündchen folgten, auf ihn zutrat und zu ihm ſagte: „Pätzold, Du biſt ein braver Kerl, Du darfſt Dir zwei Töpfe voll Gold mitnehmen: einen für Dich und einen für die Armen. Nur mußt Du ſie ganz allein und ohne ein Wort dabei zu ſprechen, nach Hauſe ſchaffen. Auch darfſt Du niemandem dieſe Stelle verraten, ſonſt geht es Dir ſchlecht."

Der Knecht ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern ſuchte ſich die beiden größten Töpfe aus und trug ſie mit einiger Anſtrengung nach oben. Obwohl er ein großer, kräftiger Mann war, vermochte er doch nicht, beide Töpfe gleichzeitig fortzubringen. Aber er wollte auch keinen von ihnen vorläufig zurücklaſſen, weil er befürchtete, bei ſeiner Rückkehr ihn nicht mehr vorzufinden. Er wartete eine Weile, und da vom Zwerge mit den ſieben Hündchen nichts mehr zu merken war, rief er laut hinter ſeiner Frau her. Kaum aber erklang ſeine Stimme, ſo verſchwanden im Nu die beiden Goldtöpfe, und auch von dem unterirdiſchen Gewölbe war keine Spur mehr zu entdecken. Vor Schrecken ſetzte ſich Pätzold auf einen der Steine, und ſo traf ihn ſeine Frau an, die auf ſein Rufen hin umgekehrt war. Fieberfroſt ſchüttelte ſeinen Körper, und nur mit Mühe brachte ſie ihn nach Hauſe. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, während er beſtändig von den Goldtöpfen und von dem Männchen mit den ſieben Hündchen phantaſierte. Schon am dritten Tage nach dem nächtlichen Erlebnis ſtarb er.

Bei den Kreuzſteinen ſteht ſeit kurzer Zeit eine Feldziegelei in Betrieb. Da die hundert Jahre bald um ſein müſſen, beſteht Ausſicht, durch ſie den verborgenen Schatz zu heben.

Durch E. Liebich von Frau Steiner in Kuſchlau und von anderen. Heimatblätter für den Kreis Strehlen. 1. Jahrgang. 1923, Nr. 2.

303. Die Steine zwiſchen Nieder- und Mittel-Podiebrad.

Kreis Strehlen.

Was die zwiſchen Nieder- und Mittel-Podiebrad ſtehenden Steine bedeuten ſollen, erzählt folgende Sage: In einem der böhmiſchen Dörfer bei Strehlen war einmal ein ſchönes und reiches Mädchen. Die wurde von zwei ſchönen und reichen Burſchen geliebt, und alle beide wollten ſie zur Frau haben. Aber ſie wählte natürlich nur den, der ihr beſſer gefiel. Als ſie nun als Brautpaar aus der Kirche traten, lauerte der abgewieſene Burſche hinter einem Strauche, ſchoß auf beide und verwundete ſie ſchwer. Sie gingen noch ein Stückchen, dann brachen ſie tot zuſammen. Da erſchoß ſich der Mörder ebenfalls. So ſtarben alle drei. Die genannten Steine ſind zum Andenken an die Tat geſetzt worden.

Durch Gerhard Mandel in Strehlen mundartlich mitgeteilt. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 2. Jahrg., 1924, Nr. 5.

304. Vom Apothekerberge bei Huſſinetz.

Kreis Strehlen.

Wenn man von der Huſſinetzer Schule nach dem Ziegenberge geht, kommt man zu einem kleinen Hügel, den der Volksmund den Apothekerberg nennt. Er führt angeblich den Namen nach einem Apotheker aus Strehlen und ſteht in dem Rufe, ein Geſpenſterberg zu ſein. Die Leute erzählen darüber folgendes:

Vor ungefähr 170 Jahren lebte in Strehlen ein Apotheker, der durch ſeine Gottloſigkeit bekannt war. Wenn am Sonntag die Glocken zur Kirche riefen, beſtieg er ſein Pferd und ritt ſpazieren. Die Kirchgänger lachte er aus. Es war am ſpäten Abend eines Feiertages, als er auf dem Heimritt von Münſterberg her am Latteluch (Letteloch) vorüber kam. Er fluchte und ſchimpfte über den ſchlechten Weg, der hier mit Geröll überſät war. Da ſtolperte das Pferd, er ſtürzte und brach das Genick. Am nächſten Morgen fanden ihn Landleute tot liegen und brachten ihn nach Strehlen. Hier wurde ihm ein großes Be-

gräbnis veranſtaltet. Als ſich der lange Leichenzug in Bewegung ſetzte, ſahen die Trauergäſte mit Entſetzen, daß der Apotheker, die lange Pfeife rauchend, aus einem Fenſter ſeiner Wohnung ihnen nachſchaute und ſich anſcheinend über ſein eigenes Begräbnis luſtig machte.

Auf dem Friedhofe fand der gottloſe Mann keine Ruhe. In der Mitternachtsſtunde ging er um und beläſtigte die Leute, die zufällig auf der Straße beim Kirchhof vorübergehen mußten. Da wurde ein Geiſterbanner aus Breslau beſtellt, der das Geſpenſt in einem Sack aus Roßhaaren einfing. Dieſer Sack wurde auf der Unfallſtelle vergraben. Man hoffte, der böſe Geiſt würde jetzt Ruhe finden. Aber nun ging das Geſpenſterunweſen erſt recht los, und niemand wagte ſich zur Nachtzeit mehr in die Nähe des Loches. Selbſt die jungen Burſchen, die in den frühen Morgenſtunden aus den Nachbardörfern heimkamen, ſcheuten den Geiſt und machten aus Furcht vor ihm große Umwege. Der Geiſterbanner fing ihn deshalb zum zweiten Male ein und begrub ihn auf dem Apothekerberge, weil der damals ein wüſter, öder Ort war. Seitdem ſpukt es hier, aber nur noch ſelten.

Durch W. Junek von Herrn Burjan in Huſſinetz. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 2.

305. Die goldene Glocke von Goſchwitz.

Kreis Strehlen.

Wer auf dem Wege von Töppendorf nach dem Rummelsberge wandert, kommt an einer Stelle im Walde vorüber, wo einſt ein Dorf geſtanden hat. Zwei Brunnen ſind noch deutlich zu erkennen. Die Leute nennen es Goſchwitz.

Einſt, im Huſſitenkriege, kamen die wilden Horden auf ihren Raubzügen auch dorthin. „Die Feinde kommen!“ Dieſer Schreckensruf trieb faſt alle Bewohner zur Flucht. Im Kirchturm hing eine große goldene Glocke. Handfeſte Männer holten ſie herunter, damit ſie nicht in die Hände der „ſneden ketczir“ fallen ſollte. Dabei ſtürzte ſie in einen der Brunnen und konnte

nicht mehr gehoben werden. Die Feinde kamen, die Glocke war wenigſtens vor ihrer Habgier ſicher. Nun ſinkt ſie alle Jahre tiefer. Männer haben ſpäter verſucht, ſie herauszuheben, aber ſie kamen dabei um.

Von Schubert in Töppendorf. Willy Schubert, Im Strehlener Lande in alten Zeiten, 1922, S. 8.

306. Die Sammelbirke am Rummelsberge.

Kreis Strehlen.

Gehen wir nach dem Rummelsberge an der Pogarthſtraße aufwärts, ſo kommen wir an die Sammelbirke. Eine Bank daneben ladet zur Ruhe ein. Drei Wege gehen von hier ab, nach dem Ziskagrunde, nach Pogarth und nach dem Berge.

Es war im Huſſitenkriege. Goſchwitz war vernichtet. Auf ſchmalem Pfade drängte eine ängſtliche Menge dem Rummelsberge zu. Die unglücklichen Dorfbewohner ſind es. Da, wo heute die Sammelbirke ſteht, erwarten ſie einander. Niemand weiß wohin. Heimatlos, vertrieben von Haus und Hof, irren ſie umher. Wo ſoll der Weg nun hinführen? Ins Elend, das wiſſen ſie alle. Ja, wenn die Burg auf dem Berge ſchon dageweſen wäre, ſie hätten dorthin ihre Zuflucht genommen (erbaut 1439, durch die Breslauer 1443 zerſtört).

Schon damals ſoll an jener Stelle eine Birke geſtanden haben. Der Volksmund hat ſie deshalb als Sammelbirke bezeichnet. Der alte Baum iſt ins Grab geſunken, neue ſind daraus hervorgegangen, die Bezeichnung Sammelbirke iſt geblieben. (Nach einer Notiz bei Bug, Heidenſchanzen.)

Willy Schubert, Im Strehlener Lande in alten Zeiten, 1922, S. 9.

307. Von der Kreuzeiche am Wege von Strehlen nach dem Rummelsberge.

Kreis Strehlen.

1. Wie die Kreuzeiche ihre eigenartige Geſtalt erhielt.

In meiner Familie hat ſich die Überlieferung erhalten, daß die ſonderbare Form der Kreuzeiche im Zuſammenhang mit der Er-

mordung einer meiner Vorfahren ſtehe. Es handelt ſich um den Großvater meiner Großmutter, der um 1700 in Schreibendorf geboren wurde und ſpäter in Kunern im Münſterberger Kreiſe Bauer war. Er hieß Kreuzmann. Als er einſt mit einer Fuhre Getreide auf dem Wege nach Strehlen war, wurde er von Räubern überfallen und erſchlagen. Die Pferde kehrten ohne ihren Herrn zurück. Da machte ſich der Sohn des Ermordeten, mein Urgroßvater, auf, ihn zu ſuchen. Er fand ſeine Leiche am Wege unter einer jungen Eiche liegen. Um ſich die Stelle zu merken und zugleich zum Gedächtnis an die Mordtat ſpaltete er das Eichenſtämmchen und zog durch die Öffnung einen Seitenzweig. Die durchſchlungenen Reiſer wuchſen weiter, ſo entſtand die eigenartige Geſtalt der Kreuzeiche.

Von Walter Neumann in Strehlen.

2. Von der Teufelsbude bei der Kreuzeiche.

Wo jetzt die Kreuzeiche ſteht, hatte ſich früher der Teufel eine Bude erbaut. In dieſe lockte er die Menſchen, um ihnen ihre Seele zu rauben. Einmal ſuchten vier Kinder bei der Teufelseiche Blaubeeren. Da kam ein Mann mit Pferdefüßen, der lange Stangen ſchleppte. Er ſagte zu den Kindern: „Eure Blaubeeren könnt Ihr mir geben.“ Sie fragten ihn: „Was gibſt Du dafür?“ Er ſagte: „Ich werde Euch in meiner Wohnung etwas Schönes zeigen.“ Da gingen ſie mit ihm in die Teufelsbude. Man hörte ſie jämmerlich ſchreien, ſah ſie aber nie wieder.

Später wagte es der Teufel nur noch in Verkleidung zur Kreuzeiche zu gehen. Einmal kam er in Geſtalt eines Schimmels. Er traf zwei Frauen an, die hier Holz auflaſen. Er jagte die eine von ihnen immer um den Baum herum. Da rief dieſe der andern zu: „Komm, hilf mir doch, jag doch den Schimmel fort!“ Die andere Frau aber antwortete: „Ich ſehe ja nichts, es iſt doch nichts, bleib doch ſtehen!“ Die Frau aber rannte ſo lange um die Kreuzeiche herum, bis ſie tot zuſammenbrach.

Durch Karl Barta in Strehlen von ſeinem Vater.

3. Vom Geſpenſt bei der Kreuzeiche.

Bei der Kreuzeiche verunglückte einſt ein reicher Herr. Er ſtürzte in den ſchmalen Graben, der hier vorbeiführt, und brach das Genick. Sein Geiſt ging in der Mitternachtsſtunde um und verurſachte ein ſchreckenerregendes Geräuſch. Die Frau des Verunglückten ließ einen Paſtor kommen, der ihn verbannen ſollte. Er fuhr mit einem Wagen bis in die Nähe der Kreuzeiche und ging dann allein auf das Geſpenſt zu. Dieſes ſtellte drei Fragen, die der Geiſtliche richtig beantwortete. Da ſchrumpfte es zu einem kleinen Käfer zuſammen, den der Geiſterbanner in eine Flaſche einfing und unter der Kreuzeiche vergrub. Als er zu ſeinem Wagen zurückkam, ſah er bleich und gealtert aus. Er ſagte zum Kutſcher: „Fahren Sie eiligſt heim. Einen habe ich verbannt, einen Zweiten verbanne ich nicht mehr."

Durch Oskar Dittrich von Frau Moche in Strehlen.
Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 3.

308. Von den „Hohen Steinen" am Rummelsberge.

Kreis Strehlen.

Zwiſchen Katſchelken und dem Rummelsberge liegen die „Hohen Steine". Das ſind rieſenhafte, wildzerriſſene Felſen, die ſich bis über die höchſten Spitzen des ſie umgebenden, hier faſt undurchdringlichen Waldes emportürmen. In ihrem Schutze ſollen die Altlutheraner in der Zeit, da ſie verfolgt wurden, ihre Gottesdienſte, Taufen und Trauungen abgehalten haben.

Eine Sage erzählt, daß einſt an einem Karfreitagmorgen eine arme Frau, die im Walde Holz ſuchte, bis an die „Hohen Steine" gelangte. Sie hatte ihr kleines Kind mit, das wollte ſie im Schatten der Felſen ſpielen laſſen. Da gewahrte ſie durch eine Felſenſpalte einen hellen Schein. Sie folgte mit dem Kinde auf dem Arme dem Lichtſchimmer und gelangte in eine taghell erleuchtete Halle, auf deren Boden große Haufen von Gold lagen. Da ſetzte ſie das Kind auf den Tiſch, der in der Mitte

des Raumes ſtand, und ſcharrte ſchnell ſo viel Gold zuſammen, als ſie in den Taſchen und in der Schürze unterbringen konnte, und eilte dann wieder hinaus. In der Freude über den plötzlich erworbenen Reichtum hatte ſie aber ganz auf ihr Kind vergeſſen. Erſt als ſie ſich bereits wieder im Freien befand, vermißte ſie es und wollte umkehren, es zu holen. Da aber war die Felſenöffnung verſchwunden, und ſo ſehr ſie auch ſuchte, es war keine Spur mehr von ihr zu entdecken. Sie brach in lautes Weinen und Wehklagen aus, warf in ihrer Verzweiflung alles Gold fort und eilte davon, um Hilfe zu holen. Sie traf einige Frauen, die in der Nähe ebenfalls Holz ſammelten, und kehrte mit ihnen zu den „Hohen Steinen" zurück. Aber ihr vereintes Bemühen war gleichfalls ohne Erfolg, und auch das fortgeworfene Gold fand man nicht mehr.

Ein Kaplan aus Siebenhuben gab der unglücklichen Mutter den Rat, am nächſten Karfreitag um dieſelbe Stunde an den gleichen Ort zu gehen, bis dahin aber Gott täglich um Gnade für ihr Kind zu bitten. Das tat ſie nun auch, und als ſie im nächſten Jahre am Karfreitagmorgen wieder zu den „Hohen Steinen" kam, fand ſie wirklich die Felſenöffnung vor. Sie eilte hinein. Da ſaß das Kind unverſehrt auf der gleichen Stelle, wo ſie es hingeſetzt hatte, und patſchte vor Freuden in die Hände, als es die Mutter erblickte. Dieſe nahm es überglücklich in ihre Arme und eilte mit ihm hinaus, ohne ſich nach den funkelnden Schätzen auch nur umzuſehen.

Durch Walter Junek von Herrn Burjan in Huſſinetz. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 3.

309. Die Teufelskegelbahn auf dem Rummelsberge.

Kreis Strehlen.

Hinter dem Gaſthauſe auf dem Rummelsberge fällt der Abhang ziemlich ſteil ab. Ein baumloſer, nur mit verſtreuten Felsblöcken bedeckter und mit ſieben Gräben verſehener Streifen dieſes Abhanges wird die „Teufelskegelbahn" genannt. Dieſe Bezeichnung wird durch folgende hübſche Sage erklärt:

In grauer Vorzeit beherbergte der Rummelsberg auf ſeinem Gipfel die Rummelsburg, den Sitz eines alten, kraftvollen Rittergeſchlechts.* Der liebſte Zeitvertreib eines der Ritter aus dieſem Geſchlechte war das Kegeln. Dieſe Leidenſchaft wollte ſich der Teufel zunutze machen, um die Seele des ſtarken Ritters zu gewinnen. Eines Tages erſchien er in Geſtalt eines Ritters vor dem Beſitzer der Rummelsburg und forderte ihn auf, mit ihm um Leib und Gut zu kegeln. Der Ritter, der gar bald merkte, wen er vor ſich hatte, aber Hölle und Teufel nicht fürchtete, erklärte ſich damit einverſtanden. Nachdem ſie durch Handſchlag ihren Vertrag bekräftigt hatten, ließ der Ritter durch ſeine Knechte ſein Gut in mehreren Säcken an den Ausgangspunkt der oben erwähnten Kegelbahn bringen, wohin auch der Teufel einige Säcke Geldes geſchafft hatte. Nun konnte der Wettſtreit beginnen. Der Teufel machte den Anfang. Er faßte einen der herumliegenden Felsblöcke mit ſeinen in einen Eiſenpanzer gehüllten Teufelskrallen und ſchleuderte ihn mit aller Gewalt die Bahn hinunter. Über den Abhang hinabkollernd, erreichte der Block ſein Ziel und riß ſieben der als Kegel dienenden Felſen um. Mit grinſendem Frohlocken hörte der Teufel das Getöſe und ſah das Ergebnis ſeiner Anſtrengung, und er träumte ſich ſchon in die Rolle des Siegers hinein. Doch er hatte zu früh gejubelt. Auch der Ritter hatte einen Felſen erfaßt und ihn mit weit größerer Kraft hinabgeſchleudert. „Alle Neune!“ tönte es von unten herauf aus den Kehlen der Ritterknechte. Das grinſende Geſicht des Teufels verzerrte ſich zu einer gräßlichen Grimaſſe. Plötzlich wandte er ſich um zu ſeinen Säcken und gedachte noch ſchnell einen Teil ſeines Gutes für ſich zu retten. Doch ſchon ſtand der Ritter mit blankem Schwerte dabei. Als der Teufel merkte, daß alles für ihn verloren war, ſtieß er einen ſchrecklichen Fluch aus und war

* Das der Czirn. Der Name Zeirn (vom Volke Zorn genannt) ſoll nach Sinapius ſchon in einem alten Bardenliede vorkommen, das in einer alten Eiche auf der Dracheninſel zwiſchen Oder und Bartſch gefunden worden ſein ſoll und das die alten Quaden und Lygier nenne, die unter Hermann gegen Varus fochten (Görlich, Geſchichte von Strehlen, 1853, S. 146, Anm. I). Eine gelehrte Phantaſterei.

verſchwunden. Der Ritter rieb ſich beluſtigt die Hände und ließ die Siegesbeute in ſeine Burg tragen in dem ſicheren Bewußtſein, daß ihn der Teufel von nun an ungeſchoren laſſen werde. Den Ort aber, an dem ſich das alles zugetragen hatte, nannte man die „Teufelskegelbahn".

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 56. Durch Seminariſt Wilhelm Flache von Herrn Puſch, Bergwirt auf dem Marienberge bei Strehlen. Andere Darſtellung in meinen Schleſ. Sagen II, S. 701.

310. Der Marienſtein bei Geppersdorf.

Kreis Strehlen.

Geht man die Straße, die von Steinkirche über Geppersdorf nach Pogarth führt, ſo zweigt ſich etwa 200 Schritt hinter Geppersdorf rechts ein Fußweg ab. Verfolgt man dieſen Fußweg, der unmittelbar am Waldesſaum das Gleis der Schmalſpurbahn überſchreitet und in der Waldecke in den Wald führt, ſo kommt man nach etwa 2—3 Minuten zu einem mächtigen Stein, „Marienſtein" genannt.

Die Sage erzählt: Als Joſeph und Maria mit dem Jeſuskinde nach Ägypten flohen, ging ihr Weg über den Marienſtein. Vertiefungen in dem Stein (Löcher, die man gemeißelt, um einen Teil des Steines abzuſpalten) ſind die Fußabdrücke des Eſels, eine Niſche die Wiege des Jeſuskindes, eine runde, große Vertiefung — einem Gletſchertopf ähnlich ſehend — iſt der Tiegel, in welchem Maria dem Jeſuskinde den Brei kochte.

In meiner Kindheitszeit war der Marienſtein beſonders im Frühling und Sommer ein von jung und alt gern beſuchter Ort. Immer wurde der Stein, beſonders die Fußtapfen, der Tiegel und die Wiege mit Anemonen und Maiglöckchen, grünen Zweigen uſw. geſchmückt.

Von Bruckſch in Geppersdorf. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, Schleſ., 3. Jahrg., 1925, Nr. 1.

311. Die Zigeunerlinde bei Schreibendorf.

Kreis Strehlen.

Fahrendes Volk war es, Zigeuner ohne Heimat, ohne Vaterland, die kamen einſt nach Mittel-Schreibendorf. Es

war zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Der Tod hatte einen der Fremdlinge dahingerafft, in fremder Erde mußte er zur Ruhe gebettet werden. Doch die Schreibendorfer litten es nicht, auch nicht auf dem Kirchhofe geſtatteten ſie ihm ein Plätzchen, und ſie vertrieben den Zigeunertrupp nach Polniſch-Jägel. Aber auch hier wurde dem Toten das Begräbnis verweigert. Und ſo ſcharrten ſie ihn auf dem Grenzrain zwiſchen beiden Dörfern ein und ſetzten eine Linde auf ſein Grab. Das iſt die Zigeunerlinde.

Heimatklänge der Kirchfahrt Schreibendorf. Willy Schubert, Im Strehlener Lande in alten Zeiten, 1922, S. 10 f.

312. Das Königsgrab bei Gührau.

Kreisgrenze Grottkau-Strehlen.

Wer von Polniſch-Jägel nach Gührau (Kreis Grottkau) wandert, kommt an der Kreisgrenze zu den Totterngräben. Alte Leute nennen ſie kurzweg die Gräben. Sie ſind die Reſte eines alten Schanzwerkes. Es war vor mehr als tauſend Jahren, ſo erzählt die Sage, da herrſchte einſt ein König in dieſer Schanze. Am Fuchsberge, am Honigberge mögen vielleicht ſeine anderen feſten Plätze geweſen ſein. Eine alte Handelsſtraße zog an ſeinen Schanzen vorüber.

Der alte König ſtarb; ob an einer Krankheit, die Sage hat es uns nicht erhalten. Da, wo er gelebt, gelitten und geſtritten, ſollte er auch begraben ſein. Sein Volk begrub ihn mit aller ſeiner Rüſtung. Die Gefangenen mußten ſein Grab machen. Als ſie das getan hatten, wurden ſie alle umgebracht, damit keiner verraten könnte, wo ſich das Grab des Königs befinde. Des Nachts erhebt ſich oft plötzlich in der Schanze ein Lärm, als ob viele Wagen mit loſe darauf liegenden Schwertern und Spießen herangeraſſelt kämen.

Wug, Heidenſchanzen, 1890, S. 271. Willy Schubert, Im Strehlener Lande in alten Zeiten, 1922, S. 12.

313. Der Gansſtein und die Kreuzeiche bei Olbendorf.

Kreis Strehlen.

Es war vor einigen hundert Jahren. Der Morgen iſt angebrochen, zwei Pferde ſtehen geſattelt vorm Schloß in

Gutſchen. Der Herr und ſein Reitknecht ſchwingen ſich auf und reiten in den Wald. Der Pfad wird enger, es geht langſam vorwärts. Den Herrn ergreift die üble Laune, und er fängt an mit ſeinem Knechte zu hadern, wie er es immer mit ſeinen Knechten tat. Er wirft ihm vor, daß er immer nur halbe Arbeit leiſte. „Du kannſt fortan mein Knecht nicht mehr bleiben. Wünſche Dir Deinen Lohn, Du ſollſt ihn erhalten." Der Knecht zieht jähzornig ſeine Piſtole. Auch der Herr hat die ſeinige ſchon aus dem Gürtel gezogen. Beide drücken zu gleicher Zeit ab, aber des Herrn Schuß verſagt, und er ſinkt, vom Knechte getroffen, lautlos vom Pferde. Der Knecht hatte in der Vorausſicht des Zuſammenſtoßes die Piſtole des Herrn heimlich entladen. Der Mörder reitet eiligſt zum Schloſſe zurück. „Wo iſt Dein Herr?" frägt ihn die Gräfin. „Er iſt noch auswärts. Ein großer Verluſt hat ihn betroffen, und er braucht deshalb viel Geld," lügt er. Die Gräfin übergibt ihm in gutem Glauben das Geld. Der Köchin aber, die eben am Küchenherde eine Gans brät, erzählte er den wahren Sachverhalt. Sie iſt bereit, mit ihm zu entfliehen; die gebratene Gans nehmen ſie mit.

An der Stelle angekommen, wo der Erſchoſſene liegt, bergen ſie die Leiche unter einer Eiche und ſchneiden in dieſe ein Kreuz. Darauf wandern ſie weiter, und erſt am Ende des Waldes, wo der Weg nach dem Mittelhofe von Olbendorf abbiegt, ſetzen ſie ſich auf einen Stein, um die Gans zu verzehren.

Der Stein führt heute noch den Namen „Gansſtein". Die Eiche heißt die „Kreuzeiche".

Aus der Katholiſchen Schulchronik in Olbendorf.
Willy Schubert, Im Strehlener Lande in alten Zeiten, 1922, S. 11 f.

314. Vom Teufelsgraben bei Glambach.

Kreis Strehlen.

Hinter Glambach liegt ein Graben, der im Volksmunde den Namen Teufelsgraben führt. Von ihm erzählte mir der alte Herr Burian in Huſſinetz folgende Geſchichte:

Es war zu der Zeit, da die Bauern noch unter der Leibeigenſchaft ſeufzten, da lebte in Ruppersdorf ein reicher Gutsbeſitzer, der durch ſeine Habgier und Grauſamkeit bekannt war. Um ſeine Leibeigenen recht auszunutzen und zu ſchinden, weckte er ſie oft mitten in der Nacht und gab ihnen irgendeine ſchwere Arbeit auf. Die leibeigenen Knechte mußten gehorchen, da ihr Herr Gewalt über Tod und Leben hatte.

Eines Nachts weckte er ſie wieder und führte ſie bis in die Nähe von Glambach. Hier ſollten ſie einen Graben ausſchachten, der mehrere hundert Meter lang, einige Meter tief und ſo breit ſein ſollte, daß er, wenn er am Morgen zur Beſichtigung käme, nicht mit ſeinem Pferde darüberſpringen könne. Wenn ſie die Arbeit nicht rechtzeitig fertig brächten, würden ſie alle aufgehängt werden. Trotzdem die Erfüllung der Forderung unmöglich war, machten ſich die Knechte ſogleich an die Arbeit.

Kaum war ihr Herr fortgeritten, ſo ſtand ein kleines unſcheinbares Männchen bei ihnen, das redete ſie alſo an: „Ich habe Mitleid mit Euch und will Euch helfen. Legt Euch ruhig ſchlafen, ich werde das Werk vollenden.“ Die Knechte lachten über ſeine Worte. Da ſie aber von der ſchweren Tagesarbeit todmüde waren und obendrein einſahen, daß ſie den Graben bis zum Morgen doch nicht fertigbringen würden, ſo legten ſie ſich auf die Erde und ſchliefen auch bald ein. Mehrere Knechte, die während der Nacht erwachten, wollten geſehen haben, wie unzählige kleine Männchen am Graben ſchaufelten, andere wollten wiſſen, daß viele, viele Raben gekommen ſeien, die mit ihren Schnäbeln die Erde aufhackten.

Als der Morgen dämmerte, rief das kleine Männlein, das wieder allein war, die ſchlafenden Knechte. Mit Staunen und großer Freude ſahen ſie das fertige Werk. Sie nahmen ihre Schaufeln, gingen heim und meldeten ihrem Herrn: „Der Graben iſt fertig“. Der wollte es nicht glauben und ritt fluchend hinaus, um ſich von der Erfüllung ſeines Auftrages zu überzeugen. Als er ſich der Arbeitsſtelle näherte, trieb er ſein Pferd zu gewaltigem Sprunge an. Aber der Graben war zu breit, er

ſtürzte hinein und brach das Genick. Das Männchen aber, das bis zuletzt am Grabenrande geſtanden hatte, verſchwand.

Durch Walter Junek in Strehlen. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 10.

315. Das Männchen an der Lorzendorfer Grenzilme.

Kreis Strehlen.

Zwiſchen Lorzendorf (Kreis Ohlau) und Birkkretſcham ſteht eine Ilme. Als einſt Leute in ihrer Nähe auf dem Felde arbeiteten, ſahen ſie eine kleine Geſtalt unter dem Baume. Die ſagte zu ihnen: „Wer von Euch in der Nacht um 1½ Uhr zu der Ilme kommt, den will ich reich machen". Ein Mann ging auch wirklich in der folgenden Nacht an die bezeichnete Stelle und legte ſich unter den Baum. Es dauerte nicht lange, ſo ſah er vor ſich das Männchen ſtehen. Es machte ihm Zeichen, daß er liegen bleiben ſolle. Bald darauf ſah er, daß es ein Scheit Holz herbeigeſchleppt brachte, in der anderen Hand trug es ein kleines Beil. Das Scheit legte es auf den Liegenden und wollte auf ihm Holz hacken. Da bekam es der Mann mit der Angſt zu tun, er ſprang auf und rannte davon.

Von nun an hatte er keine ruhige Stunde mehr. Sobald er abends einſchlief, träumte er, daß das Männchen auf ihm Holz hacken wolle. In großer Angſt fuhr er immer wieder aus dem Schlafe auf, und ſchon kurze Zeit darauf iſt er geſtorben.

Durch Eberhard Liebich von Fr. Schminkol in Kuſchlau. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 2. Jahrg., 1924, Nr. 5.

316. Die Sagen vom Zitterloch und vom ſchwarzen Hunde an der Pelzbrücke zu Markt-Bohrau.

Kreis Strehlen.

Aus der Zeit, da in Markt-Bohrau noch viele Gerber lebten, ſtammt der Name der Pelzbrücke. In ihrer Nähe wuſchen die Lohgerber ihre Felle in der Lohe. Geht man von der Pelzbrücke aus den Lohedamm entlang, ſo gelangt man an das Zitterloch.

Als die Lohe noch nicht geradegelegt war, trat sie hier oft über ihre Ufer und überschwemmte die angrenzenden Wiesen, die teilweise heute noch sumpfig sind.

Man erzählt, daß einst ein Reiter über die Wiesen geritten kam, der die gefährlichen Stellen nicht kannte. Er bemerkte zwar, daß sein Pferd tief in den Boden eintrat, ahnte aber nichts Schlimmes. Als er nun aber an das Zitterloch kam, stürzte er mit seinem Pferde in den Morast und versank in der Tiefe. Ein ähnliches Schicksal ereilte einen Schäfer, der an einem Sonntagmorgen seine Schafe in der Nähe des Sumpfgebietes der Lohe hütete. Ohne daß er es merkte, war er mit seiner Herde an das Zitterloch gelangt. Als er sich aber niedersetzen wollte, um sein Frühstückbrot zu verzehren, begann unter ihm der Boden zu weichen. Er rief um Hilfe, sein treuer Hund sprang herbei, um seinen Herrn zu retten. Vergebens. Schäfer und Hund verschwanden im schwarzen Schlamm.

Der Reiter soll in der ersten Zeit nach seinem Tode mehrmals in der Nähe des Zitterloches gesehen worden sein. Allerlei Wasserpflanzen hingen an ihm und seinem Pferde herab. Auch von dem verunglückten Schäfer geht die Sage, daß er noch öfters einsamen Wanderern an der Stätte seines Todes erschienen sei. Er saß auf dem feuchten Boden, vor Nässe und Kälte zitternd, und rief um Hilfe, bis er wieder versank. Von dem Schicksal der Herde wird nichts erzählt, der treue Schäferhund soll noch lange in der Nähe des Zitterloches sein Wesen getrieben haben.

Vielleicht ist es der gleiche Hund, der lange Zeit nachts an der Pelzbrücke Wache gehalten haben soll. Wer in später Abendstunde die Landstraße von Markt-Bohrau nach Petrigau ging, konnte seine Bekanntschaft machen. Er kam von der Reitbahn her, die von der Pelzbrücke aus an der Lohe entlang führt, und folgte den nächtlichen Wanderern lautlos bis kurz vor Petrigau, wo er im Mergelpüschel rechts vom Dorfe verschwand. Der Brückenhund wurde in der ganzen Gegend gefürchtet. Denn man erzählte sich, daß jeder, der ihn jage, nach drei Tagen sterben

müſſe. Seit einigen Jahren iſt der Hund nicht mehr geſehen worden. Das ſoll daher kommen, daß man eine tiefe Grube zugeſchüttet hat, die am Lohedamm entdeckt worden war. Andere meinen, der Hund ſei verſchwunden, ſeit man die hölzerne Pelzbrücke abgebrochen und an ihre Stelle die jetzige ſteinerne Brücke gebaut habe. Das ſoll vor ungefähr vierzig Jahren geſchehen ſein.

Von Lehrer F. Ullrich in Markt-Bohrau. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 1.

317. Die Totenfurt bei Markt-Bohrau.

Kreis Strehlen.

Durch die Markt-Bohrauer Faſanerie führt ein ſchnurgerader Damm, der vorzugsweiſe mit Eſchen bepflanzt iſt. Im Volksmunde führt er den Namen „Totenfurt".

Vor vielen Jahren will man beobachtet haben, wie ſich in der Mitternachtsſtunde ein Leichenzug auf dem Damm entlang bewegte. Er kam bis zum Lohedreieck, an die Stelle, wo ſich die Kleine und die Große Lohe vereinigen. Hier kehrte er um und fuhr langſam zurück bis zum Schinderteiche.* Während Begräbnislieder erklangen, lenkte der Leichenwagen den Damm hinab und der lange Zug der Leidtragenden folgte ihm ſingend nach, bis Sarg und Sänger in den dunklen Fluten verſchwanden.

Alte Leute wiſſen auch von einem wirklichen Begräbniſſe zu erzählen, das auf der Totenfurt einhergezogen kam. Es war während einer großen Überſchwemmung, da brachten die Schönfelder den Eſchendamm entlang eine Leiche zur Beerdigung nach dem Markt-Bohrauer Kirchhofe.

Von Lehrer F. Ullrich in Markt-Bohrau. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 1.

* Der Schinderteich iſt ſpäter trocken gelegt worden. Seine Stelle bezeichnet noch heute eine große Vertiefung. Vor einiger Zeit hat man dort Torf geſtochen.

318. Der Pfarrer Gröſchel und das Pfarrpüſchel am Wege von Markt-Bohrau nach Ottwitz.

Kreis Strehlen.

Am Wege von Markt-Bohrau nach Ottwitz lag früher eine kleine Waldung, die das „Pfarrpüſchel" genannt wurde. Davon erzählt man folgendes:

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges lebte in Markt-Bohrau als katholiſcher Pfarrer der Pater Gröſchel. Er haßte Friedrich den Großen und reiſte zur öſterreichiſchen Kaiſerin, um Schleſien zu verraten. Damit aber ſeine Tat verborgen bleiben ſollte, ließ er ſeinen Tod verkünden. Die Beerdigung fand mit großer Feierlichkeit ſtatt. Statt der Leiche aber wurden zwei Schinken in den Sarg gelegt und auf dem Markt-Bohrauer Friedhofe verſenkt. Nach dem Kriege ſoll Pater Gröſchel nach Schleſien zurückgekehrt ſein und unter falſchem Namen in Kunau am Zobtenberge gelebt haben. Nach ſeinem wirklichen Tode dagegen fand er im Grabe keine Ruhe und ging ſeitdem im „Pfarrpüſchel" um, das in der Nähe des „Galgenberges" liegt. Er trug den Kopf unter dem Arme und predigte von der Buße.

Das Wäldchen iſt ausgerodet worden, nur eine hohe Erle ſüdlich der Straße nach Ottwitz bezeichnet die Stelle des ehemaligen Pfarrpüſchels.

Die Geſchichte weiß nichts von einem verräteriſchen Pfarrer in Markt-Bohrau.

Von Lehrer F. Ullrich in Markt-Bohrau. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 1.

319. Der Totternberg bei Kurtſch.

Kreis Strehlen.

Öſtlich von Kurtſch, an der Haltaufer Grenze, liegt der Totternberg. Die Sage erzählt, daß dieſer Berg, der aus gutem Boden beſteht, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges von den Schweden als Schutzwall errichtet worden ſei.

Eine andere Sage weiß, daß die Tottern (Tataren) den Boden zum Bau in ihren Mützen zuſammengetragen haben.

Von Jung in Kurtſch. Willy Schubert, Im Strehlener Lande in alten Zeiten, 1922, S. 13

320. Zwei untergegangene Städte bei Ohlau.

Kreis Ohlau.

Tauſend Schritte ſüdlich vom Bahnhof Ohlau liegt eine Anhöhe, an deren Weſtſeite die tieferliegende Ohlewieſe den Namen „Schwarz-Born" führt. Hier ſoll der Sage nach eine Stadt geſtanden haben. Ebenſo ſoll eine Stadt auf dem Kieferberge gelegen haben, einer Anhöhe nördlich von Ohlau. Dieſe Stadt, die „Wohlau" geheißen habe, ſoll mit der Stadt im „Schwarz-Born" in Verbindung geſtanden haben, aber ebenſo untergegangen ſein wie dieſe.

Vug, Heidenſchanzen II, 1890, S. 305 u. 308.

321. Die untergegangene Stadt Wohlau.

Kreis Ohlau.

Die Sage weiß von einer Stadt am Abhang zur Ohle am Schwarzbrunn zu erzählen, welche Wohlau geheißen und untergegangen ſein ſoll. Bevorzugte Menſchen ſollen jetzt noch, wenn ſie ſchlafend auf dem Erdboden liegen, mittags das wunderbare Geläut der Glocken hören, das aus der verſunkenen Stadt von der Erde heraufttönt.

Georg Schulz, Aus Ohlaus Vergangenheit, 1902, S. 7.

322. Wie die Totternſchanze zu Wüſtebrieſe und der Totternberg bei Haltauf entſtanden ſind.

Kreis Ohlau.

Hinter der Kirche zu Wüſtebrieſe erhebt ſich ein Schanzenkegel von 9 Meter Höhe, den die Kirchhofsmauer durchſchneidet. Das iſt die Totternſchanze. Beim Bau der Schanze haben die Soldaten, ſo wird erzählt, den Boden in den Helmen hinaufgetragen.

Dasſelbe wird von dem Totternberge berichtet, der ſich ſüdlich von Haltauf auf der Grenze nach Kurtſch aus flach anſteigendem Lande etwa 1,50 Meter erhebt. Die Tottern ſollen den Boden zum Bau der Schanze in den Mützen hinaufgetragen haben. Vug, Heidenſchanzen I, 1890, S. 109 und 113.

Auch der ſüdlich von Guckelwitz im Kreiſe Breslau, dicht an der nach Tſchönbankwitz führenden „Breslauer Straße" gelegene Kubitzkeberg ſoll mützenweiſe zuſammengetragen ſein. (Vug, a. a. O., S. 114.)

323. Unterirdiſcher Gang von der Schanze an der Brandmühle nach Klein-Oels und Krippitz.

Kreis Ohlau.

In der Niehmener Heide befindet ſich auf der rechten Seite der Ohle, 600 Schritte nordöſtlich der Brandmühle auf einem Sandhügel im Kieferwalde eine Schanze, die den Namen Alt-Breslau, auch Kirchhof, führt. Die Sage erzählt, daß von hier aus ein unterirdiſcher Gang nach Klein-Oels (2 Kilometer ſüdöſtlich) und nach Krippitz (12 Kilometer ſüdweſtlich, im Strehlener Kreiſe) geführt habe.

Vug, Heidenſchanzen I, 1890, Sr. 107.

324. Das „alte Schloß" bei Wanſen.

Kreis Ohlau.

Tauſend Schritte vom Städtchen Wanſen entfernt, 3 Kilometer ſüdlich von Weigwitz, befindet ſich eine alte Schanze, jetzt eingeebnet, die im Volksmunde das „alte Schloß" genannt wird und ein Schloß der Tempelherren geweſen ſein ſoll.

Kalender „Der Wanderer", 16. Jahrg., 1843 (Glatz, Pompejus), S. 53. Auch von Vug, Heidenſchanzen. 1890, S. 358, genannt.

325. Das untergegangene Schloß und Dorf Kapsdorf mit dem Kapsberg.

Kreis Ohlau.

An der Ohlau-Strehlener Kreisgrenze liegt in etwa gleicher Entfernung von Louisdorf und Hermsdorf zwiſchen Buſch und

Wieſenland die Stelle, wo nach der Volksüberlieferung ein Schloß und daneben ein Dorf geſtanden hat, das Kapsdorf geheißen haben ſoll. Das Schloß ſoll von zwei Wallgräben umſchloſſen geweſen ſein, von denen einer durch den jetzigen Beſitzer im Anfange der 90er Jahre eingeebnet worden ſei. Auch ſollen die letzten Reſte des Schloſſes von demſelben beſeitigt worden ſein. Vug, Heidenſchanzen, 1890, I., S. 203 f., ſah noch einen im Viereck angelegten Wall, in deſſen Innenraume ein künſtlicher Erdkegel war, der in ſich einen gemauerten Steinpfeiler hatte. Ungefähr 300 Meter davon entfernt liegt der Kapsberg, ein natürlicher Hügel, mit ehemaligen Schanzanlagen, die jetzt eingeebnet ſind. Die Wieſe, wo das Dorf geſtanden hat, iſt jetzt verſumpft. Dort ſoll es ſpuken, insbeſondere ſoll es mittags um 12 Uhr niemanden dort leiden.

Die Volksüberlieferung hat ehemalige Verhältniſſe im Gedächtnis bewahrt. Wir finden jetzt die geſchichtlichen Nachrichten über Kapsdorf oder, wie es vorher hieß, Swegorn, zuſammengeſtellt von Kurt Engelbert in Z. d. Ver. f. Geſch. Schleſ., 1920, S. 116. Wann das Dorf oder das Vorwerk Swegorn untergegangen iſt, läßt ſich nicht ermitteln.

326. Der Pfaffentümpel bei Heidau.

Kreis Ohlau.

Im Walde zwiſchen Heidau und Deutſch-Steine liegt eine ſumpfige Wieſe, der ſogenannte „Pfaffentümpel". Dort hat der Sage nach ein ſchönes Haus geſtanden, das mit all ſeinem Reichtum verſunken iſt.

Zu dem alten Thomas kam einſt, als er dort im Walde war, ein kleines, graues Männlein. Das ſagte zu ihm, er ſolle an der Stelle um Mitternacht graben, er werde dort einen großen Kaſten mit Geld finden; er dürfe aber beim Graben nicht reden. Der alte Thomas gehorchte. Er nahm ſich einen Gehilfen mit und fing um Mitternacht an auf der bezeichneten Stelle zu graben. Da rief ſein Begleiter plötzlich: „Jetzt kommt der Kaſten, es pumpert ſchon!" In demſelben Augenblicke ſank

alles, Geld und Kaſten, in die Tiefe. Das Waſſer kam hervorgequollen und bedeckte die ganze Stelle. Noch heute iſt die hier liegende Wieſe ſo ſumpfig, daß ſie auch im trockenſten Sommer nicht austrocknet.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 21. Handſchriftlich durch Herrn Lehrer Koffmane in Heidau.

327. Das untergegangene Städtchen Loſſow.

Kreis Ohlau.

Bei Dupine im Walde finden ſich ordentlich gepflaſterte Gaſſen, eine Menge Steine und andere Ruinen. Vor elf Jahren grub man eine eiſerne Türe aus, die noch in der Kirche zu Laskowitz aufbewahrt wird, und vor neun Jahren einen irdenen Topf mit ſilbernen Münzen. Man glaubt, daß in dieſer Gegend ein Städtchen geſtanden hat, das den Namen Loſſow führte, es ſei im Huſſitenkriege zerſtört, nachher aber das Dorf Laskowitz erbaut worden.

Zimmermann, Beſchreibung Schleſiens, 1783, I, 3, S. 8 f. Die Nachricht hat Z. von einem Manne, der in Laskowitz viele Jahre geweſen iſt, die Münzen ſowie die Steine und das Pflaſter geſehen hat.

328. Die Eiche in Abrahams Garten und die Schickefreele.

Stadt Brieg.

Früher ſtand im hinteren Teile von Abrahams Garten eine jetzt ſchon längſt gefällte Eiche. Gegen Mitternacht wagte es niemand, an dieſer Eiche vorbeizugehen. Um 11 Uhr nämlich entſtieg dem Dornengeſtrüpp die „weiße Frau", der der Volksmund den Namen „Schickefreele" beigelegt hatte. Nachdem ſie im Gipfel der Eiche Platz genommen hatte, begann ſie ihren Strickſtrumpf auszubreiten und an die Arbeit zu gehen. Der Wollknäuel lag auf der Erde, und wehe dem, der ihn berührte! Mit dem Schlage 12 war die Geiſterfrau wieder verſchwunden, ohne eine Spur ihres Daſeins zu hinterlaſſen.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 40. Durch Seminariſt Adolf Silber in Brieg von deſſen Großeltern.

329. Der Hedwigsbrunnen beim Vorwerk Rothhaus bei Brieg.

Kreis Brieg.

Bei dem Vorwerk Rothhaus, in der Nähe von Brieg, befindet ſich der Hedwigsbrunnen, der ehemals großes Anſehen genoß. Warum, iſt nicht bekannt. Aber es kamen einſt zu ihm Wallfahrer in großer Zahl, ſie kamen aus weiter Ferne, zu Fuß, zu Wagen und zu Schiff. Die Quelle wurde 1650 von dem Kaiſerlichen Obriſten Marquis von Moncada (einem Spanier), der Kommandant von Brieg war, gefaßt. Sie befand ſich da, wo ſpäter das erſte Haus am Stockteich errichtet wurde, im Garten. Es wurden Tiſche und Bänke aufgeſtellt, Laubhütten errichtet, für die Reiſenden eine Sonnenuhr angebracht, und ſpäter wird auch einer Gaſtwirtſchaft mit Kegelbahn gedacht. Jetzt ſprudelt ſie im Röhrtrog des Gutshofes, ohne daß ihr Name und ihre ehemalige Bedeutung bekannt iſt. Der Brunnen iſt verfüllt, und der Ort bietet heute nichts Anziehendes. Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 235, Anm.

330. Der Pfaffentümpel bei Briesen.

Kreis Brieg.

Der ſogenannte Pfaffentümpel, eine Viertelmeile von Brieg gelegen,* hat daher ſeinen Namen, weil einſtmals ein vornehmer Geiſtlicher in ihm ertrunken, oder auch, weil er vor Zeiten den geiſtlichen Briegiſchen „Thumb-Herren" gehörte. Sein Waſſer unterhält der Oderſtrom und iſt ſehr tief, wiewohl nicht ſonderlich fiſchreich, und wachſen in ihm viel Stachel- oder Waſſernüſſe, welche gekocht und hernach warm mit Salz geſpeiſt werden. Die Ärzte halten ſie für eine gute Arznei wider den Stein.

Es fiſchen ſonſt ungern die Fiſcher auf dieſem See, ſonderlich um die Mittagszeit. Dann laſſen ſie ſich die alte Fabel über-

* Am untern Ende der Au zwiſchen dem Küſtergraben und dem Brieſener Damm, heut zu Neubrieſen gehörig. Schönwälder, Geſchichtl. Ortsnachrichten von Brieg I (1847), S. 41.

reden, als ſollten bisweilen die Geſpenſter Sturm erwecken und allerhand Verblendungen machen.

Lucae, Schleſiens curieuſe Denkwürdigkeiten, 1689, S. 2168 f.

Nach Vug heißt er „Pfaffentümpel", weil eine ganze Wagenladung von Pfaffen in ihm umgekommen ſei.

Vug, Heidenſchanzen, 1890, S. 236.

331. Das Silberloch bei Hünern und die Kriegskaſſe der Öſterreicher.

Kreis Brieg.

Nach der Schlacht bei Mollwitz flüchteten die Öſterreicher durch Mollwitz nach Nordweſten zurück (auf Hünern zu). Der junge Major von Ziethen leitete die Verfolgung. Aber ſchon am ſumpfigen Hünernbache, bei der ſogenannten Schwedenfurt, machten die Preußen Halt. Dort, wo der Bach ſehr breit und tief iſt, unweit einer alten, jetzt verſchwundenen Mühle, ſollen die bedrängten Öſterreicher ihre Kriegskaſſe verſenkt haben. Die Leute bezeichnen deshalb die Stelle im Bache als „Silberloch". Nachmals ſoll man ſogar einmal verſucht haben, den Schatz zu heben, man hat aber nichts finden können.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel. 1924, S. 17.
Durch den Seminariſten Herbert Lichtblau von Herrn Auszügler Gotthardt in Mollwitz.

332. Der Schwedengraben bei Mollwitz.

Kreis Brieg.

Der Name „Schwedenfurt" im Hünernbache bei Mollwitz erinnert an die ergebnisloſe Belagerung der Feſtung Brieg durch die Schweden unter Torſtenſon im Jahre 1642.

Mit der Schwedenfurt ſteht auch noch eine andere Sage im Zuſammenhange. Um an die Stadt heranzukommen, ſoll der ſchwediſche Feldherr von Klein-Jenkwitz aus über Mollwitz nach Brieg einen Anlaufgraben haben ausſchachten laſſen. Dieſer Graben ſoll auch durch die Schwedenfurt geführt haben. Die Bauern behaupten, daß dort, wo der zugeſchüttete Graben gehe, das Getreide ſchlecht wachſe. So ſoll man in ſchlechten

Jahren den Verlauf des Schwedengrabens über die Felder hinweg verfolgen können.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 21. Durch Seminariſt Herbert Lichtblau von mehreren Mollwitzer Einwohnern.

333. Der „Schleuſentempel" und die verſunkene Kriegskaſſe bei Laugwitz.

Kreis Brieg.

Öſtlich von Laugwitz ſchlängelt ſich durch Erlen-, Weiden- und Haſelnußgebüſch der Hünernbach dahin. Sich dauernd mit demſelben Bett zu begnügen, gefiel ihm in alter Zeit nicht. Er ſchuf ſich auf einer kurzen Strecke mühevoll ein anderes Bett und führte in dieſem freudig ſein Waſſer dahin. Da kam der Müller, erkannte des Baches Kraft und wehrte ihm den Zugang zu dem neuen Bett: er baute eine Schleuſe. Mürriſch ſchleicht der Bach heute wieder in ſeinem alten Bette dahin. Da, wo ſeine Waſſer einſt freudig in das neue Bett übergeſprungen waren, hatten ſie bald einen großen Keſſel ausgeſpült. Dieſer Keſſel wurde „Schleuſentempel" oder „Tempel der Nixen" genannt. Der Schleuſentempel beſaß in alter Zeit ein ſteiles öſtliches Ufer, das nach anhaltendem Regen ſtets abzuſtürzen drohte. Daran knüpft ſich eine Sage.

Auf unbekannte Weiſe war einſt die Kriegskaſſe der Befreiungskriege geſtohlen worden. Infolge ihrer Schwere konnte ſie nur auf einem Wagen fortgeführt worden ſein. Und ſo war es auch wirklich.

Tiefe Nacht liegt über dem Schleuſentempel am Hünernbach. Vom Himmel ſtrömt der Regen, ſo daß das Rauſchen des Baches vom Aufklatſchen der Himmelsflut übertönt wird. Da naht auf dem einſamen Waldwege längs des Baches in fliegender Eile ein Wagen. In dem großen Kaſten, der mitten auf dem Wagen ſteht, klirrt das geſtohlene Geld. Vorn ſitzt ein Mann, der ſeine Blicke nicht vom Wege abwendet und die dampfenden Pferde zu immer neuer Eile antreibt, während ſein ſorgloſer Genoſſe im hintern Teile des Wagens ſich dem Schlafe

hingegeben hat. Schon sind sie an den großen Eichen vorbei und nähern sich dem Schleusentempel. Der Führer, unkundig des Weges, fährt zu nahe an das aufgeweichte Ufer heran. Da beginnt der Boden zu rutschen, das Fahrzeug überschlägt sich und, von einem heiseren Schrei des Lenkers begleitet, versinkt es in den Fluten. Mit einer letzten Kraftanstrengung versucht sich der geistesgegenwärtige Mann zu retten. Vergebens! Die Kraft verläßt ihn, er sinkt in die Fluten zurück und mit ihm die schönen Bilder der goldigen Zukunft.

Am nächsten Morgen fand man nur das abgerutschte Ufer und eine bis zum Schleusentempel führende Wagenspur. Wollte jemand die Kriegskasse ans Tageslicht fördern, so würden ihn die Diebe, die als Wächter auf dem Kasten sitzen, zu sich hinabziehen.

Neben dieser Sagenform besteht eine andere, die sich an die Schlacht bei Mollwitz knüpft. Nach dieser Fassung soll die Kriegskasse „für die Schlacht bei Mollwitz" gestohlen worden sein. Andere behaupten, daß der goldene Wagen Friedrichs des Großen in den Schleusentempel gestürzt sei.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 22. Durch Seminarist Georg Zimmer aus Laugwitz.

334. Der Schmiedewinkel bei Laugwitz.

Kreis Brieg.

Oberhalb des „Schleusentempels" vereinigen sich der Konradswaldauer und der Kleine Bach zu dem Laugwitzer oder Hünern-Bach. Die beiden Quellbäche schließen ein sumpfiges, mit Gestrüpp bewachsenes Gelände ein, das im Volksmunde den Namen „Schmiedewinkel" führt. Dieser Name erklärt sich aus einer Sage:

Trat man früher in das Gebiet der beiden Bäche ein, so mußte man gewärtig sein, von unsichtbaren, boshaften Geistern stundenlang zum Narren gehalten zu werden. Nach langem Umherirren hörte man dann wohl Kettenklirren und Hammerschläge, so daß man hoffte, endlich in die Nähe von Menschen

gekommen zu ſein. Ging man dem Geräuſche nach, ſo fand man ſich wieder genarrt. Gelang es einem endlich, aus dem Bereiche der Geiſter zu entkommen, ſo ſchwur man, es nie wieder zu betreten. Nach der hämmernden Tätigkeit der Geiſter nannte man das Gebiet den Schmiedewinkel.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 41. Durch Seminariſt Georg Zimmer in Laugwitz.

In Wirklichkeit dürfte die Bezeichnung „Schmiedewinkel" dadurch zu erklären ſein, daß der Dorfſchmied von altersher hier ſeinen Acker hatte. Fräger a. a. O., Anm. 19, S. 76.

335. Das Heemße-Barndel bei Zindel.

Kreis Brieg.

Auf der Feldmark Zindel findet ſich in der Nähe der Bankauer Grenze eine Quelle, genannt das Heemße-Barndel. Dort ſoll in alten Zeiten ein herrſchaftlicher Wagen, der über das gefrorene Waſſer fahren wollte, mit Menſchen und Pferden verſchwunden ſein. An beſonderen Tagen kann man noch den Wagen auf dem Grunde des Brunnens liegen ſehen.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 24. Handſchriftlich von Herrn Lehrer Gebhard in Schüſſelndorf.

336. Der Kälberbuſch zwiſchen Groß-Jenkwitz und Herzogswalde.

Kreis Brieg.

Zwiſchen Groß-Jenkwitz und Herzogswalde liegt der Kälberbuſch. Er wird durch die Straße in zwei Teile geteilt. Wie er zu ſeinem Namen gekommen iſt, zeigt folgende Sage:

Ging oder fuhr man in alter Zeit durch den Kälberbuſch, ſo liefen einem wohl gelegentlich zwei Kälber über den Weg, und man mußte ſtehen bleiben, bis ſie auf der andern Seite des Weges verſchwanden. Ein Beherzter lief ihnen einſt nach und erſchlug das eine. Am andern Morgen ging er, es zu beſehen; aber er fand ſtatt des Kalbes — die Scherben eines Topfes.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 42. Durch Seminariſt Martin Franke von Herrn Kretſchmer in Brieg.

337. Die Hallehke bei Loſſen.

Kreis Brieg.

Gleich hinter der Kirche von Loſſen, nordöſtlich des Gutshofes, beginnt ein faſt 20 Meter breiter, bis 4 Meter tiefer Graben, der erſt öſtlich, dann nördlich und zuletzt nordweſtlich umſchwenkt. Ein gewaltiges Schanzwerk, das zwar mehrfach verfüllt und verackert iſt, aber noch an ſeiner muldenförmigen Vertiefung zu erkennen iſt. Das Volk nennt es Hallehke. Das bedeutet Hohle Ecke. Nach der Sage iſt der Graben in Kriegszeiten angelegt worden. Später ſollen die Schweden die Wälle abgefahren haben, um damit den weſtlich gelegenen Hügel zu ſchütten und dort Weinbau zu treiben. In der Tat liegt bei dieſer Schanze ein mit Kiefernſträuchern bewachſener, ſandiger, ſonniger Hügel, der den Namen Weinberg führt.

Bug, Heidenſchanzen, 1890, S. 259 f.

338. Der Trompeterzippel bei Frohnau.

Kreis Brieg.

Unter dem Trompeterzippel verſteht man eine Landzunge in der Neiße, nahe bei Frohnau. An ſie knüpft ſich folgende Sage:

Einſt zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde im Frühjahr ein kaiſerlicher Trompeter, der auf dem Wege zur Muſikantenſtadt Schurgaſt war, durch Eistreiben und Überſchwemmung vom Lande an dieſer Stelle abgeſchnitten. Niemand konnte ihm zu Hilfe kommen, und ſo mußte er elendiglich in den Fluten umkommen. Alljährlich, in derſelben Frühlingsnacht, ſoll man die wimmernden Trompetentöne des ertrunkenen Mannes hören.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 29. Durch Seminariſt Otto Scholz von Frau Lehrer Fränzel in Buchitz.

339. Zerſtörung der Raubritterburg und Verſinken ihrer Kirche zu Lichten.

Kreis Brieg.

Lichten war einſt Johanniterſitz. Hier befand ſich eine Ritterburg und eine Kirche. Die Ritter lagen der Jagd ob und

nahmen die Zölle auf der Oder und auf der Handelsſtraße ein, die nach dem Ritſcheberge bei Linden führte. Die vorüberziehenden Handelsleute ſtanden unter ihrem Schutz. Doch mit dem verfallenden Rittertum wurden auch die Lichtener Ritter zu Raubrittern. Die Bauern der Umgegend und die vorbeiziehenden Kaufleute ſeufzten unter dem Joche der Ritterhorde. Als ſie es aber gar zu ſchlimm trieben, brach das Strafgericht Gottes über ſie herein: die Burg wurde zerſtört und die Kirche verſank. Noch heute kann man die Überreſte der Burg ſehen. An dem Orte, wo das Gotteshaus einſt geſtanden haben ſoll, befindet ſich jetzt ein Teich, die „Kirchlache" genannt. Seine Ufer fallen ſteil ab. An klaren Tagen kann man in ihm noch heute die Mauerreſte der Kirche erkennen. Die Kirchlache iſt bei den Leuten, beſonders bei den alten, ſehr verrufen. In letzter Zeit noch iſt in ihr ein Geſpann Ochſen erſoffen.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 28. Durch Seminariſt Otto Scholz von Herrn Lehrer Fränzel in Buchitz.

340. Das verſchwundene Dorf und Schloß Ritſchen.

Kreis Brieg.

Auf halbem Wege zwiſchen Ohlau und Brieg, rechts der Oder, lag ehemals das Pfarrdorf Ritſchen, das noch 1456 beſtand, aber dann, wahrſcheinlich wegen des Emporkommens von Brieg, verſchwunden iſt. Spuren ſind noch vorhanden in künſtlichen Erdaufhäufungen, deren bedeutendſte der noch heute ſogenannte Ritſcheberg iſt mit Anzeichen einer alten Burg der Breslauer Herzöge. Auch heißt der Wald zwiſchen Rodelwitz und Scheidelwitz noch der Ritſchener oder Ritſcher Wald. Der älteſte Name iſt Reczen. Der Ort und die Burg muß ehemals große Bedeutung gehabt haben, weil hier ein wichtiger Übergang über die Oder war. Im 13. Jahrhundert war Ritſchen der Hauptort des Kreiſes und hatte ſeinen Burghauptmann oder Kaſtellan. Eine genaue Beſchreibung der ſichtbaren Überreſte gibt O. Vug, Heidenſchanzen, 1890, I., S. 227 ff.

Als Volksüberlieferung, die ihm ein alter Mann mitteilte, führt Vug an, daß das Dorf verſunken ſei, eine Glocke der Kirche ſei nach Linden gekommen, die andere aber ſei, als man ſie nach Peiſterwitz ſchaffen wollte, in dem noch erhaltenen Odergraben, der am Ritſcheberg vorüberführt, verſunken; davon habe dieſer Graben den Namen „Klangwaſſer" erhalten, weil man die Glocke darin läuten höre.

Knie, Alphabetiſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Überſicht, 2. Aufl., 1845, Ritſchen, und O. Vug, Schleſ. Heidenſchanzen, 1890, I., S. 229.

Geſchichtlich ſind Dorf und Kirche Ritſchen wahrſcheinlich 1474 durch Feuer zerſtört worden. Böhmen und Polen, die damals vereint gegen den in Breslau verſchanzten Ungarnkönig Matthias Corvinus kämpften und unſere Gegend wiederholt durchzogen, dürften die Urheber des Brandes geweſen ſein. Fräger a. a. O. Anm. 16, S. 76.

341. Die Piaſteneiche auf der „ſteinernen Tiſchwieſe" am Ritſcheberge bei Scheidelwitz.

Kreis Brieg.

Etwa 8 Minuten nördlich des Ritſcheberges, weſtlich von der Oderkebrücke befindet ſich eine große Waldwieſe. Auf ihr ſtand etwa bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine rieſengroße Eiche, die Piaſteneiche. Um ſie herum aber waren ſteinerne Tiſche aufgeſtellt, weswegen die Wieſe noch heute im Volksmunde die „ſteinerne Tiſchwieſe" genannt wird. Auf dieſer Wieſe haben vor faſt tauſend Jahren und ſpäter, als auf Ritſchen Burggrafen zum Schutze des Handels ſaßen (12. und 13. Jahrh.), die Volks- und Gerichtsverſammlungen der Gegend ſtattgefunden. Später, als die Piaſtenherzöge in Brieg regierten, war der Ritſchewald ihr bevorzugtes Jagdrevier. Einmal im Jahre, zur Sommerszeit, wurde unter der Piaſteneiche ein großes Jagdfeſt gegeben. Die Brieger Fiſcherzunft hatte die Verpflichtung, das herzogliche Paar und ſeine Jagdgäſte zu Schiff* dorthin zu bringen. Dann wurde, nach ab-

* Bevor der Oderdamm angelegt wurde, ging ein Oderarm, die Oderke = Kleine Oder, vom Strome nordwärts, an der Ritſcheburg und der „ſteinernen Tiſchwieſe" vorbei bis in die Smortave vor Peiſterwitz. So konnte man zu Schiff bis dahin gelangen.

gehaltener Jagd, auf der Wieſe unter dem Schalle der Jagdhörner geſpeiſt. Das Volk aber erzählt, daß ſtets ein Aſt der Piaſteneiche vertrocknet ſei, wenn ein Herzog ſterben ſollte.

Früger, Brieger Sagen, 1922, S. 33. — Bearbeitet nach Heyn, Der Ritſcheberg, „Brieger Ztg." vom 6. 7. 1898, Nr. 79. Vgl. auch Lucae, Schleſiens curieuſe Denkwürdigkeiten, 1689, S. 1395 f.

Es iſt dieſelbe Piaſteneiche im Walde bei Scheidelwitz, von der Zimmermann berichtet:

Bei Scheidelwitz ſtand im Walde die ſogenannte Piaſteneiche. Man fand nahebei beim Anpflanzen einiger ausländiſcher Bäume Meſſer und andere Opferſachen, woraus man ſchloß, daß hier ein heidniſcher Opferplatz gelegen habe.

Zimmermann, Beſchreibung von Schleſien, 1783, I., 5, S. 46.

342. Der heilige Hain auf dem Ritſchenberge.

Kreis Brieg.

Die Sage verkündet, daß vor Einführung des Chriſtentums ein heiliges Haus und ein Götzenaltar auf dem Ritſchenberge* geſtanden habe. Es iſt wohl möglich, daß die Anhänglichkeit, welche die piaſtiſchen Herzöge für dieſen Ort zeigten, auf einem hiſtoriſchen Grunde beruhte. An dieſem Ritſchenhügel (nicht weit von Klein-Liednitz) befand ſich nämlich auf einer ſchönen Wieſe eine ſehr ſtarke, etliche Klaftern dicke Eiche, die Piaſteneiche genannt, mit weit ausgebreiteten Äſten, unter denen drei ſteinerne Tiſche geſetzt waren. Siehe folgende Sage.

Schönwälder, Geſchichtliche Ortsnachrichten von Brieg, I. (1847), S. 343.

343. Die verſunkene Kapelle unweit der Ritſcheburg.

Kreis Brieg.

Früher führte eine Straße nach der im Oderwalde gelegenen Ritſcheburg. Einige hundert Meter von dieſer Burg entfernt,

* Ein mächtig hoher, länglich runder Erdaufwurf, in der Mitte niedriger, mit alten Bäumen überwachſen, wo man unter der Erde Mauerwerk gefunden hat. Auch Urnen ſollen hier ausgegraben worden ſein.

ſtand am Wege eine Kapelle, die heute vom Erdboden verſchwunden iſt. Dicht neben der Stelle liegt jetzt ein tiefer Teich. Der Volksmund erzählt nun, daß das Kirchlein in dem Teiche verſunken ſei. –

Eines Tages warfen zwei Fiſcher dort ihr Netz aus, um den Fiſchreichtum des Gewäſſers zu erproben. Auf einmal vermochten ſie das Netz nicht mehr zu erziehen. Sie meinten, es ſei an einem Aſte oder Steine hängen geblieben. Erzürnt darüber ſtieß der eine ein Fluchwort aus. In demſelben Augenblicke vernahmen ſie einen Glockenton, und das Netz wurde wieder leicht. Als ſie es herausgezogen hatten, bemerkten ſie ein großes Loch im Netze, das die Glocke geriſſen hatte. Da waren die Fiſcher ſehr betrübt, daß ihnen durch die Unüberlegtheit des einen die Glocke entgangen war. Hätte er ſtatt des Fluches ein Gebet geſprochen, dann hätten ſie die Glocke gehabt und mit ihr einen überaus reichen Fang gemacht.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 33. – Durch Seminariſt Ernſt Kiunke von Frau Wilſch in Peiſterwitz.

344. Das Karreteloch bei Liednitz.

Kreis Brieg.

In der Gegend von Neu-Limburg erzählt man ſich, daß einſt auf dem Gute Liednitz ein gar grimmiger und böſer Herr geherrſcht haben ſoll, der ſeine Leute arg drangſalierte. In einer ſeiner wütenden Stunden befahl er ſeinem Kutſcher, der im Gegenſatz zu ſeinem Herrn ein frommer, gottergebener Mann war, ſogleich anzuſpannen, um bald ging's hinaus. Als die Kutſche an die Stelle kam, wo auch heute der alte Weg nach Scheidelwitz abbiegt, fragte der Kutſcher ehrerbietig: „Herr, wo ſoll ich hinfahren?" Er bekam die grauſige Antwort: „Fahre Du, wohin Du willſt, meinetwegen zum Teufel!" Der Kutſcher trieb nun mit einem „Nun, in Gottes Namen!" ſeine Pferde an und fuhr in ſchnellſter Gangart in die neblige Finſternis hinaus. Der Alte ließ jetzt den Pferden freien Lauf, und bald irrten ſie vom Wege ab und gerieten in ein Waſſerloch hinein.

In dieſer gefährlichen Lage hieb der Kutſcher auf die Pferde ein und brachte ſie auch wieder glücklich heraus. Als er ſich aber nach ſeinem Herrn umſah, bemerkte er mit Entſetzen, daß nur der Vorderteil der alten Kutſche aus dem Waſſerloche herausgekommen war, der Hinterteil aber mitſamt dem Herrn war darin ſtecken geblieben. Er iſt auch trotz eifrigen Bemühens nie mehr gefunden worden. Das Waſſerloch aber hat bis auf den heutigen Tag den Namen „Karreteloch" behalten.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 32. — Handſchriftlich durch Herrn Lehrer Habrich in Neu-Limburg.

345. Das Galgenloch bei Neu-Limburg.

Kreis Brieg.

An der Straße von Scheidelwitz nach Neu-Limburg liegt ein kreisrunder Teich, von hohen Bäumen und Büſchen umſäumt, von dichtem Schilf umrauſcht. Der Volksmund nennt ihn das Galgenloch und erzählt, daß an der Stelle des Teiches in grauer Vorzeit ein Galgen geſtanden habe. Er ſoll der Gerichtsbarkeit der Herren von der Ritſcheburg gedient haben. Manchem Übeltäter hat er zum wohlverdienten Lohne geholfen.

Einſt ſchenkte das jüngſte Töchterlein des Burgherrn ihre Neigung einem ſchlichten Bauernſohne, der ihre Liebe aufs innigſte erwiderte. Davon erfuhr der Burgherr. Erzürnt über den vermeintlichen Verführer ſeiner Tochter, ließ er ihn fangen und verurteilte ihn zum Tode am Galgen. Das Urteil wurde an dem Unſchuldigen auch vollſtreckt, und nach dem Brauche mußte er einen Tag und eine Nacht am Galgen hängen. Als am Morgen nach dem Strafgericht die Leute zur Feldarbeit gingen, bemerkten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß der Galgen verſchwunden war und an ſeiner Stelle ein tiefes Loch im Erdreich klaffte, das ſich allmählich mit Waſſer füllte. Der Geiſt des unſchuldig Gehängten ſoll noch oft in ſtürmiſchen Nächten an der Stätte ſeines Todes geſehen worden ſein.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 32. — Durch Seminariſt Ernſt Kiunke aus Peiſterwitz von Frau Brakel in Neu-Limburg.

346. Der Boberſtein bei Baruthe.

Kreis Brieg.

Südöſtlich von Baruthe liegt ein großer erratiſcher Block, der Boberſtein. Er hat ſargähnliche Geſtalt, und obwohl ungefähr die Hälfte unter der Erdoberfläche ſteckt, iſt er gegen 1,50 Meter hoch. 1910 wurde eine Hälfte abgeſprengt und beim Bahnbau benutzt. An dieſen Stein knüpfen ſich verſchiedene Sagen, was bei ſeiner auffallenden Größe und abſonderlichen Geſtalt nicht verwunderlich iſt.

Ein Mädchen wurde einſt von ihrem Bräutigam verlaſſen. Sie irrte in ihrem Schmerze planlos umher und kam ſchließlich zum Boberſtein. Dort weinte ſie ſo bitterlich, daß ihre blutigen Tränen den Stein benetzten. Und der Stein ſelber hatte Mitleid mit ihrer betrogenen Liebe; denn noch heute quillt Blut aus dem Steine, wenn er angeſchlagen wird.

Nach einer anderen Erzählung ſollen unter dem Boberſtein zwei Ruſſen aus den Befreiungskriegen begraben liegen.

Um die Größe und Schwere des Steins zu veranſchaulichen, erzählt man ſich folgenden Schwank: Der Boberſtein ſollte einmal aus irgend einem Grunde gehoben werden. Nach langen Vorbereitungen ſchritt man zu Werke. Mit Ach und Krach brachte man ihn ſchließlich in die Höhe. Da fiel der Schatten des Steins auf einen Arbeiter und ſchlug ihn mauſetot.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 30. — Durch Seminariſt W. Gierke aus Baruthe.

347. Der Hexentanzplatz bei Baruthe.

Kreis Brieg.

Im Walde bei Baruthe befindet ſich ein Hexentanzplatz. Es iſt dies ein ungefähr zwei Meter hoher, ziemlich ſteiler Hügel. Oben iſt er flach ausgehöhlt und frei von jeglichem Pflanzenwuchs. Es ſieht tatſächlich ſo aus, als ob die Höhlung durch Tanzen entſtanden wäre. Sonderbarerweiſe tanzen die Hexen hier nicht in der Walpurgisnacht, ſondern in der Neujahrsnacht.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 54. — Durch Seminariſt Willy Gierke in Baruthe.

348. Der Brautberg bei Mangſchütz.

Kreis Brieg.

In der Nähe des Dorfes Mangſchütz in der Richtung auf Moſelache zu, liegt eine kleine, von dichtem Geſtrüpp und alten Kiefern bewachſene Anhöhe, vom Volke der Brautberg genannt. Am Fuße dieſes Hügels zieht ſich ein ſandiger Waldweg hin, der die beiden Dörfer verbindet. Früher hieß er der Brautweg, da jedes Brautpaar auf ihm zur kirchlichen Trauung von Moſelache nach Mangſchütz fahren mußte. Mit dem Brautweg hat es nun eine beſondere Bewandtnis:

Einſt fuhr auch ein Hochzeitszug am Fuße dieſes Hügels vorbei. Da wurde er plötzlich von Männern mit großen Schlapphüten und langen Mänteln, die ſich hier verborgen gehalten hatten, überfallen. Die Braut wurde geraubt, dem Bräutigam aber und den Hochzeitsgäſten tat man nichts zuleide. Lange ſuchte man nach der Braut, doch ſie blieb für immer verſchollen. Nach dieſem Ereignis hat der Brautberg ſeinen Namen bekommen. Zum Gedächtnis der geraubten Braut legen die Kinder der Umgebung noch heute Blumenſträuße auf dem Berge nieder. Sie glauben dann, mit ihrer Hilfe dort viel Blaubeeren zu finden.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 30. – Durch Seminariſt Max Kaul, von Frl. Malucha in Brieg.

349. Das verſunkene Schloß in dem Klein-Ellguther Burgwall.

Kreis Oels.

Dieſer Burgwall liegt in einer ſumpfigen Gegend im Südoſten der Klein-Ellguther Kirche.

Die alten Dorfinſaſſen erzählen, daß früher hier ein Schloß geſtanden habe, das aber wegen der Bosheit ſeiner Einwohner verſunken ſei. Es ſei nicht ratſam, in nächtlicher Stunde dort vorüberzugehen, da der wilde Jäger und andere Geſpenſter hier ihr Unweſen treiben.

Der künſtliche Hügel, den der Wallgraben umſchloß, iſt 1840 zur Zuſchüttung der Hälfte des Wallgrabens benutzt worden. Dabei hat man die verſchiedenſten Gegenſtände menſchlichen Gebrauches aufgefunden.

A. Knorn, Heimatkunde des Kreiſes Oels, o. J., S. 31.

350. Der Hexenberg bei Oels.

Kreis Oels.

Das Land um den Hexenberg war ehemals mit Waſſer bedeckt, nur der Hexenberg ſelbſt ragte wie eine Inſel aus der Waſſerfläche hervor. Da ſollen die Hexen ſich früher verſammelt und ihre Tänze aufgeführt haben. Daher der Name.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handſchriftlich, 1906.

351. Der Sumpf bei Bogſchütz mit der verſunkenen Glocke.

Kreis Oels.

Bei einem heftigen Sturme war die große Glocke vom Bogſchützer Kirchturme herabgeriſſen worden und mit ſolcher Wucht zur Erde gefallen, daß ſie ein Loch ſchlug, in dem ſie verſank. Über ihr entſtand ein Sumpf, der ſie mit Waſſer bedeckte. Man wollte ſie wieder haben, aber das Werk war ſo ſchwierig, daß es niemand unternehmen mochte. Endlich fand ſich ein Mann, der ſich gegen eine große Belohnung bereit erklärte, ſie mit Ketten und Balken zu heben. Er brachte ſie auch glücklich bis zur Oberfläche, da rief er aufatmend: „Potstauſend! iſt die Glocke ſchwer!“ Aber in dieſem Augenblicke fiel ſie wieder in die Tiefe und diesmal noch tiefer. Noch heute ſoll ſie dort begraben liegen.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handſchriftlich, 1906.

352. Verſunkene Schlöſſer bei Klein-Weigelsdorf und Wildſchütz.

Kreis Oels.

An einem Knie der Weide war, ſo erzählt die Sage, in der Nähe von Klein-Weigelsdorf ein ſchönes Schloß gebaut worden. Da es aber in einem ſumpfigen Gebiete ſtand, verſank es allmählich tief in die Erde. Alle Nachgrabungen waren umſonſt, man konnte es nicht finden. Wenn heute auf dieſer Wieſe Heu gemacht wird, ſo iſt es ſonderbar: es regnet immer.

Auch in Wildſchütz iſt in einem Teiche ein Schloß verſunken. Dieſer Teich iſt grundlos. Auch hier iſt etwas Sonderbares: um Mitternacht ſieht man immer zwei Elfen um eine Eiche am Ufer tanzen.

Von F. Nitſchke in Hundsfeld, Heimatkalender 1927 für die Kreiſe Namslau, Groß-Wartenberg, Militſch uſw. Oels, Geſchw. Röſch, S. 135.

353. Der Sumpf bei Neu-Mittelwalde und das Verſinken eines Hochzeitszuges.

Kreis Groß-Wartenberg.

Eine mit Buſchwerk bewachſene Sumpfſtelle in der Nähe von Neu-Mittelwalde gilt als der Schauplatz des Unglücks.

Einſt wurde in Groß-Wartenberg eine fröhliche Hochzeit gefeiert. In heiterer Stimmung begaben ſich die jungen Eheleute mit einem Teile der Hochzeitsgäſte auf den Heimweg. In eiliger Fahrt ging es durch das Dorf Cammerau auf Neu-Mittelwalde zu. Bei dem „Roten Waſſer", dort, wo die neue Straße von dem alten Wege nach Neu-Mittelwalde abbiegt, kam der Hochzeitszug in der Finſternis vom Wege ab und geriet in einen Sumpf. Zu ſpät merkte man die drohende Gefahr, und alle Anſtrengungen, aus dem Sumpfe herauszukommen, waren umſonſt. Unter ſchauerlichen Hilferufen in der lebloſen Nacht verſanken Wagen, Pferde und Menſchen in unergründlicher Tiefe. Zuweilen ſieht man in nebligen Nächten zur Geiſterſtunde den

Hochzeitszug über die nahen Wieſen fahren und im Buſche verſchwinden. Auch glaubt man in beſonders ſtürmiſchen Nächten den gellenden Ruf der Unglücklichen zu hören.

Alte Leute aus Wartenberg behaupten, der Hochzeitszug ſei nicht dort, ſondern in dem ſehr tiefen Waſſerloche in der Nähe der Stadtförſterei untergegangen.

Erzählt von Lehrer Stanek in Cammerau. Aus Ernſt Haaſe „Sagen aus dem Kreiſe Groß-Wartenberg". Heimatkalender für den Landgerichtsbezirk Oels, 1926, S. 198.

354. Der Geiſterberg im Goſchützer Walde.

Kreis Groß-Wartenberg.

Im Geiſterberge des Goſchützer Waldes gab es eine Stelle, von der keiner, der ſie um Mitternacht betrat, wieder zurückkehrte. Einſt gingen 13 Muſikanten durch den Wald. Zwölf waren ſo klug, die Stelle zu meiden, der dreizehnte ſpottete aller Warnungen. Um ſich wieder zu finden, wurde verabredet, daß die Partei, welche zuerſt da anlangen würde, wo ſich die Wege wieder vereinten, ein beſtimmtes Hornſignal geben ſollte. Die zwölf kamen trotz ihres Umweges zuerſt an und gaben das verabredete Signal, aber ſie erhielten keine Antwort. Am nächſten Tage fanden ſie ihren Kameraden in dem Geiſtergebiete tot.

Aus der Feſtenberger Gegend, handſchriftlich von A. Eichner, 1901.

355. Die verſunkene Kirche bei Tſcheſchenhammer.

Kreis Groß-Wartenberg.

Aus der Urahnenzeit hat ſich von Mund zu Mund die Sage überliefert, daß einſt auf der Feldmark, weſtlich des Dorfes Tſcheſchenhammer, in einem ehemaligen Teiche eine Kirche verſunken ſei. Ein ſumpfiges Stück des herrſchaftlichen Waldes in der Nähe heißt in den Akten und im Volksmunde der „Pfarrwald". Es ſoll einmal zu dieſer alten Kirche gehört haben. Die Dorfhirten hörten dieſe verſunkenen Glocken zum

Angelusläuten, beſonders aber am Johannifeſte, aus der Erde läuten. Ein Hirt ſah auch noch bei dem Geläut am Johannitage in den Wolken eine ſingende Prozeſſion. An dieſem Tage ſteigen die Glocken auch aus der Erde empor. Einmal ſollen ſie ſich an die Zöpfe einer Frau gehängt haben, bis ſie wieder verſchwanden.

Pfarrer Alfons Poinke, Tſcheſchenhammer, in der Sonntagsbeilage der „Schleſ. Volksztg." vom 16. Juni 1918 unter dem Titel: Johanni – Michaeli.

356. Die Mägdeberge bei Guhre.

Kreis Militſch-Trachenberg.

Wo die Dorffluren von Strebitzko und Guhre zuſammengrenzen, liegen ſieben kahle Hügel, die von großer Weite zu ſehen ſind, das Volk nennt ſie die „Mägdeberge" und erzählt von ihrer Entſtehung folgende Geſchichte:

Da wo die ſieben Hügel liegen, befand ſich ehemals eine Wieſe, die von Geſträuch gedeckt war. Es war an einem Karfreitage, wo die Menſchen, trauernd um ihre Sündenſchuld, ſich jeder lauten Äußerung der Freude enthalten. Nur ſieben Mädchen hatten keine Luſt, ſich einen Tag lang des Übermutes zu enthalten, tanzen und ſcherzen wollten ſie auch heute am ernſteſten Tage der Chriſtenheit. Anſtatt alſo in die Kirche zu gehen, wo ihre Eltern ſie vermuteten, begaben ſie ſich nach jener Wieſe, tanzten dort ihren wilden Reigen, höhnten die leichtgläubigen Eltern, ſpotteten auf Gottesdienſt und Gottesglauben. Plötzlich, im Augenblick ihrer unbändigen Luſt ruckt die Erde und klafft bis tief in den Grund. Zugleich entlädt ſich ein entſetzliches Gewitter über ihnen, und ſie ſinken unter verzweifeltem Kreiſchen in den Schlund. Von dieſem furchtbaren Aufgären der Natur blieb nichts übrig als die ſieben Hügel, die an Stelle der Wieſe wie ſieben Rieſengrabſtätten warnend in die Gegenwart hineinragen.

Nach einem Gedicht von Ernſt Pohl in dem Heimat-Kalender für den Landgerichtsbezirk Oels, 1926, S. 126.

357. Versunkenes Schloß und versunkene Kirche zu Kraschnitz.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Hinter dem zur Herrschaft Kraschnitz gehörigen Dorfe Dammer dehnt sich ein bewaldeter Höhenzug aus. Dort soll einst eine Ritterburg gestanden haben und in nächster Nähe die erste Kirche der Gegend. Dort hat mancher Landmann in stiller Mittagstunde oder auch zur Mitternacht eine Glocke klingen hören, er wußte nicht, woher, das muß wohl das Geläut der verschwundenen Kirche gewesen sein. Auch die Geheimnisse des Burgplatzes haben manche geschaut, reiche Schätze sollen dort ruhen, und Schatzgräber haben eifrig nach ihnen geforscht. Im Jahre 1854 soll ein Mann an jenem Orte einen reichen Fund von Goldmünzen gemacht haben, so erzählte sein Bruder, aber keine einzige ist in sachkundige Hand gekommen. Das Gerede der Leute bewog den Finder, nach dem Schlosse zu Kraschnitz eine irdene Urne zu bringen, deren rauhe Außenseite von drei Metallreifen umspannt war. Oben über lagen drei seltsam geformte lange Lanzenspitzen von schöner Arbeit, noch wenig vom Rost ergriffen.

Ein Gedicht: „Zu Dammer an dem Walde, da ist der Sage Feld" stellt die Sage dar. Dort wo einst die Burg stand und nicht weit davon die Kirche, da zeigt sich in schweigender Nacht ein Feuerschein, und in ihn getaucht zeigen sich dunkle Männer. Sie sind wie Ritter mit hohen Helmen, Panzern und Schilden bewaffnet und lange stehen sie und starren schweigend in die lodernde Flamme. Dann tritt ein Greis aus ihrer Mitte und schlägt eine goldene Harfe, ein geisterhafter Chor singt dazu ein uraltes trauriges Lied. Das dauert so lange, als das Feuer brennt. Darauf werden Waffen und Rosse gebracht, und es beginnt ein Kampf auf grünem Plan, Kampfruf und Rossewiehern erschallt, Schilde krachen vom Stoß der Lanzen, da ertönt auf einmal der Klang einer Glocke und die Ritter springen

von den Rossen und knien nieder zum Gebet. Beim ersten Hahnschrei ist alles vorüber, der ganze Spuk ist verschwunden.

L. Sturm, Aus dem Bartschlande. Schlesische Heimatblätter, 1. Jahrg., 1907/8, S. 161.

358. Das versunkene Schloß bei Prausnitz.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Im Stadtwalde bei Prausnitz heißt noch ein Fleck der Schloßberg. Allda soll vor vielen Jahrhunderten ein großes Schloß gestanden haben, durch einen Fluch aber versunken sein mit vielen Reichtümern, die alle noch zu heben sind.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 85.

359. Der Schätzkebach bei Trebnitz.

Kreis Trebnitz.

In grauer Vorzeit war fast alles Land um die heutige Stadt Trebnitz mit Urwald bedeckt, nur ganz wenige Weideplätze waren hier. Da hütete einst ein Knabe eine Herde Schafe und Ziegen. Von seiner elterlichen Hütte hatte er sich weit entfernt, so daß er in der Gegend ganz fremd war. Beim Hüten eingeschlafen, erwachte er erst, als es schon dunkel war. Seine Herde aber sah er nicht, sie war im Dickicht des Waldes verschwunden. Als er sich nun betrübt umsah, gewahrte er zu seinen Füßen einen Bach. Eine weiße Gestalt stieg auf und forderte ihn auf, ihr zu folgen. Da sah er eine goldene Treppe, die führte hinab in eine unterirdische Welt. Er ging der Gestalt nach die Treppe hinab, die Gestalt verschwand, und nach langem Wandern auf blumigen Auen gelangte er in eine strahlende Schatzkammer. Hier war Gold und Silber in Massen aufgehäuft und Diamanten funkelten von den Wänden. Ein alter Zwerg trat ihm entgegen, der knurrte ihn griesgrämig an: „Was willst Du hier?" „Ich habe mich verirrt," stammelte der erschrockene Hirtenknabe. Nun wurde der Zwerg milder und zeigte ihm alle Schätze, dabei auch einen Sand, durch welchen man die Zukunft voraussehen konnte. Als der Knabe alles bewundert hatte, wandte er sich

zum Gehen, aber der Zwerg ſprach: „Ich gebe Dir von allen Schätzen etwas" und beſchenkte ihn reichlich mit Silber, Gold und Diamanten. Zum Abſchied ſprach er: „Hier haſt Du noch ein Buch, in dieſem ſteht geſchrieben, daß einſt hier eine Stadt erſtehen wird, die von einer Frau gegründet werden wird." Der Knabe aber erwiderte: „Ich werde dieſe Schrift lieber hier laſſen, denn ich kann nicht leſen." Indem nun der Knabe, mit glänzenden Schätzen reich beladen, die goldene Treppe freudig hinaufſprang, ſtolperte er, und alle ſeine Schätze fielen jäh in die Tiefe. So kehrte er ebenſo arm zurück, wie er gekommen war. Die Stelle aber, wo die Schätze hinabgefallen und verſunken waren, war die Quelle des Baches und hieß ſeitdem „die Schatzkammer", der Bach ſelbſt aber „Schätzke".

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 1.

360. Das Heer der heiligen Hedwig im Weinberge bei Trebnitz.

Stadt Trebnitz.

Im Weinberge bei Trebnitz ſoll das Heer der heiligen Hedwig ruhen. Wenn Trebnitz einmal in Not ſein wird, ſoll die Heilige mit ihrem Heere hervortreten und die Feinde ſchlagen. Ein Wanderer, der einſt in der Weihnachtsnacht über den Weinberg ging, hörte deutlich das Stampfen und Wiehern der Roſſe von Hedwigs Heer. Es wurde ihm unheimlich zumute, und er verließ eilig dieſen Ort des Grauens.

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 6.

Die hier mitgeteilte Sage iſt nur ein Reſt der im polniſchen Volke noch lebendiger erhaltenen Sage. So teilt Knoop aus Ritſchenwalde in Poſen mit: Die Tataren waren verwüſtend in Polen eingefallen und bis nach Schleſien vorgerückt. Das Heer der Polen war ſehr gering, doch kämpfte es mit dem größten Heldenmute. Alle fielen bis auf den Führer. Dieſer wurde ſchwer verwundet. Die damalige Königin von Polen, eine

Heilige, bat jetzt die Allerheiligste Mutter, sie möchte den Tod der Gefallenen in einen Schlaf verwandeln. Als Ruheplatz bekamen sie eine Grotte unter der Kirche in Trzebnice (d. i. Trebnitz in Schlesien) angewiesen. Alle schlafen; der Führer aber sitzt auf einem Stein und betet den Rosenkranz. Einem Mädchen gelang es einstmals, den Zugang zu dieser Grotte zu finden. Sie trat hinein, sah den Ritter und erschrak sehr. Der Führer erlaubte ihr, weiter in die Grotte hineinzugehen, gebot ihr aber, die Glocke, die am Eingang befestigt war, nicht zu berühren. Das schüchterne Mädchen berührte die Glocke aber doch. Auf den Klang der Glocke erwachten die Ritter und rüsteten sich. Darüber erzürnt, schloß sich der Führer mit seinen Soldaten noch tiefer in die Erde ein, so daß sie bis jetzt noch nicht entdeckt wurden. Um 12 Uhr am Mittag und in der Nacht soll es unter der Kirche läuten. (Ähnlich die bereits in meinen Schlesischen Sagen 1913, S. 518, mitgeteilte kleine Sage aus Trebnitz.)

Nach einer polnischen Quelle: Knoop, Sagen der Provinz Posen, 1913, S. 36 (Nr. 51).

Die Sage vom Heer der heiligen Hedwig hat an verschiedenen Stellen Fuß gefaßt, so bei Roßberg (bei Beuthen OS.). (Vgl. meine Oberschlesischen Sagen, 1926, S. 294 f.) — Schönwalde bei Gleinitz und Lassowitz, Kreis Tarnowitz, (vgl. meine Schlesischen Sagen, 1913, S. 518 u. 519.) Den Sagen von Roßberg stehen zunächst drei weitere Sagen von Knoop, S. 36 (Nr. 52, 53, 54).

361. Versinken eines Besitztums und Entstehung der Märtinauer Gruben.

Kreis Trebnitz.

In der Nähe des heutigen Bauerndorfes Märtinau lag früher der Besitz eines reichen, aber sehr hartherzigen Herrn. Sein Vieh war das schönste in der Gegend, seine fruchtbaren, hochgelegenen Felder trugen den reichsten Segen. Aber je mehr sich sein Hab und Gut vergrößerte, desto geiziger wurde er. Einst hatte eine lange Regenzeit die tiefgelegenen Felder armer Häusler des Dorfes überschwemmt und deren gesamte Ernte vernichtet. Da baten die Armen den Reichen, ihnen das Saat-

getreide für die nächste Ernte zu leihen, aber mit der Peitsche trieb er sie vom Hofe. In der darauffolgenden Nacht zog ein furchtbares Unwetter über das Dorf. Am Morgen sahen die Leute mit Entsetzen, daß das Besitztum des hartherzigen Mannes vom Erdboden verschwunden war. Alle seine fruchtbaren Wiesen und Felder waren tief in die Erde gesunken und bildeten unwirtliche, versandete Gruben. Von dem Bauern selbst und seinem Gehöft hat man nie mehr etwas gesehen oder gehört.

So erklärt die Sage die Entstehung der Märtinauer Gruben, tiefer sandiger Täler voller Unkraut und Gestrüpp inmitten der fruchtbarsten Äcker und Wiesenländereien.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 8.

362. Versunkenes Schloß im Zigeunerbusche bei Zirkwitz.

Kreis Trebnitz.

Im Zigeunerbusche, der auf einem Hügel nahe an der Straße von Trebnitz nach Zirkwitz liegt, soll es nicht geheuer sein. Dort soll ehemals eine böse Tat verübt worden sein. Die Sage erzählt folgendes:

Im Zigeunerbusche stand ehemals ein schönes Schloß. Der letzte Besitzer, ein Graf, war ein schlechter Mensch, er führte ein liederliches Leben und war hart und ungerecht gegen seine Untergebenen. Seine edle Gemahlin litt sehr unter seinem herzlosen Wesen. Einmal, nach einem üppigen Gelage, bei dem er sich wieder einmal recht brutal benommen hatte, machte sie ihm liebevolle Vorwürfe und bat ihn herzlich, doch das liederliche und zügellose Leben einzustellen. Aber ihre eindringlichen Bitten prallten an seinem Rausche ab, ja er geriet plötzlich in rasenden Zorn über ihre Vorstellungen. Mit jähem Ruck riß er sein Schwert aus der Scheide und schlug seiner Gemahlin das Haupt vom Leibe. Aber im selben Augenblicke ertönte ein furchtbares Krachen und Poltern, und das ganze Schloß versank spurlos in der Tiefe des Hügels.

Heute ist der Hügel mit Bäumen bewachsen, unter denen eine Fichte hoch emporragt. Wer nachts 12 Uhr zwölfmal um diesen Baum herumgeht, begegnet der letzten Gräfin in der Gestalt einer weißen Frau. Sie ist schauerlich anzusehen, denn sie trägt ihren Kopf unter dem Arme. Weil niemand hier zu lagern wagt, außer Zigeunern, heißt der Busch „Zigeunerbusch".

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz. 1922, S. 7.

363. Der goldene Götze zu Massel.

Kreis Trebnitz.

Die Masseler glauben einen ganz goldenen Götzen, der Augen von Edelstein besitzt, in der Erde verborgen und hoffen, daß ein Glücklicher ihn einst finden wird. Von diesem goldenen Götzen weiß man noch zu berichten:

Ein 64jähriger, nicht aus Massel stammender Mann erzählte: „Der goldene Götze soll unter einer Birke liegen. Die Birke wird ja schon abgeschlagen sein, aber der Stock wird schon noch da sein. Der Götze wird wohl drei Zentner wiegen. Als der Krieg war, haben ihn die Leute aus der Kirche herausgeholt und vergraben, damit ihn die Franzosen nicht rauben sollten." Das habe der Freiherr v. Gr. seiner Schwester gesagt, die bei ihm gedient hat.

Ein anderer, 70jähriger Masseler erzählt dem Berichterstatter folgendes: „Vor etwa 100 Jahren hat ein Besitzer, mit Namen Fleischer, eines Abends einen hellen Lichtschein auf dem sog. Eichfelde, dem heutigen Weintore, gesehen. Er glaubte, es sei ein Feuer, und als er auf den Hügel vor seinem Hause kam, sah er, daß der Lichtschein gerade in die Erde versank. (Er und seine Zeitgenossen glaubten, daß sich Gold, das in der Erde liegt, von Zeit zu Zeit reinige, und daß dieser Lichtschein davon herrührt habe.) Wer in späterer Zeit den Lichtschein wird genauer beobachten, der wird bestimmt wissen, wo der goldene Götze begraben liegt und kann sein glücklicher Finder werden."

Dieſe Sage iſt an vielen Orten in verſchiedenen Abänderungen verbreitet und noch ſo lebendig, daß jedem, der vorgeſchichtliche Gegenſtände entdeckt, Hoffnung gemacht wird, er werde ſchon noch den goldenen Götzen finden.

R. Nitſchke, Sagen eines ſchleſiſchen Dorfes. – Schleſ. Heimatblätter, IV. Jahrg., 1910/11, S. 381.

Maſſel mit ſeinen Urnen, die auf dem ſogen. Töppelberge (der dicht am Eichfelde liegt) gefunden wurden, hat ſchon ſeit 400 Jahren die Aufmerkſamkeit der Umwohner erregt. Als vor 200 Jahren der damalige Paſtor L. D. Hermann in ſeiner Maslographia oder Beſchreibung des Schleſiſchen Maſſel (Brieg 1711) die auf dem Töppelberge gefundenen Urnen nebſt ihrem Beigerät aus Bronze und Eiſen ausführlich beſchrieb und deutete und damit gewiſſermaßen der Begründer der prähiſtoriſchen Wiſſenſchaft für Schleſien wurde, widmete er auch ein Kapitel dem „Götzenhaine", ein anderes dem „Opferſteine des Götzen", ein drittes dem „Götzen" ſelber, alles nur von ihm erſchloſſene Dinge. In der Volksüberlieferung fand er nichts davon vor; denn ſelbſt der „Opferſtein", nachdem er forſchte, wurde ihm von dem Wirt des Hauſes und Gartens, wo er ihn dann auffand, nur als „ein ſehr großer Stein" bezeichnet, der in der Erde läge und ihm die Grabſcheite zuſchanden machte.

Wir haben alſo hier den intereſſanten Fall, daß wir den Anfang der heutigen Maſſeler Götzenſage nachweiſen können. Paſtor Hermann in der Maslographia iſt ihr Erfinder. Man braucht nur die Stelle S. 64 zu leſen: „Ich dachte wohl bei dem großen Stein eine Figur oder ſonſt einiges Überbleibſel von dem Götzen zu finden, aber es war das mühſame Nachgraben und die Hoffnung umſonſt. Doch iſt's ganz gewiß, Hain und Stein muß einen Abgott gehabt haben, der auch noch wo verborgen liegen und mir oder einem anderen curiöſen Liebhaber gar leicht in die Hände geraten kann."

364. Warum die Mühle im Entenloche bei Maſſel unterging.

Kreis Trebnitz.

Wo jetzt bei Maſſel der Ententeich iſt – das iſt nicht weit von der Förſterei – hat früher einmal eine Mühle geſtanden. Der Müller war als reich, aber geizig bekannt. Er ſoll eine wunderſchöne Magd gehabt haben.

In einer Nacht wachte die Magd auf und wollte Feuer in dem Ofen machen, weil ſie glaubte, es ſei ſchon Zeit zum Aufſtehen. Weil das Feuerſchlagen am Stein beſchwerlich war, ging ſie hinaus und wollte von dem Feuer holen. Da bemerkte ſie zwei Männer, die am Feuer ſaßen. Die bat ſie, und ſie gaben ihr bereitwillig von dem Feuer. Sie tat es in den Ofen, aber es wollte nicht brennen. Darum ging ſie wiederum hinaus, um

noch einmal Feuer zu holen. Die Männer gaben ihr zwar, sagten aber: „Nun ist es genug!" Als sie die Stube betrat, sah sie an der Uhr, daß es erst zwölf war, und so legte sie sich nochmals schlafen. Als sie am Morgen aufstand und Feuer machen wollte, bemerkte sie beim Öffnen der Ofentür, daß das Feuer vom vorigen Abend zu Golde geworden war. Das erzählte sie dem Müller, dem sein Geiz keine Ruhe ließ, und um das Gold in seinen Besitz zu bringen, brachte er die Magd um. Aber die Strafe Gottes folgte der Untat auf dem Fuße. Eine Überschwemmung trat ein, und die Mühle ging in einer Nacht samt dem Müller unter. Noch heute findet man an der Stelle Steine, die einst zum Bau der Mühle gehörten.

R. Mitschke, Sagen eines schlesischen Dorfes in Schles. Heimatblätter, 4. Jahrg., 1910/11, S. 379.

365. Die Hedwigslinde in Schawoine.

Kreis Trebnitz.

Am Zugange von der Dorfstraße zur katholischen Kirche in Schawoine steht eine sehr alte Linde, die in Meterhöhe über dem Erdboden einen Umfang von 6½ Metern aufweist. Im Jahre 1917 entriß ihr ein starker Sturm allerdings den Hauptast. Man erzählt sich, diese Linde habe die Herzogin Hedwig eigenhändig gepflanzt, und deshalb heißt sie „Hedwigslinde".

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 5.

366. Der Stein am Hedwigsteich bei Schawoine.

Kreis Trebnitz.

Herzogin Hedwig wollte einst ihre Wäsche waschen, fand jedoch in der ganzen Umgegend von Trebnitz lange keinen Teich mit gutem, reinem Wasser. Da entdeckte sie bei Schawoine einen Teich, der ihrem Wunsche entsprach, und hier wusch sie nun jeden Monat einmal ihre Wäsche. Am Ufer des Teiches lag ein Stein, diesen benutzte sie immer, um ihr Wäscheschaff darauf zu stellen. Von der oftmaligen Benutzung bildete sich in dem Steine eine

Grube, die dem Umfang ihres Schaffes entſprach. Heute noch iſt jener Stein am Schawoiner Teiche zu ſehen. Der Teich aber führt ſeit jener Zeit den Namen „Hedwigsteich".

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 4.

367. Der Waſſermangel der Tſchelentniger und der Hedwigsborn bei Schawoine.

Kreis Trebnitz.

Die Muttergottes Maria und die Herzogin Hedwig gingen einſt zuſammen auf den Tſchelentniger Berg. Von der Wanderung und der großen Hitze ermüdet, bogen ſie in das Dorf Tſchelentnig ein und baten in den Hütten der dortigen Anſiedler um einen friſchen Trunk Waſſers. Aber Tür für Tür wurden die beiden durſtigen Frauen von den ungefälligen Leuten abgewieſen, und betrübt ſchritten ſie zu Tale. Da ſtach Hedwig mit ihrem Stabe in den Boden und ſprach dabei die Worte: „Erde, laß uns nicht verſchmachten, ſondern gib uns Waſſer!" Und ſiehe da! ein munterer Quell tat ſich auf, der ließ klares, friſches Waſſer aus der Erde ſprudeln. Beide erquickten ſich an dem herrlichen Naß. Maria aber erhob drohend ihre Hand gegen Tſchelentnig, verwünſchte die hartherzigen Leute und rief: „Ihr ſollt ewig an Waſſermangel leiden, ihr harten Menſchen!" Seitdem haben die Tſchelentniger nur wenig Waſſer. Der bei Schawoine gelegene Brunnen aber quillt heute noch reichlich. Er wird der „Hedwigsbrunnen" genannt.

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 4.

368. Sankt Hedwig am Brunnen in Bothendorf.

Kreis Trebnitz.

Von einem Brunnen in Bothendorf im Trebnitzer Kreiſe wird folgende Legende erzählt:

Die heilige Hedwig iſt einmal durch Bothendorf gereiſt und hat einen Bauern um einen Trunk Waſſer gebeten. Der aber

hat ihn verweigert und geſagt, hier im Orte ſei das Waſſer rar, es gebe nur einen einzigen Brunnen im Dorf. Da hat die Heilige dem Bauern erwidert: „Gebe Gott, daß nur der einzige Brunnen verbleibe und keiner mehr," und ſie iſt ſelbſt zum Brunnen gegangen, um zu trinken. Seitdem hat man in dieſem Dorfe keinen Brunnen mehr machen können, und er ſoll bis 1683 der einzige geweſen ſein.*

Kaplan Engelbert in Trebnitz im „Schleſ. Paſtoralblatt", 38. Jahrg., 1917, S. 148.

369. Der Teufelsgraben bei Mahlen.

Kreis Trebnitz.

Wie er zu ſeinem Namen kam, erzählt uns die Sage:

Der Gutsherr zu Schön-Ellguth gab einem Bauern des Dorfes wegen geringen Vergehens zur Strafe den Auftrag, einen ſehr breiten und ſehr langen Graben, den er ihm ſelbſt vorzeichnete, auszuwerfen, und zwar in ſo kurzer Zeit, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war. In dieſer Erkenntnis ließ auch der alſo Beſtrafte ſehr bald den Spaten ſinken. Was ſollte er tun? Der Herr hatte ihm gedroht, falls er den Graben nicht rechtzeitig fertig ſtelle, werde ihn eine noch viel härtere Strafe treffen. Er war der Verzweiflung nahe und weinte wie ein Kind. Plötzlich erſchien ihm, aus dem Dickicht des Waldes, wo er beſchäftigt war, hervortretend ein ſchwarzes Männlein. Das erbot ſich, in der verlangten kurzen Zeit den Graben fertigzuſtellen, aber der Bauer müſſe ſich platt auf die Erde legen, das Geſicht mit den Händen bedecken und verſprechen, nicht neugierig durch die Finger zu blinzeln. Der Bauer nahm in ſeiner Not das Anerbieten an und verſprach alles. Als nun der auf der Erde Liegende doch einmal verſtohlen aufſchielte, gewahrte er, wie eine ganze Schar haſtig arbeitender Männlein beſchäftigt war, den Graben auszuwerfen. Bald wurde er von dem ſchwarzen Männlein angerufen aufzuſtehen und ſah mit Freuden

* Eine ähnliche Sage knüpft ſich an Pathendorf im Kreiſe Wohlau und an Polkendorf im Kreiſe Neumarkt.

das vollendete Werk. „Rufe den Gutsherrn!" befahl ihm das Männlein. Der kam ſogleich auf einem prächtigen Schimmel angeritten, um die Arbeit zu beſehen, und geriet in nicht geringes Erſtaunen, als er ſich überzeugte, daß das Unmögliche möglich geworden war. Das ſchwarze Männlein aber forderte ihn auf, er möge mit ſeinem Pferde den neuen Graben in ſeiner Breite überſpringen. Der Reiter nahm guten Anlauf und ſprang, ſtürzte aber ſo unglücklich, daß Reiter und Roß das Genick brachen. Da verſchwand der Schwarze, es war der Teufel geweſen. Der Graben aber wurde fortan „Teufelsgraben" genannt und hat dieſen Namen bis heute behalten.

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 10.

370. Der Obernigker Goldberg.

Kreis Trebnitz.

Im Goldberge bei Obernigk, ſo wird erzählt, war ehemals ein großer Schatz verborgen, der vom Teufel gehütet wurde. Den Beſuchern des Berges pflegte Satan in wechſelnder Geſtalt entgegen zu treten, mitunter auch in der eines großen, ſchwarzen Hundes. Einſt betraten beerenſuchende Weiber und Kinder den Berg, die der Teufel in ſeine Gewalt zu bringen beſchloß. Er zeigte ſich ihnen in freundlicher Geſtalt und ſchenkte ihnen reichlich Streuſelkuchen. Hungrig, wie ſie waren, biſſen ſie eifrig in den Kuchen hinein. Aber welche Enttäuſchung? Der Kuchen verwandelte ſich in ihren Händen in Sand und der Streuſel in Mäuſekot. Von dieſen Weibern und Kindern iſt niemand mehr zurückgekehrt. Das eben wollte der Teufel.

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 15.

371. Die beiden Birnbäume an einer Unglücksſtätte zu Obernigk.

Kreis Trebnitz.

In Obernigk ſtanden an der nach Schimmelwitz führenden Straße, unweit der katholiſchen Kirche, einſt zwei Birnbäume

und zwiſchen ihnen eine Hütte, zu der ein kleines Anweſen gehörte. Dieſe Hütte nebſt Anweſen gehörte einem liederlichen, arbeitsſcheuen Manne, der ſich um Frau und Kind wenig kümmerte und ſein Geld im Gaſthauſe in luſtiger Geſellſchaft verzechte. Um neues Geld zu erhalten, verpfändete er ſeine Kuh, ſeine Schweine und alles, was Geldwert hatte. Die Hütte verfiel, und Regen und Schnee fanden durch das Dach ungehindert Eingang. Als der Mann wieder einmal die Nacht durchzecht hatte und frühmorgens nach Hauſe kam, fand er unter den Trümmern ſeiner zuſammengebrochenen Hütte ſeine Frau, mit dem Kinde auf dem Arme auf einem Stuhle ſitzend: Mutter und Kind waren tot, in der kalten Winternacht erfroren, an den Augenlidern und Wangen hingen der toten Frau noch die zuletzt geweinten Tränen als Eistropfen. Der Mann ſah, was er angerichtet hatte, erſchüttert ſtürzte er vor der Leiche ſeiner Frau nieder und bat ſie um Verzeihung. Als aber die Gläubiger kamen und ihm den letzten Reſt ſeines Beſitztums wegnahmen, erfaßte ihn Verzweiflung, und er erhängte ſich an einem der Bäume. Aber ſeine Seele fand keine Ruhe, und klagend wandelte ſein Geiſt nächtlich an jener Stätte, wo einſt ſeine Hütte ſtand. Die beiden Birnbäume ſtanden noch lange an der Stätte des Unglücks.

H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 16.

372. Der Hedwigsteich bei Obernigk.

Kreis Trebnitz.

Während das Kloſter in Trebnitz noch im Bau begriffen war, kam die heilige Hedwig oft hierher, um die Arbeit zu überwachen und die Arbeiter aufzumuntern. Nun mußte ſie, wenn ſie hierher wanderte, bei Obernigk an einem Teiche vorbei, wo ſie ihre Füße zu waſchen pflegte. Dieſer Teich heißt deshalb bis heutigen Tages der „Hedwigsteich".

H. Goedſche, Schleſ. Sagenſchatz, 1839/40, S. 57. – Gräſſe, Preuß. Sagenbuch, II., 1871, S. 195.

373. Warum ein Ackerstück bei Karoschke Backtrog heißt.

Kreis Trebnitz.

Ein zum Dominium Karoschke gehöriges Ackerstück heißt „Backtrog". Wie es zu dem Namen kam, geht aus folgender Erzählung hervor:

Einmal pflügte an dieser Stelle ein Ackerknecht. Während er so dahinfuhr, hörte er in der Erde ein Geräusch, das ihm wie das Auskratzen eines Backtroges vorkam. Wie im Scherz rief er: „Heda, Du dort unten! Wenn Du backen tust, backe eine Vorbacke für mich mit!" Dann machte er die Frühstückspause. Als er wieder an den Pflug trat, lag zu seiner großen Verwunderung eine Vorbacke auf den Pflugsterzen.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 16 f.

374. Das untergegangene Ritterschloß in Esdorf.

Kreis Trebnitz.

In alter Zeit stand, der Sage nach, an dem Orte des heutigen Gutshauses zu Esdorf ein Ritterschloß; von den Häusern des jetzigen Dorfes bestand noch keins. Die Bewohner dieses festen Schlosses lebten ständig in Saus und Braus. Als sie sich einst an einem heiligen Abende freventlich dem Kartenspiele und dem Tanze hingaben, gab es einen gewaltigen Knall und Schloß und Schloßbewohner versanken, von dichter Rauchwolke umhüllt, in die Tiefe der Erde. Zur Strafe für ihren gottlosen Sinn müssen nun die Untergegangenen jedes Jahr am heiligen Abende während der Geisterstunde alle ehemaligen Schrecknisse dieses Abends noch einmal durchleben. Und zwar vollzieht sich dieser Vorgang an einer sumpfigen Stelle des Parkes. Von der am Park entlang führenden Braugasse sehen die Bewohner Esdorfs dann ein einsames, stillstehendes Licht, schwarze Jagdhunde tauchen auf, und laute Jammertöne jagen dem nächtlichen

Beobachter Schrecken ein. Schlag 1 Uhr verſchwindet der ganze Spuk. H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 13 f.

375. Stroppen, der Mittelpunkt der Erde.

Kreis Trebnitz.

Von dem Städtchen Stroppen geht die allgemeine Rede, daß hier der Mittelpunkt der Erde ſei. Mehrfach mündlich.

376. Die verſunkene Stadt Katzaguhra.

Kreis Trebnitz.

Zwiſchen Groß-Kainowe und Klein-Ujeſchütz liegt ein flaches, großes Stück Ödland, das die Einwohner die „Kotzegurke" nennen. Dort ſoll vor mehr als 1000 Jahren die große Stadt „Katzaguhra" gelegen haben. Die Einwohner waren reich, und die Stadt beherrſchte weithin alles Land. Da ſich aber die Leute in der Stadt nicht zum Chriſtentume bekehren wollten, verſank die ganze Stadt viele hundert Meter tief unter die Erde und alle ihre Einwohner wurden zu Fröſchen, die noch heute zu vielen Tauſenden die Sand- und Tongruben in der „Kotzegurke" bewohnen. H. Joachim, Volksmund und Geſchichte des Kreiſes Trebnitz, 1922, S. 13.

377. Untergegangene Stadt bei Katholiſch-Hammer.

Kreis Trebnitz.

Im Königl. Forſtbezirk Katholiſch-Hammer befinden ſich zahlreiche, offenbar künſtlich aufgeſchüttete Hügel, die bei einer ſachverſtändigen Unterſuchung als Grabhügel mit zentralem Steinbau erkannt wurden. Eine noch heute im Volke lebendige Sage nennt dieſe Fläche mitten im Buchenwalde „Gierſtadt" und erzählt, daß eine Stadt dieſes Namens in altersgrauer Zeit hier beſtanden habe, von der noch Spuren von Mauern vorhanden ſeien.

Hans Seger, Schleſiſche Hügelgräber, Schleſiens Vorzeit in Bild und Schrift, N. F., V., 1909, S. 35.

378. Die 99 Windmühlen um Guhrau.

Kreis Guhrau.

Um die Stadt Guhrau (in alten Zeiten Guhr genannt) ſtehen eine Menge Windmühlen, die vieles Land weit und breit mit Mehl verſorgen. Es ſollen deren aber 99 an der Zahl ſein, und ſoll ein altes Geſetz und Bann herrſchen, daß die hundertſte nicht gebaut werden kann. Denn ſo oft man es auch verſucht, iſt ſtets in der Nacht das wieder eingefallen, was am Tage aufgebaut worden.

H. Goedſche, Schleſ. Sagenſchatz, 1839/40, S. 83.

379. Der Stein am ſchleſiſchen Landgraben.

Kreis Guhrau.

Am ſchleſiſchen Landgraben, eine Meile von Nahrten, liegt ein großer Stein, von dem folgendes erzählt wird: Der Stein hat nicht immer an dieſer Stelle gelegen. Ein Schäferknecht hatte einmal mit einem anderen gewettet, daß er den Stein von ſeinem früheren Lagerorte bis an den Landgraben tragen könne. Er nahm nun den Stein in einen Gürtel und trug ihn fort. Der andere folgte ihm. Als der Schäferknecht nur noch etwa 20 Schritte vom Landgraben entfernt war, erkannte ſein Gegner, daß er die Wette verlieren würde. Das wollte er verhindern und ſtieß den Träger in den Rücken. Dieſer fiel zur Erde, und zwar ſo unglücklich, daß er ſchwere innere Verletzungen erlitt und nicht mehr aufſtand. Der Stein blieb an derſelben Stelle liegen, wo der Schäferknecht ſeinen Tod gefunden hatte.

Handſchriftliche Mitteilung von Profeſſor O. Knoop in Rogaſen.

380. Ein Sprichwort von Wohlau.

Stadt Wohlau.

Man ſagt, daß in Wohlau das Waſſer übers Kreuz fließe.

H. Goedſche, Schleſ. Sagenſchatz, 1839/40, S. 64.

381. Die Leubuſer Linde.

Kreis Wohlau.

Es war im 11. Jahrhundert, da ſetzte in Polen eine allgemeine Auflehnung des Volkes gegen das Chriſtentum und ſeine Träger ein. Die Prieſter wurden vertrieben oder ermordet, die Kirchen geplündert und verbrannt. Auch die Witwe des geſtorbenen Polenkönigs Richeza mußte mit ihrem kleinen Sohne Caſimir fliehen, ſie fand Zuflucht beim deutſchen Kaiſer. Als Caſimir ſpäter mit deutſcher Hilfe ſein Land zurückeroberte, das ihm der Böhmenkönig Brzetislaw, die unruhigen Zeitumſtände benutzend, entriſſen hatte, fand er faſt alle Spuren des Chriſtentums getilgt. Nun ſetzt die Sage ein:

In Leubus wohnten noch einige Chriſten unter einer Überzahl von Heiden. Als Caſimir heranzog, fand er die heidniſchen Slawen nicht bereit, den Ort zu verlaſſen, und der König wollte es auf einen Kampf nicht ankommen laſſen. Er traf vielmehr folgendes Abkommen mit ihnen: die heidniſchen und chriſtlichen Bewohner ſollten beiderſeits je einen Lindenbaum pflanzen. Weſſen Baum am beſten gedeihen würde, der ſollte in Leubus bleiben, der andere Teil ſollte auswandern. Die Heidenlinde ſoll da geſtanden haben, wo jetzt die Einfahrt zum Geſtütsgebäude ſich befindet. Nach zwei Jahren und neun Tagen ſoll ſie trotz kräftigen Emporwachſens plötzlich verdorrt ſein. Die Linde der Chriſten habe der erſten gegenüber geſtanden, in der jetzigen Allee. Zwei Jahre ſei ſie nicht im geringſten gewachſen. Dann aber habe ſie ſich ſchnell und kräftig zu einem der größten Bäume entwickelt. Sie ſoll noch im Jahre 1770 geſtanden haben. Erſt dann habe Prälat Lucas ſie umhauen laſſen.

Wels, Kloſter Leubus, 1908, S. 24.

382. Die Mönchgrube im Oderwalde bei Leubus.

Kreis Wohlau.

Als die Mongolen 1241 Schleſien arg bedrängten, wurde auch Kloſter Leubus nicht von ihnen verſchont. Aber die Mönche wußten ſich zu helfen. Sie gruben ſich im Walde, etwa 500

Meter vom Kloster, eine Höhle, die sie durch einen unterirdischen Gang mit dem Kloster verbanden. Von dieser Höhle aus führte auch noch ein zweiter Gang nach Wahlstatt. Wie nun die Mongolen kamen, flüchteten die Mönche mit den Klosterschätzen in die Höhle und vermauerten den Eingang, so daß ihn niemand finden konnte. Als die Gefahr vorüber war, kamen sie wieder heraus.

Diese Höhle bestand sogar bis in die letzten Jahre noch. Erst das große Hochwasser 1903 hat sie eingedrückt, so daß dort eine Grube entstand, die heute noch den Namen „Mönchgrube" führt. Ein Mönch wandert dort jede Nacht mit einem Licht, das wie ein Irrlicht erscheint, umher.

Durch Lehrer O. Schulz, Altläst, 1921, von Schülerin Gertrud Härtel. – Curt Nordheim, Sagenquell, 1922, S. 5.

383. Die Leubuser Klosterquelle.

Kreis Wohlau.

Die reiche Quelle des schönsten, klarsten Wassers, das heute zu den Klostergebäuden zu Leubus geleitet wird, soll auf die Fürbitte der heiligen Hedwig hervorgesprudelt sein.

Wels, Kloster Leubus, 1908, S. 6.

Die heilige Hedwig pilgerte oft zu Fuß von Trebnitz nach Leubus, dessen Abt Günther ihr Beichtvater war. Noch heute erinnert der sogenannte „Hedwigsbusch" an diese frommen Wallfahrten.

384. Die Kunzewiese bei Mondschütz.

Kreis Wohlau.

Wenn man von Mondschütz nach Schöneiche geht und die Kreideler Kunststraße überschritten hat, kommt man in den staatlichen Wald. Nach ein paar hundert Metern führt links durch einen schmalen Waldstreifen ein Weg nach einer Wiese, die Kunzewiese (landläufig „Saukunzen") genannt. Dort soll nach der alten Wohlauer Chronik ein Dorf gestanden haben mit dem Namen Constantini villa. Dieses Dorf ist im Jahre 1275 nach deutschem Recht ausgesetzt worden. Es scheint nicht sehr groß gewesen zu sein, nach den vorliegenden Abgaben-

rechnungen zu ſchließen. Dieſes Dorf ſoll gegen 1430 von den Huſſiten unter Prokop dem Großen, der damals viele Ortſchaften des Wohlauer Kreiſes niederbrannte, der Erde gleichgemacht worden ſein. Nur zwei Perſonen ſollen von der geſamten Bevölkerung des Dorfes mit dem Leben davongekommen ſein und ſich in den umliegenden Wald geflüchtet haben; ſie ſollen ſpäter den Ort Kreidel gegründet haben. Die Sage erzählt von der Auffindung einer Glocke:

Einſtmals weidete ein Hirt auf dieſer Wieſe eine Herde Schweine. Die Tiere deckten bei ihrer Wühlarbeit eine Glocke auf, die ausgegraben und in die Mondſchützer Kirche gebracht wurde. Der Klang der Glocke wurde von den Leuten gedeutet mit den Worten: „Sau wühlt — Burg fand".

Später, in den 80er Jahren, iſt durch Ausgrabungen auf der Wieſe tatſächlich feſtgeſtellt worden, daß an dieſem Platze ein Dorf geweſen ſein muß, denn es wurden Grundmauern von Häuſern, ſowie viele Geräte von Eiſen, wie Schwerter, Lanzenſpitzen, Schlüſſel, Hufeiſen und dergleichen ausgegraben, die teils ins Breslauer Altertumsmuſeum abgegeben wurden, teils in den Sammlungen des Beſitzers aufbewahrt ſind.

Von Kordetzki in Krummwohlau. — Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 16.

385. Das im Regelteich verſunkene Schloß.

Kreis Wohlau.

Unweit des Dorfes Stuben liegt der Regelteich, der früher viel größer und tiefer war. Die Sage weiß, daß in der Nähe des Teiches einſt ein herrliches Schloß geſtanden habe, umgeben von Garten und Park. Der Beſitzer dieſer Herrlichkeit hieß Regel. Er führte aber ein ſehr ſchwelgeriſches und laſterhaftes Leben, ſo daß niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte. Da ereignete ſich ein Wunder, wie eine Strafe des Himmels: eines Morgens waren Schloß und Garten und Park verſchwunden, das Waſſer des Teiches deckte ſie zu, ſie waren verſunken in die Tiefe der Erde. Seit jener Zeit ſoll der Geiſt Regels bisweilen den in der Nacht Vorübergehenden erſcheinen und ihnen Übles zufügen. Von Lehrer Jänſch in Stuben. — Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 16.

386. Der Knechteberg bei Stuben.

Kreis Wohlau.

Einſt dienten zwei Brüder in Stuben als Knechte. Der jüngere war brav und fleißig, der ältere war dem Trunke ergeben. Einmal gingen beide nach Wohlau, um Einkäufe zu beſorgen. Der ältere hatte ſich dabei betrunken, und auf dem Nachhauſewege gerieten ſie in Streit. In der Nähe von Stuben erſchlug nun der ältere Bruder den jüngeren und ſchleppte den Leichnam in den nahen Wald, wo er ihn unter Sand und Moos verſcharrte. Einige Zeit nachher wurde der Leichnam gefunden, und der Verdacht der Täterſchaft lenkte ſich auf den älteren Bruder. Eines Morgens war dieſer verſchwunden; Pilzſucher fanden ihn erhängt an derſelben Stelle, wo die Leiche des jüngeren Bruders gefunden worden war.

Seit dieſer Zeit führt der Berg den Namen Knechteberg.

Von Lehrer Jänſch in Stuben. – Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 7.

387. Die Marotſchine bei Groſen.

Kreis Wohlau.

Unweit des Dorfes Groſen, im Wohlauer Kreiſe, liegt die Marotſchine, ein von Schilf und Geſträuch umgebener, tiefer Sumpf.

Wie die Sage erzählt, ſtand hier einſt ein prächtiges Schloß, das infolge Laſterhaftigkeit ſeiner Bewohner in die Tiefe verſank.

Eines Tages pflügte ein Knecht den darumliegenden Acker. Plötzlich vernahm er ein Geräuſch aus dem Sumpfe, als ob Teig im Backtroge zuſammengekratzt würde. Das kam ihm ſo ſcherzhaft vor, daß er übermütig hinüberrief: „Backt mir auch einen Kuchen mit!“ Als er nachmittags wieder auf das Feld kam, lag ein Kuchen auf dem Pfluge, der ſtrotzte von Grinden und Pferdehaaren. Und eine Stimme rief aus: „Wenn Du den Kuchen jetzt nicht ißt, breche ich Dir das Genick!“ Da war

aus dem Scherz Ernſt geworden und den Knecht befiel eine ſolche Furcht, daß er trotz des Grauens den Kuchen aufaß, und kurz darauf ſtarb er.

Von Georg Scheike in Groſen. — Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 31.

388. Woher der Name „Die Cränzer Hölle".

Kreis Wohlau.

Dicht hinter dem Dorfe Cranz, Kreis Wohlau, führt die Kunſtſtraße Dyhernfurth – Reichwald durch ein Waldſtück, das im Volksmunde allgemein nur die „Cränzer Hölle" genannt wird. Die Sage des Volkes erklärt den Namen auf folgende Art:

Vor langen Jahren lebte in Cranz ein Menſch, der einen ſchlechten Lebenswandel führte und nach ſeinem Tode keine Ruhe im Grabe finden konnte. Schon als die Leute von ſeinem Begräbnis vom Kirchhofe zurückkehrten, ſahen ſie ihn als Geiſt am Gatter ſeines Hauſes ſtehen. Da er nun die Menſchen fortwährend beunruhigte, wurde ſein Leichnam wieder ausgegraben und im genannten Waldſtücke am Abhang neu beigeſetzt. Drei Geiſtliche haben ihn dorthin „gebannt". Nun konnte er hier ſein Unweſen treiben, und der Ort erhielt davon den Namen „Cränzer Hölle".

Von Lehrer F. Hankowiak in Cranz. — Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 31.

389. Der Warteberg bei Riemberg.

Kreis Wohlau.

Wie die Sage erzählt, wurde die heilige Hedwig bei der Heimkehr von Leubus nach Trebnitz durch Leubuſer Kloſterbrüder bis zu einem Berge bei Riemberg begleitet, wo Trebnitzer Kloſterſchweſtern ſie erwarteten. Davon ſoll der Berg bei Riemberg den Namen „Warteberg" tragen.

Nach Mitteilungen von X. und Kordetzki in den Heimatblättern des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 74.

390. Der „Hedwigsbrunnen" in Pathendorf.

Kreis Wohlau.

Barfuß, der Schwierigkeiten und Unſicherheiten des Weges nicht achtend, kam die heilige Hedwig einſt todmüde durch Pathendorf. Die Sonne brannte heiß, und die Wandernde klopfte an die erſte Hüttentür, einen Trunk Waſſer zu erbitten. Mit harten Worten wies man ſie ab: von Bettlerinnen wolle man nichts wiſſen. Am nächſten Hauſe ſchlug man die Tür vor ihr zu, ohne ihre Bitte auch nur anzuhören, und ſo ging es fort, nirgends fand ſich eine Hand, die einen Trunk reichte, und die Dürſtende ſtand am Ende des Dorfes, vor dem langen, einſamen Walde. Da wandte ſie ſich noch einmal um, ihr Auge ſchweifte über die friedlich daliegenden Hütten, und ihr Mund — ſonſt harter Worte nicht gewöhnt — tat ſich zu einem Richterſpruche auf: Waſſer hatte man ihr verweigert, Waſſer verweigerte nun auch die ſtrafende Gerechtigkeit dem Dorfe. Die Quellen verſiegten, und ein einziger Ziehbrunnen blieb auf Jahre hinaus für ſämtliche Bewohner die Stelle, um die ſie ſich drängten, um mühſam das koſtbare Naß in die Höhe zu ziehen. Das iſt der Hedwigsbrunnen. So erzählt man in der Gegend.

X.

In Pathendorf ſelbſt erzählt man dieſelbe Sage mit freundlicherem Schluſſe: Auf die Bitte der edlen Frau um einen Trunk Waſſer antworteten die Dorfbewohner: „Wir haben weder Brunnen noch Waſſer". „Nun," ſagte ſie, ſich auf dem Fuße herumdrehend, „ſo will ich euch Waſſer ſchaffen. Grabt auf dieſer Stelle. Hier kommt Waſſer und ſonſt nirgends in Pathendorf." Der Brunnen auf dem Dorfanger mitten in Pathendorf heißt noch heute der „Hedwigsbrunnen."

A. Lanzke in Pathendorf. — Beides in den Heimatblättern des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 75.

„Am Hedwigsteiche" bei Obernigk, woſelbſt die heilige Hedwig gleichfalls oft gewandelt ſein ſoll, liegt auch ein „Hedwigsbrunnen", und zwar etwa 3—4 „Gewende" weſtlich vom jetzigen Bahnhofe. Sie wollte wohl zunächſt den Durſt der Wallfahrer, denen ſie ſich beigeſellte, löſchen. (Aus der Pathendorfer Schulchronik, mitgeteilt von A. Lanzke.) Ebenda Anmerk.

391. Die Heinzendorfer Friedhofslinden.

Kreis Wohlau.

Zwiſchen Heinzendorf und Schönbrunn bei Wohlau ſtand einſt mitten im Walde eine Burg. Ihre Mauern ſind heute nicht mehr zu ſehen, ſind verfallen und verſchüttet. Dagegen ſieht man noch den alten Wallgraben. Die Stätte iſt Erbbegräbnis des jetzigen Beſitzers der Herrſchaft Heinzendorf. Eine Sage erzählt:

Auf der Burg lebten einſtmals drei Prinzeſſinnen. Sie waren gottlos und führten ein zügelloſes Leben. Um im Sommer Schlitten fahren zu können, ließen ſie von Schönbrunn bis Heinzendorf Salz ſtreuen. Als ſie älter wurden, gingen ſie in ſich und lebten fromm. Nun wollten ſie aber ſehen, ob Gott ihnen ihre Sünden verziehen habe. Deshalb pflanzten ſie auf den Kirchplatz zu Heinzendorf drei Linden, und zwar mit den Wurzeln nach oben. Wenn dieſe angingen, wollten ſie daran erſehen, daß Gott ihnen Gnade erwieſen habe.

Drei uralte Linden ſtehen nun heute auf dem Kirchhofe von Heinzendorf. Sie haben einen Umfang von etwa neun Metern. Zwei von ihnen ſind in der Mitte geteilt. Man könnte meinen, daß ihr Stamm einem Wurzelſtocke ähnlich ſei. Es ſollen die von den Prinzeſſinnen gepflanzten Linden ſein.

Von Lehrer Kube in Heinzendorf. — Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 7.

392. Woher der Name „Menſchenberge" bei Polgſen.

Kreis Wohlau.

Gegenüber der zu Stanſchen gehörenden Donnermühle, linker Hand an der Straße von Polgſen nach Werſingawe, erhebt ſich ein hügeliges Waldgebiet, welches den Namen „Menſchenberge" führt. Über die Entſtehung dieſes Namens ſagt der Volksmund folgendes:

Auf den vorbenannten Bergen begingen einſtmals Hütejungen einen Brotfrevel. Als nämlich die Bäuerin eines Tages den frechen Burſchen ihr Veſperbrot aufs Feld ſchickte, waren

ſie mit dem Brote, das ihnen aus ausgewachſenem Getreide gebacken zu ſein dünkte, nicht zufrieden. Sie ſprachen Fluchworte und Läſterungen darüber aus, trieben viel Übermut, warfen es wütend auf die Erde, rollten es den Berg hinab, hieben, wie beim Kreiſelſpiel der Kinder, mit den Peitſchen danach, traten es, wo es liegen blieb, mit den Füßen und ſpien es an, ja, ſie gingen mit ihrem Frevel ſoweit, daß ſie das Brot nahmen und es unter das Rad eines bergab fahrenden Wagens legten, um dieſen zu hemmen. Weil keiner den anderen an ſeinem Gebaren hinderte, ſo folgte die Strafe des Himmels dieſer Tat auf dem Fuße. Es zog ein furchtbares ſchweres Gewitter auf, das den Berg einhüllte. Das Donnerwetter, welches folgte, war ſchaurig anzuhören. Als es vorübergezogen war, waren die Hirten verſchwunden, nirgends waren ſie zu ſehen. Man nahm allgemein an, daß die Erde ſich aufgetan und die verwegenen Menſchen verſchlungen habe, worauf eine Reihe von Löchern hindeuten ſoll, aus denen man die in Stein verwandelten Frevler mit ihren Köpfen wollte herausgucken ſehen. Das gilt als Zeichen, daß ſie in ihrem Grabe keine Ruhe finden, ſondern wiederkommen, um ſo lange nach Brot zu ſuchen, bis ihre Augen bluten. Unſegen traf auch die Gegend durch langjährige Hungersnot. Noch heute will man wiſſen, daß an der beſagten Stelle vielerlei Unglück geſchieht, bald ſtürzt ein Pferd, bald bricht eine Achſe, oder es geht ein Pferd durch uſw.

Von dieſen gottloſen Menſchen kommt der Name „Menſchenberge" her, und auf Grund des Donnerwetters gibt es noch heute daſelbſt einen Donnerberg, eine Donnermühle, einen Donnerteich, einen Donneracker, eine Donnerwieſe.

Von Pfarrer Mager in Groß-Strenz. – Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 55.

393. Der vergrabene „goldene Herrgott" zu Polgſen.

Kreis Wohlau.

Lange vor Chriſtus war die Gegend um Polgſen (eig. wohl Polgſendorf, Dorf des Bolko) ſchon bewohnt. Auf dem Mühl-

berg, zu beiden Seiten der Straße nach Schlanowitz, hatten die heidniſchen Bewohner ihre Begräbnisſtätte. Ihre Toten verbrannten ſie und ſetzten ihre Aſche in Urnen bei. Man hat viele ſolche Urnen gefunden, auch Schmuckgegenſtände aus Bronze (Nadeln) und Kinderſpielzeug aus Ton (Kinderklappern und ſehr ſchöne Vogelformen).

Nach einer alten Sage ſollen die Heiden ihren „goldenen Herrgott" an der Stelle vergraben haben, wo früher die Eduard Walter'ſche Mühle ſtand.

Aus einem Aufſatze über Dorf Polgſen. Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 71.

394. Die Heidentempel bei Laſerwitz.

Kreis Wohlau.

Unfern von dem Dorfe Laſerwitz ſoll ein großer Hain und darin eine große Eiche geweſen ſein, um welche drei Götzentempel im Dreieck geſtanden haben, allwo die heidniſchen Prieſter der alten Schleſier ihren finſteren Gottesdienſt getrieben und Menſchenopfer geſchlachtet haben.

Noch heute ſind Spuren davon zu bemerken. Es entſpringt nämlich in dem Tale aus einem trüben Tümpel der kleine Bach Laſore, von dem der Ort den Namen erhalten hat. Das Waſſer des Tümpels hat einen ſtarken Schwefelgeruch, und die kleinen Fiſche, die es enthält, ſchmecken danach. Ein früherer Beſitzer hat einſt das Waſſer bis auf den Grund ausſchöpfen laſſen. Da hat man auf dieſem noch den Sturz einer ungeheuren Eiche gefunden und Spuren, daß das Ganze mit Bohlen ausgetäfelt geweſen iſt. Wahrſcheinlich haben die alten Heidenprieſter den unter der heiligen Eiche hervorſprudelnden Quell als Heilquelle benutzt und mit ſeinem Waſſer wunderbare Kuren verrichtet. Auch hat man hier oft Menſchenknochen und Erzſtücke in der Erde gefunden.

Als der Strahl des Chriſtentums in die Wälder Schleſiens drang, ſank wohl die heilige Eiche und mit ihr die finſteren Götter ins Reich der Vergeſſenheit. Nur die Volksſage hält

noch eine Erinnerung fest: Zu Zeiten nämlich, und besonders in der Johannisnacht, soll man dort, wo die Heidentempel standen, Gestöhn und Todesröcheln unter der Erde, und hoch oben in der Luft Waffengeklirr und seltsame Stimmen vernehmen.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 65.

395. Die Hexe in der Kabuschemühle zu Klein-Strenz.

Kreis Wohlau.

Bereits im Jahre 1678 wird in einem Testamente des Freiherrn von Garnier von einem Fischhälter in Nesegafforum terminis („an der Nisgawer Grenze") gesprochen, der seinen Namen von einem daselbst gestandenen „verwunschenen Hause" erhalten habe. Es ist der „Kabuschebehälter" zu Klein-Strenz. Das erwähnte Haus, einstmals ein Mühlengrundstück, befand sich in unmittelbarer Nähe des jetzigen Klein-Strenzer Forsthauses. In dieser „Kabuschemühle" hauste ein Weib mit Namen Vinzentia Kabusche. An diese heftet sich die Erinnerung des Volkes und stattet ihr Leben durch sagenhafte Züge aus.

Sie war ein häßliches Weib, grauköpfig, mit roten Augen, zahlreichen Sommersprossen und aufgedunsener Nase, eine wahre Unholdin. Man sah sie selten, sie sprach wenig und machte sich von weitem durch Zeichen verständlich. Die Kleider zog sie sich gern verkehrt an; wer sie dabei beobachtete, war des Todes. Sie galt allgemein als Hexe, die namentlich in der Walpurgisnacht (1. Mai) umging, so daß damals alle Bewohner hiesiger Gegend in jener Nacht die Ofentüren nie schlossen, damit sie bei etwaigem Erscheinen sofort zur Feuereisse wieder hinausfahre. Sie war auch verschrien als Mittagsgespenst. Wenn nämlich zwischen 12 und 1 Uhr die Sonne ihre wärmsten Strahlen sandte, schlich sie durch Wald und Flur und sammelte neunerlei Kräuter. Dabei ging sie schädigend durch die Getreidefelder. Schon ihr Gehen benahm den Äckern den Segen, den sie durch Weihe und Gebet sowie durch Einstecken von

Kreuzzeichen erhalten hatten. Darum blieb niemand über Mittag auf den Feldern. Sie wurde „Grulemutter", auch „Aale" genannt und war besonders bei alten Jungfern und anrüchigen Mädchen gefürchtet. Denn diesen steckte sie verdorrte Blumensträuße auf den Dachfirst des Hauses, was allgemein als Anzeichen einer bevorstehenden Schandtat gedeutet wurde. Zum Schrecken der Bauern schüttelte sie des Nachts die Obstbäume, indem sie dabei unverständliche Worte murmelte. Vor allem war sie am Gründonnerstag gefürchtet. Der Bauer schützte da besonders seine Bienenstöcke durch vorzeitiges Herausnehmen des Honigs. Wegen ihres unsauberen Aussehens gab man ihr den Namen „Läusefiez".* Zur Warnung der Kinder rief man diesen zu: „Das Kaubuschweib kimmt und nimmt Dich meite!" Bei heftigem Winde, so meinte man abergläubisch, fliege sie vor diese oder jene Tür, schütte Mehl nach den vier Himmelsrichtungen und singe dabei: „Die Babsche (altes Mütterchen) kimmt, im Zwirbelwind, bringt Mehl geschwind, für jedes Kind". Das war eine Warnung der vermummten Alten vor einem bevorstehenden Unglück. Zu besonderen Zeiten wollen sie viele auf einem schwarzen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern reitend gesehen haben.

Eines Tages traf sie für ihre Schlechtigkeit der Zorn des Himmels. Unter ihrem Wohnhause tat sich die Erde auf und verschlang dieses samt und sonders, nur noch ein tiefes Loch blieb, das „Kabuscheteichlein", auch „Hexentilke" genannt. Aus diesem Loche sprudelte damals die Kabuschequelle hervor, aus welcher der Kabuschegraben sein Wasser erhielt. Zweimal hatte sie versucht, sich in diesem Wasserloche zu ertränken, aber sie sank nicht unter. Neben diesem Hälter fand man sie an einem Karfreitage an einem Baume aufgeknüpft, als hiesige Leute sich nach damaliger Sitte vor Sonnenuntergang im Karfreitags-Wunderwasser waschen kamen. Es war just am 1. April, und man sagte allgemein, Judas Iskariot habe sie geholt, weil dieser sich ebenfalls am 1. April erhängt habe, weshalb vielerorts

* Fiez oder Viez, eine Abkürzung von Vizentia.

dieſer Tag als Unglückstag erſten Ranges galt. Niemand wagte die Kabuſchin zu beſtatten, ſie blieb, bis der Wind ihren Staub nach allen Richtungen zerſtreut hatte.

Pfarrer Mager in Groß-Strenz. — Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 39.

396. Der „Wilde Wald" oder die „Hölle" bei Klein-Strenz.

Kreis Wohlau.

„Wilder Wald" oder „Hölle" heißt ein von den Ausläufern des Katzengebirges gebildetes Tal, das im Bereiche des Rittergutforſtes Klein-Strenz liegt. Die ſüdlich davon anſteigende waldbeſtandene Lehne, die größtenteils auf Peruſchener Gebiet liegt, führt den Namen „Höllenlehne". Die Namen ſind ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert nachweisbar.

An die „Hölle" knüpft die Sage in mannigfacher Form an. Es ſoll dort zur Zeit der Johannisnacht umgehen, man hört Kanonendonner, Waffengeklirr, Todesröcheln, Stöhnen, Särgehämmern und glaubt, es bedeute Sterben und Krieg.

In den Lüften erſchallt tauſendſtimmiger Geſang, wobei ein feuriger Reiter auf ſchnaubendem Roſſe, der die Luft beherrſcht, ſich in dunklen Nächten mit einer Meute Hunde zeigt. Schon aus großer Ferne dringt ihr Bellen an das Ohr des Lauſchenden. Man nennt den Reiter Nachtjäger, und er treibt wie anderswo allerlei Geiſterſpuk, äfft die Leute, klopft unter Sturm und Geheul, unter gellendem Pfeifen und Peitſchenknallen an die Fenſter der Wohnhäuſer. Seine Hundemeute beſteht aus den Seelen Verſtorbener, „armen Seelen", die nicht zur Ruhe kommen konnten, zur Strafe für ihre böſen Taten, ſei es ein betrügeriſcher Ortsvorſteher, ein Trunkenbold, ein Spötter, ein Betrüger, ein Sonntagsſchänder, oder ein ſchandfleckendes Weib, oder ungetaufte Kinder. An den „Dreibrücken", einem Wegeſtück von Klein-Strenz nach Groß-Schmograu, wollte der Nachtjäger einmal einem Kloſtermönche aufhucken, aber mit Weihwaſſer und Segenſpendung wußte der

die unheimliche Erſcheinung zu bannen, worauf ſie mit ihrer Begleitung für immer verſchwand. Sie hinterließ aber einen ſolchen Geſtank, daß man es noch tagelang merkte.

Der Nachtjäger erſcheint zwar nicht mehr, aber noch heutzutage will man in der Nähe der „Dreibrücken" in ſtillen Nächten ſchwarze Leichenbegängniſſe in ſchauerlicher Aufmachung ſehen, wobei die Teilnehmer ohne Kopf einherſchreiten, alles vermummt, bald langſam, bald ſchnell vorüberziehend und in der Mitternachtsfinſternis verſchwindend. Vielfach wird der Sarg von 12 Pferden gezogen.

Die Karmelitermönche wollten urſprünglich ihr Kloſter auf dem Klein-Strenzer Kapellenberge erbauen (der nach einer Urkunde vom 16. Mai 1680 den Namen „Karmel" führt). Aber ſo oft die Maurer auf dieſem Berge mit den Mauerarbeiten begannen, wurden ſie unſichtbarerweiſe durch höhere Gewalt daran gehindert. Man erzählt, daß jene unheimliche Macht der Nachtjäger mit ſeiner Gefolgſchaft geweſen ſei. Die Mönche bauten dann ihr Kloſter zu Groß-Strenz.

Von dieſem Kloſter ſoll ein unterirdiſcher Gang durch die Karmeliter nach der Klein-Strenzer Hölle angelegt worden ſein, um bei feindlichen Belagerungen oder bei ſonſtigen Unheil verkündenden Ereigniſſen auf ſicherem Wege zu entkommen. Die in der Nähe des „Wilden Waldes" ausgeſchachtete gewaltige Sandſchlucht, aus der die Mönche beim Kloſterbau den Sand entnahmen, ſcheint der Anlaß zu dieſer Sage zu ſein.

Nach Pfarrer Mager, Groß-Strenz, in den Heimatblättern des Kreiſes Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 27 f.

397. Nächtliche Leichenbegängniſſe im „Wilden Walde" bei Klein-Strenz.

Kreis Wohlau.

Zuweilen will man in der Nähe der „Dreibrücken" im „Wilden Walde" bei Klein-Strenz ſchwarze Leichenbegängniſſe in ſtillen Nächten geſehen haben. Die Aufmachung war ſchauerlich, die Teilnehmer ſchritten ohne Kopf einher, alles war ver-

mummt, bald langsam, bald schnell vorüberziehend und in der Mitternachtsstunde verschwindend. Vielfach sieht man den Sarg von 12 Pferden gezogen.

Nach Pfarrer Mager, Groß-Strenz, in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 2. Jahrg., 1922, S. 28.

398. Der Totenberg in Dittersbach.

Kreis Wohlau.

In früheren Zeiten, als hier noch Slawen wohnten, führte Dittersbach den Namen Prischke, d. h. Räubernest. Es hatte diesen Namen deshalb erhalten, weil Wegelagerer daselbst ihr Unwesen trieben. Wann und warum die Umbenennung stattgefunden hat, konnte von hier aus nicht ermittelt werden. Die Sage erzählt davon folgendes:

In jenen slawischen Zeiten lebte daselbst ein Landmann, der sein ganzes Leben lang ein Pechvogel war. Alles, was er angriff, brachte ihm kein Glück. Eines Tages wurde er außerhalb seiner Wohnung von Räubern überfallen und erschlagen. Seine unglückliche Laufbahn beschloß er also mit einem jähen Tode. An der Stelle aber, wo er erschlagen worden war, wurde er auch bestattet.

Da verlangten aber die Angehörigen, daß der Verstorbene ausgegraben und in geweihter Erde auf dem Kirchhofe beigesetzt werde. Der Totengräber, welcher den Auftrag erhielt, die Leiche auszugraben und auf den Friedhof zu bringen, hatte kaum die Arbeit begonnen und einige Spatenstiche in den Grabhügel getan, als es schon in dem Grabe zu wogen und zu rumoren anfing. Eine unsichtbare Gewalt schleuderte ihn unsanft bei Seite. Darauf verbreitete sich rasch in dem Orte die Kunde von dem verteidigten Grabe des Erschlagenen. Klatschmäuler wollten wissen, daß dort etwas Besonderes, etwa ein Schatz, verborgen sein müsse, den unsichtbare Geister verteidigten. Ein junger Ortsbewohner machte sich nun anheischig, das unheimliche Grab zu öffnen. Er stand aber gar bald ab, denn es wurde abermals energisch verteidigt. Aus diesem

Grunde ließ man nun den Toten an ſeinem Platze für immer ruhen und benannte dieſen Platz Totenberg, welchen Namen er noch heute führt.

Pfarrer Mager, Strenz, Der Totenberg in Dittersbach, in den Heimatblättern des Kreiſes Wohlau, 4. Jahrg., 1925, S. 26.

399. Der Totenberg bei Strien.

Kreis Wohlau.

Der Berg liegt ſüdſüdweſtlich von Strien, zwiſchen dem Karraſch- und Hartmannweg, in der Richtung auf Iſoldenort. Die Sage erzählt: Vor vielen hundert Jahren habe in Strien eine Epidemie geherrſcht, wahrſcheinlich die Peſt. Die Kranken wurden von dort auf den Berg gebracht und durften mit den Leuten des Dorfes nicht zuſammenkommen. Nahrung brachten ihnen die Angehörigen. Da hier die meiſten ſtarben und zugleich beerdigt wurden, nannte man den Berg den Totenberg.

Julius Schenk, Strien, Flurnamen der Gemeinde Strien, in den Heimatblättern des Kreiſes Wohlau, 4. Jahrg., 1925, S. 37.

400. Der Lendſchützer Dorfteich und ſeine Fröſche.

Kreis Wohlau.

In dem Orte Lendſchütz bei Wohlau befindet ſich ein großer Dorfteich. Es iſt eine merkwürdige Tatſache, daß in dem Teiche niemals ein Froſch ſeine Stimme ertönen läßt. Der Volksmund knüpft daran folgende Sage:

In alter Zeit war der Dorfteich von Lendſchütz von Fröſchen belebt, die in den ſtillen Frühlings- und Sommernächten fröhlich ihre Stimmen erſchallen ließen. Ein Bewohner, deſſen Haus in der Nähe des Teiches ſtand, konnte des Nachts nicht ſchlafen, angeblich, weil ihn das Quaken der Fröſche ſtörte. Er ſtand auf, ging an den Rand des Teiches und ſchalt die Fröſche aus. Als das nicht half, nahm er eine lange Stange, ſchlug damit nach den Fröſchen und verfluchte ſie, indem er ausrief: „Elende Brut, ſtellt euer Quaken ein, hol' euch alle der Teufel!" Den böſen Fluch hörte der Froſchkönig. Er gab ſeinen

Untertanen flugs den Befehl: „Wandert ſofort aus! Niemals ſoll der Ort die Stimme eines Froſches hören!" Seit dieſer Zeit iſt es in dem Teiche ſtill geworden.

Von Lehrer Schöde in Klein-Peterwitz. Heimatblätter des Kreiſes Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 6.

401. Die Morgenſternbrücke und die verſunkene Glocke bei Tſchileſen.

Kreis Wohlau.

Vor vielen hundert Jahren brachte einſt ein Bauer Morgenſtern eine Glocke über die Brücke nach Sandewalde. Dabei iſt ihm die Glocke ins linke Waſſerloch gefallen. Noch heute ſoll ſie unten liegen und ertönen, wenn man einen Stein hinein wirft. Ein Mann, der die Glocke heben wollte, iſt dabei ertrunken. Noch heute trägt die Brücke ihren Namen nach dem bäuerlichen Fuhrmann „Morgenſternbrücke".

Lehrer Vogt in Tſchileſen in den Heimatblättern des Kreiſes Wohlau. 2. Jahrg., 1922, S. 91.

402. Der Beatenwald bei Laaſan.

Kreis Striegau.

Mitten in dem Flecken Laaſan im Kreiſe Striegau ſteht ein uraltes, prächtiges Schloß. Dort wohnten vor vielen hundert Jahren die Ritter von der Laaſen. Einer von dieſen Rittern hatte ein einziges Kind; es war ein wunderſames, ſchönes Mägdelein und hieß Beate. Goldglänzend das Haar und lichtblau wie der wolkenloſe Himmel das Auge. So klar wie ihr Auge, ſo rein und edel war auch Herz und Seele. Nie hatten die Eltern eine Klage über ſie zu führen. Nie ſtritt oder zankte ſie ſich mit den Spielgenoſſen. Eine große Freude bereitete es ihr, am heiligen Weihnachtsfeſt von ihren reichen Geſchenken einen großen Teil den armen Kindern des Dorfes zu geben. So war ſie der Liebling aller. Was aber Beate am meiſten liebte, das war der mächtige große Wald, der ſich einige Minuten vom

Schlosse entfernt dahinzog. Hier weilte sie stundenlang, lauschte dem lieblichen Gesange der Vögel und hielt trauliches Zwiegespräch mit Blumen und Rehen! denn alle Tiere des Waldes kannte und liebte sie. Brachte sie ihnen doch stets etwas mit; den Vögeln Krümchen und Körnchen, den Rehen Brotrinden, Zucker und saftige Blätter von Salat und Kraut. Zutraulich flogen schon Meisen und Finken herbei, wenn sie kam, und selbst die scheuen Rehe kamen und fraßen den Zucker aus ihrer Hand. Ja sogar die Krähen und Raben bedachte sie. Und namentlich im Winter, da stand sie gar oft mitten in dem großen Felde vor dem Walde und um sie her wimmelten die grauen und schwarzen Gesellen wie ein dunkler See. Krähen und Raben huschten durcheinander und stritten und zankten sich um die Brosamen. So war Beate denn eine Jungfrau geworden, blühend und schön wie eine zarte Rosenknospe, der Stolz der Eltern. —

Im fernen Riesengebirge wohnte zur selben Zeit der gewaltige Rambor, ein häßlicher Riese mit grünen Augen und schwarzem, zottigem Haar. In seinen Armen war Kraft und Stärke und mit der bloßen Faust zertrümmerte er Felsen und mächtiges Gestein. In den Schneegruben tief unten hatte er seine finstere Höhle. Der nun hörte von dem lieblichen Ritterfräulein und beschloß, es herbeizuholen als seine Gemahlin. —

Es war ein herrlich schöner Sommertag und Beate war wiederum in den Wald gegangen zu ihren Lieblingen. Da brach es auf einmal wie ein Unwetter durch das Unterholz des Waldes. Rambor kam dahergeritten auf einem feuerroten Rosse. Rasch erfaßte er die ahnungslose Beate und zog sie zu sich auf den Sattel. Nun erkannte Beate wohl die gräßliche Gefahr; mit Händen und Füßen schlug sie um sich. Laut und verzweifelnd schrie sie um Hilfe. Aber Rambor verlachte sie, und fort ging es in sausender Jagd. Doch da rauschte es auf einmal in den Lüften und wie eine schwarze Wolke ließ es sich auf Roß und Reiter nieder. Die Vögel des Waldes, all die Finken und Meisen, die Amseln und Drosseln, vor allem aber die Raben und Krähen kamen, um den Kampf für ihre Ge-

bieterin aufzunehmen. Sie hackten und hieben gar gewaltig mit ihren ſcharfen Schnäbeln auf den Räuber ein, und wie ſehr er ſich auch wehrte, dieſer Menge war er nicht gewachſen. Vernichtet ſank er gar bald zu Boden. Die Raben fraßen ſein Fleiſch und von Pferd und Mann blieb nichts übrig, als ein paar armſelige Knochen. Beate aber eilte zitternd heim zu ihren Eltern. Später wurde ſie dann die Gemahlin eines gütigen Prinzen in der Oſtmark. Ihren Rettern im Walde aber iſt ſie ſtets treu geblieben. Wenn ſie ihre Eltern beſuchte, da war ihr erſter Gang in den Wald, und alle kamen wieder herbei und begrüßten ihren Liebling. Der Wald aber heißt ſeit dieſer Zeit im Volksmunde der „Beatenwald".

Handſchriftlich von Frau Gräfin Helene v. Pfeil-Burghauß, 1924. Offenbar nach dem faſt gleichlautenden Bericht von W. Veith, Aus der Dorfchronik von Laaſan in „Wir Schleſier!" 3. Jahrg., 1922/23, S. 8.

403. „Eliſabeth im Walde" oder Eliſabethenwalde.

Kreis Striegau.

Wenn man vom oberen Ende des Dorfes Kuhnern den Weg nach dem Sanderhof einſchlägt, ſo kommt man in der Nähe des letzten an der Stelle vorüber, die noch heute „Eliſabeth im Walde" oder Eliſabethenwalde" heißt. Ein dort graswendendes Mütterchen erzählte mir: der Name „Eliſabeth im Walde" rühre von einem Fräulein her, die hier im Walde gewohnt habe. Ein Mann mit der Senſe miſchte ſich verbeſſernd ein und ſagte, der richtige Name ſei „Eliſabethenwalde". Zwiſchen drei Linden habe ein Glöcklein gehangen, dort ſei der Ort geweſen. Jetzt hänge das Glöcklein in Kohlhöhe auf dem Dominium und werde zu Beginn und Ende der Arbeit geläutet. Mehr wußten ſie nicht. Mündlich, 1909. K.

Der Sanderhof liegt von Wald, Wieſe und Feld umgrenzt und war ſelbſt bis in die 70er oder 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Wüſtung, von der man nichts als eine Schafſchwemme ſah, bis Profeſſor Dr. Karl Freiherr von Richthofen auf Damsdorf den Hof wieder aufbaute. Über den Abbruch der ehemaligen Kolonie Sanderhauſen im Jahre 1797 M. Treblin, Siedlungskunde, 1908, S. 112.

Über den „Elisabethwald" bei Kuhnern wird anderwärts berichtet:

Hier waren früher 9 oder 10 Häuser, welche den Namen „Elisabeth im Walde" führten. Da die Einwohner sich größtenteils mit Diebereien beschäftigten, so ließ der Grundherr diese Häuser im Jahre 1746 sämtlich einreißen und jene Kolonie später bei Kuhnern auf dem Berge, da, wo die Windmühle steht, anlegen.

C. F. W. Richter, Histor.-topograph. Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 41.

„Elisabeth im Walde oder Elisabethwald" ist der Name eines ehemals zwischen Gutschdorf und Kuhnern gelegenen Vorwerks, das aber eingegangen ist. Die Gegend wird zum Kuhnerner Walde gerechnet.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, V., S. 218.

404. Die unheimliche Sandgrube bei Meesendorf.

Kreis Neumarkt.

Bei Meesendorf liegt eine Sandgrube, bei der schon mancher nächtliche Wanderer eine unheimliche Erscheinung gesehen hat. Wenn er bei dem Gebüsche vorüberging, das in der Nähe der Sandgrube stand, trat ihm wohl eine Frau entgegen, die war ganz weiß gekleidet. Ehe er sich von seinem Schrecken erholen konnte, war sie verschwunden.

Das sei, so erzählt man sich, der Geist einer Frau, die einst hier erschlagen und in der Sandgrube vergraben worden ist.

Von Fräulein Ernstine Rauschel, einer gebürtigen Meesendorferin, mündlich. 1918. K.

405. Der Hedwigsbrunnen bei Polkendorf.

Kreis Neumarkt.

Der heiligen Hedwig soll seine Entstehung auch der Hedwigsbrunnen in Polkendorf, Kreis Neumarkt, verdanken, wo einst ein Bauer der Heiligen einen Trunk Wasser versagt haben soll. Das Wasser dieses Brunnens ward ehedem zu fernen Kranken

geholt, und man hatte, wie erzählt wird, die Bemerkung gemacht, daß, wenn der Kranke ſterben ſollte, das Waſſer unterwegs trübe ward, hingegen klar blieb, wenn er wieder aufkam. Sieben Perſonen wurden davon geſund. Dies bezeugen mit ihrer Unterſchrift den 20. Januar 1683 der Pfarrer Michael Friedrich Sieglers, Leubuſer Profeß, und viele Bürger von Schmograu. Knoblich, Lebensgeſchichte der hl. Hedwig, 1860, S. 269 f.

406. Das Grab des Herrn von Köckeritz bei Göbel.

Kreis Neumarkt.

Verſteckt in Buſch und Schilf, umgeben von einem ſumpfigen Graben, erhebt ſich in der Niederung beim Gute Göbel ein niedriger Hügel, der, wie einige Aufbruchsſtellen zeigen, untermauert iſt. Der Volksmund erzählt, ein Herr von Köckeritz ſei hier in goldener Rüſtung begraben worden. Ruchloſe Leichenräuber hätten zur Nachtzeit das Grab erbrochen und den Toten beraubt, ſeien dann aber, vom böſen Gewiſſen verfolgt, in die weite Welt geflohen.

Aus den „Sonntagsausflügen von Breslau aus". Schweidnitz o. J. (Brieger) S. 38.

In Neudörfel erfuhr ich von einer Bauersfrau, daß ſie die Sage oft von ihrer Mutter habe erzählen hören. Sie konnte ſich nur erinnern, daß ein Herr von Köckeritz von Neumarkter Bürgern zu Grabe getragen werden ſollte, ſie konnten ihn aber nur bis Kadlau bringen (wo Köckeritz ſein Schloß hatte), weiter kamen ſie nicht. Nun mußten die eignen Leute des Ritters den Sarg auf die Schultern heben und vollends bis zum Grabe bei Göbel tragen. Die Bauersfrau ſtammte aus Kadlau, was Neudörfel benachbart iſt. Als Kinder hätten ſie oft das Grab beſucht und in die Öffnungen hinuntergeſehen, aber ſie konnten nichts erkennen. Der Gaſtwirt in Neudörfel, der erſt 6 Jahre am Orte iſt, wußte von der ganzen Sage kein Wort. K. 1917.

Die Sage iſt zerfallen (zerſagt), es läßt ſich aus den Bruchſtücken kein rechter Zuſammenhang herſtellen. Ob die in meinen Schleſiſchen Sagen I S. 124 unter der Überſchrift „Der Spuk zu Kadlau" mitgeteilten Spukerſcheinungen im Kadlauer Schloſſe mit unſerer Sage zuſammenhängen, iſt wohl wahrſcheinlich, aber läßt ſich nicht erweiſen. Es fehlen vor allem Ermittelungen über die Perſon des Ritters von Köckeritz. Ein umſichtiger Sammler könnte an Ort und Stelle wohl noch manches aus dem Volksmunde erfahren. Auch geſchichtliche Nachforſchungen wären erwünſcht.

IV. Sagen von Personen und Geschehnissen.

a) Örtlich gebundene Sagen.

407. Von der Verwandlung einer Jungfrau durch das wunderwirkende Wasser im Marienkirchlein zu Waldenburg.

Kreis Waldenburg.

Folgende Sage knüpft an das Marienkirchlein an und erzählt von der Wunderheilkraft des Brunnens.

Unter denen, welche sich in Waldenburg angesiedelt hatten, befand sich auch eine Jungfrau, die durch ihre Schönheit die Augen vieler Jünglinge auf sich zog. Die Sage nennt ihren Namen Santa Paola. Schwarzes Haar, das in Locken über ihre Schultern in kunstlosem Schmucke herabwallte, ein volles rundes Gesicht mit echt römischer Nase, schwarze feurige Augen, blühende Rosenwangen mit schönen Grübchen, schöner schlanker Wuchs, ein feuriges Temperament vereint mit lieblicher Anmut, machten sie zur Göttin und Angebeteten so vieler junger Männer. Sie war tugendsam und von unbeflecktem Wandel. Diese Santa Paola wurde von einem Jünglinge, dessen Herz in Liebe für sie entflammte, leidenschaftlich verfolgt. Sie vermochte jedoch nicht seine Liebe zu erwidern, denn sie konnte ihn nicht leiden, geschweige denn lieben. Wo er ihr auch immer begegnete, und welche Versuche er auch machte, sie für sich zu gewinnen, sie suchte ihm jederzeit und allerorten auszuweichen. Ihre Sprödigkeit und Flucht reizte jedoch seine Begierde in höherem Maße. Einst, als sie zur Besorgung häuslicher Bedürfnisse von ihren Eltern weggeschickt wurde, verfolgte sie der Jüngling aufs neue. Sie suchte seine Annäherung zu meiden und floh geängstigt in jungfräulicher Unschuld in die Kapelle der heiligen Maria, wusch sich dort schnell mit dem Wasser der

wundertätigen Quelle, umfaßte das Bild der Heiligen, inbrünstig zu ihr flehend, sie doch vor den argen Nachstellungen des Jünglings zu beschützen und sie für seine Augen unkenntlich zu machen. Kaum hatte sie ihr Gebet beendet, so trat auch schon der Jüngling in die Kapelle ein. Aber o Wunder! Was sie erbeten, war ihr gewährt. — Ein großer starrer Bart drängte sich um ihre Lippen und füllte ihr Kinn so dicht, daß der junge Mann, als er sie erblickte, zurückschauderte. Schon wollte er weichen, allein ihre unveränderte Kleidung ließ ihm die Zweifel sicherer Erkennung schwinden. Er erkannte sie, fiel ihr um den Hals und küßte sie und schwur, daß er sie auch jetzt noch liebe. Und siehe, die Jungfrau, die noch vor wenigen Augenblicken einen so großen Abscheu und Widerwillen vor ihm gehabt hatte, gewann ihn so lieb, daß sie ihr Gebet bereute und ebenso inbrünstig die heilige Mutter Gottes bat, den Bart ihr wieder abzunehmen und ihr die vorige Schönheit und Natürlichkeit wiederzugeben. Die Heilige hatte abermals Erbarmen und erhörte ihr und des Jünglings Flehen. Nachdem sie sich abermals mit dem Wasser der Quelle gewaschen hatte, verschwand das gewünschte Schutzmittel ebenso schnell aus ihrem Mädchenantlitz, als es vorher gekommen war. Bald war Santa Paola und der Jüngling das schönste Paar in Waldenburg. (Der Sage liegt die Sankt Kümmernis-Legende zugrunde, jedoch in modernerer Wendung.)

W. Reimann, Burgruinen im Kreise Waldenburg, 1883, S. 81 f.

408. Die Sage von Berthold von Neuhaus.

Kreis Waldenburg.

Im Munde des Volkes habe ich sie nirgends gefunden, um so zäher ist ihr literarisches Leben. Sie tauchte zuerst im Breslauischen Erzähler auf unter der Überschrift: „Der Ring". Hier heißt der Ritter Berthold von Neuhof.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts unternahm ein schlesischer Ritter, Berthold von Neuhof, einen Kreuzzug gegen die Sarazenen, um seine Sünden zu büßen. Seine junge Ge-

mahlin, die er auf seiner Burg zurückließ, harrte geduldig zwei Jahre, die er ihr als äußerste Grenze seiner Abwesenheit angegeben hatte. Als diese aber verflossen war, ohne daß er zurückgekehrt war, schickte sie Boten nach allen Weltgegenden, um nach ihm zu forschen. Es war aber alles umsonst, er blieb verschollen. Als sieben Jahre um waren, da wurde es ihr lästig allein zu sein, und sie gab den Bitten Hugos von Gleichen Gehör, der schon lange um sie warb. Und so ward die Hochzeit angesetzt.

Es war am Abend des Hochzeitstages, da kam ein Pilger, ganz abgemagert von langer Wanderung, unten in der Mühle an, die am Fuße des Schloßberges lag. Ihm mußte das ungewöhnlich festliche Treiben oben auf dem Schlosse aufgefallen sein, denn er fragte den Müller, was denn oben vorgehe. Da erfuhr er, daß die Burgfrau heute ihren Hochzeitstag habe, nachdem sie vergeblich die ganzen Jahre auf ihren Gatten gewartet, und anderes mehr. Eine große Erregung bemächtigte sich des Pilgers, und er eilte in beflügelten Schritten hinauf zur Burg, trat unverzüglich in den Saal und warf heimlich der Braut seinen Ring in den Becher. Sie fand den Ring, erkannte den Geber und eilte sofort in seine Arme. Das gab nun eine große Bestürzung unter den Gästen, am ärgsten betroffen war der Bräutigam, Hugo von Gleichen. Der Pilger war kein anderer als Berthold von Neuhof, der bisher verschollene Gatte, der gerade noch zur rechten Zeit zurückgekehrt war. Ihm gelang es auch, die peinliche Bestürzung zu lösen. Schon blühte dem Paare ein Töchterchen heran, dem der junge Bräutigam ihrer Mutter nicht übel gefiel. Berthold wußte den braven Gleichen damit zu trösten, daß er scherzweise auf eine Verbindung mit seiner Tochter hindeutete. Und in der Tat kam Hugo von Gleichen nach ein paar Jahren wieder und warb um Bertholds Tochter, die ihm auch gern gegeben wurde. (Gekürzt.)

Der Breslauische Erzähler, 1807, S. 775.

Mit deutlichem Hinweis auf die in Trümmern liegende Burg Neuhaus, zwei Meilen von Ottmachau (nahe bei Patschkau)* wird die Geschichte nacherzählt bei

* Nur kann von einem Burghügel bei dieser Sumpfburg keine Rede sein.

Fischer-Stuckart, Burgvesten, 1821 (1. Heft) S. 17. Ebenso 1823, S. 15. Von hier ist der Stoff entnommen in der Erzählung bei Paul und Hildegard Knötel, Oberschlesische Sagen, 1907, S. 58 (nur liegt diese Burg Neuhaus schon im Rbz. Breslau). Mit der gleichen örtlichen Festlegung K. A. Müller, Vaterländische Bilder, 1837, S. 128. Noch 1905 hat Oskar Vug im Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins, S. 55, die Sage kurz dargestellt mit den einleitenden Worten: „Hier (im Ottmachauer Ländchen) lebt in der Bevölkerung eine Sage, die lebhaft erzählt und fest geglaubt wird."

Dieselbe Sage wird aber auch auf die Burg Neuhaus bei Dittersbach im Waldenburger Kreise übertragen. Hier fand sie O. Vug a. a. O. ebenso haften wie an der Sumpfburg bei Patschkau,* und Max Klose verlegt sie in seinen Sagen des Riesengebirges, 1887, S. 85, deutlich hierher.

Nun hat die Sage schon früh zur poetischen Darstellung gereizt. Im „Hausfreund", 3. Jahrgang, 1823, S. 801, erschien ein Gedicht von W . . l mit dem Anfang: „Als noch im grauen Altertum die Ritter Burgen bauten". In Ziehnerts Volkssagen, 1. Band, 1839, S. 277, ein anderes: „Ein Pilger kam vom heil'gen Land nach langen Jahren wieder" (als Ort in der Vorbemerkung Neuhaus eine Stunde von Patschkau angegeben). In den Prov.-Blätt. N. F., 1862, S. 240, ein Gedicht von Emil Sommer in schöner Formvollendung: „Im grünen Schlesierlande, da blüht manch rosiges Kind" mit der Bemerkung, daß das Gedicht aus dem Jahre 1840 stamme. Es ist aufgenommen von O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges, 1884, S. 118, also offenbar auf Neuhaus bei Dittersbach übertragen. Endlich ein ganzer Balladenzyklus in Jean Kerns Lieder und Sagen, 1847, S. 140, in vier Balladen, deren erste beginnt: „Rosalinde, Rosalinde, ob ich einst dich wiederfinde?" Wiederholt bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 229, wo in einer Anmerkung auf Neuhaus bei Patschkau hingewiesen wird.

Der Inhalt hat im ganzen keine Veränderung erfahren, nur daß der Anteil Hugos von Gleichen verschieden gefaßt wird. Meist hat er dadurch eine Schuld auf sich geladen, daß er seinen Knappen anstiftet, der harrenden Burgherrin fälschlich mitzuteilen, er komme aus dem Morgenlande und habe Bertholds Tod selbst mit angesehen. Ein andermal entschließt sich die Rittersfrau Hugo von Gleichen zu heiraten, weil sie sich allein dadurch vor den Nachstellungen ihrer Feinde retten kann (Kloses Fassung). Ganz andern Ausgang aber gibt der Kernsche Balladenzyklus. Hier sinkt die Gattin angesichts des Ringes und im Bewußtsein ihrer Schuld tot nieder und der zurückgekehrte Ritter kann nur noch eine Totenfeier veranstalten.

Die Sage ist, soweit sie nicht willkürlich erweitert ist, sicher keine einheimisch schlesische, sondern eine Wandersage. Der Kern der Sage liegt in dem Ringe, der in einen Becher geworfen zur Wiedererkennung führt. Dieser Zug ist uralt und nicht einmal rein deutsch. Er findet sich u. a. auch in der russischen Volksepik, den sog. Bylinen. Auf deutschem Boden in der Sage vom edlen Möringer. Des edlen Möringers Wallfahrt (Grimm, Deutsche Sagen, 4. A., Nr. 523) gleicht unserer schlesischen Sage überhaupt sehr. In eine anders geartete Handlung eingefügt, begegnet der Sagenzug in der Sage von Heinrich dem Löwen (Grimm, Deutsche Sagen, 4. A., N. 520) und im mittelalterlichen Hildebrandsliede, in dem der alte Hildebrand nach dem Kampfe mit seinem Sohn nach Hause kommt, wo er sich nach 32jähriger Abwesenheit seiner Gattin Ute durch den Ring zu erkennen gibt:

was het er in seinem munde? von gold ein fingerlein,
das ließ er in becher sinken der liebsten frawen sein!

Siegfried Wagner hat das Motiv in seinem Bärenhäuter von neuem verwandt.

* Auch an der Bremserburg bei Rüdesheim a. Rh. hörte Vug schon 1849 dieselbe Sage erzählen.

409. Die Verräterin auf Schloß Neuhaus.

Kreis Waldenburg.

Gleich den anderen Burgen, die als Festungen angelegt waren, hatte auch die Burg Neuhaus im Hofraum einen Brunnen angelegt erhalten, der im Falle einer feindlichen Belagerung die Burgbewohner mit dem notwendigen Wasser versorgen und vor Not und Elend sowie vor einer gezwungenen Übergabe schützen sollte. Sein Wasser erhielt derselbe aus der versteckten hochgelegenen Silberquelle des nahen „schwarzen Berges", unfern der Vertiefung, die noch heute vom Tale aus an diesem Berge als tiefe Grube sichtbar ist. In Bleiröhren wurde das frische Quellwasser unterirdisch auf den Burgplan und dort in den Brunnen geleitet. Die Lage der Quelle nebst der Leitung war Geheimnis der Burginsassen und keinem Talbewohner bekannt.

Zur Zeit, da die Burg mancherlei Befehdungen zu bestehen hatte, wurde sie auch längere Zeit von den Feinden belagert. Ein zahlreiches Heer umschloß den Burgberg wie ein fester Ring. Niemand aus dem Tale konnte zur Burg, und niemand von der Burg ins Tal gelangen. Den Burgbewohnern aber konnte diese Abgeschlossenheit auf lange Zeit hinaus nicht verderblich werden; sie hatten sich reichlich mit Proviant versehen und auch das notwendige Wasser floß ihnen zu.

Unter dem Hausgesinde der Burgherrschaft befand sich eine Witwe mit ihrer schönen Tochter. Die körperlichen Vorzüge des hübschen jungen Mädchens bezauberten das Herz eines jungen Ritters — aber obwohl er ihr in herzlicher Liebe zugetan war, konnte er sie nimmer als seine Braut heimführen, weil sie ihm nicht ebenbürtig war und weil sie kein Vermögen besaß. Das Glück der Tochter aber lag der Mutter sehr am Herzen. Sie wollte die Verbindung der Liebenden noch ermöglichen, indem sie der Tochter zu Reichtum verhülfe. Ihr Plan dazu war gereift. Zu gelegener Zeit schlich sie sich während der Belagerung in finsterer Nacht durch die geheime Pforte ins feindliche Lager, verriet den Feinden gegen Erlegung einer

hohen Geldsumme die Leitung des Wassers und kehrte darauf reich beschenkt zurück. Die Feinde zerstörten die Verbindung mit der Quelle und brachten die Burgbewohner in Wassernot. Diese erkannten mit Schrecken ihre schlimme Lage und die unumgängliche Notwendigkeit, sich den Feinden zu ergeben. Hier konnte nur — das erkannte jeder — Verrat aus ihrer Mitte verübt worden sein. Nach mancherlei Vermutungen lenkte sich der Verdacht auf die Witwe. Qualvolle Martern preßten ihr ein umfassendes Geständnis ihres Vergehens ab und mit rachedürstendem Zorngefühl schlossen die Burgbewohner sie lebend in eine Tonne, schlugen von außen ringsum große Nägel in dieselbe und rollten also die Verräterin zum Lohne für ihre Untreue den Burgberg hinab ins feindliche Lager auf die Heerwiese (noch heute wird die Wiese also benannt). Die Tochter aber wurde lebendig dem Feinde überliefert.

W. Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1883, S. 76.

410. Der unterirdische Zugang bei der Belagerung der Burg Neuhaus.

Kreis Waldenburg.

Die Sage erzählt: Im Jahre 1442 belagerte der Herzog von Münsterberg und der Bischof von Breslau Neuhaus, um der Edelleute, die sich dahin geflüchtet hatten, habhaft zu werden. Allein die Burg wurde tapfer verteidigt. Selbst durch Hunger die Übergabe zu erzwingen, war den Angreifern nicht möglich. Der Herzog hatte alle Ausgänge besetzen lassen und nur ein einziger geheimer Weg, der unter der Erde eine Strecke fortgegangen sein soll, blieb den Belagerten noch übrig, durch welchen sie Proviant in die Burg schaffen konnten. Damit nun aber niemand die Spur finden möchte, ließen sie den Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen. Endlich wurde dieser geheime Weg durch einen Stadtsoldaten entdeckt und die Burg überfallen — doch der Besitzer entkam.

W. Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1883, S. 68.

411. Wie der letzte Herr des Zeiskenschlosses gerettet wurde.

Kreis Waldenburg.

Nikolaus von Czettritz, ein eifriger Katholik und Anhänger des Kaisers, war im Jahre 1634 Herr auf Czeschhaus (Zeiskenschloß). Als nun in diesem Jahre die Schweden vor die Burg zogen und sie zur Übergabe aufforderten, da ergab er sich nicht nur nicht, sondern verteidigte sich so mannhaft, daß die Feinde höchst bedeutende Verluste erlitten. Als der Ritter aber endlich doch die Burg übergeben mußte, waren die Schweden aufs äußerste gereizt und gestanden ihm keine andere Bedingung zu, als daß er selbst sich auf Gnade und Ungnade ergebe, alle andern Bewohner sollten mit dem Leben davonkommen. Seine Leute aber legten ihn in einen Schweinetrog, deckten ihn mit alten Kleidern und Lumpen zu und trugen ihn so unangefochten aus dem Burgtore hinaus. Er wurde nach Hohenfriedeberg gebracht, wo er zum Dank für seine Rettung die katholische Kirche auf einem Berge bei der Stadt erbauen ließ. Die Kirche steht noch und trägt die Inschrift: Nikolaus von Czeschhaus erbaute dieses Gotteshaus.

Knie, Beschreibung von Schlesien II, 1828, S. 462. H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 320. Gräsſe, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 281. O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges, 1884, S. 113.

Von Hohenfriedeberg soll ein unterirdischer Gang nach dem Zeiskenschlosse führen. Schaetzke, Schles. Burgen, 1912, S. 170. Die von Schaetzke a. a. O. angeführte „andere Lesart" ist nur eine künstliche Abwandlung und Ausgestaltung der ursprünglichen Sage.

412. Die Rettung des Burgherrn von Neuhaus in einem Backtrog.

Kreis Waldenburg.

Wie einst Nikolaus von Czettritz auf der Burg Czeschhaus in einem Schweinetroge gerettet wurde, so wurde auch ein Burgherr von Neuhaus (bei Dittersbach) auf ähnliche Weise vor Gefangenschaft bewahrt. Einst wurde die Burg von Feinden hart bedrängt, da erbat sich die Burgfrau, als keine andere

Rettung war, freien Abzug mit so viel Habe, als sie in einem Backtroge mit sich nehmen könne. Das wurde ihr gewährt, und sie legte ihren Gemahl in den Trog, bedeckte ihn mit ihren Kleidern und brachte ihn so glücklich aus der Burg.

Schles. Prov.-Bl., 1806 (Bd. 44), S. 210. K. A. Müller, Vaterländ. Bilder, 1837, S. 27. H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 316. Grässe, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 236. O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges, 1884, S. 122.

413. Der Herr von Freudenburg und Christoph Köhler.

Kreis Waldenburg.

Die Herrschaft Freudenburg, der die Ortschaften Friedland (jetzt Stadt), Altfriedland, Göhlenau, Raspenau, Rosenau, Neudorf, Schmidtsdorf zugehörten, war im Besitz eines Grafen, der auf dem Freudenschlosse (der Freudenburg) unweit des Heidelberges wohnte. Er war ein strenger Mann, aber auch gerecht. Er forderte unerbittlich Pflichterfüllung von seinen Untertanen oder Leibeigenen, belohnte aber auch treue und außerordentliche Dienste mit Geld oder Grundstücken, allerdings mit beschränkter Benutzung.

Einmal kam der Graf in seinen Grenzort Raspenau, um die Arbeit seiner Leute zu besichtigen. Einer unter ihnen, Christoph Köhler, stand wegen seiner Treue bei ihm in besonderer Gunst. Diese Treue hatte er bewiesen, als der Besitzer von Adersbach das Schloß Freudenburg mit einem Raubanschlage überfallen wollte. Köhler hatte davon erfahren und den Anschlag seinem Herrn hinterbracht, der sich nun dagegen sichern konnte. Aus Dankbarkeit machte ihn jetzt der Graf zum Schulzen von Raspenau und überließ ihm das größte Haus des Ortes und den größten Besitz an Äckern, die er zum Hauptteil für eigenen Nutzen verwenden durfte.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 33.

414. Wie der Hornschloß-Raubritter im Kathenloch überlistet wurde.

Kreis Waldenburg.

Zur Zeit, da die Raubritter ihr Unwesen auf dem Hornschlosse trieben, handelten und verfuhren Breslauer Kaufleute ihre Waren oft bis nach Prag in Böhmen. Sie benutzten die Straße, die von Schweidnitz her über Reimsbach, Reimswaldau führte. Das sogenannte Kathenloch zwischen genannten Ortschaften im Reimsbachtale, eine tiefgründige sumpfige Stelle, bot dem Fuhrwerk große Schwierigkeiten, da dort die Straße durch den breiten Talbach (die Reimsbach) hindurch ging.

So mußten einst auch zwei schwer beladene Wagen der Breslauer Kaufmannschaft hier längere Zeit verweilen, um die Hilfe von Vorspann und Menschenkräften abzuwarten, ohne die sie nicht vorwärts kommen konnten. Der Raubritter auf dem nahen Hornschlosse beobachtete das und beschloß einen Überfall mit seinen Knappen. Die Fuhrknechte leisteten nur geringen Widerstand, und so raubten sie von dem Kaufmannsgute, so viel sie fortbringen konnten. Darunter befand sich auch ein Kasten mit Wein in Flaschen. Der Kaufmann hatte aber der Sendung unauffällig eine Flasche vergifteten Wein beigelegt, die er, um sie für sich und den Empfänger kenntlich zu machen, äußerlich mit dem schönsten Papier verziert und am Boden der Flasche mit einem Papierzeichen beklebt hatte.

Gleich nach dem so gut geglückten Raube veranstaltete der Ritter seinen Knappen und gleichgesinnten Gästen ein Gelage. Jeder der Teilnehmer erhielt eine Flasche des geraubten Weines vorgesetzt. Für sich aber behielt er die eine Flasche, die durch ihre Verpackung ausgezeichnet war, darin mußte doch, wie er meinte, eine besonders köstliche Sorte enthalten sein. „Schenket ein," rief er vergnügt seinen Genossen zu, „trinket aus, lustig seid in meinem Haus." Er gab selbst das Beispiel und leerte rasch mit einem Zuge das erste Glas. Das zweite folgte sogleich. Aber o

Schrecken! ehe er das dritte Glas ausgetrunken, sank er um und stand nicht wieder auf. Er hatte sich den Tod getrunken.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 50.

415. Die Eroberung des Hornschlosses durch die Hussiten.

Kreis Waldenburg.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts lebte auf der Hornsburg der alte Graf Nickelbolze mit seiner Frau, seinem Sohne Konrad und einer Pflegetochter Agnes. Konrad fand Gefallen an der schmucken Agnes und diese schwärmte für den jungen stattlichen Ritter. Die Folge davon war ein Liebesverhältnis. Die glücklichen Tage des Brautstandes wurden jedoch getrübt, weniger durch den Tod des greisen Elternpaares als durch die Nachrichten von den Verheerungen des Schlesierlandes durch die Hussiten, und Agnes zitterte vor Angst, wenn sie daran dachte, daß ihr Bräutigam gegen die „Bluthunde" in den Krieg ziehen sollte. Konrad hatte zu seinem Waffenputzer und Diener einen Böhmen, namens Georg, aus Nachod, in der Gegend wegen seines schwarzen, unheimlichen Blickes der „schwarze Georg" (an anderer Stelle auch der „schwarze Horn") genannt. Von diesem Georg fürchtete Agnes das Schlimmste für ihren Bräutigam und bat ihn inständig, den ihr Furcht einflößenden Gesellen zu entlassen. Dazu war Konrad nicht zu bewegen, alles was er tat war, daß er den Georg nicht mit in den Krieg nahm, sondern ihm die Burgwacht anvertraute, was diesen empfindlich verletzte und mit Groll erfüllte. Er sah darin ein Mißtrauen, das er nicht verwinden konnte.

Während Konrads Abwesenheit brütete der „schwarze Georg" auf der Hornburg Rachegedanken, und sein Entschluß war gefaßt: die anvertraute Burg wollte er verraten. Eines Tages war er verschwunden. Das schlesische Heer zog durch das Braunauer Ländchen und durch die Grafschaft bis Nachod,

welches mehrere Wochen vergeblich belagert wurde. Die wutentbrannten Schlesier machten die ganze Umgegend zur Einöde, zogen aber, ohne etwas von Bedeutung erreicht zu haben, wieder heim. Nach dem Feldzuge heiratete Konrad die Agnes.

Das rohe, unmenschliche Auftreten der Schlesier in der Umgegend von Nachod sollte ein Jahr später (1428) blutige Früchte tragen. Die Hussiten drangen in Schlesien ein. Konrad eilte zu Pferde nach Schweidnitz, um Verstärkungsmannschaften für seine Burg zu holen. Unterwegs stürzte sein Pferd, Konrad verwundete sich schwer am Kopfe und mußte einige Wochen in Schweidnitz auf dem Schmerzenslager zubringen. Während dessen kam ein Haufen wilder Hussiten vor die Hornsburg. Ihr Wegführer war der „schwarze Georg". Olbersdorf, Märzbach, Donnerau und Reibnitzwalde (Reimswaldau) wurden niedergebrannt, und in einer schrecklichen Gewitternacht erstürmten die Hussiten die gut verteidigte und feste Hornsburg. Agnes lag während des tobenden Kampfes betend auf den Stufen des Altares der Schloßkapelle. Hier fand sie der racheschnaubende „schwarze Georg", ein Dolchstich machte ihrem Leben ein Ende. Den folgenden Tag eilte der wiedergenesene nichts ahnende Graf Konrad aus Schweidnitz' Mauern. Hilfstruppen hatte er nicht erhalten. Schon von weitem erblickte er die noch rauchenden Trümmer seiner Burg. Von Angst gepeinigt sprengt er durchs Dickicht zur Unglücksstätte. Von der Burg steht nichts mehr als die Schloßkapelle mit ihrer nächsten Umgebung. Am Altar findet er die Leiche seines jungen Weibes. Selbstvorwürfe und Schmerz kämpfen in seinem Innern. Während er sinnend dasteht, hört er Tritte, schnell versteckt er sich hinter den Altar. In die Kapelle tritt der treulose Georg und will aus einer verschlossenen Wandnische die dort verborgenen Kostbarkeiten fortschleppen. Konrad erkennt sofort, daß er der Urheber seines Unglücks ist. Er springt vor und erschlägt den Wicht mit seinem Schwerte. So war Agnes gerächt.

Aber auf der zerstörten Hornburg mochte er nicht bleiben. Er nahm seinen Wohnsitz zu Schweidnitz und hat dort nach

vielen Jahren, nachdem die Herzenswunde um die teure Agnes vernarbt war, die schöne Tochter des Stadthauptmanns geheiratet.

W. Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg, 1883, S. 29. Bedeutend gekürzt. Nach Oskar Vogt (Lehrer in Wüstegiersdorf) „Aus vergangenen Tagen". In viel kürzerer Fassung, in der der „schwarze Georg" in den „schwarzen Horn" geändert ist, W. Reimann in der 2. Aufl., 1925, S. 50.

416. Kunz von Schweinichen auf dem Hornschlosse.

Kreis Waldenburg.

Es war im Jahre 1378, als über der Hornsburg ein schweres Gewitter aufzog, während im Rittersaal Kunz von Schweinichen, der Burgherr, saß und zechte. Ein frommer Mönch mahnte ihn, statt zu trinken, lieber zu beten. Der übermütige Burgherr spottete aber und meinte, das Beten überlasse er den Grüssauer Mönchen, im Zechen täte er es ihnen gleich. Kaum hatte er diese Frevelworte ausgesprochen, so streckte ihn ein Blitzstrahl zu Boden. Der Humpen aber zerschmolz in seiner Hand und haftete so fest, daß er mit dem Lästerer begraben werden mußte.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 50.

417. Die Flucht eines gefangenen Ritters vom Hornschloß.

Kreis Waldenburg.

Um das Jahr 1343 hielt Bolko II. einen Ritter in dem festen Turme der Hornsburg gefangen, weil er seine Oberherrlichkeit nicht anerkannte. Der Ritter hatte gegen den Herzog gefochten und durfte auf seine Gnade nicht rechnen. Deshalb strengte er seine ganze Kraft an, um aus dem Kerker zu entkommen. Mit seinen Zähnen soll er einen Nagel aus der Dielung gerissen und mittelst seiner unter großer Ausdauer ein Loch unter die Eisenstäbe der Fensterluke gemacht haben, bis er sie auseinanderbiegen und durch die entstandene Öffnung hindurchschlüpfen konnte. Er soll in ein Strauchwerk gefallen und unbeschädigt entkommen sein.

Klose, Sagen des Riesengebirges, 1887, S. 94.

418. Von der großen Forelle im Eselsbrunnen an der Talseite des Kinsberges.

Kreis Waldenburg.

Achthundert Schritt von der Kinsburg, an der Talseite des Schloßberges, ist der Eselsbrunnen, aus dem noch jetzt die Leute auf der Burg ihr Koch- und Trinkwasser holen, weil sie das Wasser im tiefen Wendebrunnen im Schloßhofe für ungesund halten. Ein Esel mußte früher das Wasser holen, als noch die Herrschaft oben wohnte. In diesen Brunnen hatte einer der früheren Burgherren eine große Forelle setzen lassen, damit das Wasser rein und klar bleibe. „Steht meine Forelle noch?" fragte er bisweilen den Eseltreiber. „Nun, gib acht, daß sie mir nicht entwendet wird." In einer mondhellen Nacht sah der Burgherr jemanden den Brunnen ausschöpfen. Der Burgherr nahm das Sprachrohr und rief hinüber:

„Laß die Forelle stohn,
Sonst ist der Strang dein Lohn."

Aber der Dieb kehrte sich nicht daran, fing die Forelle, eilte davon und ließ sie sich schmecken. Der Burgherr aber hatte ihn wohl beobachtet und verfolgte ihn mit den Augen bis zu seiner Hütte. Als der Wasserschöpfer am andern Morgen merkte, daß die Forelle gestohlen sei, meldete er es dem Burgherrn. Der ergrimmte, ließ den Mann aus der Hütte holen und am Galgen aufhängen.

Von Büsching nach der Mitteilung seines alten Burgvogts Schade von der Kinsburg erzählt in seinen Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale, 1824, S. 17 f. Von hier entnommen von K. A. Müller, Vaterländ. Bilder, 1837, S. 43, H. Goedsche, 1839/40, S. 295, sowie den verschiedenen Schriftchen über die Kinsburg, die für die Besucher bestimmt sind. W. Reimann, Geschichte und Sagen, 2. Aufl., 1925, S. 80.

419. Der Raubritter von der Kynsburg und sein ungetreuer Knappe.

Kreis Waldenburg.

In der Hussitenzeit hausten Raubritter auf der Kynsburg. Als sie einmal einen Beutezug unternahmen, wurden sie von

Hussiten überfallen und alle niedergemacht — bis auf einen, der mit seinem Knappen entkam. Da er nun die Plünderung der Burg durch die Hussiten fürchten mußte, sprengte er mit seinem Begleiter in höchster Eile der Burg zu, um die geraubten Schätze zu bergen und vor dem Zugriff der Feinde zu retten. Aber der ungetreue Knappe wollte sich selbst der Schätze bemächtigen, und als sie an der tosenden Weistritz entlang ritten, stieß er seinen Herrn den steilen Abhang hinunter, so daß er den Hals brach. Aber die Strafe folgte der Meintat auf dem Fuße: des Knappen Roß bäumte sich hoch auf und schleuderte den falschen Knecht in den angeschwollenen Fluß. Einsamen Wanderern begegnete früher der ruhelose Geist des Mörders und schreckte sie.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 88.

420. Der böse Seyler zu Wüstewaltersdorf.

Kreis Waldenburg.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebten zu Wüstewaltersdorf mehrere Kauf- und Handelsleute namens Seyler. Einer von diesen hieß der „biese Seeler" (böse Seyler). Nach seinem Tode konnte sein Geist keine Ruhe finden, bis er von Magister Feige* „gebannt" wurde.

An dem Tage, wo er begraben werden sollte, kamen zufällig einige Weber aus Jauernig über den Stenzelberg, um ihre Leinwand in Wüstewaltersdorf zu verkaufen. Unterwegs begegnete ihnen der Seyler, fragte sie, was sie für Ware brächten, ließ sie sich zeigen, zog ein Stück Kreide aus der Westentasche und schrieb** ein S (den Anfangsbuchstaben seines Namens) auf die Leinwand und hieß die Weber die Ware in seine Wohnung tragen. Als nun die Weber mit ihrer Leinwand unten im Dorfe (Wüstewaltersdorf) ankamen, um den Auftrag auszuführen, hörten sie Glockengeläut. Es war ein Begräbnis im Gange.

* Magister Feige lebte zur Zeit Friedrichs des Großen.

** Wie es die Kaufleute beim Einkauf der Leinwand zu machen pflegten, damit die Weber dieselbe Ware nicht einem andern Käufer anbieten sollten.

Wie sie nun fragten, wer gestorben sei, wer beschreibt ihren Schrecken, als es hieß: Eben wird der böse Seyler begraben — und er hatte doch kurz vorher oben auf dem Stenzelberge ihre Webwaren beschaut und mit ihnen verhandelt.

Dieselbe Sage wird auch auf einen späteren Kaufmann daselbst, Martin Willner, übertragen.

Der böse Seyler sollte in der evangelischen Kirche zu Wüstewaltersdorf beerdigt werden und zwar, weil er ein Kaufmann war, mit einem „Sermon", den ihm Magister Feige zu halten hatte. Vor der Trauerfeier hat Feige noch etwas in der Sakristei zu tun, da sieht er den Verstorbenen, wie er Geld im Klingelbeutel zählt. Als er sich erschrocken zurückzieht und nun an den aufgebahrten Sarg heranschreitet, sitzt der böse Seyler wieder als Hahn auf dem Sarge. Magister Feige spricht nur wenig Worte, er lobt den Toten nicht, er verdammt ihn nicht, und in Gottes Namen wird der Sarg in die Gruft hinabgelassen. Nach der Feier erklärt er, dies sei sein letztes Begräbnis gewesen, aber er wünsche nicht, wenn er gestorben sei, wie sein Vorgänger Pastor Scholtz in der Kirchengruft beigesetzt zu werden, er wolle auf dem Kirchhofe bei seiner Herde liegen. Wenige Tage darauf starb er, und man ehrte seinen Willen und begrub ihn auf dem Kirchhofe.

Seit seinem Begräbnistage spukt der böse Seyler in der Wüstewaltersdorfer Kirche. Folgende Vorkommnisse werden auf ihn zurückgeführt:

Der Nachfolger Feiges, Pastor Papritz, hielt einst Konfirmandenunterricht in der Kirche ab. Plötzlich fing es an zu klappern und mit den Türen zu werfen, so daß der Pastor nicht weiter unterrichten konnte und die Kinder entlassen mußte. Er blieb allein in der Kirche zurück. Jetzt ging der Spektakel erst recht los, es polterte und krachte durch den leeren Raum, als ob jemand mit Pferden auf dem Chore herumraste. Als der Pastor nach geraumer Zeit die Kirche verließ, war er wie in Schweiß gebadet. Auch heut noch erzählen sich die Katholischen in Wüstewaltersdorf, daß es in der evangelischen Kirche nicht richtig sei.

Ein Pastor in Wüstewaltersdorf (manche nennen Papritz) war einmal in die unter der Kirche gelegene Gruft hinabgestiegen. Als er wieder herauf wollte, konnte er nicht. Es mußte erst der Pastor Ludwig, der ehemals katholischer Geistlicher gewesen war, aus Wüstegiersdorf geholt werden, der führte ihn herauf. Die Katholiken sagen, Pastor Reimann, der Nachfolger des Papritz, sei in der Gruft gewesen und Pfarrer Lorenz in Wüstegiersdorf habe geholt werden müssen, der habe ihm ein paar Ohrfeigen verabreicht und ihm herausgeholfen.

Daß zeitlich die Angaben nicht immer zusammenstimmen, stört den Glauben des Volkes nicht.

Nach Ermittelungen von Kaufmann Feodor Böer und Oberlehrer Dr. Richard Gottwald, beide geborene Wüstewaltersdorfer. 1914.

421. Der böse Leinwandhändler und seine Bannung.

Kreis Waldenburg.

Wie im bösen Seyler aus Wüstewaltersdorf einer der kaltberechnenden Kaufleute gezeichnet ist, die dem armen Weber seine mühsam erarbeitete Ware für ein Lumpengeld abdrangen, so geschieht es auch in folgender ähnlicher Sage:

Eines Tages trug ein Weber aus Bärengrund sein Gewebe nach Waldenburg zu Markte und nahm seinen Weg über die Butterberge. Unterwegs sah er einen der reichen Leinwandhändler nahe am Fußwege auf einem Steine sitzen. Der winkte ihm heranzukommen, beschaute stumm sein Gewebe und wies ihn mit der Hand nach der Stadt. Dort sollte er das Gewebe in seiner Geschäftsstelle abgeben und den Preis erhalten, so sagte ihm die stumme Bewegung. Als der Weber in die Stadt kam, erfuhr er, daß derselbe Leinwandhändler tags zuvor gestorben sei. Erschrocken machte er das Zeichen des Kreuzes und erzählte, was ihm begegnet war. Es stellte sich heraus, daß auch von andern Weggängern der Verstorbene auf demselben Steine zur Mittagstunde in lebender Gestalt gesehen worden war.

Lange Zeit trieb der Tote seinen Spuk mit den Webern, die an der genannten Stelle vorübergingen. Endlich hat ein „kluger

Mann", den man von ferne herbeirief, durch seinen „Spruch" den unruhigen Geist in eine Hummel verwandelt und in ein Gehege am Butterberge verbannt. So oft nun später die Weber über die Butterberge zu Markte gingen und von einer Hummel angesummt wurden, dachten sie mit Grauen, das könne der verbannte Leinwandkaufmann sein.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 236.

422. Wie der Gasthof „Blauer Ranzen" in Juliansdorf zu seinem sonderbaren Namen kam.

Kreis Waldenburg.

Als das vom Hauptorte Dittmannsdorf entfernt liegende, an der Straße Altwasser – Schweidnitz erbaute Gasthaus vollendet war, hatte der Erbauer zur Einweihung eine Anzahl Freunde und Nachbarn als Gäste eingeladen. Während diese fröhlich beieinander saßen, fragte einer der Gäste den Wirt: „Wie wirst Du das Gasthaus nennen?" Der Wirt antwortete: „Ich weiß noch nicht, macht mir Vorschläge." Wohl jeder der Gäste nannte einen Namen, aber keiner fand den Beifall der andern. So stritten sie lange hin und her. Da machte einer den Vorschlag: „Warten wir, bis der erste fremde Gast hier einkehrt, der mag einen Namen nennen." Bald darauf kam ein wandernder Handwerksbursche die Straße daher. Er trug seine Habseligkeiten in einer blauen Handwerksschürze eingerollt. Ermüdet setzte er sich in dem neuen Gasthause an einen Tisch. Da rief ihm einer der Gäste zu: „Wandersmann, wo hast Du Deinen Reichtum gelassen?" Lächelnd klopfte der Bursche auf seine Rolle und sagte: „Im blauen Ranzen." Da riefen alle: „Das ist ein rechter Name: so mag das Gasthaus heißen." Auch der Wirt fand den Namen annehmbar und ließ auf sein Schild schreiben: „Gasthaus zum blauen Ranzen." Mit diesem Namen wurde dann auch die ganze Kolonie benannt, die an dieses Gasthaus sich anbaute.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 273.

423. Friedrichs des Großen Andenken im Eulengebirge.

Kreis Waldenburg.

Aus der Schlacht bei Burkersdorf 1762 erzählt sich das Volk zwei Anekdoten: Als einst der König in der Nähe der Niedermühle in Dittmannsdorf bei mehreren armseligen Hütten vorüberritt, ließ sich feststellen, daß ihre Bewohner gleichwohl keinen Mangel an Nahrungsmitteln litten. Auf die Bemerkung seines Adjutanten, es sei unbegreiflich, wovon in diesen schlechten Zeiten die Leute lebten, erwiderte der König scherzend: „Ganz einfach, es bestiehlt einer den andern."

Ein anderes Mal kam der König bis zum Charlottenbrunner „Neukretscham" und wünschte von dem Weber Kummer, der ein kleines Häuschen gegenüber dem Neukretscham bewohnte, ein Glas Wasser. In Ermangelung eines Glases mußte der König aus einem Töpfchen trinken. Darauf fragte er den Weber: „Na, wer ist Euch lieber, der Österreicher oder der Preuße?" „Na, wissen Se," erwiderte treuherzig der Mann, „es brengt halt kenner woas miete!" Diese Antwort regte den König zu der Gegenbemerkung an: „Da muß ich ihn doch sofort zum Lügner machen" und ließ ihm ein ansehnliches Geldstück reichen.

Oskar Vogt, Geschichtliche Mitteilungen über Wüstegiersdorf, 1895, S. 91.

424. Des Alten Fritzen weißer Schimmel.

Kreis Waldenburg.

In Kohlau und Wäldchen wurde viel von dem Alten Fritz erzählt. Noch 1856 zeigten die Kohlauer, sonderlich die rührigen Mose — Vater und Sohn — jeglichen Weg und Steg, wo der Kriegsheld entlang *getrabt*, natürlich auf einem *weißen Schimmel*, denn an andere Farben glaubt man einmal nicht.

Ed. Ruhlandt II, Die Historie von der Friedrichslinde bei Wäldchen. Freyburg 1856, S. 25.

Ebenda S. 26 wird erwähnt, daß andere Gangarten von der Sage dem stattlichen Schimmel durchaus abgesprochen werden.

425. Der betrunkene Musikant in der Wolfsgrube bei Tannhausen.

Kreis Waldenburg.

Nach einer Sage aus der Gegend von Tannhausen fiel einst ein betrunkener Musikant auf seinem nächtlichen Heimwege in eine Wolfsgrube und sah sich einem gefangenen Wolfe gegenüber. In seiner Angst griff er zur Geige und fing an allerlei Lieder zu spielen. Furchtsam blieb der Wolf in seiner Ecke, so lange er spielte. Sobald er aber aufhörte, kam er dem Manne näher und machte Miene, ihn anzuspringen. So war er denn genötigt, die ganze Nacht zu geigen, bis eine Saite nach der andern sprang. Bei Morgengrauen war ihm nur noch eine Saite heil geblieben. Zum Glück hörte ihn ein Jäger, schoß den Wolf nieder und befreite den Verzweifelnden vom sicheren Tode.

Nach einem Gedichte von Johannes Kern; Kern, Lieder und Sagen, 1847, S. 155, und Schlesiens Sagen, 1867, S. 159.

Ebenso Kühnau Oberschlesische Sagen Nr. 458, S. 473. Von einem Bären berichtet ebenda Nr. 459, S. 475.

426. Die Rettung des letzten Burgherrn des Zeiskenschlosses.

Kreis Waldenburg.

Im Jahre 1634 war Ritter Nikolaus von Czettritz Burgherr zu Czeschhaus*, ein tapferer Mann und treu dem Kaiser und seinem Glauben ergeben.

Als nun die Schweden vor die Feste zogen und sie berannten, wehrte er sich mannhaft und hielt die Feinde lange auf. Endlich aber mußte er der Übermacht weichen und die Burg übergeben. Die Schweden hatten geschworen, daß ihnen der Burgherr für die hartnäckige Verteidigung schwer büßen sollte, alle andern wollten sie frei ausgehen lassen. Da legten seine treuen Diener ihn in einen Schweintrog und bedeckten ihn mit alten Kleidern und Lumpen, so trugen sie ihn hinaus aus dem Burgtor und gen

* Die zertrümmerte Burg Czeschhaus oder das Zeiskenschloß liegt in einer überaus anmutigen Gegend am Ende des Zeiskengrundes, der vom Zeisbach durchströmt wird.

Hohenfriedeberg, allwo der Ritter inbrünstig Gott für seine Rettung dankte und ihm zu Ehren auf einem Berge bei der Stadt eine Kirche baute, die noch steht.

Die Burg selbst wurde von den Schweden zerstört.

K. A. Müller, Vaterländische Bilder, 1837, S. 18.
H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 320.

427. Die Schätze der Zeiskenburg.

Kreis Waldenburg.

Von den Schätzen* der Zeiskenburg erzählt man sich einiges Merkwürdige.

Bei einer Belagerung flüchtete ein Edelfräulein mit vielen Kostbarkeiten, die sie zu retten hoffte. Aber die Feinde entdeckten sie, und da sie nicht entrinnen konnte, stürzte sie sich mit all ihrem Reichtum in ein nahes Moor und versank. Die ihr nachstellenden Feinde waren aber von solcher Gier erfüllt, den kostbaren Schatz zu gewinnen, daß sie blindlings ihr nacheilten, ohne der Gefahr zu gedenken. Und so stürzten auch sie in den Moorgrund und kamen ums Leben. Später hat man oft nach den versunkenen Schätzen gesucht, aber nichts gefunden.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts soll eine Räuberbande in den noch bewohnbaren Resten der Zeisburg gehaust haben. Da sie eine Plage der Umgegend waren, so wurden die Einwohner der nahegelegenen Ortschaften nebst mehreren Bergleuten von der Herrschaft aufgefordert, die Bande zu vertreiben und die Räume zu zerstören. Dabei soll bei Sprengung eines Kellers ein Faß Wein gefunden worden sein, „der so dick wie Syrup war". Unter einer Türschwelle sei ein bedeutender Fund von Gold- und Silbergeräten gemacht werden.

W. Reimann, Geschichte und Sagen im Kreise Waldenburg, 2. Aufl., 1925, S. 133.

* Geschichtlich galt Nicolaus von Zeiskenberg, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Burg besaß, für einen sehr begüterten Mann, der wohl der ewig von Schulden bedrängten Herzogin Agnes manchmal helfend beigesprungen sein mag. Ein Nachklang dieses Reichtums ist in den Schatzsagen enthalten.

428. Das Licht vor dem Muttergottesbilde auf dem Rathause zu Schweidnitz.

Stadt Schweidnitz.

1. Auf dem Schweidnitzer Rathause befindet sich in einer Kapelle ein altes, von Holz geschnitztes Bild der Mutter Gottes mit dem Kindlein Jesu. Vor diesem drei Ellen hohen Bilde wird aus alter Gewohnheit, jedoch wohl nach einer in ihrem Ursprunge unbekannten Stiftung, die einer frommen Jungfrau zugeschrieben wird, ein brennendes Licht um 9 Uhr abends aufgesteckt, das bei Antritt des Morgens sich zu Ende neigt. Man gibt vor, daß, so oft das Licht vor der Zeit von selbst erlöschen, gemeiniglich der Stadt ein Unglück zugestoßen oder auch einer von den Ratsherren daran erinnert worden, daß er in kurzem von der Welt werde abscheiden müssen. Wenn aber das Licht aus Vergeßlichkeit des Kanzlers nicht angezündet worden ist, so ist es gewiß und wahr, daß der Kanzler selber nicht ohne Schrecken und zur Bestrafung seiner Nachlässigkeit die nächtliche Erinnerung hat vernehmen müssen.

Naso, Phoenix redivivus, 1667, S. 89 f.

2. Andreas Linke, ehemaliger Rektor des Jesuiten-Kollegiums zu Schweidnitz, hat davon folgende Nachricht hinterlassen, die von Tiede aus dem Lateinischen getreu übersetzt ist.

„Im westlichen Winkel des Rathauses gegen den Markt zu hat der Baumeister des Rathauses ein mit Fenstern versehenes Türmchen angebracht. In diesem befindet sich eine sehr alte Statue der Mutter Gottes. Ihr Ursprung und Stifter sind aber allen Schweidnitzern unbekannt. Das Ketzertum, welches dergleichen Denkmäler haßt, hat die Geschichte des Ursprungs und Stifters und die ehemals etwan beschriebenen Wunder den Flammen übergeben. Dies einzige wird in den Büchern, die den Flammen entgingen, noch gelesen: Im Jahre 1605, wo die Ketzerei am hiesigen Orte besonders im Flor und nach Unterdrückung der Katholiken auch der Rat lutherisch war, beschloß dieser, daß alle Abende ¾ auf 9 Uhr eine Kerze angezündet

werden und bis Tagesanbruch brennen sollte, welches bis heute noch sorgfältig beobachtet wird. Warum aber der ketzerische Rat zu einer Zeit, wo die Verfolgung der heiligen Bilder und Statuen am stärksten war, diesen Beschluß ganz gegen seinen Glauben faßte, ist in dem Ratsbuche nicht aufgezeichnet. Ich schließe daraus, daß schon vom Herzoge Bolko, dem Erbauer des Rathauses, die Bildsäule der Mutter Gottes gesetzt und die Kerze angezündet worden sei. Das ist mir um desto wahrscheinlicher, weil nach Einführung der Ketzerei das Anzünden der Kerze zwar abgeschafft wurde, aber doch die Bildsäule stehen blieb. Am nächsten dürfte der Wahrheit die Behauptung kommen, daß der Rat darin den Grund so vieler Brände und Unglücksfälle vermutet habe. Weil die alten Nachrichten, wie jedermann wußte, versicherten, daß die verloschene Kerze schon oft Unglücksfälle und allgemeine Not zur Folge gehabt haben, so wurden die Ketzer dadurch bewogen, die alte Gewohnheit wieder herzustellen.

Dies alles ist auch darum um desto wahrscheinlicher, weil der Rat in dem Buche, in dem er den Nachkommen so ernstlich die einige Jahre unterlassene Anzündung der Kerze vor dem Bilde der Mutter Gottes empfiehlt, doch keinen politischen Beweggrund anführt. Daraus steht zu vermuten, daß diese brennende Kerze entweder aus einem Gelübde des Herzogs oder der Stadt herrühre, oder aus Besorgnis vor Unglücksfällen wagen es die Ketzer nicht, sie auslöschen zu lassen. Ohnerachtet dies alles nur Wahrscheinlichkeiten sind, so erhalten sie doch dadurch ein desto größeres Gewicht, weil das Ketzertum gar keinen Grund dieses ihm so fremden und ungewöhnlichen Gebrauches angibt." Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 94 ff.

429. Peter Wlast und die Augustinermönche auf dem Zobten.

Kreis Schweidnitz

In der 1702 auf dem Zobten erbauten Kirche, die auf den Grundlagen der alten Zobtenburg steht, befindet sich auf der

linken Hand des Altars eine Inschrift auf einer sehr großen hölzernen Tafel, die lautet: „Petrus Wlast Ein Graf aus Dennemarck Maria Seine Gemahlin eine Fürstin aus Frankreich haben ihr Schloß allhier auf dem damals Fürsten* — anitzo Zottenberg genannt mit den bey und umliegenden Güttern denen geistlichen Dom-Herren S. Augustini zu einer ewigen Wohnung gestiftet Ao. 1108**." Die Inschrift fährt dann weiterhin fort, daß unter dem Abt Arnolphus „die Geistlichen wegen der scharfen Luft von dem Berge ihre Wohnung nach der Gurckau gesetzt und ist die erste Wohnung, weiln es ein Raubnest worden, von den Städten Breßlau und Schweidnitz geschleiffet worden im Jahre 1471."

So nach Burghart, Iter Sabothicum 1736, S. 57 f.

In Übereinstimmung mit dieser Inschrift berichtet schon Naso: „Sie (die Augustiner-Chorherren von Arrovaise, die später [1170] in Breslau zu St. Maria auf dem Sande ihren endgültigen Wohnsitz fanden) wohnten anfangs auf dem Sylensberge,*** welcher auch Sabotka genannt wird und fünf Meilen von der Stadt Breslau abliegt. Auf diesem Berge hatte vor Zeiten Graf Peter sein Schloß, wie denn auch noch heutzutage die Überbleibsel desselben darauf anzutreffen sind. Hernach haben sich diese Geistlichen wegen der harten Luft, die auf der Spitze des Berges pfiff, herunter an den Fuß, und zwar an den Ort, der jetzt Gorcka heißt, begeben. Kurz darauf machten sie sich nach Breslau und erwählten das heutige Prediger-Kloster (der Dominikaner) bei S. Albrecht (Adalbert) zu ihrer Wohnung. Endlich veränderten sie dieselbe noch einmal und über-

* Zuerst bezeichnete sich Bolko I., Herzog von Schweidnitz und Jauer, als Dominus de Furstenberg.

** Es wird erzählt, seiner westrheinischen Gemahlin Maria sei als Burgkaplan der Augustinerchorherr Oger aus Arras in Flandern gefolgt. Der sei die Veranlassung gewesen, daß Graf Peter Mitglieder dieses Ordens nach Schlesien berief und für sie Kirche und Kloster auf dem Berge Slenz erbaute. Oger wurde der erste Abt. Für ihren Unterhalt übergab er den Mönchen mehrere Dörfer und den Zehnten der Herrschaft um den Slenz. Silesia 1841, S. 60.

*** Er heißt Slenz, später Zobten, von dem Städtchen Zobten, das von sobota = Sonnabend seinen Namen hat wegen des Sonnabendmarktes.

ließen durch Bearbeitung des Breslauischen Bischofs (Walter), welcher angeregtes Kloster gestiftet, ihren Sitz den Prediger-Mönchen und begaben sich über die Oder auf die Insel oder den Sand und bauten daselbst."

Naso, Phoenix rediv., 1667, S. 254.

Peter Wlast, der 1103 von seinem Fürsten, Herzog Boleslaus III. (mit dem schiefen Maule) die lehnsherrliche Bestätigung seines großen Zobtenbesitzes erhielt (Burg Slenz mit den zugehörigen Dörfern und dem Markte Zobten), bewohnte lange Zeit die Zobtenburg. Die Sage weiß noch viel von seinem Hofhalt zu erzählen. Am Petersstuhle, einem felsigen Vorsprunge am nördlichen Bergabhange, will man seinen Garten, seine Ställe, seine Fischhälter und seine Schafschwemme erkennen Silesia 1841, S. 60.

Peter Wlast ist noch immer im Munde der Umwohner des Zobtens. Er gilt als der große Kirchenbauer. 70 oder gar 77 Kirchen soll er erbaut haben. Nach Bug (Heidenschanzen, 1890, S. 116) weist ihm die Sage auch den Bau der Kirche zu Queitsch zu, eine der frühesten in Schlesien. Sie liegt auf einem größeren prähistorischen Schanzenwerke.

Die mitgeteilten Angaben zeichnen das Bild, das man sich seit alter Zeit von Peter Wlast und den Augustinerchorherren sowie ihren Beziehungen zum Zobten machte. Die Geschichte hat sich lange bemüht, Sage und Wirklichkeit in ihm zu scheiden. Daß er ein Däne gewesen sei, wurde abgelehnt, daß seine Gemahlin aus Frankreich stammte, ebenfalls. Nach der neuesten Darstellung von Friedrich Reiche „Die Herkunft des Peter Wlast" in der Zeitschr. d. Ver. für Geschichte Schlesiens, Bd. 60, 1926, S. 127, wird er für einen Zugehörigen eines kleinrussischen, ursprünglich skandinavischen Geschlechts der Gefolgsleute Ruriks und Askolds gehalten, desgleichen seine Gattin Maria für eine Kleinrussin aus skandinavischem Fürstengeschlechte. Durch die Beziehungen der Piasten zu den Ruricks möge Peter Wlasts Geschlecht nach Schlesien gekommen sein. Abgelehnt wurde ferner der Bau eines Augustinerklosters auf dem Zobtengipfel, namentlich durch Schulte. Aber Georg Lustigs Forschungen kehren wieder zu der altüberlieferten Gründung auf dem Berge zurück.

430. Hammerschlag, der Zobtenräuber.

Kreis Schweidnitz.

Im Jahre 1428 wurde die Zobtenburg von dem Hussitenführer Hans Cholda erobert, der sich dann in ihr festsetzte und in der Umgegend Wegelagerung trieb.

Nach diesem soll ein anderer gekommen sein, dessen Name keine Chronik nennt, dessen fluchwürdiges Andenken aber unter dem Namen „Hammerschlag" im Munde des Volkes fortlebt. Dieser soll nämlich stets einen großen eisernen Hammer in seinem Gürtel getragen haben, mit dem er jeden Gefangenen, den seine untergebenen wilden Raubgenossen einbrachten, durch

drei Schläge den Kopf zerschmettert und sich dann an den gräßlichen Todesqualen des langsam Verscheidenden geweidet haben. Die Gegend um den Zobten war daher ganz verödet. Denn wie die Fährte des wilden Tieres, floh jedermann die Nähe dieses Höllensohnes.

K. A. Müller, Vaterländische Bilder, 1837, S. 60. Nach Silesia, Bd. 1, 1841, S. 58. Als Gedicht U. Kern, Sagenchronik, 1840, S. 77 (Jean Kern, 1847, S. 132; Johannes Kern, 1867, S. 177).

431. Hammerschlags, des Zobtenräubers, Ende.

Kreis Schweidnitz.

Der Hauptinhalt der von A. Pölzig erzählten Sage ist folgender:

Mönche bauten auf dem Zobten ein Kloster. Nach vierzig Jahren verlegten sie das Kloster nach Gorkau, am Fuße des Zobten, später nach Breslau. Am Zobten gründeten sie den Flecken Sobotko (Zobten). Oben aber, auf dem Berge, wohnten die Herzöge von Schweidnitz-Jauer in einem Bergschlosse, das im 12. Jahrhundert nachweislich von Burggrafen verwaltet wurde. Zur Zeit der Hussitenkriege (1419 – 1434) wurde das Schloß von einem Ritter Hans Kolda eingenommen, der als Räuber weit und breit gefürchtet war, bis die Bürger von Schweidnitz und Breslau ihn vertrieben. Aber anderes Räubergesindel siedelte sich wiederum an.

Das ist die Zeit, in die uns die Sage vom Ritter Hammerschlag* versetzt. Mit einem gewaltigen Streithammer zerschmetterte er seinen Opfern den Kopf, und er schonte niemanden, selbst nicht den Säugling an der Mutter Brust. Er trug stets eine schwarze Rüstung mit feuerfarbener Feldbinde und nannte sich selbst den „Mann der Rache" und Schlesien „das verhaßte Land".

* Hans Cholda (Jan Kolda) wird von C. W. Peschel mit Hammerschlag gleichgesetzt in seiner romantischen Erzählung: Das Turmgespenst zu Goldberg, Anhang zu seiner Geschichte von Goldberg, 2. Aufl., 1841, S. 81. Hier ist er ein anderer. Ob Peschels Erzählung „Rache bis in den Tod" der obigen Pölzigschen Erzählung entspricht, konnte ich nicht feststellen. In ihr kommt ebenfalls Cholda vor, der in der Nähe seiner Burg von seinem Todfeinde erstochen wird.

Man folgerte aus gewissen Äußerungen, die er getan haben sollte, daß er aus dem Geschlechte des sagenhaften Dänengrafen Peter Wlast entsprossen sei, der die uralte Zobtenburg im Jahre 1103 von dem kriegerischen Boleslaw III. „mit dem schiefen Munde" zum Lehen erhielt, später das Augustinerkloster auf dem Berge, und mit Hilfe seines ungeheuren Reichtums in Schlesien 77 Kirchen und Klöster baute. Zur Strafe dafür, daß Peter es wagte, dem Nachfolger Boleslaws III. Wladislaw II. die Treue der Gattin zu verdächtigen, wurde er auf Befehl der beleidigten Fürstin eingekerkert und geblendet. Dies traurige Schicksal seines Vorfahren zu rächen, der so viel zur Förderung des Christentums im Lande getan hatte, war Hammerschlag nach Schlesien gekommen. Ein gefangener Raubknecht des schwarzen Ritters versicherte wenigstens, sein Herr habe selbst dies als seine Aufgabe bezeichnet.

Niemand wagte ihm Widerstand zu leisten, es war, als sei jede Faust ihm gegenüber gelähmt und als ginge ein böser Zauber von dem Unholde aus. Der Ritter barg sich hinter seinen Burgmauern, der Städter hinter seinen Wällen. Blühende Dörfer verwandelten sich in Trümmerhaufen und das flache Land verödete von Tag zu Tag mehr. Wer noch etwa wagte, sein Feld zu bestellen, der konnte sicher sein, daß die Hufe feindlicher Rosse es eines Tages zerstampften. Zuletzt hatte der Wüterich das Dorf Weizenroda heimgesucht und alles niedergebrannt, die Hütten der Tagelöhner und Eingesessenen ebenso gut wie das stattliche Herrenhaus.

Weizenroda gehörte einem angesehenen Patriziersohne aus Schweidnitz, dem Erasmus Sachkirch. Er kehrte eben von einer mehrjährigen Reise ins Ausland nach der Heimat zurück und fand sein Besitztum verwüstet. Da klagte er die feige Untätigkeit der Ritter und Bürger an, die dem Unwesen hätten steuern können, und seine flammende Rede blieb nicht ohne Eindruck. Er forderte sie auf, das Versäumte nachzuholen, und da er hörte, daß die Breslauer sich zu einem Zuge gegen den Unhold rüsteten, eilte er dahin und brachte ein Bündnis beider Städte

zustande. Eine starke Heeresmacht sollte gegen den gemeinsamen Feind geführt und das Felsennest auf dem Zobten zerstört werden, damit wieder Ruhe im Lande herrsche.

Trotzdem die Rüstungen möglichst geheim gehalten wurden, erfuhr doch Hammerschlag von ihnen und bereitete sich zur Gegenwehr. Gleichzeitig trachtete er danach, irgendein Faustpfand in die Hände zu bekommen, das er im schlimmsten Falle zu seinen Gunsten in die Wagschale werfen konnte. Der Zufall begünstigte ihn. Einst traf er auf seinem Streifrevier zur Auskundschaftung des Landes auf blumiger Wiese ein etwa zehnjähriges Mädchen, das dort spielte. Er schlich sich heran, ergriff das Kind und brachte es nach seiner Burg. Es war die Tochter Sachkirchs, seines Todfeindes. Sofort sandte er Boten an diesen und ließ ihm sagen, er werde das Kind vor den Augen des Vaters töten, wenn er versuchen sollte, die Zobtenburg zu nehmen.

Sachkirch hing an dem Mädchen, seinem einzigen Kinde, mit ganzer Seele, und er wußte, daß Hammerschlag imstande sei, sein Wort wahrzumachen. Trotzdem wankte er keinen Augenblick in seinem Entschlusse. Hatten nicht Hunderte von Eltern ihre Kinder verloren? Sollte der Wüterich sein verbrecherisches Treiben ungestraft weiterführen dürfen? Mußte er nicht das eigene Weh im Herzen ersticken für die allgemeine Wohlfahrt?

Nach einigen Wochen vereinigten sich die Breslauer mit den Schweidnitzern bei Weizenroda. Die Schweidnitzer führten die furchtbare „Schweidnitzer Büchse", ein für die damalige Zeit riesiges Geschütz, mit sich. Es soll 160 Zentner gewogen und Kugeln im Gewicht von 2½ Zentnern geworfen haben. Zur Fortschaffung waren der Sage nach über 40 Pferde nötig.* Sachkirch ward zum gemeinsamen Anführer gewählt. Der Marsch nach dem Zobten fand große Schwierigkeiten, da der

* Auf Tatsachen beruhende Angaben vermochte der Verfasser nicht zu erreichen. Im Berliner Zeughause befindet sich die „Schweidnitzer Büchse" nicht, und nach gütiger Mitteilung des Magistrats von Schweidnitz ist auch dort Näheres darüber nicht bekannt, zumal die Stadt Schweidnitz seit länger als einem Jahrhundert nicht mehr im Besitze von Waffen aus früherer Zeit sei.

Zug von den Knechten Hammerschlags bald von dieser, bald von jener Seite angegriffen wurde, ohne sich indes auf einen ernstlichen Kampf einzulassen. Dazu kamen die ungeheuren Anstrengungen, die das Hinaufschaffen der Schweidnitzer Riesenbüchse verursachte. Endlich aber gelang es, die Burg von allen Seiten einzuschließen, so daß ein Entkommen unmöglich war. Das erste Geschoß flog dröhnend gegen die Mauer, doch es vermochte sie kaum zu erschüttern. Da trat Hammerschlag unter einem Trompetenstoß auf die Mauer, in der Rechten hielt er den Streithammer, in der linken Sachkirchs Töchterlein. Er verlangte sofortigen Abzug des Heeres, widrigenfalls werde Sachkirch sein Kind mit zerschmettertem Haupt zu seinen Füßen liegen sehen. Da schwirrte ein Bolzen von der Armbrust des besten Schützen gegen den geschlossenen Helmsturz des schwarzen Ritters. Wütend riß dieser das Kind empor, traf das Haupt des bejammernswerten Kindes mit einem Hammerschlage und warf die Leiche unter gellendem Hohnlachen von der Zinne herab. Dann verschwand der Wüterich, dem der Bolzen nicht den geringsten Schaden zugefügt hatte. Ein Schrei des Entsetzens war der Tat gefolgt.

Sachkirch hatte sich schaudernd abgewandt und befahl jetzt, den Körper des Kindes aus dem Burggraben heraufzuholen. Ein Hagel von Steinen und Felsstücken erschwerte die Arbeit, und mancher der bereitwilligen Leichenträger hauchte, zu Tode getroffen, sein Leben aus. Wütend verlangten jetzt die Belagerer, zum sofortigen Sturm geführt zu werden. Sachkirch mußte ihren unzeitgemäßen Eifer zügeln. Ein Sturm war zwecklos und führte nur zu unnützem Blutvergießen. So trat dann unheimliche Ruhe ein, die Stille vor dem Gewitter.

Da trat ein alter Krieger an Sachkirch heran, nachdem er die Leiche des Mädchens aufmerksam betrachtet hatte, und fragte ihn, ob das Kind in der Tat seine Tochter sei. Sachkirch erklärte, es sei allerdings nicht sein eigen Fleisch und Blut, er habe die Kleine einst am Strande von Scheveningen einem sterbenden Weibe abgenommen. Sie habe Maria Ensloot ge-

heißen und habe ihm als Vater des Kindes einen Seeräuber Namens Schnellfisch bezeichnet, der sie und das Kind verlassen habe. Um das Kind wenigstens nicht im Elend verkommen zu lassen, habe er auf ihre Bitte beschlossen, ihm ein Vater zu sein. Und er habe sie wie sein eigen Kind geliebt. Da wies der alte Mann auf das Halsband, welches das Mädchen trug — es war eine Halskette aus allerhand seltenen Muscheln — und sagte: Ich kenne den Vater des Kindes, ich kenne den Schnellfisch, und auch Ihr kennt ihn, der Räuber dort oben ist es, Hammerschlag selbst, er hat sein eigen Kind erschlagen. Ich war ein Genosse des Bösewichts auf seinen Raubzügen in der Nordsee, und öfter besuchten wir den alten Ensloot in der Fischerhütte am Strande von Scheveningen. Der Alte war ein rauher und wüster Gesell, der es mit uns hielt, aber er hatte eine liebliche Tochter, Maria, das einzige Kind, deren Mutter früh verstorben war. Da sie freiwillig den Werbungen des Schnellfisch kein Gehör schenkte, raubten wir sie eines Abends, als gerade ihr Vater abwesend war. So ward sie sein Opfer, und sein Kind ist es, das Euch sein unglückliches Weib anvertraut hat. Ich erkenne es an dem Halsbande. Mir ward schließlich sein Treiben zu arg, ich trennte mich von ihm und beschloß, durch ehrliche Arbeit wieder gut zu machen, was ich selbst früher verschuldet hatte. Ich zog von Ort zu Ort und trat schließlich als Söldner in den Dienst der Stadt Breslau. Vor Jahresfrist traf ich zufällig einen alten Gefährten und erfuhr, daß Schnellfisch sich nach Schlesien gewandt habe und das Schloß seines Vorfahren auf dem Zobten bewohne, um von dort aus die Schlesier zu züchtigen für die Unbill, die sie seinem Vorfahren angetan, einem Manne aus altem dänischen Adel, dem dies Land viel Gutes zu danken gehabt.

Sachkirch hatte schweigend zugehört, er befahl jetzt, die Leiche in geweihtem Boden zu beerdigen und begann nun ernstlich die Belagerung. Dem unaufhörlichen Krachen der Geschütze vermochte endlich die Mauer nicht mehr standzuhalten, und als ob sich gleichzeitig auch der Zorn des Himmels über der Burg entlade, tobte ein furchtbares Gewitter über den Berg. Endlich

war eine Bresche gelegt. Sachkirch ließ zum Sturm blasen. Es kam nun das schlimmste Stück Arbeit, das noch manchem tapferen Angreifer das Leben kosten sollte. Oft genug wurden die Stürmenden zurückgeschlagen, endlich aber erzwangen sie den Eingang, und die Verteidiger flüchteten in ihre Schlupfwinkel. Hammerschlag hatte bisher wie ein Rasender gekämpft, aber Sachkirch hatte ihm so hart zugesetzt, daß auch er sich endlich wandte. Er folgte ihm und sah ihn durch eine enge Pforte verschwinden. Sachkirch blieb ihm auf den Fersen, keiner seiner Leute folgte ihm, da sie mit der Verfolgung der übrigen genug zu tun hatten. Sachkirch eilte dem fliehenden Ritter über eine spärlich erleuchtete Wendeltreppe abwärts nach und befand sich mit ihm wiederum vor einer schweren eisernen Türe. Gleichzeitig drangen beide ein, da warf der Unhold die Tür krachend ins Schloß. Sie befanden sich in einem matterleuchteten Gewölbe und standen sich nun kampfbereit gegenüber. Da rief Hammerschlag: „Du bist verloren, magst Du siegen oder nicht! Denn die Tür vermagst Du nimmermehr zu öffnen, nur ich allein auf der ganzen Welt kenne ihr Geheimnis. Schaue um Dich. Das ist meine Schatzkammer, sie enthält ungezählte Tonnen Goldes, die Früchte meiner Rache an Deinem Volke. Falle ich, so wirst Du mitten im größten Reichtum Hungers sterben." Aber Sachkirch forderte ihn zum Kampfe, er kannte nur Rache. „So will ich denn mit Deinen Waffen kämpfen", sagte Hammerschlag, warf den Hammer zu Boden und zog das Schwert. „Er ist gefeit, hüte Dich!" rief er. Wie zwei drohende Gewitter standen sich beide gegenüber, hier der schwarze Ritter mit der feuerfarbenen Schärpe, dort der andere in himmelblauer Rüstung mit weißer Binde. Nach mehreren scharfen Gängen mußten sie ruhen, um zu verschnaufen, sie waren beide noch unverletzt. Aufs neue drangen sie aufeinander ein, Sachkirch wurde verwundet, eine Armschiene hatte sich ihm gelöst, gleichzeitig drang auch sein Schwert zwischen den Halsschienen des Räubers hindurch und traf ihn so schwer, daß er zurücktaumelte. Da warf dieser den Schild beiseite, atmete

schwer und führte mit beiden Händen einen letzten gewaltigen Streich, der den Helm des Gegners durchbrach. Zu Tode getroffen sank Sachkirch zur Erde. Beide nahmen die Helme vom Haupte, das Blut rann beiden aus Todeswunden. Zum ersten Male sahen sie sich von Angesicht zu Angesicht. „Schnellfisch," redete Sachkirch, „kennst Du dies Muschelband?" und zog das Halsband aus seinem Brustharnisch. „Wohl kenne ich es," rief Hammerschlag erbleichend. „Wie kommst Du zu ihm? Wer sagte Dir meinen Namen?" In kurzen Worten gab ihm Sachkirch die Aufklärung. Ein Schrei entrang sich den Lippen des Räubers, Schaum trat ihm vor den Mund, er wußte, daß er nicht seinem Feinde, sondern sich selbst das Ärgste getan hatte. „Bete, Schnellfisch, noch ist's Zeit, den Allgütigen zu versöhnen," riet Sachkirch. Da richtete sich Schnellfisch noch einmal auf, seine Augen glühten und er rief: „Beten? Nein, Fluchen will ich. Sterben will ich, wie ich gelebt habe. Fluch dieser Welt! Fluch Dir!" So sank er um und war tot. Auch Sachkirch verschied, und vergebens suchten ihn die Seinen.

A. Pölzig, Hammerschlag. Schlesische Volkssage aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Im „Gebirgsfreund", Jahrg. 11, 1899, S. 108, 121, 134. Pölzig gibt S. 135 als seine Quelle Julius Krebs, „Herold für Deutschland", Berlin 1845 (Januar) an. Die Sage ist zu einer kleinen Novelle ausgearbeitet, die Geschichtliches, Sagenhaftes und dichterisch Erfundenes verschmilzt, was wahrscheinlich schon Krebs getan hat. Die Verbindung von Peter Wlast und Hans Cholda ist ganz volkstümlich. Aber die Erzählung von dem Vorleben Hammerschlags als Seeräuber ist dichterische Erfindung. Die Person Hans Choldas (Jan Kolda) und die Zerstörung der Befestigungen der Zobtenburg durch die Breslauer und Schweidnitzer ist geschichtliche Tatsache (1429), ebenso die gänzliche Vernichtung des Zobtenschlosses (1471) durch dieselben mit Hilfe der Schweidnitzer Donnerbüchse.

432. Peter Wlast als Raubritter.

Kreis Schweidnitz.

Eine merkwürdige Verquickung von Peter Wlast und Hans Cholda oder Hammerschlag enthält folgende Sage:

Der Peter Plast (so volkstümlich für Wlast) war ein Raubritter, der seine Burg auf dem Zobtenberge hatte an derselben Stelle, wo jetzt die Kirche steht. Von hier aus machte er die ganze Umgegend unsicher, raubte und plünderte, ja, tötete auch

Menschen. Die Bauern waren in der größten Angst vor ihm, aber niemand konnte ihn fangen. Er hatte einen unterirdischen Gang, der vom Zobtenberge bis Schweidnitz reichte, durch den er ungesehen auf und abwärts ritt. Der Gang ist noch erkennbar, man kann ihn ein Stück (etwa 2 Meter weit) hineingehen auf dem Zobtengipfel. Dann hatte er noch eine List. Sah er, daß die Bauern ihm nachstellten, so schlug er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt auf. Meinten die Bauern nun nach seinen Spuren, er wäre oben, so war er unten, und vermuteten sie ihn unten, so war er oben.

Endlich aber bekam er sein Räuberleben satt und ging in sich. Eines Tages stellte er sich selbst der Obrigkeit und versprach Besserung. Und als man seine Zerknirschung sah, begnadigte man ihn. Man täuschte sich nicht in ihm. Er wurde ein so frommer Mann, daß er 77 Kirchen baute, und wo eine von diesen Kirchen steht, da steht ein steinerner Wolf vor ihr, wie z. B. in Gorkau. So ist er auch nach langem, gottesfürchtigem Leben selig gestorben.

Von dem Diener Hampel aus Romolkwitz, der die Erzählung von seinem Schwiegervater aus der Zobtengegend hat (der soll aber noch viel mehr gewußt haben). Durch Lazy Graf Henckel von Donnersmarck, 1921.

Handschrift 861 (Bresl. Stadtbibl.), S. 76 enthält die Mitteilung: Zu Rom ward ihm (Peter Wlast) zur Satisfaktion und Buße auferleget, er solle 7 Kirchen bauen, hat aber an unterschiedenen Orten 2 Klöster und 27 Kirchen erbauet. Das setzt eine Wallfahrt nach Rom voraus.

433. Der Alte Fritz und der Bunzelwitzer Fleischer.

Kreis Schweidnitz.

Als der Alte Fritz schon viel von Krankheit heimgesucht wurde und allen Appetit verloren hatte, da wünschte er, bloß noch einmal so gute Bratwurst zu essen, wie er sie im Lager von Bunzelwitz von einem Fleischer aus diesem Dorfe bekommen hatte. Seine Köche bereiteten ihm Wurst nach allen möglichen Rezepten, aber keine schmeckte. Der Fleischer in Bunzelwitz lebte zufällig noch. Man schrieb an ihn, er gab seine Machart an. Aber auch die so gemachte Wurst behagte dem Könige nicht.

Da mit der Abnahme seiner Kräfte das Verlangen nach jener schmackhaften Wurst wuchs, ließ er schließlich den Fleischer selbst kommen. Indes auch die von ihm selbst bereitete Wurst war nicht nach des Königs Geschmack. Ärgerlich ließ er den Fleischer vor sich kommen, sprach sein Mißfallen aus und befahl, ihm doch genau so eine Wurst herzustellen, wie es damals im Lager geschehen wäre. „Verzeihung!" entgegnete der Fleischer, „so kann ich Euer Majestät die Wurst nicht zubereiten, damals mußte ich, als ich anderes Schmalz nicht auftreiben konnte, ein paar Talglichter verwenden."

A. Eichner in Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Volksk., Heft 6, 1899, S. 30.

434. Eindringen der Reformation in Reichenbach.

Kreis Reichenbach.

In Reichenbach fing die Reformation nach dem Vorgange von Breslau, das 1523 und 1524 die neue Lehre annahm, an Fuß zu fassen. Es wird nicht berichtet, wie dies geschehen ist, und welche Haltung die Stadtgeistlichkeit ihr gegenüber eingenommen hat.

Es hat sich aber die Sage fortgeerbt, daß die Gemeinde frühzeitig mit Luthers Liedern bekannt geworden sei und sie beim öffentlichen Gottesdienste angestimmt habe, ohne daß der Pfarrer es zu hindern wagte.

Alfons Paul, Geschichte der Stadt Reichenbach, 1889, S. 40 (mit Berufung auf Sadebecks Chronik von Reichenbach aus dem Ende des 18. oder dem Anfang des 19. Jahrh.).

435. Woher die Grafen von Reichenbach ihren Namen erhielten.

Kreis Reichenbach.

Als Heinrich der Vogler den Ungarn den geforderten Tribut verweigert hatte, fielen sie mit hunderttausend Mann in Mähren und Schlesien ein. Der Kaiser sandte ihnen seine Truppen unter dem Grafen Siegfried von Ringelhaim entgegen, der sie nicht weit von Reichenbach in einen Kampf ver-

wickelte und zum Weichen brachte. Aber die Ungarn waren noch nicht vernichtet, sie sammelten sich und zogen nach Polen zu, Graf Ringelhaim verfolgte sie und sagte seinen Leuten sämtliche Beute zu, die sie machen würden. Dadurch entflammt, überfielen sie die Feinde dergestalt, daß sie alle ihre in Mähren und Schlesien gemachte Beute von sich warfen und sich durch die Flucht zu retten suchten. Hierdurch geschah es, daß eine ansehnliche Menge von Kostbarkeiten in einen Bach gerieten, wo die Hunnen eine kurze Zeit sich zum Widerstand gestellt hatten. Ein edler Ritter und Obrist des christlichen Kriegsvolkes, Friedrich von Funkenstein, aus Franken gebürtig, war stark verwundet worden und wollte sich in dem Bache vom Blute reinigen. Da entdeckte er den Schatz im Bache und machte dem Grafen Ringelhaim Meldung. Dieser benachrichtigte den Kaiser in Merseburg und erfreute ihn durch Übersendung einer großen Anzahl dieser Kostbarkeiten so, daß er den edlen Ritter von Funkenstein vor sich forderte, ihn reich beschenkte und ihm in seinem Adel eine bevorzugte Stellung einräumte: er hob den Namen von Funkenstein auf und gab ihm den Namen von Reichenbach, auch schenkte er ihm ein sechs Meilen langes und sechs Meilen breites Stück Land, das er sich selbst wählen konnte, und trug die Kosten zu seiner Anbauung.

Nach Gottlieb Jachmann, Versuch einer Geschichte derer Grafen von Reichenbach, 1781, S. 4 f., der nach einer Handschrift von Abraham Hosemann den Vorgang ausführlich erzählt. Er versetzt die Schlacht nach Reichenbach in der Lausitz, die Entdeckung des Schatzes muß aber weiter im Osten angenommen werden.

Auch Sinapius, Curiositäten, 1. Vorst., 1720, S. 206, erwähnt kurz die Sage, die sich in den Personalien des 1715 verstorbenen Freiherrn Heinrich von Reichenbach auf Peterwitz im Oelsnischen finde, wie selbige aus des bekannten Abraham Hosemann Manuskript genommen, aus welchem Herr M. Abraham Jäschke, Pastor und Senior zu Stroppen, in besagten Personalien einen Extrakt gebe. Die Handschrift befindet sich jetzt im Schloßarchiv zu Goschütz. — Als freie Erfindung Hosemanns wurde die Sage entschieden erst abgelehnt von Heinrich Graf Reichenbach in seiner Urkundlichen Geschichte der Grafen von Reichenbach, 1906/07, 2. Bd., S. VII. Sie hatte aber längst ihren Lauf als nicht unglaubhafte Erzählung genommen und ihre Bearbeiter gefunden. Dichterisch behandelt im Schlesischen Musenalmanach, 1827, S. 101 von Schwarz, der den Schauplatz der Schatzauffindung in die Nähe von Bacharach verlegt, ferner von Georg Hesekiel, der ihn zwischen Glatz und Münsterberg findet (in Schlesiens Sagen von Joh. Kern, 1867, S. 486).

Bei Gräße, Preuß. Sagenbuch, II., 1871, S. 285, wird nach Bechsteins Deutschem Sagenbuch, S. 542, der Klinkenbach bei Reichenbach als Fundort genannt und die Erbauung der Stadt Reichenbach in unmittelbare Verbindung damit gebracht. Ebenso bei B. Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach, 1921, S. 5.

436. Der böse Gellhorn zu Peterswaldau.

Kreis Reichenbach.

Im Schlosse zu Peterswaldau (jetzt den Grafen Stolberg gehörig) geht es um. Dort hat einmal der böse Gellhorn gewohnt. Der hat die Leute schlecht behandelt. Bei der Brücke hat er sie in einen Raum gesperrt, dort mußten sie verhungern. Einem hat er einmal eine Speckschwarte mitgegeben, die konnte er benagen, was seine Leiden aber nur verlängerte. Da hat ihn der Teufel zum Fenster herausgeholt, und an der Stelle sieht man immer noch die roten Streifen, die niemand wegbringen kann. Überhaupt geht es seit der Zeit im Schlosse um, öffnet Türen, geht wie ein Mann durch die Korridore und anderes. Seit aber die vorige Gräfin eine Kirche (Kapelle) hat ins Schloß einbauen lassen, ist es etwas besser geworden.

Mündlich von Frau Böttchermeister Wagner (jetzt in Breslau), 1911.

Ernst Graf von Gellhorn auf Peterswaldau.

Das Andenken an diese merkwürdige Persönlichkeit hat sich bis heutigen Tages im Volke lebendig erhalten. Er ist ein Zeitgenosse des 30jährigen Krieges, in dem er treu zum Kaiser stand. Er war unter seinen Zeitgenossen eine überragende Persönlichkeit, hatte eine gute Erziehung genossen und sprach mehrere fremde Sprachen. Er besaß einen feurigen Geist, gesunden Geschmack, schnelles und richtiges Urteil. Aber auch Zorn, Eitelkeit und Starrsinn zeichnete ihn aus. Auf seine vermeintlichen oder wirklichen Rechte war er in hohem Maße eifersüchtig und verteidigte sie ohne Schonung und Ansehen der Person. So hat er mit den Bürgern von Reichenbach in langjährigem Rechtsstreite gelegen wegen der Braugerechtigkeit. Das von seinem Vater erbaute Schloß wurde unter ihm der Sitz des glän-

zendsten Hofhaltes. Er stand mit Personen aller Berufsklassen, aller Stände und aller Bildungsgrade im Verkehr. Den durch den 30jährigen Krieg verarmten Bauern half er kräftig auf und zog Ansiedler von verschiedenen Seiten ins Dorf, selbst aus Süddeutschland. Obst- und Weinbau führte er ein und ging selbst in seinen schönen Schloßgärten mit gutem Beispiel voran. Vor allem liebte er die Jagd. Die vielen Prozesse aber und Händel, in die er sich verwickelte, haben das Bild von ihm lebendig erhalten. Seine leidenschaftliche Gemütsart brachte ihn sogar in persönliche Haft. So lebt er im Volke, das ihn wohl am meisten „den tollen Grafen" nennt. Viele Sagen* werden von ihm erzählt, Teufelssagen und ähnliches.

B. Lammers, Geschichte des Ortes Peterswaldau im Eulengebirge, 1884, S. 22–48, wo ein Abriß seines bewegten Lebens gegeben ist.

437. Die drei Jungfrauen und der Jungfernkeller im Schloß zu Guhlau.

Kreis Reichenbach.

Das herrschaftliche Schloß zu Guhlau bei Nimptsch ist sehr alt, es ist ein sogenanntes Wasserschloß, denn es war ehemals ringsherum mit Wasser umgeben. Jetzt ist der Wallgraben auf drei Seiten zugeschüttet; um so tiefer sinkt die vierte Seite nach einer Reihe von Teichen ab, die das natürliche Ausgangsbecken für den Wasserschutz des Schlosses abgegeben haben.

Ein Angestellter der Herrschaft (Freiherr von Prittwitz-Gaffron) erzählte, daß drei Kellergeschosse übereinander den Unterbau des Schlosses bilden, und daß in dem einen sich der sogenannte Jungfernkeller befinde. Er habe seinen Namen von drei Jungfrauen, die dort eingemauert worden seien. Im 30jährigen Kriege soll es gewesen sein, als sich die Wallensteiner Nimptsch näherten. Da ist der damalige Besitzer des Schlosses geflohen, hat aber seine drei Töchter zurückgelassen, in der Hoffnung, daß den unschuldigen Mädchen kein Leid geschehen werde.

* Von diesen Sagen habe ich nur die oben mitgeteilte erfahren.

Als aber die zügellose Soldateska der Kaiserlichen das Schloß besetzte, sperrten sie die drei Mädchen in einen Keller und vermauerten diesen. Nur eine Öffnung zur Aufnahme der Nahrung wurde offen gelassen, durch die ein alter Diener den Jungfrauen die Speisen brachte. Als aber aus irgend einer Ursache der Diener erschlagen wurde, kümmerte sich niemand um die Eingeschlossenen, und sie mußten verhungern.

Es ist auch seitdem nimmer geheuer im Schlosse, ein paar Zimmer sollen deswegen gänzlich unbewohnt sein.

K., mündlich von einem Angestellten im Schlosse zu Guhlau, Mai 1921.

Etwas anders teilt die Sage Oskar Vug mit:

Drei Jungfrauen werden in dem auf sehr alter Stätte stehenden Schlosse zu Guhlau genannt. Sie sollen sich in einem der doppelt übereinander liegenden Keller haben verstecken lassen. Der Feind schleppte den treuen Diener bis in die Gegend von Grottkau mit, und als er zurückkehrte, fand er seine Schützlinge verhungert. Die Keller sollen auch einen Schatz bergen.

Vug, Heidenschanzen, 1890, S. 127 Anm.

Drei Jungfrauen soll auch das ehemalige Schloß auf dem „Schloßberge" bei Lauterbach gehört haben, von dem sich nur noch Reste des Walles und Mauer- und Gesteinstrümmer erhalten haben. Der nahe „Frauenteich" soll von ihnen seinen Namen haben. Vug, ebenda S. 127.

438. Die Pest in Frankenstein und Umgegend im Jahre 1606.

Kreis Frankenstein.

Unter den verschiedenen pestartigen Seuchen, welche die Umgegend von Frankenstein verwüsteten, ist die im Jahre 1606 die merkwürdigste. Sie entstand in der Stadt Frankenstein, wo man nach fleißigem Nachspüren die Ursache, eine ungeheuere Mordanstalt, durch zwei betrunkene Knechte entdeckte. Eine angebliche Bande von 18 Männern und Weibern wurden gefänglich eingezogen. Der Rädelsführer war der Totengräber Freidiger. Durch die Folter wurden ihnen Geständnisse erpreßt, vor denen der gefühlvolle Mensch erschrickt. Sie bekannten, einen

Schwur getan zu haben, die Stadt und Umgegend zu vernichten. Zu diesem Ende schnitten sie den Leichen die Pestbeulen aus, nahmen getrocknete Kröten, Ratten, Quecksilber und Horn von Pferdehuf, pulverten das Ganze, streuten es in die Häuser und Gassen oder bestrichen damit die Treppengeländer und Türklinken. Wer solch einen Fleck, so lange er noch feucht war, mit bloßer Hand berührte, war unrettbar verloren. Sie hatten sogar ihre Mitverschworenen nach Strehlen, Breslau und Hundsfeld gesendet. Um sich selbst zu schützen, gebrauchten sie Angelika, roten Knoblauch, Bilsenkörner und frische Butter. Gegen 2061 Menschen waren an der Pest gestorben. Am 3. Februar 1607 wurden die Verbrecher hingerichtet, ob aber mit Recht, das wird unentschieden bleiben. Gewiß ist, daß oft Angeschuldigte auf der Folter wegen der unendlichen Schmerzen, die diese durch Auszerrung und Quetschung der Glieder verursachte, ihren Peinigern alle Verbrechen als begangen gestanden, deren man sie bezichtigte, auch wenn sie sich bewußt waren, sich keines Verbrechens schuldig gemacht zu haben.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 19

Ausführlicher bei Frömrich, Geschichte der Zisterzienserabtei Camenz, 1817, S. 120 ff.

439. Der ewige Jude zu Frankenstein.

Kreis Frankenstein.

„1676, den 3. November ist ein Mann allhier (zu Frankenstein) gewesen, welcher viel Knispel-Säcklein (Bettel-Säcklein) getragen und mit einer Kette umgürtet gewesen, auch nichts geredet. Und wie der gemeine Pöbel eine Sage ausbracht, sollt' es der Jude gewesen sein, welchem Christus der Herr auferleget gehabt, daß er bis ans Ende der Welt ohne Aufhören gehen sollte. Dies wird aber billig vor ein Märlein gehalten. Doch weil er hier gewesen, hat niemand auf ihn Achtung gegeben, ob er allhier jemals geruhet oder geschlafen."

Aus Martin Koblitzens Frankensteiner Chronik, bei H. Hoffmann, Monatsschrift von und für Schlesien, 1829, S. 532.

440. Wie die Ahnen einer Frankensteinerin wieder katholisch wurden.

Kreis Frankenstein.

In der Reformationszeit oder im Anfange des Dreißigjährigen Krieges waren einige Vorfahren, welche meines Vaters Namen trugen, in H., meinem Heimatorte, lutherisch geworden. Meine Groß- oder Urgroßeltern wurden jedoch infolge einer merkwürdigen Begebenheit wieder katholisch.

Die Pest war eingedrungen in Schlesien, und auch meine Ahnfrau hatte eine Pestbeule, welche Gefahr drohte, wenn sie nicht aufging. In der Nacht erschien der Kranken eine lichtumflossene, freundliche Gestalt, die ihr zuredete, wieder zu dem Glauben ihrer Väter zurückzukehren, und ihr die Heilung der Pestbeule versprach. Die Kranke bat sich Bedenkzeit aus. In der folgenden Nacht kam die Erscheinung wieder mit demselben Versprechen und derselben Aufforderung. Die Kranke sagte zu, die Lichtgestalt bewegte ihre Hand wie segnend über die Pestbeule und verschwand. Die Kranke schrie laut auf und rief um Hilfe. Als ihr Mann mit dem Lichte erschien, war die Pestbeule geöffnet und entleert. Die Wunde bot den Anschein, als ob sie mit einem scharfen Messer geschlitzt sei. Meine Ahnfrau genas, war aber still und in sich gekehrt, fast traurig. Als sie eines Tages mit ihrem Manne zur lutherischen Kirche ging, erzählte sie ihm, nach dem Grunde ihrer Traurigkeit gefragt, was sie versprochen und wie die Erfüllung ihres Versprechens sie dränge, andererseits habe sie aber Kummer, daß ihm, dem Manne, dies wehe tun würde. Da gestand er, daß er derselben Erscheinung dieselbe Zusage gemacht habe, und sie lösten noch am selben Tage ihr gegebenes Wort ein. Seitdem ward dieser Zweig meiner Familie wieder katholisch.

Aus dem Munde einer 72jährigen Frankensteinerin, Dr. H., in Prov.-Bl., 1872, S. 357.

441. Der Ursprung des Saatenreitens in Schönwalde.

Kreis Frankenstein.

In Schönwalde bei Frankenstein wird noch immer das Saatenreiten gepflegt, ein Flurumritt zur Osterzeit, um den Stand der Saaten zu besichtigen und Gott um Gedeihen der Feldfrüchte zu bitten.

Die örtliche Überlieferung sagt, es sei eine Dankprozession, die nach glücklicher Beendigung der Hussitenkriege eingeführt wurde. Als der Umzug einst unterlassen wurde, soll ein furchtbares Hagelwetter einen großen Schaden in der Feldmark angerichtet haben.

Aus dem Aufsatz „Osterreiten im Kreise Ratibor", von Pfarrer J. Gregor in „Unsere Heimat", Beilage zur „Rundschau", Ratibor 1924, Nr. 5.

442. Der „Goldene Esel-Schacht" zu Reichenstein und das Versiegen des Goldes.

Kreis Frankenstein.

Das Kloster Camenz hat zu verschiedenen Zeiten Anteil an den Goldgruben zu Reichenstein gehabt. Im Jahre 1344 schenkte der Ritter Heinrich von Hugowitz dem Stifte Camenz die Stadt Reichenstein nebst den Goldgruben. Herzog Heinrich von Münsterberg kaufte 1502 das Städtchen Reichenstein nebst allen Bergwerken und Gerechtsamen dem Stifte ab, bezahlte aber nie den Kaufpreis. Immer noch blieben dem Stifte mehrere Gruben und Stollen, wie z. B. zu Maifritzdorf der „Goldene Esel", die der Herzog nicht durch Kauf an sich gebracht hatte. Nach des Herzogs Tode wurde von seinen Nachkommen das Abkommen mit dem Stifte getroffen, daß es von allen Bergwerken den Zehnten des Ertrages haben sollte. Es kam aber die Zeit, wo die Goldausbeute ganz aufhörte.

Über das Versiegen der Goldquellen sind im Munde der Umwohner verschiedene Sagen verbreitet. Sie beziehen sich auf den Goldenen Esel-Schacht, der heute nicht mehr gangbar ist.

1. Hier sollte der goldene Esel verborgen liegen, nach dem die Bergleute schon seit Jahrhunderten vergeblich gesucht hatten.

Es pfeift der Geist im Berge
Entsetzenvoll und graus.
Es heulen schwarze Zwerge
Und löschen Lampen aus.
Doch hundert Mann im Stollen
Arbeiten immerzu,
Das goldne Tier zu holen,
Und hundert suchen Ruh.

Endlich hatten sie ihn gefunden und schon am goldenen Ohre gefaßt. Während einer der Hundert nach der Stadt läuft, um Musik zu holen, und auf dem Markt anlangt, schlägt die Turmuhr neunundneunzigmal, und unter heftigem Brausen der Elemente erzitterte die Erde. Die Bergleute waren, anstatt bei der Hebung des goldenen Esels zu schweigen, sowie es Vorschrift ist, in laute Freudenrufe ausgebrochen. Da versank der goldene Esel wieder, der Schacht brach zusammen und die neunundneunzig Bergleute wurden begraben. Seit dieser Zeit fand man kein Gold mehr im Berge.

2. Eine andere Sage lautet: Das Bergwerk gehörte drei Fürstenbrüdern.* Als die älteren Brüder gestorben waren und auch der dritte sein nahes Ende fühlte, rief er seinen Diener ans Sterbebett und gab ihm einen goldenen Schlüssel. „Geh," sprach er, „und wirf ihn in den Teich am Schlackental, es ist der Schlüssel zum Goldschacht. Niemand soll nach mir wieder das Metall graben." Der Diener ging, verbarg aber den Schlüssel unter einem Stein am Ufer des Teiches. Als er zurückkam, sprach der Fürst: „Warum hast Du nicht getan, wie ich Dir befohlen habe? Du hast den Schlüssel unter einem Stein am Rande des Teiches verborgen. Geh und wirf ihn hinein!" Der Diener ging, verbarg aber den Schlüssel unter einen Schlackenhaufen. Als er zurückkam, sprach abermals der Fürst: „Warum hast Du nicht getan, wie ich Dir befohlen habe?

* Von dem Gasthaus „Zur Taberne" am Ringe zu Reichenstein erzählt man sich noch heute, es seien einmal drei Fürsten dort eingekehrt.

Nimm den Schlüssel unter dem Schlackenhaufen hervor und wirf ihn in den Teich, sonst kostet es Dein Leben!" Der Diener gehorchte. Als er den Schlüssel in den Teich geworfen hatte, brauste das Wasser hoch auf. Und in demselben Augenblick war der Fürst verschieden.

Seitdem ist nun im Schachte
Kein falbes Gold zu Hauf,
Der Fleiß, die Mühe brachte
Nur Gift, statt Gold herauf.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 34 f. Die Strophen sind entnommen einem Gedichte desselben Verfassers, zuerst erschienen im Schles. Musenalmanach (Theodor Brand), 1839, S. 213, auch bei Kern, Schles. Sagen, 1867, S. 227.

Die erste der mitgeteilten Sagen ist in einer romantisch ausgearbeiteten Erzählung mit dem Schicksal zweier sich liebender Menschen verbunden in August Ubers Sage „Die Bergkapelle" in seinem Führer durch Reichenstein, S. 36–39 (in P. Wenkes Führer, 1903, S. 41).

Sie knüpft an den Bergmannsglauben an, daß man die eigentliche Hauptmasse des unterirdischen Goldes, „den goldenen Esel", finden werde, wenn man dem Berggeiste ein unbescholtenes Paar opfere. Melchior Worüß, der Obersteiger, kommt im Jahre 1565 auf den Gedanken, dieses grausame Mittel anzuwenden. Ein junger Bergmann Franz wird mit Hilfe eines alten, den der Obersteiger ins Vertrauen gezogen hat, im Schacht eingeschlossen, und ebenso soll das unschuldige Mädchen, dem er seine Liebe geschenkt hat, heimlich in betäubtem Zustande hinabgeschafft werden. Aber ein Zisterzienserмönch rettet sie. Das rätselhafte Verschwinden der beiden Menschen wird mit dem öfteren Pfeifen und Heulen im Schachte in Verbindung gebracht, und einige prophezeien ein großes Unglück; wieder andere glauben an die baldige Auffindung des „goldenen Esels". Als drei Tage um waren, sollte der „goldene Esel" mit aller Kraft gesucht werden, wozu 99 Bergleute ausgewählt wurden. Sie sammeln sich nach Bergmannsart um den Obersteiger und knien nieder zum Gebet, dann gibt die Bergglocke vom Zechenhause her das Zeichen zur Einfahrt. Als sie verstummt ist, und der Obersteiger „Glück auf!" ruft, die andern „Glück auf!" antworten, ertönen langsam 99 Glockenschläge, niemand weiß, wer die Glocke läutet. Man ist sich nicht klar, bedeutet es Glück oder Unglück. Dann fahren sie ein und gehen eifrig an die Arbeit, und bald sehen sie das reine Gold in Masse vor sich. „Seht," rufen sie, „da lugt das Ohr des goldenen Esels schon hervor." In diesem Augenblick findet sich Franz zu ihnen, den sie verloren geglaubt hatten. Drei Tage war er in den Gängen herumgeirrt, aber nun stimmt er freudig in den Jubelruf der Genossen ein. Sie schicken ihn ab, er soll Musik holen, daß sie einen festlichen Einzug halten. Dann läßt sich plötzlich ein entsetzliches Heulen, Sausen und Pfeifen vernehmen, dazwischen ein donnerähnliches Krachen. Franz erreicht noch mit Mühe den Ausgang. Auch auf der Oberfläche herrscht ein fürchterliches Wüten der Natur. Man wollte den Berggeist leibhaftig gesehen haben, wie er flammensprühend den Jauersberg umkreist habe und unter furchtbarem Krachen in den Berg gefahren sei. In der Tiefe aber war der Schacht eingestürzt und hatte 99 Männer begraben. Franz war als der einzige entkommen. Der „goldene Esel" ist seitdem verschüttet.

Diesen Sagen liegt ein historisches Ereignis zugrunde, nämlich das Niedergehen des Goldenen Eselschachtes im Jahre 1565, wobei 90 Arbeiter durch Verschüttung das Leben verloren (Heintze, Nachrichten über Reichenstein, 1817, S. 30).

443. Das Neuneglöcklein zu Reichenstein.

Kreis Frankenstein.

Zu Reichenstein pflegte man ehemals um 9 Uhr abends eine ganze Stunde lang das Glöcklein zu läuten. Die Ursache des Brauches ist folgende, wie die Sage erzählt:

Eine junge Gräfin hatte sich auf dem Jauersberge verirrt. Die Nacht war hereingebrochen, Sturm, Ungewitter und wilde Tiere bedrohten ihr Leben. Da vernahm sie den deutlichen Ton eines Glöckleins, das immer, wie sie in ihrer tödlichen Angst vorwärtsschritt, hell klingend vor ihr herging. Sie folgte dem Klange und gelangte nach langer, mühevoller Wanderung endlich nach der Stadt Reichenstein. Zum Andenken an ihre wunderbare Rettung machte sie die Stiftung, daß immer abends um 9 Uhr eine Stunde lang ein Glöcklein geläutet werden sollte.

Jetzt wird nur noch eine Viertelstunde lang der Glockenstrick gezogen.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 37 f.

444. Eine andere Sage von der Neuneglocke zu Reichenstein.

Kreis Frankenstein.

Das Läuten der „Neune-Glocke" zu Reichenstein wird in einer breit ausgesponnenen, mit willkürlich erfundenen Namen reich ausgestatteten Erzählung in einem „Führer durch Reichenstein" auf einen mißglückten Überfall zurückgeführt. Der Inhalt ist kurz folgender:

Im 15. Jahrhundert soll es gewesen sein, da lebte ein Graf mit seiner Gattin und Tochter Eugenie auf dem Schlosse* zu

* Dieses Schloß führt heute den Namen „Schlössel" und liegt in der Nähe des Badergrabens am Kuhberge. Es ist ein kleines Gebäude mit einer Wirtschaft, Pappeln stehen in der Nähe.

Reichenstein, eine edle, mildtätige Familie. Ihr erbitterter Feind aber war der Graf, der auf dem Frankensteiner Schlosse saß, eine rohe und gemeine Natur, ebenso wie sein Sohn Adalbert. Der junge Frankensteiner Graf sah einmal Eugenie im Kloster Camenz und entbrannte alsbald, von ihrer Schönheit hingerissen, in heftiger Leidenschaft zu ihr. Er besprach sich mit seinem Vater, wie man sie entführen könne. Man einigte sich auf einen hinterlistigen Plan. Adalbert, den der Reichensteiner von Person nicht kannte, sollte Eingang auf dem Reichensteiner Schlosse suchen und die Entführung vorbereiten, sein Vater und ein vertrauter Ritter sollten sie ausführen. Es gelang dem schlauen Adalbert, den harmlosen Grafen von Reichenstein zu hintergehen, als brotloser Knappe Aufnahme im Schlosse zu finden und durch seine Verstellungskunst sich die Zuneigung des gräflichen Ehepaares und Eugeniens zu gewinnen. Ohne Arg ward ihm übertragen, Eugenie als Page auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Als es so weit war, bat Adalbert seinen Herrn, sich nach Camenz zu einer Andacht begeben zu dürfen. Er benutzte die Zeit, sich mit seinem Vater über die Art der Ausführung des Überfalls zu beraten. Der Vater sollte mit dem vertrauten Ritter am 5. Oktober zur 9. Abendstunde im Gehölze hinter Schloß Reichenstein lauern, bis Adalbert mit der Junggräfin auf ihrem Spaziergange kommen würde. Nun beging aber Adalbert eine Unvorsichtigkeit. Er zog den Knappen Wenzel ins Vertrauen, dem er hohe Belohnung versprach. Wenzel aber ließ sich nicht einfangen, er besprach sich heimlich mit zehn anderen Knappen und beschloß, den Überfall zu vereiteln. Wenn er das Zeichen mit einem Glöckchen geben werde, da sollten sie heranspringen und sich den Räubern entgegenwerfen. Am 5. Oktober 1475 lagen diese am Abend in ihrem Versteck, es herrschte tiefe Ruhe. Adalbert und Eugenie näherten sich langsam dem Orte, Wenzel folgte als Diener. Ein Pfiff ertönt, die beiden Geharnischten stürmen hervor und heben die zu Tode erschrockene Eugenie auf das mitgebrachte ledige Pferd. Aber gleichzeitig ruft das Glöckchen die

zehn Knappen heran, sie umringen die Schurken und nehmen sie gefangen. Sie werden gefesselt vor den Grafen nach Schloß Reichenstein gebracht, der schickt sie nach Breslau, wo sie vor Gericht gestellt und abgeurteilt werden. Der brave Wenzel wurde zum Ritter geschlagen und erwarb sich später Eugeniens Hand. Der Graf aber stiftete zum ewigen Andenken an die Rettung seiner Tochter den Brauch, daß alle Abende, sobald es 9 Uhr schlägt, von der Reichensteiner evangelischen Kirche das Glöckchen geläutet wird.

Nach August Uber, Führer durch Reichenstein und Umgegend, o. J., S. 32.

Das Läuten des Neuneglöckleins ist für jeden Reichensteiner ein vertrauter Klang, den er nicht missen will. Der verstorbene Kommerzienrat Güttler schickte sofort zum Bürgermeister, wenn einmal das Läuten vergessen wurde, und ließ fragen, warum nicht geläutet würde. Unter dem Volke ist ein Spruch gang und gäbe, mit dem man den Klang des Glöckleins begleitet. Er knüpft an den Glöckner an, der Harzug heißt:

Harzug zugs Hemd aus, zugs Hemd aus,
Schmieß a Lump'n zum Fanster naus, zum Fanster naus.

Und man fragt in Reichenstein: Hoot Harzug schunns Hemde ausgezoin? Das heißt: Hat er schon geläutet? Mitteilungen von Bürgermeister Böhmer, 1906.

445. Wie Hemmersdorf vom Abte von Camenz erworben wird.

Kreis Frankenstein.

In alter Zeit soll ein Abt zu Camenz den Wunsch ausgesprochen haben, das Dorf Hemmersdorf zu besitzen. Das Dorf gehörte aber einem elternlosen Edelfräulein. Eine alte Schaffnerin, die auf dem Gute diente, versprach dem Abte, sie wolle ihm zum Besitze des Dorfes helfen. Im Flure des Hauses, das die junge Besitzerin bewohnte, stand ein großer Mehlkasten. Eines Vormittags will die Alte Mehl haben und geht mit ihrer jungen Herrin zu dem Kasten, damit diese ihr das Mehl zuteile. Die Alte hebt den schweren Deckel in die Höhe, das Edelfräulein beugt sich mit dem Oberkörper vorwärts in den Kasten hinunter, um das Mehl einzuraffen. Da schlägt die Schaffnerin den schweren Deckel zu und zerquetscht dem Fräulein den Rücken, so

daß es sterben mußte. Aber noch im letzten Augenblicke schlägt die Sterbende mit ihrer Hand in die Höhe an den Deckel und hinterläßt ein blutiges Merkmal in Form einer Hand, das nicht mehr zu verwischen war. Diese blutige Handspur soll noch heute an dem Kastendeckel zu sehen sein.

Diese feige Mordtat ermöglichte es dem Abte, das Dorf Hemmersdorf als Stiftsgut zu erwerben.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 33 f.

Hemmersdorf ist vielmehr vom Kloster Camenz aus zwischen 1248 und 1260 auf einem Gelände gegründet worden, das Herzog Heinrich der Bärtige 1230 dem Kloster geschenkt hatte, in der sogenannten „großen Einöde".

446. Die vermauerten Schätze im Kloster Camenz und im Eichvorwerk.

Kreis Frankenstein.

Unter den ehemaligen Kreuzgängen der Abtei Camenz, dem Raume zwischen Kirche und Klostergebäude, soll sich ein Schatz befinden, dessen Hebung bisher niemandem gelungen ist. Desgleichen soll ein Schatz in den Kellern des Eichvorwerks* verborgen sein.

Es ist Tatsache, daß um das Jahr 1427 der Abt von Zedlitz aus Furcht vor dem Einfall der Hussiten eine Menge bedeutender Kleinodien dem Abt Christoph übergeben hat, es waren zwei Fuder an silbernen und goldenen Gefäßen, die der Abt im Keller hat vermauern lassen. Von der Vermauerung wußte nur der Abt selbst und zwei Maurer aus Baitzen, die Anton und Joseph Kaufmann geheißen haben sollen. Als nach der Vertreibung der Hussiten der Abt von Zedlitz die Kleinodien zurückhaben wollte, waren sie nirgends zu finden**. Denn der Abt Christoph sowie

* Abt Nikolaus III. erbaute hier 1424 den berühmten Weinkeller, damit, wie er sagte, die Brüder im Kloster für sich und andere gute Leute einen frischen Trunk hätten. Schreiber, S. 14.

** Frömrich, Geschichte der Zisterzienserabtei Camenz, 1817, S. 99, berichtet: Im Jahre 1455 wurde der Streit zwischen dem Abte von Camenz (Johannes III.) und einem Abte von Zedlitz geendigt, welcher wegen mehreren Kleinodien entstanden, die letzterer aus Furcht vor dem Einfalle der Hussiten nach Camenz in Verwahrung gegeben, die nicht geraubt, aber auch nicht zu finden waren.

die beiden Maurer waren tot und hatten das Geheimnis niemandem entdeckt. Geraubt war der Schatz auch nicht, so muß er also heute noch verborgen sein.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 29 f.

447. Verwüstungen der Pest in Camenz und seinen Stiftsdörfern im Jahre 1470.

Kreis Frankenstein.

Durch Krieg und Pest war im Jahre 1470 die Gegend von Camenz in eine menschenleere Wüste verwandelt, in Camenz selbst und den nahen Stiftsdörfern war kaum ein Wirt mehr vorhanden. Die Pest dauerte vom Feste Kreuzerfindung bis Margaretha. In dem schönen Dorfe Baitzen waren nur noch anderthalb Ehepaare, eine Magd und ein Kind übrig, welches man auf seiner toten Mutter liegend fand und zum Leben rettete. In dieser Zeit sollen die Kapellen ober- und unterhalb dieses Dorfes errichtet worden sein, anfangs von Holz, später aber von Stein.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 31 f.

448. Wie Friedrich II. der Gefangenschaft der Österreicher bei Camenz entkam.

Kreis Frankenstein.

Im Februar 1741 befand sich König Friedrich II. in Wartha, von wo aus ein vergeblicher Versuch der Preußen zur Überrumpelung der Festung Glatz unternommen worden war. Die in Glatz stehenden österreichischen Husaren hatten die Anwesenheit des Königs durch Spione erfahren und gedachten ihn aufzuheben. Dieses Wagestück wäre ihnen auch gelungen, wenn sie die Sache nicht übereilt hätten. Denn als sie nahe bei Baumgarten in einem Gebüsch sich versteckt hatten, um die Rückkehr des Königs nach Frankenstein abzuwarten, erschien auf eben diesem Wege eine Schwadron Dragoner unter Oberst Ditfort, unter deren Schutze sie den König vermuteten. Sie griffen die preußischen Reiter an. Man hörte das Schießen in Wartha.

Hier war noch der König. Er sammelte geschwind einige Truppen Infanterie, um den Dragonern zu Hilfe zu kommen. Allein es war zu spät. Die Österreicher hatten die Dragoner teils niedergehauen, teils nach Glatz abgeführt. Sofort kehrte der König nach Wartha zurück und begab sich von da auf einem sicheren Umwege nach Frankenstein.

Dieser Umweg war, wie die Topographie zeigt, jedenfalls über Camenz. Daß der König auf diese Weise der Gefangenschaft entgangen ist, ist die Ursache der bekannten Fabel, als sei Friedrich II. vor den heranrückenden Österreichern in Camenz vom Abt Tobias Stusche in eine Mönchskutte gesteckt worden und habe so mit den Patres im Chor gebetet, um nicht erkannt zu werden, was ihm auch gelungen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Monarch auf jenem Wege nach Frankenstein im Kloster Camenz, da es schon spät abends war, gerastet habe. Damals aber lebte noch Abt Amand Fritsch.

Schweter, Wartha, 1922, S. 435.

449. Zisterzienser-Abt Tobias Stusche von Camenz und Friedrich der Große.

Kreis Frankenstein.

Zu den besonderen Günstlingen Friedrichs des Großen zählte der Zisterzienser-Abt Stusche in Camenz, dessen Wahl zum Abt des Klosters auf Betreiben des Königs* erfolgt war. Friedrich war überhaupt ein Freund der katholischen Geistlichkeit in Schlesien, und diese hielt auch treu zu ihm.

Es ist bekannt, wie der König mit seinem Adjutanten im Kloster Camenz von den Kroaten überrascht wurde und nur dadurch der Gefangenschaft entging, daß er, als Mönch verkleidet, einer Messe mit beiwohnte, die der getreue Abt schleunigst veranstaltet hatte.** Einige Zeit nach diesem Vorfalle wurde das

* Es ist nur bekannt, daß der König die Ernennung des Abtes Tobias von Camenz zum Abte der gefürsteten Abtei Leubus, des reichsten Stiftes in Schlesien, eifrig betrieben hat.

** Dichterisch behandelt von Hugo Rösner (Kern, Sagen, 1867, S. 502, und Adalbert Hoffmann, 1897, S. 101).

königliche Hauptquartier nach Kloster Camenz verlegt, und während dieser Zeit erhielt Stusche einen Brief, dessen Aufschrift er als von einem österreichischen Offizier herrührend erkannte. Unverzüglich übergab er den Brief dem Könige, der im Speisezimmer weilte. Friedrich trat ans Fenster und las den Brief den anwesenden Prinzen und Generalen vor. Es war eine Aufforderung an Stuche, Nachricht über die preußische Armee zu geben. Friedrich nahm den Hut ab und sagte: „Messieurs, vergessen Sie niemals den Patriotismus dieses treuen Prälaten".

Oft und gern hielt sich der König in Camenz auf, und im Gespräch fragte er eines Tages den Abt: „Was meint Er, Tobias, bin ich ein Ketzer?" „Ew. Majestät," antwortete Stusche, „das kann ich nicht sagen, denn ich weiß ja nicht, was Sie glauben." — Ein andermal ward vom Fegefeuer gesprochen, da äußerte Friedrich: „In den Sachen da verlasse ich mich auf Ihn, Tobias, daß Er mir helfen wird." „Gewiß werde ich für Ew. Majestät beten", erwiderte Stusche. Nach einiger Zeit erhielt der Abt eine goldene Dose mit einem Zettel, auf dem von des Königs eigener Hand geschrieben stand: „Souvenier umb an meine Ehrlöhsung zu arbeithen. Friedrich".

Als Stusche 1757 gestorben war, sagte Friedrich zu seinem Nachfolger dem Abte Neumann: „Was meint Er, wie sich mein lieber Tobias da oben befinden mag? Wenn einer von Seine Mönche stirbt, da trage Er ihm doch auf, daß er mir meinen Freund Tobias grüßt."

Aus dem Aufsatz „Was sich die Schlesier vom Alten Fritz erzählen", von J. Cassierer, Charlottenburg, in „Wir Schlesier", Halbmonatsschrift, 1. Jahrg., 1921, S. 246.

Ausführlicher handelt über dies freundschaftliche Verhältnis des großen Königs zu dem ihm treu ergebenen Abte Frömmrich, Geschichte der Zisterzienserabtei Camenz, 1817, S. 158 f. und 171. Nach ihm Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 20–24. Sie führen noch eine Anekdote an, die ein Zeitgenosse aufbewahrt hat:

Der König betrachtete sich einst das Innere der Klosterkirche und machte seine Bemerkung über das Bild über dem Predigt-

stuhl, das die Jakobsleiter darstellt. „Die Engel steigen die Leiter hinauf", sagte er, „warum fliegen sie nicht hinauf?" „Ew. Majestät", erwiderte der Abt, „sie sind in der Mause."

Wie hier, so weiß Tobias Stusche auch in der folgenden Anekdote dem Könige zu dienen, was dessen Neigung zu ihm bestimmt nicht vermindert hat:

Einst machte Friedrich II. mit seinem Bruder Heinrich einen Abstecher nach Camenz, um seinen alten Bekannten, den Abt Stusche, zu besuchen. Als er sich nun eine zeitlang mit ihm unterredet und nach seinen und des Klosters Verhältnissen erkundigt hatte, wollte er vor seiner Abreise dem Freunde noch eine Gunst bezeigen und fragte ihn: „Nun, mein lieber Tobias, hat Er noch einen Wunsch?" „Nichts besonderes", sagte Stusche, „es fehlen mir zwei Novizen, die könnte ich brauchen." „Soll Er haben," spricht der alte Fritze und zu seinem Bruder Heinrich gewendet, flüstert er auf französisch: „Ich werde ihm einen gemästeten Ochsen und ein fettes Schwein schicken", hatte aber nicht gedacht, daß ihn der Abt wohl verstanden hatte. „Untertänigsten Dank," sagt der Abt scheinbar harmlos, „ich habe auch schon die Namen für sie bereit." „Die wären?" fragt der König neugierig. „Der eine soll Friedrich, der andere Heinrich heißen zu Ehren Euer Majestät und seines königlichen Herrn Bruders." Diesmal war der König übertrumpft, und so sagte er bloß noch: „Gut! Die Novizen habe ich Ihm versprochen, aber aussuchen möge er sie sich gefälligst selber".

Nach dem Gedicht von Robert Sabel in Sunntig-Nochmitts, o. J., S. 94

Die Beziehungen der beiden Männer zueinander sind von der Geschichtsforschung noch immer nicht einwandfrei geklärt. Das entscheidende Ereignis, das Friedrichs II. lebenslängliche Dankbarkeit gegen seinen Erretter aus schwerer Feindesgefahr erklärt, galt für Ranke und Stenzel als zweifelhaft. Grünhagen verwies in seiner Schrift „Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen", 1864, die ganze Erzählung in das Gebiet der Sage. Aber die Stimmen, die in ihr ein wirkliches Geschehnis sehen, verstummen nicht (O. Hahn, Friedrich der Große in der schlesischen Sage, Monatsschrift „Oberschlesien", 10. Jahrg., 1912, S. 479). Die Inschrift in der Camenzer katholischen Pfarrkirche (ehem. Klosterkirche) gibt ihnen immer neue Nahrung. Auf einer schwarzen Tafel steht hier mit goldenen Buchstaben geschrieben: Hier stand und sang Friedrich II., König von Preußen, verkleidet im Cistercienser-Chorkleide, im

Jahre 1745, mit dem Abte Tobias und den Geistlichen die Metten, während die feindlichen Croaten ihn in hiesiger Kirche suchten und nur einen Adjutanten fanden, den sie gefangen fortführten. Die Inschrift stammt aus dem Jahre 1816. Der in Camenz zu Anfang der 70er Jahre als hochbetagter Greis verstorbene Inspektor Nitsche versicherte oft vor Zeugen, daß bereits sein (Nitsches) Großvater ihm, dem Enkel, den erwähnten Vorgang als zeitgenössische Erinnerung wiederholt mitgeteilt habe. (Aus einem Vortrage von Schuldirektor Dr. Schwarzer im Verein kath. Kaufleute Breslaus, der O. Hahn (s. o.) zugrunde legt.)

450. Die Warthaer Orgel, ein Geschenk Friedrichs des Großen.

Kreis Frankenstein.

Die Fabel von der Stiftung der Warthaer Orgel durch Friedrich den Großen rührt offenbar von der Erzählung eines gewissen Joseph Scholz her, der im Jahre 1744 Hausdiener in der Propstei Wartha war und noch um das Jahr 1800 lebte. Dieser sagte angeblich als Augen- und Ohrenzeuge aus:

Als der König im August 1744 mit einem Heer nach Böhmen zog, begleitete ihn Abt Tobias von Camenz bis Wartha. Friedrich sah sich hier die Kirche an und äußerte sein Wohlgefallen über ihre Größe und Schönheit, meinte jedoch, daß ihr eine passende Orgel fehle. Da entgegnete der Prälat, für eine solche mangele es an Geld, worauf der König erwiderte: „Bete Er nur fleißig, daß ich siege und ich werde Geld schaffen".

Doch nirgends findet sich auch nur das leiseste Anzeichen, daß der König wirklich Geld für eine Orgel in Wartha gegeben, am allerwenigstens im unglücklichsten Kriegsjahre 1759, in dem diese ankam. Im Gegenteil berief sich die Stadt Wartha im Prozeß mit dem Fiskus, 1819–1828, auf die Tatsache, daß das Stift Camenz allein die Kosten der Orgel getragen habe.

Schweter, Wartha, 1922, S. 408.

451. Prinzeß Marianne der Niederlande, das Gespenst im Schloßparke von Camenz.

Kreis Frankenstein.

Frau M. Jancovics, eine geborene Frankensteinerin, die lange Jahre im Auslande gelebt und den Serben Jancovics ge-

heiratet hat, jetzt aber als Flüchtling in Breslau weilt, teilt eine selbsterlebte Geschichte mit, in deren Mittelpunkt ein Gespenst steht, das in Camenz volkstümlich zu sein scheint. Sie schreibt:

Ich sehe im Traum ein prachtvolles Schloß, ganz aus roten glasierten Ziegeln erbaut. Vier runde Türme schließen den Mittelbau ein, der nur aus dem Erdgeschoß und einem ersten Stockwerk bestand. Zur Front des Schlosses führen zwei breite Terrassen, durch eine steinerne Freitreppe in der Mitte geteilt, die mit herrlichen, exotischen Topfgewächsen geschmückt sind, und jederseits verbreitet ein plätschernder Springbrunnen, in dessen Bassin Gold- und Silberfischlein sich tummeln, erfrischende Kühle. Auf der oberen Terrasse laden rot angestrichene Korbmöbel zur Siesta ein. Von hier genießt man eine herrliche Aussicht auf ein nahes Waldgebirge. Ich trete durch die Parkpforte ein, steige jedoch die Stufen nicht hinauf, sondern betrete den linksseitigen Laubengang, der gänzlich mit wildem Wein und Schlingrosen überwachsen ist und bis zum Schloß hinaufführt. Die Jalousien sind an den großen und sehr breiten Fenstern herabgelassen, nur im Parterre, auf der linken Seite, führt eine schmale Glastür in ein blaues Zimmer. Ich trete ein, gehe direkt auf ein Stehpult zu und schlage ein großes Wirtschaftsbuch auf, addiere einige Zahlen zusammen und setze darüber ein *M*. Seitwärts stehen zwei weibliche Gestalten, ein großes blondes Mädchen und eine kleine, verwachsene, brünette Person in respektvoller Entfernung, sprechen jedoch kein Wort. Langsam entferne ich mich und gehe durch einen eben solchen rechtsseitigen Laubengang zurück, bergabwärts, und gelange an eine kleine Seitenpforte. Ich öffne, trete ein, ein langgestreckter Zaubergarten bietet sich meinen Blicken dar. Zu beiden Seiten des breiten Mittelganges bilden Johannisbeersträucher mit rubinroten Früchten Spalier. Herrliche Sommerblumen in allen erdenklichen Farben zu beiden Seiten. Ein großer schwarzer Schmetterling setzt sich auf meinen Arm. Erschreckt jage ich ihn weg, er verfolgt mich trotzdem. Am Ende des

Ganges schließt ein hohe Mauer mit einer kleinen Pforte, deren verrostetes Schloß sich nicht öffnen ließ, den Garten ab. Hier verliert sich der Traum ins Undeutliche.

Viele Jahre, die ich meistens im Auslande zugebracht hatte, vergingen. Die Sehnsucht nach meiner schlesischen Heimat, die ich noch in den Kinderjahren verlassen mußte, bemächtigte sich meiner. Ich unternahm eine sogenannte Vetternreise, um meine Verwandten in der Grafschaft Glatz und Umgebung aufzusuchen. Die meisten fand ich auf dem Friedhofe. In Frankenstein, wo ich meine Kindheit verlebt hatte, hielt ich mich etwas länger auf. An einem schönen Junitag faßte ich den Entschluß, das nahe gelegene Camenz zu besuchen, dessen berühmtes Schloß Eigentum des Prinzen Albrecht von Preußen, eines Onkels des Deutschen Kaisers Wilhelms II., war.

Eine halbstündige Eisenbahnfahrt brachte mich zur Station. Von hier aus war ich genötigt, noch etwa 3 Kilometer zu Fuß bis zur Ortschaft Camenz zu gehen. Dort nahm ich in dem großen schattigen Garten der Schloßbrauerei einen Imbiß ein und löste die Eintrittskarte in den Schloßpark. Ich gab sie an der Pforte dem Portier ab und stieg die Anhöhe zum Schloß empor. Da lag das herrliche, aus roten glasierten Backsteinen erbaute Schloß meiner vielfachen Träume vor mir. Alles stimmte: die beiden Terrassen, die breite Marmortreppe in der Mitte, die Anlage der Springbrunnen, nur mit dem Unterschiede, daß die Fontänen ausgetrocknet waren, daß die prächtigen exotischen Pflanzen und die rot lackierten Korbmöbel auf der obersten Schloßterrasse fehlten. Ich stieg, ganz wie im Traume, nicht die Freitreppe, sondern den linksseitigen, mit Schlingrosen bewachsenen Laubengang empor und gelangte auf die oberste Terrasse, welche das ganze Schloß umgab. Von der Front aus die entzückende Aussicht auf das Eulengebirge (vielmehr Reichensteiner Gebirge). Der Prinz befand sich im Schlosse, der Eintritt war mir also versagt. Ich redete einen Diener an und fragte ihn, ob sich nicht auf der linken Seite im Parterre ein blaues Zimmer befinde. Er sah mich ziemlich er-

staunt an und erwiderte, daß die blaue Kanzlei des Schloßverwalters seit zwei Jahren im Nebengebäude untergebracht sei und jetzt versperrt wäre. Mein Erstaunen war so groß, daß ich mich nicht getraute, weiterzufragen. Ich umging das Schloß von allen Seiten, stieg den rechtsseitigen Laubengang hinunter, gelangte an die mir wohlbekannte Tür, öffnete, trat ein, der Zaubergarten mit dem breiten Mittelgange, den Johannisbeersträuchern voll roter Trauben, den herrlichen Blumen zu beiden Seiten — alles, alles ganz genau bis auf die kleine, verrostete Pforte in der Mauer am Ende, die sich nicht öffnen ließ, und die, wie ich später erfuhr, nach der angrenzenden uralten Zisterzienserabtei führte, in welcher jetzt die Büros der Schloßbeamten sich befinden. Ich ging denselben Weg bis zur Anhöhe zurück. Von hier aus erstreckt sich ein 3 bis 4 Kilometer langer, jedoch im Verhältnis schmaler Park. Um meinen Gedanken nachzuhängen und noch einmal Traumgebilde und Wirklichkeit zu vergleichen, setzte ich mich auf eine Bank. Eine unsagbar traurige Stimmung hatte sich meiner bemächtigt. Ein bedrückendes Angstgefühl wie vor etwas Unheimlichem, Unfaßbarem, Unglaublichem erfaßte mich. Dazu der Eindruck der Öde, Verlassenheit, beinahe Verwahrlosung der ganzen Szenerie, die Ruhe, kein Laut, alles wie ausgestorben.

Um meiner Stimmung Herr zu werden, entschloß ich mich zu einem Spaziergang durch den Park. Alte schattige Ulmen, Platanen, Tulpenbäume und andere verbreiteten ein mystisches clair obscur. Ganz in Gedanken versunken kam ich in die Nähe der Familiengruft. Diese einsame Stelle des Parkes mit seinem melancholischen Weiher, in welchem sich die herabhängenden Zweige der Trauerweiden spiegeln und schlaftrunkene Wasserlilien unbeweglich ihre Kelche öffnen, gibt ein treffliches Stimmungsbild der ganzen Landschaft. Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, sehe ich etwa 60 Schritte von mir eine weibliche Gestalt, den Rücken mir zugewendet, bewegungslos stehen. Sie war ganz in Grau gekleidet, Rock und Jacke, ein schwarzes Spitzentuch auf dem Kopfe. Das Plötzliche der Erscheinung er-

schreckte mich. Vielleicht jemand vom Schloßpersonal, der Pilze sucht, die hier massenhaft gedeihen, dachte ich. Ich verhielt mich regungslos, wie fest gebannt durch eine fremde Gewalt, an der Stelle. Da — mit einem Male wendet die Gestalt mir das Gesicht zu — und was erblicke ich? einen Totenschädel mit Unterkiefer, der mich aus hohlen Augen grinsend anstarrt. Eine Sekunde lang lähmte der Anblick des Gespenstes mich derart, daß ich glaubte, das Bewußtsein zu verlieren. Dann begann ich zu rennen, als ob hunderttausend Teufel hinter mir wären, begleitet von dem Geheul der Jagdhunde, die hier in einem Pavillon gehalten werden, und die ich durch mein Rennen erschreckt hatte. Atemlos, in Schweiß gebadet, kam ich an die Parkpforte. Erstaunt blickte mich der Portier an, ohne mich zu befragen. Als ich das verwunschene Schloß hinter mir hatte, atmete ich erleichtert auf und betrat die Schloßbrauerei, um mich hier zu erholen. „Mein Gott, was ist Ihnen denn begegnet, daß Sie so verändert aussehen?" fragte mich die Wirtin, die mir einen kühlen Trunk brachte. Erst wollte ich nicht mit der Sprache heraus, ich glaubte mich unsterblich lächerlich zu machen mit meiner Gespensterfurcht. Vielleicht war alles nur Täuschung, und meine rege Einbildungskraft hatte mir einen Streich gespielt. Die Frau bemerkte meine Zurückhaltung und ermunterte mich, indem sie sprach: „Sie werden im Park wohl etwas gesehen haben". „Allerdings habe ich etwas gesehen und sehe es noch vor mir, das gräßliche Gespenst," rief ich und erzählte nun die Begebenheit. „Kann mir schon denken, wer es war," versetzte die alte Frau, „die graue Dame mit dem Totenschädel! Gott sei uns gnädig! Da stirbt jemand aus dem Schlosse!" „Woher wissen Sie das so genau?" „Sie werden gleich hören."

„Bald nach dem Tode der Prinzessin Marianne ist es immer nur dann erschienen, wenn ein Angehöriger aus dem Schlosse starb. Das letztemal erschien das graue Gespenst zwei Kindern, die im Parke Pilze suchten, kurz vor dem Tode der seligen Gemahlin Albrecht. Es mögen elf Jahre seither vergangen sein."

Nun erzählte Sie mir die Geschichte der berüchtigten Prinzessin Marianne. Sie war die Mutter des Prinzen Albrecht von Preußen und Erbauerin des Schlosses Camenz (1838 – 1863), eine mit Recht übel berüchtigte Person, die ihrem Gatten außer einem kolossalen Vermögen weder Schönheit noch Tugend zubrachte. Sie führte ein ausschweifendes Leben und war in ihren Neigungen nicht gewählt, ja, mit Vorliebe suchte sie den Gegenstand ihrer Leidenschaft weit unter ihrem Stande,* dabei war sie wollüstig bis zum Äußersten. Das Opfer ihrer Eifersucht, ein Oberförster, wurde von ihr im Parke erschossen, gerade da, wo sie sich zu zeigen pflegt. Die Begebenheit wurde damals möglichst vertuscht, jedoch galt es am Ort und in der ganzen Umgegend als feststehende Tatsache, daß Prinzessin Marianne zeitlebens als Strafe eine seidene Schnur um den Hals tragen mußte, daß sie aus Camenz verbannt wurde und seither bis zu ihrem Tode auf Schloß Seitenberg in Österreich-Schlesien wohnte, wo sie auch begraben wurde.** Nur sechs Wochen im Jahre war ihr der Aufenthalt auf ihrem Schlosse Camenz gestattet.

Wer aber sollte so plötzlich aus der Familie sterben? Prinz Albrecht erfreute sich der besten Gesundheit, ging fleißig auf die Jagd und lebte sonst gänzlich eingezogen. Seine drei, damals noch unverheirateten Söhne, preußische Offiziere, kamen bisweilen zu Besuch. – Jetzt aber das Wunderbare bei der Sache. Das erlebte Ereignis fiel auf einen Donnerstag. Sonntag früh darauf, als ich ausging, erstaunte ich, das Städtchen Frankenstein schwarz beflaggt zu sehen. Auf meine Anfrage vernahm ich, daß Prinz Albrecht plötzlich um 4 Uhr früh am Schlagfluß gestorben sei. Kaiser Wilhelm II. und Gemahlin, die zur Zeit in Breslau weilten, sowie zahlreiche hohe Herr-

* In Patschkau erzählte man sich um die Wende des vorigen Jahrhunderts von ihren ausschweifenden Beziehungen zu einem Reitknecht abstoßende Dinge. K.

** Seitenberg liegt bei Landeck in der Grafschaft Glatz. In Patschkau erzählte man, sie sei Landes verwiesen worden und habe das sogenannte herzogliche Schloß im oberen Teile von Weißwasser in Österreich-Schlesien, nahe bei Reichenstein, bis zu ihrem Tode bewohnt. K

schaften sausten in ihren Automobilen an meinem Fenster vorüber nach Camenz. Ich erlebte im Geiste noch einmal die ganze Spukgeschichte. Also doch! Das graue Gespenst hatte recht behalten, es hatte seinen letzten Sohn geholt. Einer Einladung meiner Hausfrau, den nächsten Tag mit nach Camenz zu fahren, um der Beisetzung beizuwohnen, wich ich aus. Ich mochte das verwunschene Schloß nicht mehr sehen. Abends erfuhr ich, daß, als der Sarg in der evangelischen Kirche aufgebahrt stand und der Prediger im Beisein der allerhöchsten Herrschaften die Abschiedsrede hielt, ein großer schwarzer Schmetterling sich auf dessen Hand gesetzt habe. Er sei dermaßen erschrocken, daß er in der Rede innehielt. Auch ich kannte den Schmetterling.

Nach einer handschriftlichen Erzählung von Frau M. Falco-Jancovics, die mir im Mai 1916 zu Gesicht kam. K.

452. Methodius und Cyrillus gründen eine christliche Kirche zu Münsterberg.

Stadt Münsterberg.

Einer Sage nach sollen schon im 9. Jahrhundert die Heidenboten Cyrillus und Methodius in der Gegend von Münsterberg gepredigt und eine christliche Kirche gegründet haben.

Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3 (1834), S. 451.

453. Warum Viktorin die Pfarrkirche zu Münsterberg schonte.

Stadt Münsterberg.

Georg Podiebrad hatte als Gubernator des Königreichs Böhmen das Fürstentum Münsterberg samt dem Glatzer Lande durch Kauf und Tausch an sich gebracht und hatte seinem Sohne Viktorin die Verwaltung jener Landesteile übertragen. Aber da er Hussit war, wollten ihn die schlesischen Fürsten und Stände nicht anerkennen. Die Breslauer im Verein mit Bischof Jodokus rückten im Mai 1467 vor Münsterberg und nahmen die Stadt und Burg ein, ohne daß es zum Blutvergießen kam. Die böhmische Besatzung erhielt freien Abzug. Aber schon rückte Prinz

Viktorin mit böhmischem Kriegsvolke heran. Auf diese Nachricht räumte die kleinmütige Besatzung Münsterbergs eiligst die Burg und floh nach Neisse. Zwar sandte der Bischof 150 rüstige Fußgänger aus Neisse, aber in den heftigen Straßenkämpfen unterlagen diese, und Viktorin befand sich im Besitze der Stadt.

Mit dieser Begebenheit wird folgende Sage in Zusammenhang gebracht: Vor jener Zeit schon befand sich die geharnischte Ritterstatue des Kirchenpatrons St. Georg vor der sogenannten Frauenhalle der Pfarrkirche. (Es dürfte die kunstlose Holzfigur gemeint sein, die bis vor dem gegenwärtigen Wiederherstellungsbau auf dem Brüder-(Georgs-)Chore, in älterer Zeit aber über der Bank bei der Frauenhalle gestanden hat.) Als Viktorin die Stadt eingenommen hatte und die Kirche zu plündern gedachte, erblickte er den Ritter Georg. Er fragte, wer das wäre. Man sagte ihm, „St. Georg". Warum der hierstände? „Weil er der Patron der Kirche ist." Da zog der Sieger sein Schwert, schlug dreimal zum Zeichen der Versicherung an das Gemäuer und rief: „Weil die Kirche so heißt, wie mein Vater, so soll sie stehen."

Hartmann, Geschichte der Stadt Münsterberg, 1907, S. 96 f.
Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3 (1834), S. 422.

454. Das Sakrilegium zu Münsterberg.

Stadt Münsterberg.

Joseph Hötzel, 20 Jahre alt, zu Ober-Hannsdorf in der Grafschaft Glatz gebürtig, diente im Althanschen Regiment zu Fuß, und zwar in der Kompagnie des Hauptmanns de Hoe. Derselbe kommunizierte am 23. Juli 1724 in der Klosterkirche zu Heinrichau, ohne jedoch die Hostie zu genießen. Er verbarg dieselbe vielmehr in seinem Gebetbuche und behielt sie gegen acht Wochen darin. Alle Abende pflegte er vor dem Schlafengehen vor dieser Hostie zu beten, um von Gott Geld zu erlangen. Da er aber keins erhielt, begab er sich am 17. September nachts 11 Uhr in die sogenannte alte Burg und spießte dort die heilige

Hostie mit seiner Gabel an einen Birnbaum im Garten. Plötzlich erschien hierauf die Hostie von einem Glanze umgeben, so daß der erschreckte Soldat bei diesem hellen Schimmer aus seinem Büchlein noch ganz gut lesen konnte, obgleich der Mond nicht schien und es stockfinstere Nacht war. Als auch jetzt seine frevelhafte Gier nicht befriedigt wurde, wandte er sich an den Satan und wünschte sich diesem zu verschreiben. Aber auch dieses Verlangen war vergeblich, weshalb der Verblendete gegen Gott ergrimmte, sein Seitengewehr zog und dreimal durch den Lichtschein in die Hostie hieb. Er traf diese auch diesmal, konnte sie aber nicht durchhauen. Dabei rief er, daß, so wahr der lebendige Gott zugegen sei, der Teufel kommen und ihm Geld bringen möge. Plötzlich sah er sich von bösen Geistern umringt, verlor die Besinnung und fiel zur Erde. Als er gegen Mitternacht wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt war, stand er auf, zog die Gabel mit der Hostie, deren Glanz verschwunden war, aus dem Baume und genoß die Hostie, obgleich sie ihm so hart vorkam, daß er sie mit den Zähnen zermalmen mußte. Hierauf befiel ihn eine große Angst; er eilte nach Hause, um sich zur Ruhe zu legen. Das Bewußtsein des begangenen, schweren Frevels drückte ihn jedoch derart nieder, daß er sich am 22. Januar 1725 gedrungen fühlte, sich selbst anzuklagen."

Wörtlich aus der Urkunde im Turmknopfe der Schloßkapelle zu Münsterberg, mitgeteilt in Franz Hartmanns Geschichte der Stadt Münsterberg, 1907, S. 236. — Eine zwei Oktavblätter starke Druckschrift von 1725, betitelt „Kleines Andenken von verunehrten heiligen Hostien zu Münsterberg", erzählt den Vorfall im ganzen übereinstimmend. Sie ist mitgeteilt als Miszelle von Dr. Volkmer in Gl. V., VII, 1887/88, S. 191 f. Auch Zimmermann, Beschreibung Schlesiens, 1785, IV, S. 40, und nach ihm Knie, II, 3 (1834), S. 424, berichten dasselbe, nach ihnen soll Hötzel aus Glatz gebürtig gewesen sein. Desgleichen im „Hausfreund", 7. Jahrg. 1827, S. 358, in einer „Reise nach Oberschlesien", und Berndt, „Wegweiser", 1828, S. 485 (dieser ganz kurz, indem er den Soldaten Joh. Högel nennt).

Hötzel wurde kriegsgerichtlich verurteilt, daß ihm die linke Hand, mit der er den Frevel begangen hatte, abgehauen, er selbst dann verbrannt und seine Asche ins Wasser geworfen werden

sollte, was am 25. April 1725 zu Oppeln geschehen ist. An der Stelle, wo die Übeltat geschehen war, wurde die Corpus-Christi-Kapelle (Schloßkapelle) erbaut (1738) und in dem Knopfe ihres Turmes eine Urkunde niedergelegt, die den Vorgang erzählt, der zu ihrem Baue Anlaß gewesen ist. Die Seitenwände der Kapelle wurden im Jahre 1740 mit zwei künstlerisch wertlosen Bildern geschmückt, von denen das eine den Frevel selbst, das andere die zu Oppeln erfolgte Hinrichtung Hötzels darstellt. Bis ins 19. Jahrhundert hinein zeigte man in der Pfarrkirche den Teil des Baumes, woran Hötzel die Hostie gespießt hatte, samt den darin bemerkbaren Bajonetthieben. Es scheint, daß der denkwürdige Baum im Schloßgarten bald gefällt und zu Erinnerungszeichen, Kreuzen usw. verarbeitet wurde. Wenigstens wurden solche Gegenstände bis in die neuere Zeit in gewissen Familien aufbewahrt.

Der ganze Fall muß die Bevölkerung mächtig aufgeregt haben, und die vorhandenen Erinnerungsgegenstände, wie die Schloßkapelle mit ihren Bildern, die Kreuze usw. aus dem Birnbaumholze, die Einbildungskraft der Menschen bis in unsere Zeit hinein lebhaft beschäftigt haben. Das ist der Boden, auf dem die Sage sproßt.

Die Bilder in der Kapelle, die 15 Jahre nach dem Tode Hötzels geschaffen wurden, zeigen schon die Tätigkeit der Sage. Das Bild an der linken Wand zeigt in der Mitte einen Baum, in dem man den Birnbaum kaum erkennen würde, an dem die Hostie, von Strahlen umgeben, mit der Gabel befestigt ist. Im Vordergrunde liegt das Gebetbuch an der Erde. Links neben dem Baume steht Hötzel, der Soldat, der mit der linken Hand einen Hieb nach der Hostie führt. Soweit entspricht die Darstellung einigermaßen der Geschichte. Rechts vom Baume steht zunächst der Satan in Jägerkleidung, das Jagdhorn an der Seite, mit Hahnenfüßen, er streckt dem Hötzel einen Geldbeutel entgegen. Hinter ihm stehen, weiter nach rechts, eine Schar Männer in langen schwarzen Röcken mit Schlapphüten auf dem Kopfe, die durch Handbewegungen den Hötzel zur An-

nahme des Geldbeutels aufzufordern scheinen. Hinter diesen wieder steht ein Hahn. Die ganze Szene ist teils von einer Mauer, teils von einem Zaune umgeben. Über der Mauer erscheinen Teufelsfratzen. (Mitt. Heft 16, 1906, S. 90 f.)

Da jährlich einmal in der Schloßkapelle Messe gelesen, auch in der Osterzeit das Heilige Grab dort bereitet wird, so wird die Kapelle von der Bevölkerung immer wieder besucht, wo die Bilder auf sie wirken können. Man sieht das an den Erzählungen, die ich aus dem Volksmunde gesammelt habe.

Mit Heranziehung der Erzählung im „Hausfreund", die sicherlich auf mündlicher volkstümlicher Quelle, und zwar aus Münsterberg selbst, beruht, liegen mir im ganzen vier Volksberichte vor, außer dieser noch Erzählungen aus Grottkau 1895, Münsterberg 1896 und Heinrichau 1902. Ich stelle die Abweichungen vom schriftlichen Urbericht (Urkunde im Turmknopf) zusammen. Im ganzen sind die mündlichen Erzählungen knapper gehalten und beschränken sich auf das Wesentliche. Nur Bericht Heinrichau gibt den Namen „Joseph Hoetzelt, 21 Jahre alt", an, die anderen sprechen nur von einem Soldaten, Grottkau von einem ruchlosen Manne. Statt des Birnbaums im Schloß spricht Grottkau von einem Baum im Walde. Statt mit dem Bajonett, läßt der Hausfreund mit einer Gabel die Hostie anspießen, Grottkau spricht nur von anspießen. Es sei Blut aus der Hostie geflossen, sagt der „Hausfreund". Als der Teufel erschienen sei, sagt derselbe, sei ein heller Schein von der Hostie ausgegangen, der den bösen Geist verjagt habe. Die Worte des Mannes lauten: „Bist Du Gottes Sohn, so hilf mir!" (Grottkau, Münsterberg); „So wahr der liebe Gott zugegen ist, so soll der Teufel kommen und mir Geld schaffen" (Heinrichau). Darauf sei „der böse Geist in einer grünen Kleidung" gekommen („Hausfreund"), „einige Jäger" (Heinrichau), „eine Menge Hähne" (Münsterberg), „der Teufel" (Grottkau). Als Strafe wird „Rädern" angegeben (Münsterberg) oder gar nicht genauer bezeichnet (Grottkau), den Birnbaum habe man abgesägt und über dem Baumstumpf eine Kapelle gebaut, dieser sei hinter

dem Altare zu sehen (Münsterberg). Daß der abgesägte Baumstamm in der Münsterberger Pfarrkirche hinter dem Altare stehe, sagt nur Grottkau. Daß aus ihm „religiöse Sachen" gearbeitet worden seien, gibt nur Heinrichau an. Die Großmutter dieser Erzählerin hatte noch ein Kreuzel, das aus dem Holze des Birnbaums geschnitzt war. Die vier Erzählungen werden immer kürzer und freier, und zwar in der Reihenfolge, Hausfreund, Heinrichau, Münsterberg, Grottkau.

Wie ein aus dem Münsterberger Unglücksbaume geschnitztes Kreuz die Veranlassung dazu wird, die gottesschänderische Tat nach Nieder-Thomasdorf in Österreich-Schlesien (Bez. Freiwaldau) zu übertragen, zeigt eine Sage bei Peter:

Die Hostie am Kreuze in der Nieder-Thomasdorfer Kirche.

In der Kirche zu Nieder-Thomasdorf ist ein Kreuz aus Birnbaumholz. Es ist ein Schuh hoch, und auf dessen Rückseite befindet sich an einer Gabel aus Holz geschnitzt eine Hostie.* Dem „Pfarrbuche" zufolge erinnert dieses Kreuz an ein geschehenes Sakrilegium. Es soll nämlich einst aus der Gegend von Münsterberg ein Soldat auf Urlaub nach Hause gekommen sein, den man überredet hatte, er würde zu viel Geld kommen, wenn es ihm gelänge, eine konsekrierte Hostie bei sich zu tragen. Der Mann geht zur heiligen Kommunion, läßt die heilige Hostie in das Gebetbuch fallen und trägt diese sodann zu dem erwähnten Zwecke bei sich. Wie aber der Reichtum immer noch nicht kommen will, verliert er die Geduld, geht in einer rabenschwarzen Nacht auf das Feld hinaus, spießt die Hostie an einen Birnbaum und fängt an, furchtbare Verwünschungen und Flüche auszustoßen. Da sieht er sich auf einmal von einem Feuermeer umgeben, das ihn die einzelnen Gegenstände genau erkennen läßt. Es überkommt ihn eine namenlose Furcht und

* Nach dem Pfarrbuch-Inventarium wurde dieses Kruzifix neben anderen kirchlichen Einrichtungsstücken von einem Baron Fragstein aus Breslau im Jahre 1725 der Kirche in Nieder-Thomasdorf geschenkt.

Angst. Zitternd und bebend nimmt er die Hostie wieder vom Baume herab und genießt sie, was ihm jedoch schwer gelang, da sie hart wie Rinde geworden war. Zu Hause angelangt, wurde er krank und bekannte seinen Frevel. Zur Strafe dafür wurde ihm die rechte Hand abgehauen, worauf er starb. Als Erinnerung wurde jenes Kreuz aus dem Birnbaume, an den der Soldat die Hostie gespießt hatte, geschnitten.

A. Peter, Volkstümliches, II., 1867, S. 89 f.

455. Das schwarze Männchen in der Heinrichauer Kirche.

Kreis Münsterberg.

In der Kirche zu Heinrichau ist es nicht geheuer. Einmal beim Mittagleuten ließ sich ein auffälliges Poltern auf dem Chore hören, und die Anwesenden bemerkten, wie ein schwarzes Männchen die Treppe herunterkam, nach dem Marienaltare ging und sich dort in den Stuhl setzte. Man lief zum Pfarrer und rief ihn. Der kam, betete, und so verschwand die Erscheinung.

Auch abends ist das Männchen erschienen und hat sich in einen der Chorstühle gesetzt. Da mußte es wieder der Pfarrer durch sein Gebet vertreiben.

Mündlich von Martha Pohl aus Alt-Heinrichau, 1922.

456. Die Sage von Berthold von Neuhaus.

Kreis Münsterberg.

Dieselbe Sage, die von der Burg Neuhaus bei Dittersbach erzählt wird, wird auch auf Schloß Neuhaus bei Patschkau bezogen. Man sieht jetzt nur noch den Schutthügel und die Andeutung des einstigen Wallgrabens als sumpfige Wiese. Es war eine Wasserburg, die unterhalb des Jägerberges lag.

Berthold von Neuhaus, einer ihrer ersten Besitzer, nahm an einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen teil. Er ließ eine junge schöne Gattin und eine einzige Tochter, die noch Kind war, in der Heimat zurück. Man schied in der Hoffnung auf Wieder-

sehen nach nicht zu langer Zeit, aber es vergingen sieben Jahre, und seine Gattin glaubte, er habe den Tod gefunden. Da warb Hugo von Gleichen, ein stattlicher Ritter, um die schöne Witwe, wofür man sie allgemein hielt. Sie wollte aber ihr Jawort nicht eher geben, bis sie Gewißheit vom Tode ihres Gatten erhalten habe. Da nahm Hugo einen Betrug zu Hilfe, den er glaubte verantworten zu können. Er dang einen Schildknappen, der vorgab, aus Palästina zu kommen und berichtete, daß der Ritter Berthold bereits vor 3 Jahren im Kampfe mit den Sarazenen gefallen sei. Nun wurde der Hochzeitstag festgesetzt. Als nun der Festtag erschienen war und die Gäste sich im Burgsaale sammelten, langte in der Mühle unter dem Burgberge ein armer Pilger an und fragte nach der Ursache des Jubels, der von der Burg sich vernehmen ließ. Als er gehört hatte, heute vermähle sich die Burgfrau mit Hugo von Gleichen, eilte er so wie er war nach der Burg, drang, ohne sich abweisen zu lassen, in den Rittersaal und trat, in dem Trubel unbemerkt, hinter das Brautpaar, das mit den Gästen zu Tische saß. Er ließ unversehens einen Ring in den Becher der Braut fallen und wartete, bis sie trinken würde. Sie trank, sah den Ring und rief: „Wo der Ring ist, muß auch er sein!" wandte sich um und erkannte trotz seines verwilderten Aussehens ihren Gatten. Indem sie sich in seine Arme warf, fand die Hochzeit ihr vorzeitiges Ende. Berthold war edel, was geschehen war, erklärte er sich als natürlich. Hugo von Gleichen tat ihm leid, er brach die Freundschaft nicht ab, und als Bertha, seine Tochter, zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen war, vermählte er sie mit Hugo und deckte damit den Schleier des Vergessens über die Vergangenheit.

Nach K. A. Müller, Vaterländische Bilder, 1837, S. 128. Auch Vulg, Heidenschanzen, 1890, S. 266, andeutungsweise.

457. Blutregen um Nimptsch.

Kreis Nimptsch.

„Am 12. Juni 1605 ist um Nimptsch ein Blutregen gefallen, der die Leinewand allda auf den Bleichen, das Gras und die

Bäume mit abscheulichen blutigen Tropfen besprenget, tingieret und gefärbet. Und sind etliche Stäudlein, Zweiglein und Blätter, mit solchem Blutregen betroffen, auch in andern Ort Wunders halben verschickt und getragen worden."

Nikolaus Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau (Büsching), V, S. 26.

458. Der Diebstahl der russischen Kriegskasse in Ruschkowitz.

Kreis Nimptsch.

Während des Waffenstillstandes vom 4. Juni bis 15. August 1813 waren, wie wohl im ganzen Kreise Nimptsch, auch in Ruschkowitz Russen einquartiert. Sie hatten ihre Kriegskasse im Kretscham des Dorfes untergebracht.

An diese Kriegskasse knüpft sich eine schauerliche Erinnerung. Der Wirt des Kretschams war ein habgieriger Mann, und er suchte sich des vielen Geldes zu bemächtigen. In einer Nacht machte er den Russen, der die Kasse bewachte, betrunken, nahm den Schatz fort und vergrub ihn in einem Düngerhaufen. Als am Morgen der Verlust der Kriegskasse bemerkt wurde, stellte man den Posten vor ein Kriegsgericht. Der unglückliche Mann wurde wegen Pflichtverletzung zum Tode verurteilt. Auf der Eichharte sank er, von den Kugeln seiner Kameraden durchbohrt, in ein frühes Grab. Der Wirt hatte den Tod eines Unschuldigen auf dem Gewissen.

Von Lindner in Dürrbrockuth. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 18.

459. Wie die Heidersdorfer Kirche evangelisch wurde.

Kreis Nimptsch.

Im Jahre 1530 war in Heidersdorf zwischen Katholischen und Evangelischen ein Streit ausgebrochen, wem von beiden die Kirche gehören sollte. Beide riefen den Herzog von Brieg als Schiedsrichter an. Der Herzog entschied, die Partei solle die Kirche haben, die zuerst die Kirchenschlüssel aus seiner Hand

empfangen würde. Es kam also auf Schnelligkeit an. Die Vertreter beider Richtungen machten sich also in aller Eile auf den Weg. Die Katholischen hielten es fürs Sicherste, ein Gespann zu nehmen, die Evangelischen aber wanderten zu Fuß. Als sie aber unterwegs waren, brach ein furchtbares Unwetter aus, die Flüsse schwollen an und rissen die hölzernen Brücken mit sich fort. Dadurch wurden die Katholiken arg aufgehalten und mußten Umwege machen, die Evangelischen dagegen wateten einfach durchs Wasser und gingen geradeaus. So kamen sie zuerst nach Brieg, und als die Katholischen auf dem Brieger Marktplatz anfuhren, sahen sie die Evangelischen eben aus dem Schlosse des Herzogs herauskommen, sie trugen den Kirchenschlüssel in der Hand. So wurde die Heidersdorfer Kirche evangelisch.

Von Müller in Heidersdorf. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 7.

460. Die Hampelbrücke bei Heidersdorf und der Bauer Hampel.

Kreis Nimptsch.

Wenn man von Pristram nach Heidersdorf geht, kommt man über die Hampelbrücke. Sie hat ihren Namen von einem gewissen Hampel, von dem allerlei merkwürdige Dinge erzählt werden. Hampel war ein reicher Bauer in Heidersdorf, der vielen Leuten Geld geliehen hatte. Auch ein Wirt in Pristram war sein Schuldner. Eines Tages machte sich der Pristramer auf den Weg nach Heidersdorf, um seine Schuld zu bezahlen. Als er in die Nähe der Brücke kam, sah er Hampel auf seinem Felde spazierengehen. „Hampel", rief er ihn an, aber der antwortete nicht, sondern machte nur eine Handbewegung nach dem Dorfe zu. Als der Pristramer nach Heidersdorf kam, erfuhr er, daß Hampel in der vergangenen Nacht gestorben war, es mußte also Hampels Geist gewesen sein, den er auf dem Felde gesehen hatte.

Als Hampel begraben wurde und der Leichenzug ans Kirch-

hofstor kam, sahen die Leute den Hampel leibhaftig auf der Mauer sitzen, wie er das Grablied mitsang. Auch nachher ha. Hampel noch oft seine Hausgenossen während der Nacht beunruhigt. Er warf bald mit den Türen in unheimlicher Weise, bald setzte er einen Eimer und Kannen klirrend auf den Boden, bald löschte er die Lichter aus. Zuletzt rief man einen Schwarzkünstler, der den unruhigen Geist in ein Gesträuch bei der Hampelbrücke verbannte.

Von H. Bauch in Breslau. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 6.

461. Der alte Schäfer Riedel in Klein-Jeseritz.

Kreis Nimptsch.

In Klein-Jeseritz gab es einen Schafmeister Riedel, der konnte mehr als Brot essen, der war Vertreter der schwarzen Kunst und zwang die Hexen in seinen Bann. Bestrafte er nicht einmal seine übermütigen Knechte, die ihn geärgert hatten, in der Art, daß sie unabläßig den heimlichen Ort für ihre unabweisbaren Bedürfnisse aufsuchen mußten? Haben sie ihn nicht bald demütig um Verzeihung und Abwendung der Strafe gebeten?

Auf Meilen im Umkreise war der Name Riedel bekannt. Hatte eine Kuh verworfen, starben in einem Stalle alle Kälber hintereinander, flugs war der Stall verhext, und der alte Riedel mußte herbei. Und er kam und machte seine geheimnisvollen Zeremonien, kochte Kräuter und sprach seine Zauberformeln. Und die Hexen, von tödlicher Angst ergriffen, kamen heute oder morgen ins verhexte Haus und baten um einen Gegenstand, den man aber nicht geben durfte. Auch einen Hexenspiegel hatte Riedel. Darin zeigte er den Bestohlenen die Spitzbuben im Bilde. Der Vieh- und Menschendoktor, der Hexenmeister Riedel in Klein-Jeseritz mit seinen Zauberbüchern und Zaubersprüchen, wurde wohlhabend und war angesehen und gefürchtet bei arm und reich.

Nimptscher Landsmann-Kalender, 1925, (ohne Seitenzahl).

462. Wie das Sprichwort vom „Schweinla vom Ränker Männe" entstand.

Kreis Nimptsch.

Ehe die Eisenbahn aufkam, lebte in Rankau ein Stellmacher mit Namen „Mann". Er kam viel in der Nachbarschaft herum und arbeitete bei den Bauern der ganzen Gegend. Dieser Stellmacher war ein Spaßvogel. Fragte ihn jemand, der ihn noch nicht kannte, nach Namen und Herkunft, so gab er regelmäßig die Antwort: „Ich bien der Ränker Männ aus Ranke".

Einmal ging Mann von Rankau nach Strehlen. Dort kaufte er ein Ferkel, steckte es in einen Sack und trug es auf dem Rücken heimwärts. Als Mann kurz vor Mitternacht in der Nähe seines Dorfes war, bemerkte er, daß das Schweinchen nicht mehr im Sacke war. Es hatte ein Loch in den Sack gebissen und war herausgefallen. Lange suchte er nach dem Tierchen, konnte es aber nicht finden.

Wenn nun später jemand in und um Rankau etwas vergeblich suchte, so neckte man ihn mit den Worten: „Suchste verleicht das Schweinla vom Ränker Männe?"

Von Hechenleitner in Rankau. Illig, Das Nimptscher Land, 1921, S. 19.

463. Der ewige Jude zu Strehlen.

Stadt Strehlen.

Eine Nachricht der Chronik in Quartform besagt, daß im Jahre 1646 der ewige Jude durch Strehlen gegangen, „so von Christi Kreuzigung gehen soll (nämlich bis an der Welt Ende), war einem Manne von 30 Jahren gleich, vorm Wasserthor, trug in etlichen Köspeln eine schwere Last, konnte nicht reden, schrieb zwar auf Begehren, so aber keiner Schrift ähnlich".

Görlich, Geschichte der Stadt Strehlen, 1853, S. 482.

464. Wie die beiden Töchter und der Sohn eines Bauern zu Mittel-Podiebrad leicht zu Geld kamen.

Kreis Strehlen.

In Mittel-Podiebrad lebte ein Bauer, der zwei Töchter und einen Sohn hatte. Es ist eine merkwürdige Geschichte, wie diese so leicht zu Geld kamen. Die beiden Töchter wechselten jede Woche mit dem Füttern der Kühe ab. Jeden Morgen, wenn diejenige, welche die Woche hatte, in den Stall ging, lag im Futterkasten ein Markstück. Das nahm sie an sich und steckte es in einen Strumpf. Dabei wurde ausgemacht, daß diejenige zuerst heiraten solle, deren Strumpf zuerst voll wäre. Und so geschah es auch.

Der Sohn dagegen legte jeden Abend einen Pfennig unter seinen Teller. Morgends lag immer statt des Pfennigs ein Taler unter dem Teller. So wurden sie allmählich reich.

Woher aber das Geld kam, war leicht zu erraten. Denn jeden Abend, wenn die betreffende Tochter mit dem Füttern fertig war und mit ihrer Schwester schlafen ging, kam ein feuriger Drache geflogen, der in dem Schornstein des Hauses verschwand.

Durch Oskar Dittrich in Strehlen. Heimatblätter für den Kreis Strehlen i. Schles., 2. Jahrg., 1924, Nr. 5.

465. Die weiße Frau vom Rummelsberge.

Kreis Strehlen.

Der Raubritter vom Rummelsberge hatte viele Burgen und auf fast jeder Burg eine andere Frau. Einmal kam er mit seiner rechten Frau, die schön war, die er aber nicht liebte, nach dem Rummelsberge. Er zeigte ihr alle Räume der Burg und führte sie zuletzt auch in das Burgverließ. Kaum hatte sie es betreten, so schlug er hinter ihr die Türe zu. Niemand wußte, wohin die Burgfrau verschwunden war. Später ließ der Burgherr die Türöffnung zum Burgverließ vermauern.

Seitdem ging es von 12 – 1 Uhr nachts in der Rummelsberger Burg um. Es erschien eine weiße Frau, welche winkte. Aber niemand wagte es, ihr zu folgen. Da übernachtete ein-

mal ein wackerer Ritter auf der Burg, dem erschien die Frau auch und winkte ihm. Er fürchtete sich nicht, sondern ging ihr nach, bis sie hinter der zugemauerten Tür zum Burgverließ verschwand. Er ließ die Mauer durchbrechen und fand die Leiche der verschollenen Burgherrin. Sie wurde in geweihter Erde begraben, und seitdem ist die weiße Frau nicht mehr gesehen worden.

Durch Herbert Grünig, früher in Strehlen, von seinem Vater. Heimatblätter für den Kreis Strehlen i. Schles., 2. Jahrg., 1924, Nr. 9.

466. Die verwunschene Frau vom Rummelsberge auf der Pogarther Wiese.

Kreis Strehlen.

Eines Abends kam ein Fleischer mit seinem Hunde auf dem Heimwege von einem Geschäftsgange an einer Waldwiese bei Pogarth am Rummelsberge vorbei. Da sah er, wie eine Frau aus dem Walde trat und auf der Wiese Blumen zu pflücken begann. Sie fiel ihm durch ihre seltsamen und kostbaren Kleider auf. Er glaubte, sie hätte sich verputzt, ging zu ihr heran und neckte sich mit ihr. Da richtete sich die Frau auf und sah ihn mit großen feurigen Augen an. Auch der Fleischer wurde ernst und fragte, ob er ihr was helfen könne. Die Frau erwiderte: „Du könntest mir schon helfen, wenn Du Dich nicht fürchtest." Der Fleischer, der von großer kräftiger Gestalt war, sagte: „Nun, mit ein paar Mann nehme ich es schon auf, und ein paar Mann nimmt mein Hund." „Dann komme morgen um 12 Uhr nachts an diese Stelle. Ich bin die verwunschene Frau vom Rummelsberge. Du kannst mich erlösen, wenn Du mutig bist, und es soll Dich nicht gereuen. Sieh Dir aber die Eiche an. Unter ihr erwarte mich morgen nacht. Kommst Du nicht, so wirst Du bald an ihr hängen. Aus dem Holze der Eiche wird man dann in hundert Jahren eine Wiege machen. Das erste Kind, das in diese Wiege gelegt wird, wird mein Retter werden, falls Du zu feige bist."

Als sie das gesagt hatte, verschwand sie. Der Fleischer eilte mit schnellen Schritten nach Hause, ohne sich auch nur einmal umzusehen. Den ganzen folgenden Tag ging er traurig umher, ohne mit jemandem ein Wort zu sprechen. Am Abend kam eine große Unruhe über ihn, so daß er es nicht in der Stube aushielt. Aber er fand nicht den Mut, in den Wald zu gehen, obgleich ihn sein Hund immer wieder fortzuziehen versuchte.

Nach einigen Tagen fand man ihn als Leiche an dem Eichbaum der Pogarther Waldwiese hängen.

Durch Adolf Hradetzky in Strehlen, von seinem Vater. Heimatblätter für den Kreis Strehlen i. Schles., 2. Jahrg., 1924, Nr. 9.

467. Der geheimnisvolle Jäger vom Rummelsberge.

Kreis Strehlen.

Es war zu der Zeit, da sich die Böhmischen bei Strehlen ansiedelten. Da wohnte in dem neugegründeten Hussinetz ein Mann mit Namen Krschil. Der ging fast jeden Sonntag in den Wald Pilze suchen. Eines Sonnabends legte er sich deshalb wie gewöhnlich schon zeitig schlafen; denn er wollte am nächsten Morgen in aller Frühe aufbrechen. In der Nacht erwachte er. Er sah, daß es schon ziemlich hell war. Da zog er sich an und ging mit einem Korbe, in dem er Pilze, und einem Sacke, in dem er Tannenzapfen sammeln wollte, nach der Gegend, wo heute die Kolonie Eichwald liegt.

Als er bereits an Ort und Stelle war, hörte er die Turmuhr von Steinkirche schlagen. Zu seiner Überraschung zählte er zwölf Schläge und merkte erst jetzt, daß es noch mitten in der Nacht war und nur der Mond eine solche Helle verbreitete. In seiner Schlaftrunkenheit hatte er sich in der Zeit getäuscht. Da jetzt der Mond hinter einer Wolke verschwand, kroch er in den Sack hinein, zog ihn sich bis an den Hals, stülpte sich den Korb über den Kopf und legte sich unter einen Busch schlafen.

Lange mochte er nicht gelegen haben, da schreckte ihn Hundegebell aus dem Schlafe. Als er unter dem Korbe hervorguckte,

sah er vor sich einen Mann in einer Kleidung, wie sie vor Hunderten von Jahren wohl die Ritter getragen haben mochten. Über der Schulter trug er ein eigenartiges Schießgewehr, zwei Hunde begleiteten ihn. Er sagte zu dem Pilzsucher: „Ich habe auf dieser Stelle schon dreimal Wald und zweimal ein Dorf gesehen, aber einen solchen Menschen in einem solchen Aufzuge habe ich bis auf den heutigen Tag noch nicht gesehen". Nach diesen Worten wandte er den Rücken und ging davon. Der Mann unter dem Korbe hörte noch längere Zeit in der Ferne das Hundegebell. Als es endlich verstummt war, kroch er aus dem Sacke heraus und begab sich eilends auf den Heimweg, ohne Pilze gesucht zu haben. Später ist er noch öfters an die Stelle gekommen, aber der geheimnisvolle Jäger ist ihm nicht mehr erschienen.

Durch Walter Junek von Herrn Burisan in Hussinetz. Heimatblätter für den Kreis Strehlen i. Schles., 2. Jahrg., 1924, Nr. 6.

Eines Abends in später Stunde befand sich ein Mann aus Kraßwitz auf dem Heimwege. Als er am Rummelsberge vorüberging, kam ein Jäger mit einer Meute Hunde vom Berge herab. Die Hunde bellten den Mann an und trieben ihn vom Wege ab in den Wald hinein. Er lief über Pogarth in den Heinrichauer Wald und verirrte sich.

Zu Hause wunderten sich Frau und Kinder, daß der Vater so lange nicht heim kam. Sie fürchteten, es wäre ihm ein Unglück geschehen, und machten sich schließlich auf, ihn zu suchen. Erfolglos. Niemand hatte ihn gesehen. Als sie endlich wieder nach Hause kamen, war der Verlorene schon da. Er war ganz erschöpft und erzählte ihnen von seinem wunderbaren Erlebnis.

Durch Gustav Künzel in Strehlen von seinem Großvater. Ebenda.

468. Hans von Czirns Tod zu Prieborn.

Kreis Strehlen.

Die Gebrüder Opitz und Hayn von Czirn hatten im Jahre 1439 auf dem Rummelsberge ein Schloß gebaut und sich nach

einer Zeit ruhigen Lebens zu den gefährlichsten „Fehdern und Drohern" entwickelt. Es wurde so arg, daß auf Veranlassung des Breslauer Bischofs Konrad von Oels ein Bund von Fürsten und Städten die Burg belagerte und im Jahre 1443 einnahm und zerstörte.

Die Burg wurde zwar von ihnen wieder aufgebaut, aber der Sohn des Opitz, Hans von Czirn, trat in die Fußtapfen seines Vaters und war ein so gewalttätiger Mensch, daß sein Andenken im Volke lebendig blieb. Er ist es, von dem die Sage erzählt, daß er mit dem Teufel um die Wette vom Rummelsberge bis Siebenhufen Kegel geschoben habe. Eine andere Sage beschäftigt sich mit seinem Tode. Er hatte sich mit den Breslauern, wie sein Vater schon, aufs ärgste verfeindet. Sie zogen vor sein festes Schloß zu Prieborn und eroberten es. Hans wurde mit seinem eigenen Schwerte erstochen. Der im Oberstock befindliche Speisesaal des Schlosses wird als die Stelle bezeichnet, wo er erstochen wurde.

Wug, Heidenschanzen, 1890, S. 284.

469. Der Verrat des Barons von Warkotsch und der Jäger Matthias Kappel.

Kreis Strehlen.

Die Rittergüter Schönbrunn, Nieder-Rosen und Käscherei im Kreise Strehlen gehörten vom Jahre 1756 an dem Baron von Warkotsch, der sich bemühte, als ein treuer Diener Friedrichs des Großen zu erscheinen, aber innerlich die österreichische Herrschaft herbeiwünschte. Im Jahre 1761 hatte der König sein Hauptquartier in Woiselwitz bei Strehlen. Hier machte ihm Warkotsch am 29. November seine Aufwartung. Als er in der Nacht von Woiselwitz nach Schönbrunn heimritt, äußerte er seinem ihn begleitenden Jäger Matthias Kappel gegenüber, wie leicht doch der König in Woiselwitz gefangen zu nehmen sei. Als nun Kappel noch in derselben Nacht von dem Baron mit einem Briefe an den österreichischen Obersten von Wallis entsandt wurde, witterte der Jäger Verrat. Er öffnete

und las den Brief, der tatsächlich eine Anleitung enthielt, wie der preußische König mit leichter Mühe in Woiselwitz gefangengenommen werden könne. Kappel ließ durch den Ortspfarrer Gerlach eine Abschrift des Briefes anfertigen. Die übersandte er in dem ursprünglichen Briefumschlag dem österreichischen Obersten durch seinen Burschen Bernert. Er selbst aber trug die Urschrift des Briefes ins Königliche Hauptquartier und ließ den Brief dem Könige sofort überbringen. Der Jäger wurde ins Zimmer gerufen. Friedrich trat dicht vor ihn und fragte: „Sage Er mir doch, weiß Er, wodurch ich das um Seinen Herrn verdient habe". Der Jäger erwiderte, er wisse nur, daß der Baron mit der preußischen Regierung unzufrieden sei, weil er mit seinen Leuten nicht so umspringen könne, wie er wolle. Der König unterhielt sich noch länger mit Kappel und fragte schließlich: „Ist Er katholisch?" „Ja, Eure Majestät." „Sein Herr ist evangelisch?" „Ja, Eure Majestät." „Seh Er," endete der König, „es gibt bei allen Religionen ehrliche Leute und Schelmen." Die Ausführung des Verrates wurde nun natürlich verhindert. Warkotsch gelang es zu fliehen. Er ging nach Österreich, wo ihm Maria Theresia eine kleine Pension aussetzte. Hier ist er in einigen Jahren in dürftigen Verhältnissen gestorben. Seine Güter wurden vom Könige eingezogen. Kappel bekam den guten Hegemeisterposten zu Germersdorf in der Mark, sein Bursche eine Jägerstelle bei Bromberg. Pfarrer Gerlach bekam die einträgliche Stelle in Tschöplowitz, Kreis Brieg.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924 S. 26. Bearbeitet nach Falch. Was sich die Schlesier vom Alten Fritz erzählen, 1860, S. 155, und K. A. Müller, Vaterländische Bilder, 1837, S. 310, Anm. 2.

470. Die dreiste Magd zu Ohlau.

Stadt Ohlau.

Eine Magd aus Ohlau kehrte an einem Sonntage vom Tanze zurück. Ihr Weg führte an einem Galgen vorüber. Als sie schon fast zu Hause war, bemerkte sie, daß sie einen Handschuh

verloren hatte. Furchtlos, wie sie war, ging sie denselben Weg zurück, um ihn zu suchen. Als sie wieder in die Nähe des Galgens kam, bemerkte sie Menschen unter diesem. Sie verhielt sich ruhig und beobachtete, daß es eine Räuberbande war, die sich damit beschäftigte, ihre Beute zu teilen. Leise schlich sie davon und zeigte ihre Beobachtung sofort der Polizeibehörde an. Der Galgen wurde mit Hilfe des Militärs umstellt und die Räuber festgenommen. Indessen waren doch einige entwischt, und diese erfuhren durch Erkundigung, wer die Angeberin war und daß sie bei einem Gastwirt in Ohlau in Diensten stand. An ihr beschlossen sie Rache zu nehmen. Sie hatten ermittelt, daß der Gastwirt mit seiner Familie auf einige Tage verreisen wolle. Diese Zeit benutzten sie die Schankstube zu besuchen. Sie fanden nur das Mädchen und den Hausknecht vor, den sie mit irgendeinem Auftrag fortschickten. Als sie nun dem Mädchen zu Leibe rückten, flüchtete sie in den Weinkeller. Die Räuber stürzten ihr nach und warfen die Kellertür ins Schloß. Sie wäre verloren gewesen, wenn nicht der Keller glücklicherweise noch einen anderen Ausgang gehabt hätte. Durch diesen entwischte sie und verschloß ihn, so daß die Räuber eingesperrt waren. Sie rief um Hilfe, und so wurden die Eindringlinge gefangen und wie ihre Genossen zum Tode verurteilt.

Eine gleiche Geschichte wird auch aus der Striegauer Gegend erzählt. Handschriftl. von Prof. Eichner in Lauban, 1895.

471. Legende vom hl. Sigehard zu Ohlau.

Stadt Ohlau.

Die christliche Legende berichtet von einem Einsiedler Sigehardus oder Seohardus, einem Italiener aus königlichem Stamme, der bei Ohlau um 1003 gelebt haben soll. Dem heiligen Sigehard war auf der Hospitalstraße eine Kapelle geweiht. Sie ist beim Hussiteneinfall zerstört und ihr Altar in die Kirche ad St. Blasium übertragen worden, wo er in der Sakristei aufgestellt ist.

Georg Schulz, Aus Ohlaus Vergangenheit, 1902, S. 7.

472. In Wansen kann man sich einen Bart holen.

Kreis Ohlau.

In Wansen lebte einst, der Volkssage gemäß, ein altes Weib, das die Kunst besaß, den Unbärtigen Bärte zu machen. Wie sie es zustande brachte, darüber schweigt die Sage. Seit der Zeit kam das Sprichwort auf, man könne sich in Wansen einen Bart holen.

Der Breslauische Erzähler, 1801, S. 26. Schon bei Gomolcke, Wegweiser durch ganz Ober- und Nieder-Schlesien, 1735, S. 22.

Das Sprichwort hängt wohl damit zusammen, daß Wansen wegen seiner vielen Brände berufen war und man dort leicht einen Bart von Ruß bekommen konnte. Im Jahre 1689 wurde in Wansen ein Betfest gestiftet, um für die Zukunft die Feuersbrünste abzuwenden. Am 4. Mai, dem Tage des hl. Florian, wurde alljährlich eine Wallfahrt der Bürgerschaft nach Alt-Wansen in die Kirche geführt. Den ganzen Tag über durfte niemand Licht oder Feuer anzünden, Tabak rauchen, vor das Tor und noch weniger über die Grenze gehen, auch durfte kein Bürger auswärts sein. Von diesem Feuerfest zu Wansen berichtet der Breslauische Erzähler, 1802, S. 282, Tiede, Merkwürdigkeiten, 1804, S. 126. Seit dieser Zeit ist in der Tat über ein Jahrhundert lang kein Brand mehr vorgekommen.

In der Bevölkerung wird aber noch heute scherzweise von den Wansener Bränden gesprochen. — In der Ottmachauer Gegend kann man folgenden Reim hören:

Hottr (Habt ihr) ne a Hons vo Wonsen gekannt,
Der hoot sich de Hösla verm Luche verbannt.
Und wullt-ersch ni gleeba, do satt immer nooch,
De Lümpla die hänga noch immer üms Looch.

Mündlich und Prov.-Bl. N. F., 1866, S. 670.

473. Wie der Eulendorfer Schneider seinen Tod fand.

Kreis Ohlau.

Auf dem Friedhofe zu Eulendorf bei Wangern befindet sich eine Gruft, von der folgendes erzählt wird.

Es sei einst eine Wette abgeschlossen worden, daß dem, der es wage, in der Mitternachtsstunde in die Gruft hinabzusteigen, ein großer Geldbetrag zufallen solle. Der Schneider von Eulendorf erklärte sich dazu bereit. Man verlangte jedoch von ihm, er solle zum Beweise, daß er auch wirklich unten gewesen sei, einen Nagel in den Sarg schlagen. Ohne Furcht stieg er auch in die Gruft hinab und begann den Nagel in den Sarg zu schlagen. Er bemerkte aber nicht, daß er seinen Rockzipfel aus Versehen

mit annagelte. Als er nun hastig aufstand und zurückkehren wollte, fühlte er sich plötzlich festgehalten. Er glaubte nicht anders, als der Tote, dessen Ruhe er gestört hatte, greife nach ihm, und erschrak dermaßen, daß ihn der Schlag rührte und er tot zusammenbrach.

Von Lehrer F. Ullrich in Markt-Bohrau. Heimatblätter für den Kreis Strehlen, 1. Jahrg., 1923, Nr. 1.

474. Der Page Herzog Ludwigs II. von Brieg.

Stadt Brieg.

Herzog Ludwig II. von Brieg, der von 1399 – 1435 regierte, war in zweiter Ehe mit Elisabeth, einer Tochter Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg, vermählt. Sie hatte einen treuen Pagen, Franz von Pogrell, der ihre Gunst in so hohem Maße besaß, daß er den Neid der anderen Pagen erregte. Besonders einer, Seifried von Tempelfeld, warf seinen Haß auf Franz und beschloß ihn zu verderben. Er stahl der Herzogin einen kostbaren Schmuck und lenkte den Verdacht der Täterschaft auf Franz. Dieser entdeckte aber den wahren Dieb durch Zufall. Er nahm den Schmuck im stillen an sich, gab ihn aber der Herzogin nicht zurück, sondern verkaufte ihn, da er ja doch als verloren galt. Er wollte mit dem Erlöse seinen Herrn, den Herzog, der damals gerade auf dem Hummelschloß in der Grafschaft gefangen saß, auslösen.

Um seinen Plan auszuführen, verließ er Brieg heimlich, wodurch sich der auf ihm ruhende Verdacht natürlich bei allen zur Gewißheit verdichtete. Franz befreite nach manchen Mühsalen seinen Herzog und kehrte in seinem Auftrage einige Tage früher als dieser nach Brieg zurück. Kaum war er hier angekommen, als man ihn vor den Richter stellte, der ihn zum Galgen verurteilte. Der Jüngling war zu stolz, um seine edle Tat selbst zu offenbaren und sich dadurch das Leben zu retten. Willig folgte er am Tage der Hinrichtung dem Henker auf den Richtplatz. Da sprengte im letzten Augenblick Herzog Ludwig auf den Platz, der in Breslau von dem Schicksal seines Befreiers gehört hatte

und sofort nach Brieg geritten war, um den Unschuldigen zu retten. Er war gerade zur rechten Zeit eingetroffen, um schweres Unrecht zu verhüten.

Franz wurde mit Ehren überhäuft. Durch seine Fürbitte rettete er seinen Ankläger vor der wohlverdienten Todesstrafe. Seifrid wurde aber auf Lebenszeit verbannt und der voreilige Richter abgesetzt. Franz von Pogrell heiratete die Schwester seines Feindes und gelangte in Gunst und Ehren zu einem hohen Alter.

Fräger, Brieger Sagen, 1922. S. 7. Bearb. n. K. A. Schmidt, Briegische Chronik, 1845, S. 296. Auch im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 210–15.

Der Vorgang ist völlig ungeschichtlich. S. Fräger, Anmerk. 2, S. 74.

475. Die Brieger Judenhetze im Jahre 1541 und die Entstehung von Abrahams Garten.

Stadt Brieg.

Vor der Mitte des 16. Jahrhunderts lebten in Brieg etwa 40 Judenfamilien, denen ihr Bezirk am Oppelner Tore unten an der Paulaner Straße angewiesen war. Trotz der schrecklichen Unterdrückung waren große Schätze unter ihnen aufgehäuft. Vor den Augen der damaligen Christen mußten sie ihre Reichtümer verbergen und in schmutziger, erheuchelter Armut leben. Nur am Sabbat prangten in den hinten gelegenen Stuben Gold und Edelsteine zu Jehovas Ehre. Wenn der Rabbi die Schabbeskerzen löschte, wurde alles Gold und Geschmeide wieder in den Kellern geborgen. Unter den damaligen Israeliten tat sich besonders einer an Reichtum hervor, ja, er hatte selbst Kaiser Karl V. Geld zu den Türkenkriegen geliehen. Es war der Kammerjude Zadak, gewöhnlich Abraham genannt. Mehr aber als alle seine Reichtümer galt ihm sein einziges Töchterlein Rebekka. Da ihre Mutter eine Morgenländerin war, so war in ihrem Wesen morgenländische Glut mit abendländischer Zartheit gepaart. Zu den wenigen aber, die Rebekka gesehen hatten, gehörte der junge Eckbert Schütz, der einzige Sohn des reichen Schlächtermeisters und Ältesten seines Gewerbes. Er lernte sie

kennen, da er als Säckelmeister der Stadtgemeinde Geschäfte mit ihrem Vater Abraham abzumachen hatte. Auch Rebekka fand an dem herrlichen, unverdorbenen Jünglinge Wohlgefallen, und ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, liebten sie sich mit dem Feuer der ersten Liebe. Doch sollte ihr stilles Glück nicht ungestört bleiben; denn ein furchtbares Wetter zog sich über ihren Häuptern zusammen.

Es war am Pfingstsonntage des Jahres 1539, als in Brieg ein außergewöhnliches Leben herrschte. Zahllos stürmten die Bürger und Landleute sowie die Kinder vor das Oppelner Tor hinaus; denn das Gerücht hatte sich verbreitet, der heilige Mönch Kapistranus, mit dem Beinamen „der Judenverfolger", wolle auf seiner Reise von Wien nach Breslau in Brieg predigen. Daraufhin wurde den Juden vom Magistrat streng befohlen, ihre Häuser zu schließen und sich nicht auf der Straße sehen zu lassen, solange der heilige Mann in Briegs Mauern weile. Es war 10 Uhr vormittags, als unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und unter dem Zudrang einer unermeßlichen Volksmenge Kapistranus durch die Augustiner und die Grauen Brüder in Prozession eingeholt wurde. Kaum auf dem Markte angekommen, bestieg er in der Nähe des Rathauses, unweit der Mollwitzer Straße, einen Eckstein. Eine feierliche Stille trat ein, und der Mönch fing mit Feuereifer an zu predigen und die Qualen der Hölle zu schildern, so daß sich manchem Zuhörer das Haar sträubte und er zerknirscht an seine Brust schlug. Seine Rede handelte vom Würfel- und Kartenspiel und ging dann auf den abtrünnigen Augustinermönch Luther über. Kapistranus tadelte, daß dessen Irrlehre auch in Brieg schon viele Anhänger hätte. Zum Schlusse seiner Rede forderte er das Volk auf, die Juden zu töten und sich dadurch bei ihm auf 1000 Jahre Ablaß zu erkaufen. Der Erfolg seiner Predigt war so groß, daß Hunderte von Menschen nach Hause liefen, Karten, Bücher und Würfel herbeiholten und sie auf einen Haufen trugen, wo sie von Kapistranus feierlich verbrannt wurden. Eine große Menge Volkes begleitete dann den

Scheidenden bis Ohlau. Die Zurückgebliebenen wollten sich nun den tausendjährigen Ablaß verdienen und die Juden ermorden. Aber dem aufgeklärten Kaplan Pater Eustachius gelang es, die Aufgeregten zu beruhigen.

Zwei Jahre später – 1541 – herrschte um dieselbe Zeit große Angst und Bestürzung in Brieg. Die Pest, der schwarze Tod genannt, war auch in unserer Stadt ausgebrochen und hatte schon zahlreiche Opfer gefordert. Doch – wie es manchmal der Zufall will – kein Jude war bis jetzt der Seuche zum Opfer gefallen. Dem Pöbel, den nach den Schätzen der Juden gelüstete, war die Predigt des Kapistranus noch im Gedächtnis geblieben, und gleich war die sinnlose Fabel fertig: „Die Juden sind an der Pest schuldig; sie haben die Brunnen vergiftet! Schlagt sie tot!" An die Spitze des wütenden Haufens stellte sich, mit einem Beile bewaffnet, der Fleischerälteste Schütz. Der Haß gegen Abraham machte ihn zum Wüterich; denn er hatte erfahren, daß sein Sohn mit Abrahams Tochter Rebekka ein Liebesverhältnis habe. Es war am 2. Juli 1541, als der wütende Pöbel um 3 Uhr morgens in das Judenviertel drang, um die arglos schlafenden Juden zu ermorden. Selbst der Säugling in der Wiege sollte nicht geschont werden. Die Sturmglocke wurde geläutet, arge Verwirrung herrschte überall. Eckbert, des Fleischers Sohn, war von dem wilden Getöse erwacht. Er ahnte, was vorging, und unbewaffnet, halb angezogen, stürzte er zu dem Hause Abrahams, schon von weitem sah er, wie sein Vater die Tür des Hauses stürmte, und noch war er nicht am Ziele, als die Tür den gewaltigen Hieben nachgab und einstürzte. Er verdoppelte seine Schritte und kam gerade dazu, als sein Vater Rebekka durch einen Streich seines Beiles töten wollte. Sofort sprang er dazwischen, umfaßte das Mädchen und schrie: „Haltet ein, Vater, Ihr tötet Euren Sohn!" Der Alte wich vor Schreck einen Schritt zurück, doch überwand er bald die mahnende Stimme seines Inneren. Er rief Eckbert zu: „Laß ab von der Judendirne!" „Nur mit meinem Leben!", erwiderte der Sohn, indem er sie fester umschlang und so ihren Leib deckte. „Nun, so

fahre zur Hölle!" brüllte der alte Schütz wutentbrannt. Er schwang sein Beil, und mit einem „Herr Jesus, hilf!" sank Eckbert mit gespaltenem Kopf zur Erde. Rebekka sank schluchzend an dem Geliebten nieder, doch ein zweiter Hieb des Unmenschen machte auch ihrem Leben ein Ende. Die ganze Rotte stürmte nun in das Haus, wo alles geraubt oder zerstört wurde. Auch der alte Abraham fiel den Verfolgern zum Opfer. Im ganzen wurden 342 Juden getötet. Der Pöbel raubte nach Herzenslust.

Nach drei Tagen noch lagen die Leichen unbeerdigt. Der üble Leichengeruch, durch die Hitze noch gesteigert, trug zur weiteren Verbreitung der Pest bei. Das sah man bald ein. Deshalb sollten die Juden auf einem Anger beerdigt werden. Der Schlächter Schütz, dessen Gewissen furchtbar erwachte, wollte wenigstens seinen Sohn in geweihter Erde wissen. Jedoch der entschlossene Volkswille schlug ihm das rundweg ab. Da riß er sich die grauen Haare aus, verfluchte sich, Kapistranus und auch den Pöbel, der seines Jammers spottete. Da fiel ihm ein, daß er über der Oder eine große Strecke unfruchtbaren Ackers besaß. Dort gedachte er eine Kirche zu bauen und seinen Sohn zu begraben, damit er in geweihter Erde ruhe. Er trug dem Pöbel die Hälfte seines Vermögens an; hohnlachend wies man ihm das Anerbieten zurück. Da bot er sein ganzes Vermögen. Darauf ging man endlich ein, aber nur unter der Bedingung, daß auch sämtliche Juden dort beerdigt würden. Nun ging der Alte in sich, er sah deutlich Gottes Finger, der ihn züchtigen und das Paar im Tode vereinigen wolle. Geduldig fügte er sich. Er pflanzte Eichen an die Stätte, die die Gräber seines Sohnes, Rebekkas und Abrahams barg. Daneben errichtete er eine Hütte. In Zukunft führte er einen frommen Lebenswandel, und nach kaum zehn Jahren stand er im Geruche der Heiligkeit, so daß viele von nah und fern zu ihm wallfahrteten. Nach und nach bepflanzte er den ganzen Plan mit Eichen und nannte ihn stets mit dem Namen, der an seine Tat erinnerte: Abrahams Garten.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 10 f. Nach der Brieger Zeitung, Nr. 159, vom 10. 7. 1921.

Die Erzählung ist ungeschichtlich. Kapistranus, der von 1386–1456 lebte, war längst tot. Die Bezeichnung „Abrahams-Garten" war lange vorher, im Jahre 1509, allgemein bekannt. Wie die Erzählung vorliegt, ist eine Volkssage als Grundlage anzunehmen, jedoch mit Erweiterungen, die ihr das Aussehen eines geschichtlichen Vorganges geben sollen. Vgl. Fräger, a. a. O., Anm. 4, S. 75.

476. Herzog Johann Christian und der Pastor von Karzen.

Kreis Brieg.

Im Jahre 1614 fuhr eines Tages der Herzog Johann Christian (1609–1639) bei schlechtem Wetter nach Grüningen. Der Weg war durch den vielen Regen bodenlos geworden, und die zwei nicht eben besonders starken Gäule kamen nur langsam vorwärts. Etwa auf der Mitte des Weges, vor einer Brücke, an der sich ein Seitenweg abzweigte, machte der Weg eine Biegung. Hier kam dem herzoglichen Wagen eine stattliche, von vier mutigen Rossen gezogene Kutsche entgegengefahren. Sie versperrte den Weg, so daß Johann Christian halten ließ, um das Gefährt vorüber zu lassen. Der Besitzer der Kutsche aber schien nicht ausweichen zu wollen, sondern erwartete dies von dem herzoglichen Wagen. Johann Christian aber fürchtete mit Recht, beim Ausweichen auf den Seitenweg mit seinen zwei schwachen Pferden stecken zu bleiben. Erzürnt über den Mangel an Rücksichtnahme, rief er dem Besitzer der Karosse zu: „Wer seid Ihr denn, wenn man fragen darf?" Der Fremde vermutete in dem unscheinbaren Fuhrwerke keineswegs den Herzog, deshalb erwiderte er kurz angebunden: „Ich bin der Pastor von Karzen (Kreis Nimptsch), und wer seid Ihr?" „Euer Landesherr!" war zum Schrecken des Pastors die zornige Antwort des Fürsten. „Euere Pferde sticht der Hafer, wie ich sehe. Ich werde dafür sorgen, daß sie weniger Futter bekommen." Ehrfurchtsvoll wich der Pastor nunmehr mit seinem Wagen zur Seite, und der Herzog fuhr weiter.

Die Begegnung sollte für den Geistlichen unangenehme Folgen haben. Der Herzog befahl nämlich der Gemeinde Karzen, künftighin den Getreidezehnten des Pastors um 200 Scheffel

alljährlich zu kürzen und diese Menge dafür an den herzoglichen Marstall zu liefern. Und diese Verpflichtung ist für die Gemeinde bis ins vorige Jahrhundert hinein bestehen geblieben, nur daß an die Stelle des herzoglichen Marstalls das Königliche Rentamt als Empfänger trat.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 13. Nach der „Erzählung aus dem Munde des Volkes" im „Sammler", Briegische Wochenschrift, X, 1839, Nr. 11, S. 84 f. Vgl. auch K. A. Schmidt, Briegische Chronik, 1845, S. 126 f.

477. Gefangennahme und Befreiung des Herzogs Christian von Brieg.

Kreis Brieg.

Von 1639–1654 herrschten drei herzogliche Brüder gemeinsam über Brieg. Der jüngste von ihnen war Herzog Christian. Ihm erging es einst, wenige Jahre nach dem Abzuge Torstensons von Brieg, gar übel, und nur durch die Treue der Brieger wurde er gerettet. Das ging aber so zu: Herzog Christian hatte sich am 30. Dezember 1645 mit einigen Edelleuten zu Schlitten nach Groß-Leubusch (nach anderen Nachrichten nach Scheidelwitz) begeben, um dort zu jagen. Auf der Rückfahrt war er bis zur Michelwitzer Kirche gelangt, als er plötzlich von verwegenen schwedischen Reitern überfallen wurde. Die Schweden, die damals von Trachenberg aus das ganze Oderufer unsicher machten, waren durch Verräter von dem Ausflug des Herzogs unterrichtet worden. Die Begleiter Christians, die man entkommen ließ, brachten die Schreckensnachricht nach Brieg. Sofort erklärte sich eine Schar Bürger bereit, aus Liebe zum Herzog die Verfolgung zu Pferde aufzunehmen und ihn zu befreien. Besonders die Fleischerzunft wollte den Ruhm, den sich die Brieger Bürgerschaft während der Belagerung durch Torstenson erworben hatte, von neuem rechtfertigen.

Noch an demselben Tage brach man trotz der Dunkelheit auf und forschte dem Wege der Schweden von Dorf zu Dorf nach. Endlich gegen Morgen erhielt man in Ellgut (wahrscheinlich Ellgut bei Trebnitz) die Nachricht, daß ein schwedischer Reiter-

trupp vor einer halben Stunde durch das Dorf geritten sei. Man gelobte sich nochmals gegenseitig, Leib und Leben für die Befreiung des Herzogs zu wagen, und jagte vorwärts.

Unter dem Schutz der Dunkelheit erreichte man die Schweden, die mit einer Verfolgung nicht gerechnet hatten, bald. Man feuerte die Gewehre ab und rief den Feinden zu: „Gebt uns den Herzog wieder!" Dieser meldete sich mit einem frohen „Hier bin ich". Es kam nun zu einem kurzen Kampfe, durch den die schwedischen Reiter in die Flucht geschlagen wurden. Die Brieger verloren dabei den tapferen Junker Schnorbein vom Hof, er fand im Kampfe für die Freiheit seines Herrn den Heldentod. Die tapfere Bürgerschar aber zog am Morgen des Silvestertages triumphierend mit dem Herzoge durch das Odertor wieder in Brieg ein.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 15. Nach Fr. Lucae, Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten, 1689, S. 1500 f. und Schönborn, Geschichte der Stadt und des Fürstentums Brieg, S. 211 f.

Die Erzählung scheint in den Grundzügen historisch begründet, in den Einzelheiten aber stark sagenhaft gefärbt, wie man aus den Abweichungen in den Quellen schließen kann. Fräger a. a. O., Anm. 6, S. 75.

478. Ein kaiserlicher Spion im Lager Torstensons vor Brieg.

Stadt Brieg.

Vom 29. Juni bis 25. Juli 1642 belagerte der schwedische General Torstenson die Festung Brieg, die durch kaiserliche Truppen verteidigt wurde. Die Belagerung ist eins der ruhmreichsten Blätter aus der Geschichte der Stadt. Torstenson mußte dank der tapferen Verteidigung durch Soldaten und Bürger schließlich unverrichteter Dinge abziehen, als kaiserliche Verstärkungen unter Piccolomini heranrückten. An die Belagerung knüpft sich folgende Sage:

Durch Vermittelung des Kanonikus Rostock aus Neisse (das sich damals in den Händen der Österreicher befand) hatte General Piccolomini aus Brünn mehrfach Boten nach Brieg

gesandt, die Mitteilung von dem nahen Ersatz machen sollten. Einer von ihnen, ein Bauer, kam mit einem schwedischen Proviantwagen ins Lager Torstensons. Die Briefe des Generals trug er unter einem auf dem Ärmel aufgenähten Tuchstück. Der junge Bauer beteiligte sich an den Schanzarbeiten und suchte auf jede Weise das Mißtrauen der Schweden zu beseitigen. Als ihm dies gelungen schien, stellte er sich eines Tages auf die Brustwehr eines vorgerückten Laufgrabens und schwenkte ein weißes Tuch, um die Aufmerksamkeit der Belagerten wachzurufen. Die hielten ihn aber für einen schwedischen Wagehals und feuerten auf ihn. Seine Worte wurden durch Schüsse übertönt. Schließlich wurde ein schwedischer Offizier auf ihn aufmerksam. Er ritt heran, zog ihn von der Brustwehr herunter und warf ihn im Laufgraben zu Boden. Darauf zwang er ihn, mit dem Degen in der Hand, die Wahrheit zu gestehen. Vor Torstenson geführt, wiederholte er seine Aussage und bezichtigte auch den Kanonikus Rostock der Mithilfe. Der General entsandte nun eine Abteilung Reiter nach Neisse, die den Stiftsherrn aufgriffen und ins schwedische Lager vor Brieg brachten. Rostock leugnete zunächst, gestand aber schließlich seine Schuld, als man ihm die Briefe mit seiner eigenen Handschrift vorwies. Er mußte deshalb den Schweden folgen, die bald darauf von Brieg abrückten. Den Boten aber ließ man mit einem Denkzettel laufen.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 14. Nach Julius Krebs, Die Belagerung Briegs durch Torstenssohn, 1876, S. 428.

Das Erlebnis des Kanonikus Rostock (späterer Bischof) gilt als geschichtlich. Fräger bezweifelt den Vorgang, wie er hier erzählt ist, und läßt ihn nur als Sage mit geschichtlichem Hintergrunde gelten. Fräger a. a. O., Anm. 5, S. 75.

479. Der Tod des letzten Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Georg Wilhelm, wird durch üble Vorzeichen angedeutet.

Stadt Brieg.

Herzog Georg Wilhelm war der letzte Piast. Er war mit schönen Gaben des Leibes und Gemütes ausgezeichnet und die

Erwartungen waren sehr groß, um so mehr wurde sein früher Tod bedauert. Seine Mutter führte die Vormundschaft über ihn. Mit 14 Jahren legte er vor dem Kaiser in Wien im Jahre 1675 seine Lehnspflicht ab, kehrte darauf nach Brieg zurück, besuchte darauf Liegnitz und Wohlau, wo ihm überall gehuldigt wurde.

An einem Orte rief unter dem Frohlocken des Volkes ein Weib mit heller Stimme: Unser Prinz sitzet zwar zu Pferde wie ein Engel und ist kommen, sein Land zu besehen, wird aber in kurzer Zeit sterben. Indessen auch die, so diese Stimme gehört hatten, konnten sich im geringsten nicht besinnen, wer dieses Weib gewesen wäre. Um diese Zeit hörte man gar ein Kind im Mutterleibe weinen, was jedermann für ein böses Omen hielt. Alberne Leute gaben auch vor, daß sie kurze Zeit vorher in der Frauenkirche (zu Liegnitz) bei dem Altar in den Morgenbetstunden einige brennende Kerzlein gesehen hatten, aber ohne Grund.

Als der junge Herzog wieder in Brieg angekommen war, räumte die Mutter die fürstliche Residenz und zog sich nach Ohlau in ihren Witwensitz zurück. Den Geburtstag des Herzogs feierte man darauf mit allerhand Festlichkeiten fast 14 Tage lang.

Beim Losbrennen der Kanonen zersprang das älteste metallene Stück aus dem Zeughause, ohne den Konstabel zu verletzen. Ferner ward ein Elen im Fürstentum eingebracht und verspeist. Aus dieser unerhörten Seltenheit in Schlesien schlossen die Wenigsten etwas Gutes, weil man dergleichen vor dem Absterben des Herzogs Sylvius zu Oels gefangen und „observieret" hatte.

Der junge Herzog erkältete sich darauf auf einer Hirschjagd bei Brieg, mußte sich zu Bett legen, von dem er nicht mehr aufstand, und starb nach sechs Tagen am 21. November 1675.

Friedrich Lichtstern, Schles. Fürstenkrone, 1685, S. 583 und 587.

480. Die Sage von der dreisten Magd zu Brieg.

Stadt Brieg.

Am Ringe zu Brieg steht das Schwarze Haus. Jedes Kind weiß, daß sich an das alte Gebäude die schöne Sage von der dreisten Magd knüpft. Sie lautet folgendermaßen:

Es war an einem stürmischen und regnerischen Frühjahrsabende des Jahres 1704. Damals befand sich im Schwarzen Hause eine Weinstube. Zu deren täglichen Besuchern gehörte auch der Scharfrichter von Brieg. An dem Abend kam unter den Gästen die Rede darauf, daß die Magd des Weinschenken wohl viele Männer an Mut und Entschlossenheit übertreffe. Als man noch von ihr sprach, trat sie herein. Mit spöttischer Miene fragte sie der Henker, ob sie wohl den nötigen Mut hätte, noch an diesem Abend allein zum Galgen auf der Galgenaue* zu gehen und ihm gegen eine Belohnung seine Handschuhe zu holen. Er habe sie am Morgen bei der Hinrichtung in dem rundgemauerten, hohlen und verschließbaren Galgen liegen lassen. Susanna — so hieß das Mädchen — erklärte sich dazu bereit. Sie ließ sich die Schlüssel geben und verließ die Stadt, ohne eine Laterne mit sich zu nehmen.

Es war nahe an Mitternacht, als sie auf dem Hochgericht ankam. Zu ihrem Schreck bemerkte sie, daß am Galgentor ein beladener Schimmel angebunden stand und daß das Tor offen war. Sie faßte sich jedoch bald, und da sie keinen Menschen wahrnahm, trat sie rasch in den Raum hinein, in dem der Henker gewöhnlich seine Geräte aufbewahrte. Auf dem bezeichneten Platze fand sie auch die gewünschten Handschuhe. Hierauf verließ sie den grausigen Aufenthaltsort. Draußen durchzuckte sie plötzlich ein verwegener Gedanke. Rasch band sie den Gaul los, schwang sich auf seinen Rücken und sprengte der Stadt zu. Es kam ihr zugute, daß sie als Kind durch ihren Vater, der herzoglicher Gestütswärter auf dem Vorwerk Garbendorf gewesen war, das Reiten gelernt hatte.

* Die Galgenaue lag in der Nähe der heutigen Schiffswerft von Przillas.

Bald aber hörte sie Hufschlag hinter sich. Der Galgen diente einer Räuberbande als nächtlicher Zufluchtsort. Die Räuber waren bei Susannas Erscheinen gerade einige Minuten abwesend gewesen. Als sie das Galoppieren des davonsprengenden Pferdes vernahmen, glaubten sie, der Schimmel habe sich losgerissen, und die Berittenen unter ihnen jagten ihm sofort nach. Als sie das fliehende Mädchen erblickten, begann eine wilde Hetzjagd. Nur der Zufall, daß das Oppelner Tor noch offen war, rettete die kühne Magd vor der sofortigen Rache der ergrimmten Räuber. Atemlos kam sie zu Hause an,* überreichte dem Scharfrichter seine Handschuhe und erhielt die versprochene Belohnung. Durch die Erzählung ihres Abenteuers erregte sie die größte Verwunderung der Gäste. In dem Mantelsacke, der auf dem Rosse angeschnallt war, fand man eine große Summe Goldes und viele Kostbarkeiten, offenbar den Ertrag eines kürzlich verübten Raubes. Da die Obrigkeit vergeblich nach den Eigentümern forschte, durfte die dreiste Magd den Schatz behalten. –

Nach einiger Zeit, als Susanna einst allein** im Hause war, erschienen drei fremde, vornehm gekleidete Herren in der Weinstube und verlangten Wein. Das Mädchen begab sich in den Keller, um die verlangte Sorte zu holen. Dabei bemerkte sie, daß ihr die Fremden leise folgten. Schnell entschlossen blies sie das Licht aus und versteckte sich hinter der Kellertür. Die Verfolger tappten an ihr vorbei in den finsteren Gang hinein. Das Mädchen aber schlüpfte hinter der Tür hervor, schlug diese sofort zu und verschloß sie. Ebenso verschloß sie die obere Tür am Ende der Treppe durch ein großes Vorlegeschloß. Dann rief sie Hilfe herbei. Bewaffnete Stadtknechte nahmen die Eindringlinge leicht fest, da sie keine Feuerwaffen bei sich trugen. Beim Verhör stellte es sich heraus, daß man den Hauptmann

* Peschel (s. unten) erzählt, daß ihr Schimmel auf der Paulschen Gasse an der Milchstraßenecke ein Hufeisen verlor, das auf der Stelle, wo man es fand, zwischen den Pflastersteinen befestigt wurde. Dort sah es Peschel noch 1836.

** Einige Darstellungen erwähnen den Umstand, daß es gerade Sonntag und während der Kirchzeit war, wo außer der Magd niemand zu Hause war.

der Räuberbande, die seit langem die Umgebung Briegs unsicher machte, mit zwei seiner Genossen gefangen hatte. Sie hatten ausgekundschaftet, daß es Susanna gewesen war, die ihnen Pferd und Mantelsack entwendet hatte, und hatten beschlossen, sich an der Dirne zu rächen und womöglich auch wieder in den Besitz ihrer geraubten Schätze zu gelangen. Alle drei fanden ihren wohlverdienten Lohn am Galgen.

Über der Haustür des Schwarzen Hauses erinnert noch heute ein verwittertes Bild an die Tat der wagemutigen und entschlossenen Magd. Es stellt ein Mädchen dar, das auf einem Schimmel in gestrecktem Galopp der Stadt zusprengt, von einem Reiter hart verfolgt. Unter dem Bilde aber stehen die Worte: „Die dreiste Magd hat viel gewagt. Anno 1704."

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 5. Bearbeitet nach Karl August Schmidt, Briegische Chronik, 1845, S. 304 ff.

In jüngster Zeit erzählte eine geborene Briegerin die Sage im ganzen mit der obigen Darstellung übereinstimmend, sie ließ aber den Namen der Magd ganz weg (echt volkstümlich) und kürzte die Handlung aufs Allernotwendigste. Sie fügte nur hinzu, daß die Magd gern fluchte und auch mit einem Fluchworte sich erboten habe, die Handschuhe zu holen, da keiner sonst es wage. Die Räuber seien Brieger Bürger gewesen. Der Ort, wo einst der Galgen gestanden habe, heiße heute noch die Galgenaue. Sie liegt in der Richtung auf Oppeln zu an der Neuhäuser Straße. Dem Schimmel, den sie den Räubern abgenommen habe, mußte sie immer zurufen: „Schimmel, geh, geh!" da er zu den Räubern zurück wollte. Die Flucht aus dem Keller stellte sie so dar, daß sie dort eine geheime Tür gekannt habe, durch die sie unbemerkt von den Verfolgern entschlüpfte und sich in einen Gang rettete, der sie nach dem Piastenschlosse führte. Später habe sie dann den Henker geheiratet, dem sie die Handschuhe zurückgebracht hatte.

Noch heute soll sich am Zuchthause ein Hufeiseneindruck im Pflaster erkennen lassen, der von dem Schimmel herrühre, auf dem das Mädchen geritten sei. 1927 durch Herrn Altwasser. Fräger a. a. O., Anm. S. 74 hat die älteste Bearbeitung der Sage bei Karl Mörbel gefunden in der Sammlung „Der Jugendlehrer", 1. Bd., 1. und 2. Heft, Brieg, 1837. Älter ist die Darstellung, die im ganzen mit der oben gegebenen übereinstimmt, im Breslauischen Erzähler, 1807, S. 591–594. Ebenso erzählt Gräsſe die Sage, Sagenbuch des preußischen Staates, Bd. 2, S. 213, unter Berufung auf die Curiositäten von Vulpius, Bd. V, S. 466 f.

Etwas abweichend ist die Erzählung von C. W. Peschel, Schlesische Fama 1836, S. 20 f. Sie ist nicht bloß in Einzelheiten erweitert, sondern durch einen neuen Zug ergänzt: Maria, so heißt die Magd, hat einen Bräutigam, den Seifried, und sie wagt um so lieber die verwegene Tat, als sie die versprochenen 100 Goldgulden zur Heirat gerade gut gebrauchen kann. Als aber später die Räuberbande gefangen wird, ist leider ihr Seifried darunter, und er kommt nur frei, weil das Mädchen für ihn bittet. Mit dieser Darstellung stimmt im wesentlichen auch Oelsner (Arvin) überein in seinem kurzen Bericht in Schles. Prov.-Bl. N. F., 1862, S. 650, doch deuten einzelne Abweichungen auf eine andere Quelle.

In eine frühere Zeit verlegt den Vorgang ein in Brieg weit verbreitetes Schriftchen: „Das schwarze Haus von Brieg oder die dreiste Magd hat viel gewagt. Erzählung aus der Brieger Vorzeit" (ohne Verfassernamen und Jahreszahl). Heinrich Schoenborn, Geschichte der Stadt und des Fürstentums Brieg, 1907, S. 383, gibt die Sage in kurzem Abriß nach dieser Darstellung wieder. Danach hat sich die Begebenheit nicht lange nach dem 30jährigen Kriege (1651) zugetragen. Ein gewisser Hedlof suchte mit seiner Räuberbande das fürstliche Gestüt Garbendorf heim, die Pferde wurden geraubt. Die Tochter des ermordeten Gestütswächters, Lore, dient dann im Schwarzen Hause zu Brieg. Hier vollzieht sich der Vorgang in der oben erzählten Weise. Hedlof selber wird hierbei gefangen und am 22. September 1652 hingerichtet.*

Die Sage hat auch eine dramatische Bearbeitung gefunden: „Die dreiste Magd", romantisches Schauspiel in 4 Akten von Karl Wilhelm Michler und W. Stegemann.

Anhangsweise sei eine ähnliche Sage aus der Zittauer Gegend mitgeteilt:

Die dreiste Dirne zu Kleinporitzsch bei Zittau.

In einem Kreise von Landmädchen wurden einmal allerhand schauerliche Geschichten erzählt. Es war zu Kleinporitzsch bei Zittau bei einem Spinnabend. Als allen ganz gruselig zumute war, sagte eine mutwillige Dirne, sie würde sich nicht scheuen, diese Nacht noch zum Galgen bei Zittau zu gehen, wenn auch, wie es von einer Zeit zur anderen immer der Fall war, gerade jetzt Diebe dort aufgeknüpft hingen. Zum Beweise, daß sie wirklich dort gewesen, wollte sie eine Gabel dort einstecken. Wirklich ging sie, und um nicht ganz allein zu sein, nahm sie einen treuen Pudel mit. Aber unter dem Hochgericht regte und bewegte sich's schauerlich. Es waren auch lebendige Diebe da, die ihren ehemaligen Genossen die Daumen abzulösen suchten, weil Diebesdaumen den Räubern Glück bringen. Sie hatten ihre Pferde dort angebunden. Die kecke Magd löste schnell und heimlich ein Rößlein ab, schwang sich darauf, spornte es mit dem aus ihrem Haar gezogenen Biegel und kam so viel schneller heim, als man dachte. Zum Andenken wurde der treue Hund in Stein gehauen, wie er im Hofe des Gutes zu Kleinporitzsch noch zu schauen ist. Die Diebe aber erfuhren, wer die Dirne gewesen,

* Geschichtlich wurde der berüchtigte Räuber Hedlof in Oels vor dem Rathause nach grausamen Quälereien am 19. Januar 1654 hingerichtet. Gefangen wurde er in Sulau.

und fast wäre es ihnen gelungen, an einem Tanzabende zu Friedersdorf sich an ihr zu rächen.

Der (Görlitzer) Wegweiser, 1838, S. 253.

481. Die brave Magd zu Mollwitz.

Kreis Brieg.

Vor der Schlacht bei Mollwitz lagen in dem Dorfe österreichische Reiter im Quartier. Einer der Reiter hatte sich in die Magd seines Quartierwirtes verliebt. Sie aber erhörte seine Liebeswerbungen nicht, denn sie hatte ihr Herz schon verschenkt. Der Reiter aber wurde immer ungestümer in seinen Liebesbeteuerungen, und das Mädchen wußte nicht, wie sie sich vor ihm retten sollte. Zuletzt wurde er sogar handgreiflich. Da lief die geängstigte Magd hinaus auf die Straße und wandte sich der Kirche zu. Dort hoffte sie vor dem Zudringlichen Schutz zu finden. Aber durch ihren Widerstand gereizt, folgte ihr der Österreicher auch an den heiligen Ort. Er drohte ihr mit dem Tode, wenn sie ihm nicht zu Willen sei. In ihrer Herzensangst eilte das brave Mädchen die Treppe des Kirchturmes hinauf. Bald hatte sie den Glockenstuhl erreicht. Keuchend vor Angst und Ermattung riß sie die Tür der Turmlucke auf, um nach Hilfe zu rufen. Aber schon hatte sie der Verfolger erreicht und rannte mit gezücktem Degen auf sie zu. Da sprang sie über die Brüstung hinweg in die schaurige Tiefe. Schon „von der Luft ersäuft", blieb sie unten mit zerschmetterten Gliedern liegen.

Nach einer anderen Fassung knüpft die gleiche Sage an die Befreiungskriege. Hier wird die Magd gerettet, indem ihre Röcke wie ein Fallschirm wirkten.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 16. Durch den Seminaristen Herbert Lichtblau aus Mollwitz von seinem Vater.

482. König Friedrich in der Tonne auf einem Bauerngute bei Löwen.

Kreis Brieg.

Der Große König ritt oft in die weitere Umgebung von Brieg. Als er sich einmal in der Nähe von Löwen befand, wurde

er von feindlichen Reitern verfolgt. Er flüchtete in das nächste Bauerngut. Zu seinem Glück war der Landwirt, der zugleich Böttcher war, preußenfreundlich. Der König bat, ihn doch vor seinen Verfolgern zu verbergen. Aber der Bauer, der Friedrich nicht erkannte, wußte zuerst nicht wohin mit ihm. Da fiel sein Auge auf eine leerstehende Wassertonne, und sofort lachte er pfiffig über das ganze Gesicht. Er hatte einen guten Gedanken. Friedrich mußte sich hinkauern, die leere Tonne wurde über ihn gestülpt und auf ihren umgekehrten Boden Wasser gegossen. Niemand konnte nun auf den Gedanken kommen, daß in dieser Wassertonne, neben der noch andere Wasserfässer standen, ein preußischer Offizier verborgen sei.

Kaum war der Bauer fertig, als die Österreicher schon mit ihrem Säbel an das wieder geschlossene Tor schlugen und mit lauter Stimme Einlaß begehrten. Der Böttcher öffnete und fragte nach ihrem Wunsche. Sie verlangten die Auslieferung des feindlichen Reiters, den sie hatten hineinreiten sehen. Als der Mann erwiderte, er wisse nichts von einem Reiter, glaubten sie, er wolle sie zum Narren halten, ohrfeigten ihn und schlugen ihn zu Boden. Dann durchsuchten sie unter Fluchen und Schimpfen das ganze Gehöft, aber sie fanden nichts und mußten doch endlich unverrichteter Sache abziehen.

Friedrich, der mehrere Stunden später unbehelligt nach Brieg zurückritt, beorderte einen Offizier, mit seiner Abteilung nach dem Bauerngute zu reiten und dem Besitzer seinen Dank durch Überreichung einer Ehrenurkunde zu erstatten. Der Bauer war hocherfreut, als er hörte, daß er den König selber gerettet hätte. Seine Freude wurde noch größer, als er in der Urkunde las, daß Friedrich ihm und der ganzen Gemeinde Abgabenfreiheit für seine Regierungszeit gewähre. —

Nach einer anderen volkstümlichen Fassung der Sage soll die abenteuerliche Rettung des Königs durch den Bauern Ploschke in Pogarell, nach einer dritten durch den Landwirt Ströhner in Böhmischdorf erfolgt sein. Nach diesen Erzählungen war der König seinen Rettern bekannt. Nur die

zweite weiß auch von persönlicher Steuerfreiheit des Lebensretters zu berichten.

Früger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 8. Durch die Seminaristen Max Kaul, Hermann Göbel, Fritz Rauch von Herrn Müller Fiebig in Brieg, Herrn Siegmund in Böhmischdorf und Herrn Lehrer Vogt in Brieg.

483. König Friedrichs Rettung durch Rosalie Schreier in Oppeln.

Brieger Sage.*

In der Schlacht von Mollwitz war die preußische Reiterei der österreichischen nicht gewachsen. Ein zweimaliger Angriff der österreichischen Kavallerie zersprengte die preußische des rechten Flügels völlig. Dem jungen König Friedrich, der vergeblich die Ordnung wieder herzustellen versucht hatte, wurde von dem alten erfahrenen Feldmarschall Schwerin, der nachher die Schlacht mit dem Fußvolk noch glänzend gewann, geraten, nach Oppeln zu reiten und das Korps Holstein zu sofortigem Eingreifen zu veranlassen. Es schien die einzige Rettung zu sein, und Friedrich bestieg den langen Schimmel und verließ in Begleitung seines Generaladjutanten von Wartensleben und zweier Pagen das Schlachtfeld.

Sein Weg führte ihn über Pogarell, wo er vor der Schlacht sein Quartier gehabt hatte. Der Bauer Georg Giersberg mußte ihm den Weg über Jeschen nach Löwen zeigen. In gestrecktem Galopp ging es durch Löwen und weiter auf Oppeln zu, das man noch in preußischem Besitz glaubte. Die beiden Pagen vermochten nicht mehr Schritt zu halten und blieben zurück. Als Friedrich mit Wartensleben an der äußeren großen Oderbrücke anlangte, fand er diese abgedeckt. Nur einige Bohlen bildeten einen Fußweg hinüber. Auf Wartenslebens Anruf schallte von drüben ein „Wer da?" zurück. „Preußen!" war die Antwort, „preußische Kuriere!" Es rührte sich nichts. Der König schickte den Adjutanten vorauf, um nachzusehen. Als der über den Bohlen-

* Die Oppelner Sage ist in meinen Oberschlesischen Sagen, 1926, S. 413, mitgeteilt.

steg ging, fielen aus dem Gattertor an der Mühlgrabenbrücke Schüsse. Wartensleben stürzte zurück und rief: „Majestät, drüben sind Österreicher!" Kaum saßen sie wieder zu Rosse, da vernahmen sie hinter sich — vom Schurgaster Wege her — Pferdegetrappel. Es mußten die ungarischen Husaren sein, die man unterwegs in der Ferne gesehen hatte. Der König sprang rasch vom Schimmel und rief seinem Begleiter zu: „Die Pferde halten's nicht mehr aus. Wir müssen sehen, wie wir einzeln weiterkommen." Hierauf schritt Friedrich schnell nach links hin in die Häuser der Odervorstadt hinein. Der Adjutant aber gab seinem Pferde die Sporen und sprengte in voller Karriere die Oder entlang auf die Bleiche zu, des Königs Schimmel immer hinter ihm her.

Friedrich trat in das Haus Odervorstadt Nr. 11. Es gehörte dem Branntweinbrenner und Schiffer Schreier, der gerade abwesend war. Seinem Weibe Rosalie, die nur schlecht deutsch sprach, machte der König mit Mühe klar, daß sie ihn gegen Belohnung vor den Husaren verstecken sollte. Das gutmütige Weib, das nicht ahnte, wen sie vor sich hatte, verbarg ihn unter einem Maischbottich, auf dessen nach oben gekehrten Boden sie gärende Maische goß. Dann öffnete sie die zur Oder führende Hintertür sperrangelweit. Kaum war sie damit fertig, als auch schon ungarische Husaren ins Haus stürzten und nach dem Preußen fragten. Die Frau wies auf die offenstehende Hintertür und machte den Soldaten begreiflich, daß sich der Preuße dort hinaus ins Weidengebüsch der Oder geflüchtet hätte. Die Husaren durchsuchten die Stube, gingen aber achtlos an der Maischbütte vorbei und eilten schließlich zur Hintertür hinaus. Der König, der bald durch die Schiffersfrau aus seiner unangenehmen Lage befreit wurde, war gerettet.

Er erkundigte sich nun nach den Dörfern der Umgegend, und als er hörte, daß das stromabwärts liegende Gut Nicoline dem Baron Saurma gehöre, den er kannte, bat er Rosalie Schreier, ihn in einem Kahn dorthin zu bringen. Er versprach ihr dafür eine reichliche Belohnung. Die Frau brachte dem Könige einen

Schifferanzug, den er anlegte. Dann fuhr sie nach Nicoline. Dort erst erfuhr sie, wen sie gerettet hatte. Der König begab sich darauf ins Schloß, kleidete sich um und ließ sich vom Baron Saurma ein Pferd geben, auf dem er nach Löwen jagte. Hier traf er sein Gefolge im Hause des Rektors Panzer. Zu seiner großen Freude erfuhr er nunmehr auch den glücklichen Ausgang der schon verloren geglaubten Schlacht bei Mollwitz. Der alte Rektor und seine Ehefrau waren über den Besuch des jungen, leutseligen Königs hoch erfreut. Mit Behagen genoß dieser den Kaffee, den ihm die Rektorsfrau sofort bereitet hatte. Ebenso mundete ihm nach den Anstrengungen des Tages das Huhn, das ihm Frau Panzer vorsetzte. Dann aber drängte Friedrich zum Aufbruch, indem er rief: „Ich muß zu meiner braven Armee".

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und vom Lieben Dorel, 1924, S. 4 f. Bearbeitet nach O. Falch, Was sich die Schlesier vom Alten Fritz erzählen, Brieg, 1860, S. 115 ff. Gekürzt.

Geschichtlich wahr dürfte an der ganzen Erzählung nur sein, daß Friedrich nach der Niederlage der preußischen Reiterei auf Schwerins Rat das Schlachtfeld verlassen hat und nach Oppeln geritten ist, daß er diese Stadt vom Feinde besetzt fand und infolgedessen nach Löwen zurücksprengte, wo er die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Mollwitz erhielt.

Falchs oben genanntes Büchlein erzählt die dargestellten Vorgänge nach mündlichen, offenbar schon sagenhaften Berichten Oppelner Bürger als angebliche Tatsachen. Der sich daran anknüpfende literarische Streit, den Fräger in den Anmerkungen S. 69 f. eingehend behandelt, kümmerte das Volk wenig. Falchs Büchlein fand augenscheinlich große Verbreitung, und die von ihm festgelegte Sagenform drang in ihren wesentlichen Zügen in weitere Kreise

Im Schreierschen Hause war die Sage lange vorher schon als Familienüberlieferung bekannt. Wie sie hier entstanden sein könnte, darüber s. Fräger, S. 70. Sie wurde von einem Enkel der Rosalie Schreier im Jahre 1826 benutzt, um vom Könige Friedrich Wilhelm III. gewisse Vorteile für sich zu erreichen, und dabei zum ersten Male aufgezeichnet. Eine spätere Aufzeichnung aus gleicher Ursache fand 1834 statt. Die Abweichungen in verschiedenen Einzelheiten kennzeichnen ihre sagenhafte Entstehung.

Auch über die Einkehr Friedrichs in Löwen bei dem Rektor Panzer bestehen verschiedene Fassungen, Fräger, S. 74.

484. General Römer und Pfarrer Günther vor der Schlacht bei Mollwitz.

Kreis Brieg.

In der Schlacht bei Mollwitz wurde die österreichische Reiterei des linken Flügels von General von Römer komman-

diert. Er führte die beiden Angriffe, denen die preußische Kavallerie des rechten Flügels zum Opfer fiel. Römer fiel beim zweiten Angriff an der Spitze seiner Reiter. An den General knüpft sich eine Sage, die in der Chronik der Mollwitzer Schule durch den Lehrer Neumann um 1840 aufgezeichnet worden ist:

Vor der Schlacht lagen die österreichischen Reiter in Mollwitz im Quartier. General von Römer wohnte bei Pfarrer Günther in der Pfarrei. Der Pfarrer hatte unter Römer, dem er nichts recht machen konnte, viel zu leiden. Als österreichische Reiter aus Pampitz die Meldung brachten, daß der Feind anrücke, ließ Römer seinen Schimmel satteln und stieg vor dem Pfarrgebäude auf. Da fiel sein Auge auf den in der Haustür stehenden Pfarrer. Sofort durchzuckte ihn der Gedanke, Günther habe dem Feinde die österreichische Stellung verraten. Vor Wut rief er dem Eingeschüchterten zu, er werde ihn nach der Schlacht am Türpfosten aufhängen lassen. Günther blieb in Angst zurück.

Noch tobte die Schlacht, da näherten sich der Pfarrei wilde Hufschläge. Der Pfarrer sah den Reiter näherkommen, es war Römer. Kerzengerade saß er auf seinem Schimmel in seiner prachtvollen Uniform, straff die Zügel des Gaules in der Hand haltend. Aber – o Schreck! – dem Körper des Generals fehlte der Kopf. Günther wurde totenbleich, als er das gewahrte. Vom Pferde herunter sank der Leichnam in die Arme des zitternden Pfarrers. Im Pfarrgarten wurde der General zur letzten Ruhe gebettet.

In der Chronik der Mollwitzer Kirche wird berichtet, daß König Friedrich den Pfarrer Günther nach der einträglicheren Stelle in Konradswaldau versetzte, um ihn für seine ausgestandenen Qualen zu entschädigen.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 15 f. Durch den Seminaristen Herbert Lichtblau von Herrn Glöckner Wilczek in Mollwitz. Vgl. auch Fuchs, Jubelschrift, 1841, S. 40 und Heyn, Die Schlacht bei Mollwitz, Gedenkschrift, 1891, S. 33 f., Anm.

485. König Friedrich als Windmüller in der Konradswaldauer Windmühle.

Kreis Brieg.

Als Friedrich vor der Schlacht bei Mollwitz einen Erkundigungsritt machte, wurde er von den Österreichern gesehen und verfolgt. Er flüchtete sich in die Konradswaldauer Windmühle. Er zog sich die Kleider des abwesenden Müllers an und trat den Österreichern, die vor der Mühle von ihren Pferden gestiegen waren, mit der Frage entgegen, was sie wünschten. Sie fragten ihn, ob er nicht einen preußischen Reiter gesehen habe. Friedrich verneinte, drückte aber seine Freude aus, daß sie so pflichteifrige Soldaten seien und lud sie zum Frühstück in die Mühle ein. Nachdem er die Österreicher mit den Vorräten des Müllers bewirtet hatte, verabschiedeten sie sich, vielmals dankend, von dem freundlichen Gastgeber. Der aber ritt ungefährdet nach Brieg zurück. Dem Müller wurde später der Schaden reichlich ersetzt.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 13. Durch den Seminaristen Max Kaul von Herrn Müller Fiebig in Brieg.

486. König Friedrichs Rettung im Pampitzer Auszüglerhause.

Kreis Brieg.

Es war am Vortage der Schlacht von Mollwitz. König Friedrich wollte sich persönlich über den Standort des Feindes, der in den Dörfern Mollwitz, Laugwitz und Grüningen liegen sollte, überzeugen. Auf schlechten Wegen im Schnee reitend war er bis hinter Pampitz gekommen, als er plötzlich ungarische Husaren vor sich sah, die ihn als preußischen Offizier erkannten und angriffen. Friedrich floh ins Dorf zurück, und da er die Unmöglichkeit zu entkommen erkannte, griff er zu einer List. Am Wege, der von Pampitz nach Mollwitz führt, stand ein Bauerngut, durch dessen hinteres Tor er hineinsprengte. Im

Gehöft sprang der junge König schnell ab und hieb dem Pferde eins über den Rücken, so daß es ohne Reiter zum vorderen Tore hinaus auf Schönfeld zu jagte. Die Österreicher verfolgten hitzig die Spur. Als sie jedoch das reiterlose Pferd sahen, kehrten sie ins Dorf zurück, um hier den Verfolgten zu suchen und gefangenzunehmen. Inzwischen aber hatte Friedrich den Besitzer des Gutes, der ihn nur für einen Offizier hielt, gebeten, ihn vor seinen Verfolgern zu retten. Der Bauer, der, wie die meisten Schlesier, preußenfreundlich war, erklärte sich dazu bereit. Im Auszughause lag in einem kleinen, halbdunklen Stübchen eine alte Frau krank zu Bett. Sie wurde hinausgetragen, der König in das Bett gesteckt und ihm eine Haube der alten Mutter aufgebunden. Wer eine solche Auszugstube kennt, wird sich einen Begriff von der Lage des Versteckten machen können. Da die Fenster nie geöffnet wurden, war die Luft zwar warm, aber von übelstem Geruche. Um sie noch abschreckender zu machen, brachte der Besitzer einen Eimer mit Dünger, auf den er heißes Wasser gegossen hatte, herein und stellte ihn unter das Bett, worauf er die Tür schloß.

Es war die höchste Zeit; denn schon kehrten die Reiter von ihrer aussichtslosen Verfolgung zurück. Sie begannen unter fürchterlichen Drohungen das Gehöft zu durchsuchen. Bereitwillig führte sie der Bauer, versicherte aber, er wisse von nichts. Als sie nun ins Auszughaus dringen wollten, warnte er sie, dort hineinzugehen: „Dort liegt meine Auszüglerin schwer krank, und niemand hält es vor Gestank um sie aus". „Ach was!" rief der Führer, „das kann ich glauben oder auch nicht." Kaum aber hatte er die Tür aufgerissen, so schlug er sie mit einem entsetzten „Pfui Deuwel!" wieder zu. Kurz darauf zogen die Soldaten ab, und der König war gerettet.

Am Tage darauf, am 10. April 1741, fand die Schlacht statt, in deren Verlaufe Pampitz teilweise abbrannte. Um das alte Auszüglerhaus, das ebenfalls in Flammen aufging, war es nicht schade. Der dankbare König aber ließ das Gut wieder aufbauen, befreite es von Steuern und Renten und machte es

zu einem Freigute. Bis zum heutigen Tage wird sein Besitzer nicht mit Namen genannt, sondern er heißt Freibauer.

Träger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 12. Durch den Seminaristen Gerhard Schmidche in Brieg von Herrn Rentner Kache, früher in Pampitz.

487. König Friedrich und der Ploschke-Bauer in Pogarell.

Kreis Brieg.

In Pogarell wohnt ein Bauer, namens Ploschke. Dessen Geschlecht ist das älteste im Dorfe. Von einem seiner Vorfahren wird erzählt: Kurz vor der Schlacht von Mollwitz kamen die Österreicher durch Pogarell, raubten den Bauern die Pferde und zogen dann weiter. Auch Ploschken wurden vier Pferde gestohlen. Am nächsten Morgen nahm er sich die Halftern auf den Rücken und ging ins Lager der Österreicher, wo er seine Pferde verlangte. Er wurde jedoch als Spion festgenommen und den Offizieren vorgeführt. Diese erlaubten ihm auf seine Klage in der Tat, seine Pferde zu suchen, und so fand er die Gäule und zog befriedigt seines Weges. Er hatte dabei aber auch Genaueres über die Stärke der Österreicher erfahren.

Unterdes kam auch Friedrich nach Pogarell. Er erfuhr von Ploschkes Abenteuern, ließ ihn herbeiholen und fragte ihn über die Österreicher aus. Der Bericht des Bauern soll ihm wirklich von Nutzen gewesen sein.

Nach der gewonnenen Schlacht ließ der König ihn abermals rufen, damit er sich eine Belohnung von ihm ausbitte. Ploschke bat um Militärfreiheit für seine Söhne. Um ihn vor der Rache der Österreicher zu schützen, nahm ihn Friedrich mit sich in eine andere Gegend. Aber bald packte ihn das Heimweh, er kletterte vom Wagen hinunter und lief nach Pogarell zurück. Er war auch glücklicherweise keinerlei Nachstellungen ausgesetzt.

Träger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 13 f. Durch den Seminaristen Wilhelm Geppert von Herrn Stellenbesitzer Wendrich in Groß-Jenkwitz. Vgl. auch Falch a. a. O. S. 12.

488. König Friedrichs Rettung durch den Bauern Margner in Zindel.

Kreis Brieg.

1. Unmittelbar vor der Schlacht bei Mollwitz unternahm König Friedrich von seinem Quartier in Pogarell aus einen Aufklärungsritt nach dem Dorfe Zindel. Er wollte feststellen, ob das Dorf bereits von den Österreichern besetzt sei. Dabei wäre er beinahe in die Hände der Feinde gefallen. Daß dies nicht geschah, war dem Bauer Georg Margner aus Zindel zu danken. Margner hatte bemerkt, daß ein österreichischer Trupp in einem Graben vor dem Dorfe auf den König lauere. Unter Lebensgefahr gelang es dem preußenfreundlich gesinnten Manne, den König rechtzeitig zu warnen, so daß die Gefahr an ihm vorüberging. Friedrich versprach dem Bauern für seinen wertvollen Dienst eine Belohnung. Margner aber war zu blöde, sich die zugesagte Belohnung einzumahnen. Er schwieg vielmehr von dem Vorfall, obwohl er später in bittere Not geriet. Erst auf dem Sterbebette berichtete er den Vorgang seiner Tochter, damit sie den König an sein Wort erinnern könne, falls sie einmal die Not dazu zwinge.

Tatsächlich ging es Margners Tochter, die den Schneider Schweinert in Breslau heiratete, auch sehr schlecht. In ihrer Not wandte sie sich an den König und bat ihn um eine Stelle für ihren beschäftigungslosen Mann. Der König schrieb an den Minister, Grafen Hoym, daß der Bittstellerin ihr Wunsch bewilligt werden solle; er erinnere sich noch sehr gut der Tat ihres ehrlichen Vaters.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und vom Lieben Dorel, 1924, S. 9 f. Bearbeitet nach der Schrift: „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten," 7. Sammlung, Berlin, 1787, S. 23 f., und K. A. Schmidt, Briegische Chronik, 1845, S. 180 f. Vgl. auch Mitteil. des Lehrers G. Erner aus Zindel, Schles. Provinzialbl., 1846, Stück 6, S. 630 f.

2. Am 8. und 9. April 1741 lag Friedrich in Pogarell in Quartier, während die Österreicher in den Dörfern um Mollwitz lagen und ihre Vortruppen bis Mollwitz reichten. Damals

geriet der Bauer Margner aus Zindel unter die Österreicher. Er wurde zunächst als Spion behandelt, dann aber wieder freigelassen. Man drohte ihm aber die Todesstrafe an, wenn er jemandem etwas über die Stellungen der Österreicher verrate. Als er nach Zindel zurückgekehrt war, traf er dort drei preußische Offiziere (nach andern zwei), deren einen er als den König erkannte. Margner begriff, daß sie in höchster Gefahr schwebten, von den Österreichern gefangen zu werden. Da er gut preußisch gesinnt war, suchte er sie zu retten. Den einen Offizier und die drei Pferde verbarg er in seinem Keller (in den ein schräger Gang hinabführte). Über dem Eingang richtete er Holz auf. Der König aber und der andere Begleiter mußten sich ins Bett legen. Margner zündete nun übelriechende Stoffe an, die die Schlafkammer mit einem widerlichen Geruche erfüllten.

Bald darauf erschienen auch die Österreicher, um das Haus des Margner, dem sie nicht trauten, zu durchsuchen. Der Bauer erklärte ihnen, in der Kammer lägen seine Eltern an einer ansteckenden Krankheit. Da scheuten sie sich, in die Stube einzudringen. Auch das Versteck im Keller entdeckten sie nicht, so daß sie schließlich ohne Ergebnis abziehen mußten.

Noch immer aber war der König nicht gerettet; denn österreichische Patrouillen durchstreiften nach wie vor die Umgegend. Da griff Margner zu einer neuen List. Er lieh sich vom Pfarrer einen Priesterrock, den der Begleiter des Königs anlegen mußte. Friedrich selbst aber wurde als Küster verkleidet. Beide brachte er nunmehr in seinem Wagen ins nächste Dorf. Den Österreichern, die ihn unterwegs anhielten, erklärte der Bauer, er fahre den Pfarrer zu einem todkranken Edelmanne in der Nähe, dem er das Abendmahl reichen solle. So gelangte der König wieder zu seiner Armee zurück.

Fräger, a. a. O., S. 10. Bearbeitet nach Colmar Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen, 1864, S. 8 f.

489. König Friedrich und der Pandur bei Zindel.

Kreis Brieg.

Am 10. April 1741 kam Friedrich auch nach Zindel. Im tiefen Straßengraben vor dem Dorfe lauerte ein Pandur auf ihn. Schon hatte er das Gewehr angelegt. Im entscheidenden Augenblicke aber sah ihn der König. Die fest auf ihn gerichteten Feueraugen entwaffneten den Mann, er warf das Gewehr weg und bat um Gnade.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 9.
Handschriftlich von Lehrer Gebhardt in Schüsselndorf.

490. König Friedrich von einer Zindeler Bauersfrau gerettet.

Kreis Brieg.

In Zindel mußte sich Friedrich vor verfolgenden Österreichern verbergen. Eine Bauersfrau war gerade mit Brotbacken beschäftigt, als der König in ihrem Hause Schutz suchte. Kurz entschlossen steckte sie Friedrich in den Backofen und setzte Brote davor, so daß der König nicht entdeckt wurde.

Es heißt auch, daß eine andere Bauersfrau ihn vor den Österreichern dadurch verborgen habe, daß sie ihn mit seinen Begleitern in den Keller steckte und vor dessen Eingang Eimer mit Menschenkot aufstellte, um die Verfolger abzuschrecken, was auch gelang.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel 1924, S. 11.
Handschriftlich von Lehrer Gebhardt in Schüsselndorf.

491. König Friedrich und die beiden österreichischen Husaren in der Schlacht bei Mollwitz.

Kreis Brieg.

Bei dem stürmischen Angriff der österreichischen Reiterei in der Schlacht bei Mollwitz kamen zwei österreichische Husaren wider ihren Willen hinter die preußische Linie. Da bemerkten sie zwei preußische Reiter, die sich vom Schlachtfeld entfernten. (Es war König Friedrich mit seinem Adjutanten, die nach

Oppeln ritten, um Hilfe herbeizurufen.) Da es hohe Offiziere zu sein schienen, folgten sie ihnen in der Hoffnung, sie gefangen nehmen zu können. Der Ritt ging über Löwen nach Oppeln. Der eine der beiden Preußen, der einen edlen Schimmel ritt, strebte so schnell vorwärts, daß der andere auf seinem ermüdeten Gaule nicht nachkommen konnte. An einem Grabenrande stürzte des Begleiters Pferd, und dieser blieb zurück. Die beiden Österreicher aber setzten die Verfolgung des Schimmelreiters, der der Vornehmere schien, fort, bis sie ihn in der Nähe von Oppeln aus dem Auge verloren. Weiter wollten sie nicht folgen, da sie Oppeln von den Preußen besetzt glaubten. Ärgerlich über den entgangenen Fang verschnauften sie einige Augenblicke. Schon rüsteten sie sich zur Umkehr, als der Preuße plötzlich wieder auftauchte, und zwar kam er auf sie zugeritten.

Als sie der Schimmelreiter bemerkt, will er einen Seitenweg einschlagen. Doch schon sind die Verfolger zu nahe und rufen ihm zu, sich zu ergeben. Da wendet er sich mit Würde und, ohne der Pistolen und Säbel seiner Gegner zu achten, trifft er sie mit seinem majestätischen Blicke und spricht: „Ich bin der König von Preußen!" Durch diese unerwartete Antwort betroffen, werden die beiden durch den Adlerblick des königlichen Auges völlig entwaffnet. Endlich faßt sich der eine — Wald seines Namens — und stottert die Worte hervor: „Nehmen Eure Majestät gnädig die Huldigung zweier neuer Untertanen an." Freundlich spricht Friedrich: „Nun, so kommt, Kinder! Geleitet mich! Dorthin geht unser Weg; Oppeln ist in den Händen der Österreicher."

So hatte die überwältigende Persönlichkeit Friedrichs ihn gerettet und ihm zwei Feinde zu Freunden gemacht. Sie begleiteten ihn bis zu der Hilbersdorfer Mühle bei Löwen, wo sie den glücklichen Ausgang der Schlacht erfuhren.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 6 f. Bearbeitet nach Dr. Fuchs, Jubelschrift zur Feier der Schlacht bei Mollwitz, 1841, S. 3 f., und Colmar Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen, 1864, S. 16 f.

492. Zander der Spion und die Eroberung von Brieg 1741.

Stadt Brieg.

Nach der Schlacht bei Mollwitz belagerten die Preußen die Festung Brieg. Es tat Eile Not, denn aus einem aufgefangenen Briefe an den Festungskommandanten Piccolomini vom österreichischen Oberbefehlshaber Neipperg ersah man, daß das Entsatzheer im Anmarsche sei. Zu den preußischen Belagerungstruppen gehörte auch das Grenadierregiment des Erbprinzen Leopold von Dessau, des Sohnes des „alten Dessauers". Prinz Leopold trieb unter seinen Grenadieren einen Unteroffizier, namens Zander, auf, der in Brieg von früher her etwas bekannt war. Er beredete den aufgeweckten Berliner, sich als Spion in die Festung zu schleichen und die schwächste Stelle des Walles auszukundschaften, damit man sich der Stadt durch einen Handstreich bemächtigen könne. Zander ging auf den Vorschlag um so lieber ein, weil in Brieg seine Geliebte, Cölestine, im Hause ihres Vormunds Karcher, eines Preußenfeindes, wohnte.

Zander verkleidete sich als Bauer und ließ sich die aufgefangene Depesche Neippergs in seine Stiefel nähen. Als die Nacht einbrach, schlich er sich durch die preußischen Vorposten und durchschwamm den Festungsgraben, während die Preußen einige blinde Schüsse hinter ihm herfeuerten. Die österreichischen Posten führten ihn zum Kommandanten. Diesem erzählte er, daß er Leibjäger des Generals Neipperg sei und eine wichtige Depesche zu überbringen habe. Fürst Piccolomini nahm die Depesche in Empfang und hegte nicht den geringsten Verdacht; denn er erwartete in der Tat eine derartige Nachricht. Er ließ am andern Morgen den Boten überall auf den Festungswällen herumführen, damit dieser nach seiner Rückkehr zu Neipperg, die schon am Abend erfolgen sollte, genauen Bericht über die Verteidigungsmaßregeln erstatten könne. Zander hatte so Gelegenheit, die schwächste Stelle der Anlagen herauszufinden. Sie befand sich dort, wo der Festungsgraben in einen Sumpf

überging, der aber nicht sehr tief zu sein schien. An dieser Stelle hatte man keine Schutzmaßnahmen getroffen.

Eine große Gefahr trat für den Spion ein, als er beim Gange durch die innere Stadt beim Hause Cölestinens vorbeikam. Karcher sah mit seinem Mündel gerade zum Fenster heraus. Beide erkannten Zander sofort. Zander ging wie ein Fremder vorbei; und Cölestine ahnte sofort den Zusammenhang, und wie bestimmt auch Karcher behaupten mochte, daß er Zander gesehen, sie bestritt es ebenso bestimmt und meinte, der Fremde habe nur eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm gehabt. So nutzte auch Karchers Anzeige beim Bürgermeister und Kommandanten nichts. Abends kehrte Zander ins preußische Lager zurück und erstattete Bericht. Schon in der folgenden Nacht wurde an der ausgekundschafteten Stelle gestürmt, niemand erwartete hier den Angriff, und so gelang der Überfall vollständig. Brieg war im Besitze Friedrichs. Zander erhielt seine Entlassung und eine hohe Belohnung. Karcher war froh, daß er sich durch Einwilligung in die Heirat, die er bisher verweigert hatte, Schweigen über seine Anzeige erkaufen konnte.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 18 f. Bearbeitet nach A. E. Simson, Der Spion von Brieg, o. J. Univ.-Jugendbibl. von Hiegler, Nr. 743.

Geschichtlich wurde Brieg nicht erstürmt, sondern kapitulierte am 4. Mai 1741.

493. Wie König Friedrich den Briegern den Aberglauben austreibt.

Stadt Brieg.

Nach der Besitznahme Briegs durch die Preußen 1741 wurde den Fischhändlern als Verkaufsstätte ein Platz angewiesen, wo früher ein Militärgalgen gestanden hatte. Die Bevölkerung verhöhnte deshalb die Heringshändler und nannte sie unehrlich. Oft kam es sogar zu Schlägereien. Der damalige Kommandant von Brieg, von Hautcharmois, machte davon dem Könige Mitteilung, der hinter solchen Vorurteilen scharf her war. Friedrich antwortete: „Seine Bürger sind Esels. Mache

Er den Platz ehrlich, und wenn sie weitere Krekelei machen, so lasse Er zuhauen!"

Hautcharmois ließ die Bürgerschaft an den Heringsständen zusammenrufen, stieß seinen Degen in die Erde und sagte: „Nun ist dieser Ort ehrlich, und wer ihn künftig als unehrlich ansieht, wird nach Se. Königlichen Majestät Befehl bestraft werden." Als aber ein Schneider trotzdem die alten Spötteleien nochmals wiederholte, ließ ihn Hautcharmois verhaften und ihm 25 „Fuchtel" aufzählen. Das half!

Früger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 21. Nach Falch a. a. O., S. 30, der Wochenschrift „Der Sammler", Jahrg. 1838, S. 173, und K. A. Schmidt, Briegische Chronik, 1845, S. 181.

Noch heute ist ein Nachklang der Erzählung in folgender Sage vorhanden:

Der letzte Henker in Brieg war gestorben, und seitdem stand das Haus, das er bewohnt hatte, leer. Endlich zog ein Kaufmann hinein und eröffnete einen Kram. Doch kein Mensch ließ sich bei ihm blicken; denn wer das Haus des Henkers betritt, wird unrein. Der geschädigte Kaufmann wandte sich schließlich mit seiner Klage an König Friedrich. Der schrieb: „Die Brieger sind große Esel und Schafköpfe." Das half: fortan sollen sich die Brieger eines andern besonnen haben.

Früger, a. a. O., S. 21. Durch den Seminaristen Helmut Hoffmann von Herrn Oberschaffner Klimmeck in Brieg.

494. Wie König Friedrich einen treuen Offizier belohnte.

Stadt Brieg.

König Friedrich war dem Kommandanten von Brieg, General von Hautcharmois, sehr gewogen. Ihm zu Ehren benannte er die Bastion am Brieger Odertore. Einst hatte er mit dem General eine Unterredung über die wirtschaftliche Lage der Offiziere. Friedrich meinte, er wünsche jedem seiner braven Offiziere für seinen Lebensabend ein ländliches „Sanssouci", d. h. einen Landsitz, wo er ohne Sorgen leben könne. Er wußte

aber, daß Hautcharmois arm war, und fragte plötzlich: „Wo liegen denn eigentlich Seine Güter?" „Im Himmel," erwiderte der General. Mit leutseligem Witz erwiderte der König: „Das ist zu weit, dorthin kann ich Ihm keinen Urlaub bewilligen. Doch weiß Er was, ich will Ihm Allerheiligen schenken. Das paßt schon eher." Der überraschte General dankte tief bewegt. Er war durch die Gnade seines Königs mit einem Male Besitzer des schönen Gutes Allerheiligen im Kreise Oels geworden, wo er nach seinem Heldentode bei Prag auch begraben wurde.

Träger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 21 f. Nach Falch a. a. O., S. 32 f., dem „Sammler", 1808, S. 78 f., und K. A. Schmidt, Brieger Chronik, 1845, S. 186.

495. Der Alte Fritz begnadigt zwei Grenadiere zu Brieg.

Stadt Brieg.

Friedrich der Große weilte bekanntlich oft längere Zeit in Brieg. Hier ritt er täglich spazieren. Auf einem dieser Ritte bemerkte er, daß viele Menschen über den Ring, die Oppelner Straße und den Neumarkt zum Oppelner Tore hinauseilten. Auf seine Frage, was es gebe, wurde ihm gesagt, daß zwei Grenadiere auf dem Galgenberge gehängt werden sollten. Friedrich setzte sein Pferd in Galopp, um bei der Vollstreckung des Urteils zugegen zu sein. Er bemerkte in seiner Eile nicht, daß sein Pferd an der Ringecke ein Hufeisen und er selbst gleich darauf in der Oppelner Straße seinen Hut verlor. Obwohl ihn das Volk durch lautes Rufen darauf aufmerksam machte, achtete er nicht darauf, sondern ritt noch schneller. Bald war er auf dem Richtplatze, der sich auf dem Grundstücke der heutigen Fabrik von Przillas, nahe der Schiffswerft, befand. Neben dem Galgen standen gefesselt die beiden Verbrecher, zwei kräftige Soldatengestalten, die des Königs Wohlgefallen erregten. Das Volk verhöhnte sie und bewarf sie mit verfaultem Obst. Friedrich beobachtete nun, wie der eine weinte und der

andere ihn zu trösten versuchte. Dieser sagte zu jenem: „Es ist bis jetzt gegangen, es wird auch weiter gehen." Der König erkundigte sich nach ihrem Verbrechen und nach ihrem früheren Leben. Vor allem wollte er wissen, was wohl den einen veranlaßt habe, den anderen mit so seltsamen Worten zu trösten. Da erzählten sie, daß sie den König einst vor der Gefangennahme gerettet hätten. Friedrich erkannte nun wirklich in den beiden die zwei Grenadiere wieder, die ihn einst — nach der Schlacht bei Kolin — vor den österreichischen Reitern unter eine Feldbrücke versteckt hatten. Er erinnerte sich, daß er damals zu ihnen gesagt hatte: „Es ist bis jetzt gegangen, es wird auch weiter gehen." Friedrich war über das Wiedersehen so erfreut, daß er beide begnadigte, obwohl das Volk Einspruch erhob.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 44. Durch die Seminaristen Max Kaul und Ernst Besoke von Herrn Fiebig und Frau Klenke in Brieg.

496. König Friedrich und der Hermsdorfer Leinweber Gottschalk.

Kreis Brieg.

Bei seiner jährlichen Anwesenheit in Brieg, die meist in den August fiel, hielt der König gewöhnlich auch auf den Feldern zwischen Briegischdorf und Paulau eine Truppenschau über die Garnison der Stadt ab. Auf dem Rückwege zur Stadt ritten stets Landjäger voraus, die mit langen Peitschen dafür sorgten, daß die Straßen vom Verkehr frei blieben. Einst erhielt ein junger Bursche vom Lande, der nicht schnell genug zur Seite ging, einige derbe Hiebe. Sein Vater, der angesehene Leinweber Gottschalk aus Hermsdorf, ein alter Seydlitz-Kürassier, wollte sich das nicht gefallen lassen. Er ging auf die Kommandantur und beschwerte sich beim Könige über den Landjäger. Da er aber dessen Name nicht wußte, sagte Friedrich: „Ja, da kann ich Ihm nicht helfen. Warum geht der Schlingel auch nicht zur Seite." Er ließ sich aber mit Gottschalk in ein längeres Gespräch ein und erfuhr, daß er unter Seydlitz gedient hätte. „Na, wie war's bei Roßbach?" fragte er darauf. Der alte Kürassier

erwiderte: „Ach, Roßbach war ja gar keine Schlacht, sondern nur eine Franzosenjagd. Da war nicht viel Ehre einzulegen." Der König lächelte belustigt und erkundigte sich weiter, ob Gottschalk auch feines Leinen anfertige. Auf seine bejahende Antwort mußte er sogleich ein Stück feinen Damast herbeiholen. Friedrich besah es mit Kennerblick. Dann urteilte er: „Gottschalk, Er ist hier nicht auf Seinem Platze. Gehe Er ins schlesische Gebirge und lege Er eine Fabrik an. Ich werde Ihm Vorschüsse geben." Der Weber dankte für die Gnade, lehnte sie aber ab, da er in seinem Häuschen in Hermsdorf leben und sterben wolle. „Das ist der erste invalide Soldat," sagte dann Friedrich zum Kommandanten, „der kein Geld von mir haben will." „Wird Sein Sohn auch Weber?" wandte er sich wieder an Gottschalk, und als der bejahte, setzte er hinzu: „Nun, dann kann ich Ihm doch einen Gefallen tun. Ich werde ihm Militärfreiheit gewähren. Da hat Er doch auf Sein Alter eine Unterstützung." Gottschalk dankte bewegt für die königliche Gnade und entfernte sich.

Nach zwei Jahren war auch Gottschalks zweiter Sohn zum Militärdienst reif. Der Leinweber ging wieder zum Könige und bat auch um dessen Freilassung. Friedrich legte ihm nun ernsthaft die Frage vor, ob sein zweiter Sohn gesund, stark und zum Soldaten tauglich sei. Der ehrliche Mann gab das zu. Darauf sagte der Alte Fritz: „Sage Er selbst, wie Er an meiner Stelle handeln würde. Was Er sagt, will ich tun." Gottschalk entgegnete: „Majestät, ich würde den Jungen nicht freigeben." Da sagte der König erfreut: „Er ist ein braver Mann. Sein Sohn wird also Soldat!"

Der Bursche wurde auch eingezogen. Er konnte aber, obwohl er sich alle Mühe gab, seinem General nichts recht machen. Immer hatte dieser etwas an ihm zu tadeln, bis er ihm schließlich den Abschied gab, weil er zum Soldaten untauglich sei. Man erzählt sich, der General habe einen geheimen Auftrag des Königs befolgt.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 47. Bearbeitet nach dem „Sammler", Jahrg. 1838, S. 150 f.

497. Wie der Alte Fritz zu Brieg einen Wels besichtigt.

Stadt Brieg.

Wenn König Friedrich die Stadt Brieg besuchte, war für die Leute stets ein Feiertag. Die Brieger, die ihren „Alten Fritzen" sehr liebten, suchten ihn bei seiner Ankunft stets mit etwas Außergewöhnlichem zu überraschen. Einst – im Jahre 1768 – war der König wieder nach Brieg gekommen. Ein Fischermeister hatte einige Tage vorher einen riesigen Wels gefangen. Einen so großen Fisch hatte man noch nicht gesehen, und man wollte dem guten Könige diese Sehenswürdigkeit nicht vorenthalten. Der Wels wurde in einem mit Blumen geschmückten und mit Wasser gefüllten Kahn auf einem Rollwagen auf dem Ringe vor die Kommandantur gefahren. Der Alte Fritz ließ sich einen Stuhl bringen, stieg auf den Wagen und bestaunte das Riesentier. Mit seinem Krückstock berührte er das bemooste Haupt des Fisches. Das gefiel dem alten Herrn aber wenig. Mit seiner mächtigen Schwanzflosse peitschte er das Wasser, so daß der König über und über bespritzt wurde. Alles Volk lachte laut, als Friedrich so pudelnaß dastand. Der aber sprang schnell vom Wagen und rief laut: „Na, Ihr Narren, was ist da zu lachen! Vor solch einem Kerl muß man wohl retirieren!"

Friedrich bezahlte den Riesenfisch mit 100 Talern. Dann ließ er ihn auf dem Wasserwege schnellstens nach Berlin bringen, um sich mit den Berlinern noch einen Spaß zu machen. Er ließ in Berlin bekannt machen, daß am nächsten Tage an der Spree ein lebender großer Walfisch für ein Eintrittsgeld von vier Groschen zu sehen sei. Die Berliner strömten herbei, um das Seeungeheuer in Augenschein zu nehmen. Niemand bedachte, daß ein Walfisch im Süßwasser ja gar nicht leben kann. Mit langen Gesichtern sollen die Überklugen wieder abgezogen sein. Das Eintrittsgeld wurde der Berliner Charité überwiesen.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 46. Durch den Seminaristen Rudolf Thörmer von Frau Semmler in Brieg, ergänzt nach dem „Sammler", Jahrg. 1838, S. 181 f.

498. Kommandant Rabenau und General Zaremba.

Stadt Brieg.

Der Brieger Kommandant von Rabenau und der General von Zaremba, der das in Brieg in Garnison liegende Regiment befehligte, lagen stets miteinander in Fehde. Jener pochte auf seine Rechte als Festungskommandant, dieser auf seinen höheren Rang. Einst rückte Zaremba mit seinem Regiment zum Exerzieren aus, ohne daß dies der Vorschrift gemäß dem Kommandanten gemeldet worden wäre. Rabenau ließ deshalb gegen 11 Uhr die Brücke aufziehen und die Tore schließen, so daß das Regiment bei seiner Rückkehr keinen Einlaß fand. Obwohl Zaremba nach Kräften schimpfte und donnerte, mußte er bis gegen 3 Uhr mit seinen Soldaten draußen vor den Toren warten. Der General beschwerte sich sofort bitter beim Könige, worauf auch Rabenau seinen Bericht einsenden mußte. Beide erhielten ihre Schreiben zurück. Unter Zarembas Beschwerdeschrift stand: „Die Suppe ist Ihm kalt geworden. Sieht Er, warum tut Er nicht Seine Schuldigkeit!" Auf Rabenaus Bericht aber hatte der Alte Fritz geschrieben: „Eine Viertelstunde wäre genug gewesen zur Satisfaktion."

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 53.
Nach Falch a. a. O., S. 129, Anm.

499. König Friedrich und der alte Feldwebel.

Stadt Brieg.

Daß sich Friedrichs Soldaten auch einmal ein freies Wort erlauben durften, zeigt folgende hübsche Sage:

In Brieg lag das Regiment Zaremba in Garnison. Der General Zaremba war ein alter Griesgram, der viel fluchte und schimpfte. Bei seiner Leibkompagnie stand ein alter Feldwebel, namens Finke, der sich das Geschimpfe niemals ruhig einsteckte, sondern oft dermaßen Widerpart gab, daß man fürchtete, er werde wegen Ungehorsams bestraft werden. Das geschah jedoch nie, und zwar aus gutem Grunde; denn Finke hatte dem General in der Schlacht bei Prag einst das Leben gerettet, und so durfte er sich manches erlauben, was kein anderer gewagt hätte.

Bei jeder Besichtigung der Kompagnie hatte der grämliche Zaremba zu tadeln, und zuletzt flog dem Feldwebel meist ein Donnerwetter an den Kopf, das eine Auswahl der schönsten Schimpfnamen enthielt. Finke dagegen rief in solchen Fällen: „Ich bin kein Hundsfott, ich bin Feldwebel, und bei Prag war ich der Finke hinten, der Finke vorne!" „Halte Er's Maul!" befahl der General auf solche ungehörige Widerrede. Doch Finke ließ sich nicht einschüchtern. Er entgegnete dann wohl aufgebracht: „Bei Prag brauchte ich das Maul nicht zu halten, und ich halte es auch jetzt nicht."

Der König, dem nichts verborgen blieb, hatte auch von Finkes Widersetzlichkeit erfahren, und bei einer Truppenschau sagte er in Gegenwart Zarembas zu ihm: „Feldwebel, ich höre, daß Er Seinem General grob kommt?" „Nein, Ew. Majestät, das nicht! Aber wie es in den Wald rein schallt, so schallt es wieder raus, und bei Prag war ich der Finke hinten, der Finke vorne." „So?" sagte Friedrich, indem er einen raschen Seitenblick auf den General warf. „Aber als Feldwebel muß Er der Kompagnie ein gutes Exempel geben und sich mäßigen. Gehe Er jetzt!"

Zaremba soll von Stund an anders zu seinem Feldwebel geworden sein, dieser aber erhielt eine königliche Zulage.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 48.
Nach Falch a. a. O., S. 60 f.

500. König Friedrich und Stadtdirektor Schultz zu Brieg.

Stadt Brieg.

Der alte Stadtdirektor Schultz war ein Mann nach des Königs Herzen. Ihm ist es vor allem zu danken, daß Brieg die Gnade Friedrichs in so hohem Maße erhalten blieb.

Schultz trat sein Amt 1767 an. Schon bei seiner Vorstellung unterwarf ihn der Alte Fritz einer schweren Prüfung. Er stellte eine Unmenge Fragen über Brieger Verhältnisse und bezweifelte dann die Richtigkeit der Auskünfte, die Schultz er-

teilte, oder behauptete wohl auch das Gegenteil, um dem Direktor auf den Zahn zu fühlen. Da rief dieser schließlich im Eifer aus: „Ew. Majestät, was ich sage, ist die Wahrheit, oder der Teufel soll mich holen!" „Schweig Er vom Teufel gegen mich, und sei Er nicht so grob!" entgegnete Friedrich. Schultz wollte um Verzeihung bitten, jedoch der König wollte nichts davon hören, sondern setzte seine Fragen fort, als ob nichts vorgefallen sei. Bei der Entlassung sagte Friedrich: „Gehe Er nun und regiere Er die Bürgerschaft getreulich, daß wir gute Freunde bleiben."

Das hat dann Schultz auch in vollem Maße getan.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 27 f.
Bearbeitet nach Falch, S. 57.

501. Wie König Friedrich für den Häuserbau zu Brieg sorgte.

Stadt Brieg.

König Friedrich konnte baufällige Häuser nicht leiden und sorgte tatkräftig dafür, daß alle Häuser in gutem Zustand versetzt oder neu gebaut wurden. Dabei unterstützte ihn der Stadtdirektor Schultz zu seiner ganzen Zufriedenheit. Friedrich kam nach dem Siebenjährigen Kriege erst nach Brieg, und wenn er Zeit hatte, ging er durch die Stadt, um die Neubauten zu besichtigen und baubedürftige Häuser festzustellen. Dabei kam er auch durch die Gerbergasse, wo ihm ein sehr schlechtes Haus mit einer sogenannten Schindelkappe ins Auge fiel. Dessen Besitzer, ein Fleischer, stand vor der Tür. Der König rief ihm zu: „Das ist ja eine verfluchte Kaluppe! Ich werde Ihm ein neues Haus bauen lassen." Der Fleischer erwiderte unüberlegt: „Ach, Ew. Majestät, das wär' wohl hübsch, aber ich bin in dem Hause geboren und erzogen und habe immer gedacht, auch darin zu sterben." „Na meinetwegen, laß Er sich darinnen auch verbrennen," entgegnete der Alte Fritz ärgerlich und ging weiter. Der Fleischer merkte bald, was er da für eine Dummheit ge-

macht hatte, als ihm seine Nachbarn einen Esel über den andern an den Kopf warfen. Er lief zum Kommandanten und bat ihn, sich beim Könige für ihn zu verwenden, daß er ihm doch ein neues Haus bauen lasse. Der wagte es auch wirklich, erhielt aber vom Könige die unwirsche Antwort: „Nichts da! Jetzt mag der Narr seine Kappe behalten."

Brieg litt wiederholt durch Brände, die viele Neubauten nötig machten. Als Friedrich im Jahre 1779 wieder in Brieg weilte, konnte ihm der Stadtdirektor Schultz melden, daß die neuen Häuser bis auf wenige fix und fertig seien. Der König bestieg nach der Tafel sein Pferd und ritt langsam die Oppelner Straße entlang. An der Tür jedes neuen Hauses stand der Eigentümer und begrüßte ehrerbietig den Monarchen. Freundlich nickte ihnen Friedrich zu. An dem Hause Oppelner Straße Nr. 11, damals dem Büchsenmacher Böttner gehörig, hielt Friedrich an. Er betrachtete es von außen und stieg dann mit den Worten vom Pferde: „Ich will doch sehen, ob innerlich auch alles hübsch ordentlich gemacht ist." Er stieg bis unters Dach, schimpfte über die Zimmerleute, die zu den Sparren zu schwaches Holz genommen hätten, und besichtigte dann die Zimmer. Böttners Frau nahm sich die Freiheit, dem Könige eine Tasse Kaffee anzubieten, die er dankend annahm. Bei seiner Unterhaltung mit den Leuten bemerkte er, daß einige Fensterscheiben blasiges Glas hatten. Da ging er zum Fenster und stieß sie mit seinem Krückstock entzwei, indem er brummte: „Der Glaser soll andere machen. Ich habe gutes Geld gegeben, da muß auch gutes Glas dafür sein." Dann entfernte er sich mit den Worten: „Adieu, Büchsenmacher! Ich wünsche Ihm ein langes Leben in Seinem Hause und viel Arbeit in Seinem Metier."

Auf seinem weiteren Ritte kam er auch bei dem Kapuzinerkloster vorbei, das bereits wieder voll ausgebaut war. Da sagte er zum Stadtdirektor Schultz: „Seh Er einmal! Die haben kein Geld von mir gebraucht. Woher mögen sie es nur genommen haben?" Schultz erwiderte, man habe von reichen Geschenken und Kollekten gesprochen. „Glaubt Er das wirklich?" sprach

Friedrich, „ich nicht. Das Geld wird wohl aus dem Österreichischen sein. Na, solche Einfuhr verbiete ich nicht."

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, Auswahl aus Nr. 19 (S. 30) und Nr. 23 (S. 36). Die Nummern bearbeitet nach Falch, S. 23 f. und S. 83 f., sowie K. A. Schmidt, S. 208 f. und S. 241 f.

502. König Friedrich in Linden.

Kreis Brieg.

Mit besonderer Liebe förderte Friedrich der Große die Seidengewinnung. Überall ließ er daher Maulbeerbäume anpflanzen. Solche Pflanzungen befanden sich z. B. auf den beiden Friedhöfen an der Neuhäuserstraße in Brieg. Auch der „Philosophenweg" war mit Maulbeerbäumen bepflanzt.

Eine Maulbeeranlage befand sich auch bei Linden, Kreis Brieg. Sie unterstand dem Domänenverwalter Mederjan. Wenn der König von Brieg nach Breslau fuhr, hielt er fast stets bei der Pflanzung, um sie zu besichtigen. Einmal fragte er den Verwalter: „Wie heißt Er?" „Mederjan." „Wieviel Maulbeeren hat Er da drinnen?" Als der bestürzte Beamte, der diese Frage nicht erwartet hatte, die Antwort schuldig blieb, spottete Friedrich: „Mederjan — Dummerjan!" Darauf fragte er den Schulzen nach der Seelenzahl des Dorfes. „Das kann ich diesmal nicht sagen," war die Antwort. „Warum denn nicht? Er hat's doch sonst gewußt. Will Er auch ein Dummerjan werden?" rief Friedrich erregt. Darauf der Schulze: „Als ich aus dem Dorfe ging, hatte es 462 Einwohner, einer aber lag im Sterben. Ich weiß also nicht, ob die Zahl noch richtig ist." Der König lächelte und sagte: „So genau wollen wir's nicht nehmen. Nehme Er sich ein Beispiel daran, Verwalter!" Im nächsten Jahre fragte der König nicht wieder vergeblich.

Bearbeitet nach dem „Sammler", Jahrg. 1838, S. 79 ff., und Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 43. Falch, a. a. O., S. 46 f.

503. Des Königs zerrissener Stiefel.

Stadt Brieg.

Eines Tages kam der Alte Fritz mit einem zerrissenen Stiefel in Brieg an. Als er seine Schuhe wechseln wollte, stellte sich heraus, daß das zweite Paar in Neisse vergessen worden war. Der König mußte sich also ein Paar Pantoffeln vom Kommandanten leihen. Ärgerlich über die Nachlässigkeit seiner Leute befahl er, daß der Stiefel sofort ausgebessert werden sollte.

Da wurde ein hoher österreichischer Offizier gemeldet, der den König im Auftrage Kaiser Josephs II. in Neisse hatte aufsuchen sollen. Da er ihn dort nicht mehr angetroffen hatte, war er ihm nach Brieg nachgereist. Die Augen des eintretenden Österreichers fielen unwillkürlich auf Friedrichs Fußbekleidung, so daß dieser lächelnd sagte: „Pardon, Herr Obrist, daß ich Sie in Pantoffeln empfange. Aber der König von Preußen hat gegenwärtig nicht einmal ein Paar Stiefeln." Da stellte sich heraus, daß der Oberst die vergessenen Stiefel aus Neisse mitgebracht hatte. Friedrich dankte ihm und lud ihn zur Tafel.

Inzwischen brachte ein Diener den ausgebesserten Stiefel, und der König fragte, was der Schuster dafür genommen habe. „Gar nichts, Ew. Majestät," antwortete der Bediente, „er sagte, er habe als Grenadier lange genug königliches Brot gegessen." „Laß den Narren reinkommen," befahl der König. Der Schuhmacher, Reimann mit Namen, trat ein, und Friedrich sagte zu ihm: „Sei Er kein Narr und laß Er sich Seine Arbeit bezahlen! Was hat Er verdient?" „Einen Groschen, Ew. Majestät." „Dann wird Er wohl auch einen Taler von mir annehmen, weil wir Kriegskameraden sind?" „Ja, Ew. Majestät, ich habe vor Ihrem Quartier Wache gestanden, als Sie der Warkotsch gefangen nehmen wollte." „So? Hat Er auch den Gnadentaler?" „Nein, Ew. Majestät," „Warum nicht?" „Ja, ich sollte noch eine Kapitulation abdienen, und die Knochen wollten nicht mehr fort." „Na, dann warte Er draußen, Er wird Seinen Verdienst erhalten und einen Zettel auf den Gnadentaler."

Die Erwähnung des Warkotsch'schen Verrates war dem österreichischen Oberst sehr unangenehm. Er glaubte, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er sich unwissend stellte und sich nach dem Vorfall erkundigte. Aber da kam er bei dem Alten Fritz schlecht an. Der erwiderte beißend: „Die Geschichte wissen wir Preußen nicht vollständig, aber in Wien können Sie sie ganz ausführlich erfahren, Herr Obrist."

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 49.
Nach Falch, a. a. O., S. 47 f.

504. König Friedrich und der Arzt Dr. Schröter.

Stadt Brieg.

Bei einem seiner Besuche in Brieg fühlte sich der Alte Fritz nicht wohl. Da er von den Feldscheren nicht viel hielt und seinen Leibarzt auf Reisen nicht mithatte, ließ er den Brieger Kreisphysikus, Doktor Schröter, rufen. Der erkannte bald, daß sich der König den Magen verdorben hatte, was bei ihm häufig vorkam. „Was wird Er mir verschreiben?" fragte der Alte Fritz. „Ich dächte, Rhabarber." „Nein, Ew. Majestät, das werde ich nicht tun!" „Ich befehle es Ihm aber!" „Ew. Majestät können mir das wohl befehlen, aber ich werde nicht gehorchen. Als Arzt nehme ich nur von meinem Gewissen Befehle an. Da Ew. Majestät bald weiter reisen, wird die Erschütterung schon wohltätig wirken. Außerdem empfehle ich einige Tropfen von meiner Hausmedizin, von der ich gleich ein Fläschchen holen will." „Aha," lachte der König, „Er verdirbt sich also auch manchmal den Magen!" Schröter brachte die Medizin und empfahl sich bald wieder. „Höre Er, Doktor," sagte Friedrich zum Abschied, „ich Danke Ihm, daß Er so ehrlich gewesen ist, mich als Kranken und nicht als König zu behandeln. Ich werde mich bei Ihm abfinden."

Mit der nächsten Post erhielt Schröter eine goldene Dose mit dem Namenszuge Friedrichs. In ihr befanden sich 25 Dukaten

und ein Zettel mit folgenden Worten von Friedrichs Hand: „Sein Rat ist gut gewesen. Ich danke!"

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 51. Nach Falch, a. a. O., S. 125, und K. A. Schmidt, a. a. O., S. 248 f.

505. König Friedrich und die Soldatenmutter.

Stadt Brieg.

Es war im Jahre 1779. Der Alte Fritz hatte nach der Besichtigung der Neubauten zu Brieg eine Unterredung mit dem Stadtdirektor Schultz. Da wurde ihm gemeldet, eine Bauersfrau dringe darauf, ihn zu sprechen. „Na, da laßt sie herein!" sagte der König. Die Bäuerin zeigte unter Tränen einen Strafbefehl der Regie vor, nach dem sie eine hohe Geldstrafe bezahlen sollte, weil sie ein Stückchen Fleisch in die Stadt zu bringen versucht hatte, ohne die Akzise zu bezahlen. Schluchzend erzählte die blutarme Frau, ihr Sohn stünde beim Regiment Zaremba in Brieg und läge krank im Lazarett. Da er dort fast verhungern müsse, habe sie sich einige Groschen abgedarbt, um ihm ein Stückchen Fleisch kaufen zu können. Das habe sie ihm in die Stadt gebracht. Da sie kein Geld mehr gehabt habe, um am Tore die Akzise zu bezahlen, hätte sie versucht das Fleisch durchzuschmuggeln. Die französischen Schinderknechte hätten sie aber dabei erwischt und es ihr weggenommen. Jetzt solle sie noch hohe Strafe bezahlen oder ins Stockhaus wandern. Ihr Sohn aber müßte halb verhungern.

Der König hatte aufmerksam zugehört. Er nahm eine Feder und schrieb unter den Strafbefehl: „Die Strafe ist an mich bezahlt. Ich quittiere. Man soll sie laufen lassen!" Der Frau aber ließ er drei Taler reichen, indem er sagte: „Davon bezahle Sie, wenn Sie wieder Fleisch ins Lazarett tragen will."

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 53. Bearbeitet nach Falch, a. a. O., S. 90 f.

506. Wie Brieg angeblich eine Stadt zweiter Klasse wurde.

Stadt Brieg.

Für die Garnison der Festung Brieg ließ König Friedrich neue Kasernen bauen. Daß die Soldaten nun nicht mehr bei den Bürgern in Quartier zu liegen brauchten, war für diese eine große Erleichterung. Dafür aber nahm der König aus Stiftungskapitalien der Stadt 24000 Taler. Die Brieger waren darüber sehr aufgebracht. Als aber Friedrich die Kasernen wieder wegreißen und 1782 von städtischem Gelde neu bauen ließ, kam der Zorn der Brieger, wie man sich erzählt, zu offenem Ausbruch.

Einst, während eines Besuches in Brieg, kam der König vom Oppelner Tore aus die Oppelner Straße heruntergeritten. Da wurde er plötzlich an der Straßenkreuzung der Oppelner und der Nonnenstraße (am Gebäude der Brieger Zeitung) von einigen rohen Burschen mit Steinen beworfen. Sein Pferd scheute und machte plötzlich einen Seitensprung. Dabei verlor Friedrich seinen Hut. Nun sprengte das scheu gewordene Pferd in wildem Lauf der Kommandantur auf dem Ringe zu. An der Ringecke verlor es ein Hufeisen. Daran erinnert noch heute ein dreieckiger Stein im Straßenpflaster mit der Inschrift F. II. und ein Hufeisen, das man an der Ringecke an einer Stange aufhing.

Zur Strafe dafür soll Brieg in die Reihe der Städte zweiten Ranges versetzt worden sein, d. h. nach Brieg kommt kein Militär und keine Fürstlichkeit. Nun behielt die Stadt aber trotzdem ihre Garnison. Das erklärt sich das Volk damit, daß Brieg eine Strafanstalt besitzt, zu deren Bewachung Militär notwendig gewesen sei. Nie aber sei ein preußischer König wieder in unserer Stadt gewesen. Noch Kaiser Wilhelm II. habe die Stadt nicht sehen wollen, die seinen großen Ahnen gesteinigt hatte. Deswegen sei er stets nur bis Linden gefahren, wenn er im Oderwalde jagte. Mußte er aber durch Brieg hin-

durchfahren, so seien die Fenster seines Salonwagens stets verhängt gewesen.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 33.
Nach handschriftlichen Mitteilungen von Lehrer Junge in Brieg.

Wie wenig diese Sage der Geschichte entspricht, bezeugt die wiederholte Anwesenheit König Friedrichs in Brieg und seine landesväterliche Fürsorge für die Stadt.

507. Schatzfund auf dem Mollwitzer Schlachtfelde.

Kreis Brieg.

Einem Laugwitzer Bauern namens Franzke träumte oftmals, er werde sich in Wien sein Glück holen. Er erzählte davon seinem Pastor, und der riet ihm, dem Traume zu folgen und nach Wien zu reisen. Das tat Franzke, suchte aber lange sein Glück vergeblich. Endlich traf er einen blinden Bettler, dem er ein Almosen gab. Er ließ sich mit dem Bettler in ein Gespräch ein. Als der hörte, daß Franzke aus Schlesien sei, sagte er: „Ja, wenn ich noch einmal nach Schlesien könnte, so wäre mein Glück gemacht." Als Franzke weiter in den Blinden drängte, erfuhr er, daß er all seine Beute aus der Mollwitzer Schlacht unter einem Baume in der Nähe des Schlachtfeldes vergraben habe. Der Bauer ließ sich den Ort genau beschreiben und grub dann nach seiner Rückkehr nach. Seine Mühe soll reich belohnt worden sein.

Fräger, Sagen vom Alten Fritz und Lieben Dorel, 1924, S. 17.
Bearbeitet nach Fuchs, Jubelschrift, 1841, S. 2.

508. Wie die Brieger den Galgen „ehrlich" machten.

Stadt Brieg.

Draußen an der Oder auf der Galgenaue bei Brieg war der Galgen einmal ausbesserungsbedürftig geworden. Aber alle ehrbaren Handwerksmeister weigerten sich, den Schaden zu heilen; denn der Galgen war ja ein „unehrliches" Ding. Da war nun guter Rat teuer. Aber ein schlauer Bürger hatte einen feinen Einfall. Der Galgen sollte „ehrlich" gesprochen werden. Die hohe Geistlichkeit sollte diesen Plan ausführen; doch sie lehnte ab. So wurde in der Ratsversammlung beschlossen, der Bürger-

meister müsse den Galgen „ehrlich" sprechen. An einem Nachmittage zogen alle Bürgersleute hinaus nach der Galgenaue, um dem feierlichen Akte der „Ehrlichsprechung" beizuwohnen. Das würdige Stadtoberhaupt erschien mit den Ratsherren. Er trat an den Galgen, schlug dreimal daran und rief mit lauter, feierlicher Stimme: „Ich spreche dich, Galgen, für drei Tage ehrlich!" Jetzt durfte ein Handwerksmeister den „ehrlichen" Galgen ausbessern. Nach drei Tagen versammelte das Volk sich wieder um den Galgen, als ihm die „Ehrlichkeit" in ebenso feierlicher Weise wieder abgesprochen wurde. Nun konnte der Scharfrichter sein Amt zur großen Freude des schaulustigen Volkes wieder ausüben.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 18. Durch Seminarist Rudolf Thörmer von Herrn Semmler in Brieg.

509. Wie ein Mörder zu Brieg sich selbst verriet.

Stadt Brieg.

Vor vielen Jahren verließ ein Schuhmachergeselle die Stadt Brieg, um auf die Wanderschaft zu gehen. Seine Mutter gab dem Burschen eine für damalige Zeit beträchtliche Summe Geldes mit auf den Weg. Nach herzlichem Abschied von der Mutter marschierte er mit seinem Freunde, der ihn bis Breslau begleiten wollte, auf Grüningen zu. Hinter der Stadt gerieten aber die beiden in Streit, in dessen Verlauf der ungetreue Freund, der nach dem Gelde des Schusters trachtete, diesen erschlug. Die Leiche verscharrte der Mörder, er selbst entfloh mit dem Gelde.

Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen. Der Mörder glaubte, die Bürger würden ihn nicht wieder erkennen. Er kehrte deshalb, von Heimweh getrieben, zurück, wagte es aber nicht, in die Stadt zu gehen. Eines Morgens fand ihn ein Wachtmeister schlafend in dem Gebüsch, welches das seinerzeit verrufene Gebiet hinter der heutigen Kaserne bedeckte. Der Mörder sprach im Schlafe die Worte: „Ist es noch so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen." Der Wachtmeister

rüttelte ihn aus dem Schlafe und fragte nach dem Sinn der Worte, und der Mann war so bestürzt, daß er alles erzählte. Die Worte seien dieselben, die sein Opfer bei der Ermordung ihm zugerufen habe. Daran denke er bei Tag und Nacht. Der Verbrecher wurde verhaftet und erhielt die wohlverdiente Strafe. Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 19. Durch Seminarist Max Kaul von Herrn Fiebig in Brieg.

510. Der Herr von Fischersbach bei Lossen als kopfloser Reiter.

Kreis Brieg.

Auf dem Lossener Dominium wohnte in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege ein Herr von Fischersbach. Ihm gehörte der ganze Grundbesitz, der sich heute im Besitz der Familie Moll befindet, also die Güter Lossen, Johnsdorf, Waldvorwerk und Lichten. Der Herr von Fischersbach war seinen Leuten gegenüber ein wahrer Tyrann. Ohne mit seinen Gutsnachbarn den geringsten Verkehr zu unterhalten, führte er ein wildes, abenteuerreiches Leben. Den Tag über ließ er sich von niemandem erblicken. Des Nachts dagegen ritt er auf wilden Pferden, begleitet von sieben bissigen Hunden, in der ganzen Gegend umher. Sein Weg führte stets zu einer Kapelle, die sich zwischen Lossen und Jägerndorf befand. Nachdem er hier ein Gebet gesprochen, ritt er ein Stück auf Schwanowitz zu. Hier waren mit Bäumen bewachsene Hügel sein Ziel. Nahte sich ihm jemand, so verfolgte er ihn sofort mit den Hunden. Eines Morgens fand man ihn tot am Wege liegen. Sein Kopf war vom Rumpfe getrennt.

Die Leute erzählen nun, Fischersbach gehe um. Auf demselben Wege, den er immer geritten sei, sehe man einen Reiter ohne Kopf vorübersprengen, begleitet von sieben feurigen Hunden. In Waldvorwerk erzählen die Leute, daß man in der Johannisnacht von 12 – 1 Uhr von den feurigen Hunden des Herrn von Fischersbach angefallen werde. In dieser Nacht soll

man ihn auch an bestimmten Stellen beschwören können. Auf dem Dominium Lossen sollen sich noch Pferdegeschirre des sagenhaften, wilden Reiters befinden. Man glaubt, daß die Pferde, die diese Geschirre tragen, ebenso wild werden wie die des Reiters ohne Kopf.

Fräger, Brieger Sagen, 1922, S. 58. Durch Seminarist Otto Scholz von Herrn Lehrer Fränzel in Buchitz, und durch Seminarist Holdt von Frau Scholz in Lossen.

In Rosenthal erzählt man, Fischersbach sei auf einer glühenden Kalbe, von kläffenden Hunden begleitet, durch die Lüfte geritten. In Lichten sei er zum Schrecken der Pferdehüter unter den Pferden herumgeritten. Fräger, a. a. O., Anm. 22, S. 76, nach einer Mitteilung von Herrn Kantor Hentschel in Rosenthal.

511. Wie der Oelsbach durch die Stadt geleitet wurde.

Stadt Oels.

Der Oelsbach floß ursprünglich an der Stadt Oels vorbei, und so fehlte es in der Stadt oft an Wasser. Daher wurde der Bach künstlich durch die Stadt geleitet. Wie dies durchgeführt wurde, wird in folgender Sage erzählt:

Ein Fleischergeselle, der beschuldigt wurde, dem Herzog nach dem Leben getrachtet zu haben, wurde gefangen gesetzt. Die Gefangenschaft war äußerst hart. Man hatte ihn in den Ohlauer Torturm gesperrt, und alle Jahre wurde ihm ein Schaffell gereicht, das ihm zugleich als Kleidung und als Lager dienen mußte. Um frei zu kommen, bot der Häftling seine Dienste zu einer ebenso dringlichen wie schwierigen Unternehmung an. Er versprach nämlich die Stadt Oels mit Wasser versorgen zu wollen, wenn man ihn freiließe. Man ging auf den Vorschlag ein, und nun leitete der Fleischer den Oelsbach ab und führte ihn durch die Stadt. Diese Ableitung besteht heute noch.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handschr., 1906.

512. Der Herzog von Oels und seine beiden Löwen.

Stadt Oels.

Es war in einer Zeit, wo rings um die Stadt Oels mit ihrer Herzogsburg dichte undurchdringliche Wälder sich ausbreiteten. Der Herzog war einmal auf die Jagd ausgezogen und hatte wie

immer seine beiden Löwen mitgenommen, die ihn überallhin zu begleiten pflegten. Unbesorgt streifte er mit den treuen Tieren den ganzen Tag umher und verlor schließlich Weg und Steg. Wie er sich auch bemühte, er fand keinen Ausweg aus dem Urwalde. Er mußte sich darauf einrichten, im Walde zu übernachten. Am Morgen, als er erwachte, trank er vom frischen Quell und sättigte sich von dem Wilde, das seine Löwen für ihn erjagten. Tag um Tag verging und Monat um Monat, Jahr für Jahr, er wurde zu einem wilden Waldmenschen. Seine Gemahlin beweinte lange seinen Tod, als er aber nach sieben Jahren noch nicht heimgekehrt war, gab sie der Werbung eines andern Herzogs Gehör, und die Hochzeit wurde festgesetzt. Aber gerade an diesem Tage gelang es dem Herzog, den Ausweg zu finden und in seine Herzogsburg zurückzukehren. Er hatte seine beiden treuen Löwen bei sich, er mußte es sein, obwohl er sich völlig verändert hatte. Haupthaar und Bart waren ihm lang gewachsen und er sah verwildert aus, daß man sich entsetzen konnte. Die Herzogin hatte ihn längst vergessen und wollte nichts von ihm wissen. Und als er einen Haarscherer bestellte, daß er ihm ein gesittetes Aussehen gebe, bestach diesen die Herzogin und versprach ihm eine große Belohnung, wenn er dem Herzoge den Hals durchschneide. Der Herzog ahnte den Anschlag und sah sich vor. Als der Bartscherer eintrat, trat er ihm drohend entgegen und bedeutete ihm, er solle sich ja hüten, ihn zu verletzen. Seine Löwen würden ihn, sobald sie den kleinsten Tropfen Blut sähen, sofort zerreißen. So eingeschüchtert wagte der Mann nicht die üble Tat auszuführen, verrichtete vorsichtig seine Arbeit und empfing seinen rechtmäßigen Lohn. So erschien der Herzog neu gekleidet und geschoren an der Hochzeitstafel und forderte seine Gattin zurück. Sein Nebenbuhler aber, der sich weigerte, wurde von den Löwen zerrissen.

Von Lehrer Artur Soa in Görlitz bei Hundsfeld, handschr., 1906.

513. Die Sage von dem Bischofssitz zu Schmograu.

Kreis Namslau.

Es geht durch die Jahrhunderte die Volksmeinung, daß sich der älteste Bischofssitz zu Schmograu im Namslauer Kreise befunden habe, dann nach Ritschen bei Brieg übertragen worden sei und schließlich in Breslau dauernd Fuß gefaßt habe. Im schlesischen Volke ist bis in neuere Zeit diese Ansicht vertreten gewesen. So findet sich zuerst in der Chronica principum Poloniae (Stenzel, Script. rer. Silesiae I, S. 126) als Sage mitgeteilt: Hec siquidem ecclesia, sicut fertur, iam in tercio loco sita est, fuit enim primo in Smogerow Namslaviensis districtus, secundo in Riczczin Bregensis districtus, nunc antem in Wratislavia est locata. Dlugosz hat ihr dann größeren Raum gegeben und behauptet, daß Mieczislaus (Misiko), der erste Polenherzog, das Bistum Schmograu (er schreibt Smogorzow) gegründet habe, von wo es nach Ritschen (er schreibt Byczyna) übertragen wurde. Kasimir I. aber versetzte es nach Breslau, sein erster Bischof an diesem Orte sei Hieronymus gewesen und seitdem habe man die Reihe der Bischöfe aufgeschrieben (Dlugosz, Historia Polonica I. 3, p. 220 f.). Von Dlugosz an erhielt sich die Sage in der Literatur und drang auch ins Volk. Eine alte Frau, die längst verstorben ist, gab mir aus einer gemeinen Schulgeographie, die sie im Jahre 1836 als Schulmädchen hatte lernen müssen, die Verse aus dem Gedächtnis wieder:

Vergiß das Dörfchen Schmograu nicht,
Von hier ging aus des Glaubens Licht,
Hier stand das erste Heiligtum
Nach eingeführtem Christentum.

Münsterberg.

514. Vorzeichen des großen Brandes in Groß-Wartenberg im Jahre 1742.

Stadt Groß-Wartenberg.

Am 4. November 1742 entstand mitten in der Nacht in dem Hause eines Bürgers an der Ecke des Deutschen Tores eine

Feuersbrunst in Groß-Wartenberg. Sie entwickelte sich bei dem herrschenden Winde derart rasch, daß nicht zwei oder drei, sondern bis 20 Häuser auf einmal brannten. Man konnte der wütenden Flammen nicht Herr werden, und so sanken in Zeit von sechs Stunden 83 Wohngebäude in Schutt und Asche.

Das Unglück, für das eine Verschuldung nicht festgestellt werden konnte, erregte die Gemüter derart, daß es wie ein vom Himmel gesandtes Schicksal betrachtet wurde. Man wollte auch allerlei Vorzeichen bemerkt haben. Es wurde erzählt, daß der Postmeister in Kempen eine Feuerkugel über der Stadt habe herabfallen sehen, daß man in dem Brunnen vor Fechners Hause (Christian Fechner hieß der Bürger, in dessen Hause das Feuer ausbrach) es habe schöpfen hören, ohne daß man jemanden bemerken konnte. Auch sollte der Schildwache vor der Wohnung des Rittmeisters eine weiße Frauengestalt erschienen sein.

Aus Kurts, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte von Wartenberg, 1846, S. 159. Kurts beruft sich auf Daniel Gomolcke und Gräupner in ihrem Buche: „Das aus seinem Brande und Ruinen sich wieder erneuernde sogenannte polnische Wartenberg," 1743.

515. Geschlechtssage derer von Haugwitz und von Rechenberg.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Die Burg Militsch war lange Zeit im Besitze derer von Haugwitz, die mit der Familie von Rechenberg einerlei Wappen haben. Die Haugwitze gehören der Stammfamilie an, die Rechenberge sind eine jüngere Abspaltung. Wie es dazu kam, erzählt die Sage:

In Schlesien ist die gemeine Überlieferung, daß in der Tatarenschlacht (1241) bei Wahlstatt nur zwei männliche Mitglieder der Familie von Haugwitz übrig geblieben seien, von denen der eine den Namen und das Geschlecht derer von Haugwitz fortpflanzte, während der andere dem Geschlechte derer von Rechenberg den Namen erworben habe. Das kam so: Heinrich der Fromme hatte eine Anhöhe besetzen lassen, um die Tataren

von hier aus in Schach zu halten. Aber die Höhe hatte sich nicht halten lassen und war von den Feinden genommen worden. Der Platz aber war von der höchsten Wichtigkeit. Da rief der Herzog dem Hans Haugwitz, der einen Trupp Landvolk führte, zu: „Hans, räche den Berg!" und Hans griff mit solchem Ungestüm die feindliche Besatzung an, daß er sie in kurzer Zeit herabgeworfen hatte. Von dieser Tat erhielt er den Namen „Hans Rechenberg" und wurde der Gründer einer neuen Linie.

Sinapius, Curiositäten, erste Vorstellung, 1720, S. 437.

516. Das blutrote Gemach in der alten Burg zu Militsch.

Kreis Militsch-Trachenberg.

In der alten, jetzt öden Burg zu Militsch ist noch heutigen Tages ein blutrotes Gemach, an dessen Wänden in lateinischer und Mönchsschrift eine schaurige Geschichte aufgezeichnet ist, deren wesentlicher Inhalt folgender ist:

Im 13. Jahrhundert gehörte die Kastellanei Militsch zu gleichen Teilen den herzoglichen Brüdern, Heinrich III. und Boleslaus Calvus von Schlesien, und dem Bischof von Breslau. Die Brüder hatten den Ritter Hans von Cordebog, der Bischof aber einen Edlen von Rychberg als Burgpfleger dahin gesandt. Beide Herren vertrugen sich aber nicht lange, und so zog denn der Edle von Rychberg auf die kleine Burg, die unfern der größeren auf dem jenseitigen Ufer der Bartsch stand, und kam nur selten und in Geschäften zu seinem ehemaligen Freunde. Beide Burgen waren durch einen unterirdischen Gang unter dem Flußbette verbunden, und noch erkennt man an dem Hügel und den Wällen den Ort, wo die jetzt ganz verschwundene kleinere Burg früher gestanden hat.

Der Ritter Hans Cordebog hatte seinerzeit ein adliges polnisches Fräulein von großer Schönheit, seine Schwestertochter, Jadwiga Zaremba, zu sich genommen, nachdem ihre Eltern gestorben waren. Es hatte aber mit ihr eine eigene Be-

wandtnis. Schon als Kind war sie von ihrem Vater mit dem Sohne eines Freundes feierlich verlobt worden. Dieser Verlobte war Domarath Urbainski, ein böser und rauher Mensch, den Jadwiga nicht leiden mochte. Als er nun dem Kreuzzuge nach Palästina sich anschloß, drohte er ihr, wenn sie in seiner Abwesenheit ohne seinen Willen einen Mann freie, habe sie seine grausamste Rache zu fürchten. Da geschah es, daß beim Burggrafen von Rychberg sein Neffe, der böhmische Ritter Borziwoi Prorzek, einkehrte, ein junger liebenswürdiger Mann von stattlichem Äußeren. Er lernte Jadwiga kennen, und beide traten bald in nähere Beziehungen, da sie sich gegenseitig gefielen. Nun war aber gerade damals auf der Burg zu Militsch ein neuer Burgkaplan eingetreten, ein finsterer, fanatischer Mann im Mönchsgewande, der warnte Jadwiga nachdrücklich, das Verlöbnis mit Urbainski ja nicht zu lösen, da dies eine Pflichtvergessenheit wäre. Aber Jadwiga kehrte sich nicht an seine Worte und verlobte sich mit Borziwoi. Die beiden alten Herren sagten fröhlich ja dazu, nur Pater Hilarius schaute finster darein. Während Borziwoi nach seiner Heimat eilte, um auf seiner väterlichen Burg Vorkehrungen für den Empfang der jungen Frau zu treffen, versuchte Pater Hilarius nochmals, die Jungfrau von ihrem Vorsatze abzubringen. Es war vergeblich. So kam der Abend vor dem Hochzeitstage heran. Zum letzten Male trennten sich spät abends die Liebenden. Draußen tobte ein schreckliches Unwetter, und als Borziwoi nach der kleinen Burg hinüberschreiten wollte, erbot sich Pater Hilarius ihn trockenen Fußes durch den unterirdischen Gang hinüberzuführen. Es war auf ein Verbrechen abgesehen. Als sie zusammen den Gang betreten hatten, fühlte sich Borziwoi plötzlich von hinten angefallen und wurde niedergeworfen. Der heimtückische Mönch und ein welscher Krämer, den er zu dem Bubenstück gedungen hatte, hatten sich vereinigt, ihn zu knebeln. Darauf legten sie ihn in einen offenen Sarg, und Pater Hilarius schritt nun, mit seinem Genossen den Sarg tragend, hinauf in Jadwigas Gemach. Der Burgherr und alles Burggesinde lagen

in tiefem, totenähnlichen Schlafe, denn der Mönch hatte ihnen einen Schlaftrunk gemischt. So vor Jadwiga tretend, fragte er sie, ob sie von Borziwoi lassen wollte, und als sie sich weigerte, warf er den falschen Bart ab, er war Domarath Urbainski selbst, der von seinem Palästinazuge zurückgekehrt war und als Burgpfaffe sich eingeschmuggelt hatte. Der furchtbare Mensch war entschlossen, an Jadwiga grausame Rache zu nehmen. Er schleppte sie in die Burgkapelle und drohte ihr, wenn sie sich nicht sogleich zur Schmach von ihm mit dem welschen Krämer trauen lasse, so werde vor ihren Augen der Sarg über ihrem Geliebten geschlossen und er lebendig vermauert werden. Er gönnte ihren Besitz keinem anderen, und sie mußte in die grausame Bedingung einwilligen. Als die schmachvolle Trauung vollzogen war, nahten Tritte. — Der Ritter von Rychberg hatte ungeduldig die Rückkehr seines Neffen erwartet und seine Knappen nach ihm ausgesandt. Sie brachten ihm die Nachricht, daß in der großen Burg alle Tore offen ständen und niemand aus seinem Schlafe zu erwecken sei. Da machte sich Rychberg selber auf, gürtete sich in banger Ahnung sein Schwert um und drang mit seinem Gesinde durch den unterirdischen Gang in die jenseitige Burg ein. Als er in die Kapelle trat, fand er den Welschen eben beschäftigt, den Sargdeckel zu schließen, um Borziwoi dennoch lebendig zu begraben. Borziwoi wurde nun sofort befreit. Dann eilte der Burgvogt nach Jadwigas Gemach, dorthin hatte Urbainski beim Nahen der Schritte die Unglückliche geschleppt. Aber er kam zu spät, er sah nur, wie der Mönch die Jungfrau im Arme hielt und aus ihrem Herzen ein roter Blutstrom schoß, der das ganze Gemach färbte. Der Dolch in des Mörders Hand gab die schreckliche Aufklärung. Urbainski legte die Leiche zu Boden und schritt stolz auf den Burggrafen zu, indem er sich auf seine Priesterwürde berief. So entging er dem augenblicklichen Tode. Er verließ die Burg, und niemand hat je wieder etwas von ihm gehört. Den schändlichen Genossen der Freveltat, den welschen Krämer, ließ Rychberg an der Südseite der Burg in ein Grab von schwarzem Gestein lebendig ver-

mauern und darauf zur Warnung eine weiße Tafel setzen. Neun Tage hat er darin gelebt, ehe er seine verkommene Seele aushauchte. Noch ruhen seine Gebeine in dem verfallenen Grabe.

Das Gemach aber, dessen Wände von Jadwigas Blut gefärbt worden waren, ließ Rychberg ganz und gar mit Blutfarbe überstreichen. Denn die Blutflecken ließen sich auf keine Weise vertilgen. Borziwoi trat in ein Benediktinerkloster und kehrte nach Jahresfrist als Burgkaplan auf die Burg zu Militsch zurück, hier hat er, Jadwigas gedenkend, bis an sein Lebensende seines Amtes gewaltet. Er ist es auch, der an der Wandseite des Saales, in dem die Mordtat geschah, diese Ereignisse seines Lebens aufgezeichnet hat.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 108. Nach ihm Gräsſe, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 290. Die Darstellung ist nicht volkstümlich, sondern zu einer Novelle erweitert mit eingesetzten Namen und Ausspinnung der Umstände.

517. Der Sieben-Naseweis zu Trachenberg.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Auf dem Wege nach dem Schlosse zu Trachenberg am Zoll ist es vor Zeiten umgegangen. Wenn die Bürgersleute aus der Schloßbrauerei des Abends spät nach Hause gegangen sind, da haben sie dort immer etwas Weißes hocken sehen, doch anfangs nicht geachtet. Endlich hat sich der eine, ein wüster Gesell, verschworen, darauf loszugehen und es anzusprechen. Am nächsten Abend hat er das auch getan und hat gefragt: „Sag' an, wer bist Du, und was machst Du hier?" Da hat sich die Gestalt erhoben und hat ihn angeschaut, daß es ihm davon eiskalt über den Rücken gelaufen ist, und hat gesprochen: „Sieben-Naseweis!" Darauf ist die Gestalt verschwunden, und der Frager ist ganz erschrocken zu seinen Gefährten zurückgekommen. Als sie ihn aber nun betrachtet haben, da hat er, statt einer, sieben Nasen nebeneinander im Gesichte gehabt. Sobald der Mann nach Hause gekommen ist, hat er sich niedergelegt und ist krank geworden und am dritten Tage gestorben.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 101.

518. Wie die Pest zu Prausnitz 1656 ihren gefährlichen Verlauf erhielt.

Kreis Militsch-Trachenberg.

Als im Jahre 1656 die Pest in Prausnitz einen so schlimmen Verlauf nahm, daß in der Stadt vierzig, in den Vorstädten achtzig Häuser leer standen, beschuldigte das Volk den Totengräber, daß er mit Absicht die Ausbreitung der Pest herbeigeführt habe. Er habe die Pestbeulen der Verstorbenen getrocknet und zu Pulver gestoßen, das er herumgestreut habe. Dadurch habe die Krankheit einen so verheerenden Umfang erhalten, der Mann aber habe durch die vielen Begräbnisse ein großes Geschäft gemacht. Er wurde verhaftet und verurteilt. An den vier Ecken des Ringes wurde er mit glühenden Zangen gerissen, dann gerädert, gevierteilt und zuletzt noch verbrannt.

O. L. Goedsche, Geschichte und Statistik des Militsch-Trachenberger Kreises, 1847, S. 250.

519. Die hl. Hedwig hört in Trebnitz die Breslauer Glocken läuten.

Stadt Trebnitz.

Die hl. Hedwig war gerade in Gesellschaft ihrer Tochter, der Äbtissin Gertrud, in Trebnitz. Plötzlich sieht Gertrud sie niederknien, das Kreuzzeichen machen und dreimal an die Brust schlagen. Erstaunt fragt sie, warum die Mutter das tue. „Hast Du nicht die Glocken in Breslau zur Wandlung läuten hören? Gib acht, sogleich werden sie das zweitemal läuten." Aber wie Getrud sich auch anstrengte, sie vermochte nicht den geringsten Laut wahrzunehmen. Mitteilung des Kirchvaters zu Trebnitz, 1924.

520. Unauffindbarkeit des Grabes der Äbtissin Gertrud zu Trebnitz.

Kreis Trebnitz.

Einst wallfahrtete Herzogin Hedwig mit ihrer Tochter Gertrud nach Breslau. In Kapsdorf machten sie Rast, und plötzlich sagte Hedwig zu ihrer Tochter: „In diesem Augenblicke ist im

Dome zu Breslau die heilige Wandlung." „Mutter," bemerkte Gertrud, „wie kannst Du das wissen? Ich halte das für unmöglich." Hedwig sah Gertrud mit strafendem Blicke an und sagte: „Dir fehlt der rechte Glaube, und weil Du so ungläubig bist, wirst Du der Strafe nicht entgehen. Ich sage Dir, niemand wird dereinst Dein Grab finden." In der Tat blieb das Grab Gertruds, der zweiten Äbtissin des Trebnitzer Zisterzienserinnenklosters, bis heutigen Tages unaufgefunden.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 6.

521. Hedwigswunder in Schawoine.

Kreis Trebnitz.

Herzogin Hedwig ging einmal nach Schawoine, ihre dortigen Güter zu besichtigen. Da traf sie, im Dorfe umherwandelnd, einen mit Blattern und Schwären behafteten Lahmen, der seit seiner Geburt ununterbrochen mit allerlei körperlichen Gebrechen behaftet war. Ein Gebet, ein Blick gen Himmel, ein stilles Zeichen des Kreuzes, und der Kranke war gesund!

Stets trug sie ein ihr sehr lieb gewordenes Muttergottesbild bei sich. Als sie nun einmal auf den Feldern umherging, verlor sie das Muttergottesbild. Groß war ihr Schmerz, als sie den Verlust des Bildes nach einer Weile bemerkte. Sie suchte emsig die durchwanderten Felder ab, aber vergeblich. Von Schmerz erfüllt, ging die fromme Fürstin in die Kapelle des Dorfes und klagte Gott ihr Leid. Als sie eben wieder die Kapelle verließ, kam in voller Hast eine schwarze Kuh auf sie gesprungen, die trug in ihrem Maule das verlorengegangene Bildnis. Unbeschreiblich war ihre Freude, und von Stund an hütete sie das Muttergottesbild als ihren köstlichsten Schatz.

H. Joachim, Volksmund und Geschichte des Kreises Trebnitz, 1922, S. 5.

522. Der unauffindbare Schatz zu Massel.

Kreis Trebnitz.

Vor langer Zeit, es sind schon länger als 100 Jahre, lebte in Massel ein reicher Baron. Dieser hatte einen treuen Diener,

dem er alles anvertraute. Es kam Kriegslärm* ins Land, und der Baron, um sein Vermögen besorgt, versteckte mit seinem Diener zusammen in einer Nacht alle seine Kostbarkeiten. Niemand als die beiden wußten, wo die Schätze verborgen waren, und solange die beiden lebten, sollte es auch niemand wissen. Als aber der Baron merkte, daß sein Ende nahte, ließ er sein Testament errichten, und darin bestimmte er, daß sein Diener nach seinem Tode den Erben den Ort angeben werde, wo der Schatz liege, und zum Lohne für seine Treue solle er das Vorwerk Klein-Schweinern erhalten. Der Baron starb, und nun wußte der Diener nur allein um den Schatz. Gern hätten die Erben die Stelle erfahren, wo der Schatz verborgen lag, aber sie weigerten sich, dem Diener das versprochene Vorwerk auszuliefern. Da verriet auch der Diener den Schatz nicht. Und weil die Erben hartnäckig an ihrer Weigerung festhielten, blieb der Diener ebenso hartnäckig dabei, den Ort des Schatzes geheimzuhalten, und er hat das Geheimnis mit ins Grab genommen. Auch seinen Kindern hat er nur das eine gesagt, daß er die Stelle wisse, wo der Schatz sei, aber verraten hat er sie auch ihnen nicht. So weiß man denn bis zum heutigen Tage zwar von einem verborgenen Schatze, aber seine Stelle kennt man nicht.

R. Nitschke, Sagen eines schlesischen Dorfes, in Schles. Heimatblättern, 4. Jahrg., 1910/11, S. 382.

523. Die Pest zu Guhrau im Jahre 1656.

Stadt Guhrau.

Im Jahre 1656 sandte Gott eine große Pest über die Stadt Guhrau, die wütete also, daß in dem ganzen Ort nicht mehr als sechs Ehepaare und zwei Häuser davon verschont geblieben sind. Es haben aber die Juden die Krankheit in die Stadt gebracht, und ist sie anfangs nur mäßig gewesen. Als aber bereits drei Totengräber gestorben waren, hat man Adam Henning zum

* Im Jahre 1760 haben Russen, die von der Schlacht bei Liegnitz zurückkehrten, die Gegend von Trebnitz grausam geplündert.

Totengräber gemacht, und seitdem hat die Pest überhand genommen. Als man endlich Verdacht geschöpft und ihn gefangen genommen, hat es sich ergeben, daß er sich dem Teufel verschrieben gehabt und drei tote Kinder gepülvert und umhergestreut habe, um die Pest zu verbreiten. Es brachte ihm aber der Teufel, sein Kumpan, drei neue Stricke ins Gefängnis, um sich damit zu entleiben; doch hatte der Bösewicht keinen Mut dazu. Darauf half ihm der Teufel, als er die Folter leiden mußte. Zuletzt aber wurde er zur Strafe auf eine erschreckliche Art hingerichtet und verbrannt.*

Solches geschah den 30. August anno 1656.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839, S. 83 f.

524. Der vermauerte Mönch am Polnischen Tor zu Guhrau.

Stadt Guhrau.

Die Stadt Guhrau hat zwei Tore, das Glogausche und das Polnische. Bei diesem letzten ist vor wenig Jahren (vor 1791) eine in der Außenseite der Mauer gegen den Wall zu angebrachte Nische mit einem Sitze und darin ein Skelett von einem Menschen entdeckt worden, der wahrscheinlich vor Jahrhunderten hier vermauert worden ist. Die gemeine Volkssage hält es für das eines Mönches und zwar, weil vor einigen Jahrhunderten ein

* Den genauen Bericht dieser entsetzlichen Marter und Hinrichtung gibt Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau, 1861, S. 27 f., nach der Niederschrift des Stadtvogtes Heinrich Felbiger, die auf dem Guhrauer Rathause aufbewahrt ist. Er gibt zugleich Aufschluß über das damalige, vom Glauben an Zauberei und Teufelseinfluß geleitete Gerichtsverfahren.

Es läßt sich verstehen, daß die furchtbare Epidemie die Bewohner von Guhrau in eine an Wahnsinn grenzende Aufregung gebracht hat und daß sie in dieser Stimmung dem vermeintlichen Anstifter die größten Schändlichkeiten nachsagten. Das gab auf Jahrzehnte hinaus immer wieder Stoff zu Berichten über den Guhrauer Totengräber Adam Henning, die in ihren haarsträubenden Einzelheiten die Gemüter immer aufs neue erregten. Aus solchen Berichten schöpft Grässe, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 263.

Wie sich allmählich der Verdacht gegen den Totengräber verdichtete, erzählt Hiob Ludolf in der Schaubühne, 3. Teil, S. 783 (aufgenommen in die Sammlung merkwürdiger Geschichten, 1756, S. 407).

Franziskanerkloster zu Kainzen (dem an die Vorstadt anstoßenden Dorfe) an dem noch jetzt so genannten Mönchsteich gestanden haben soll.

Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1791, X, S. 390.

525. Herzog Konrad II. Köberlein verzichtet wegen des Steinauer Bieres auf das Erzbistum Salzburg.

Kreis Steinau.

Herzog Konrad II., genannt Köberlein (wegen seines Buckels), der zweite Bruder des Herzogs Heinrich III. von Glogau, Dompropst zu Breslau, war am 5. März 1299 zum Patriarchen von Aquileja vom dortigen Metropolitankapitel gewählt worden, wurde aber vom Papste nicht bestätigt und verzichtete noch in demselben Jahre auf seine geistlichen Würden. Entgegen dieser geschichtlichen Tatsache hat die Sage seine Erzbischofswahl in scherzhafter Weise ausgesponnen.

Herzog Konrad Köberlein, so erzählt sie, sei zwar für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und Dompropst von Breslau geworden, als aber sein jüngerer Bruder Przemyslaus ihm bei seinem Tode das Fürstentum Steinau vermachte, habe er sich dort häuslich eingerichtet und sei ein großer Liebhaber des guten Steinauer Bieres geworden. Aber sein ältester Bruder, der Herzog Heinrich von Glogau, hätte das Steinauer Land gern selbst gehabt. Und da gerade das Erzbistum Salzburg erledigt war, so habe er es vermittelt, daß Konrad zum Erzbischofe daselbst gewählt wurde. Konrad Köberlein war davon nicht sonderlich begeistert, aber teils überredet, teils gedrängt von seinem Bruder nahm er die Würde an. Aber da er ein kränklicher, schon über 50 Jahre alter Mann war und ihm das Steinauer Bier so gute Dienste geleistet hatte, sorgte er dafür, daß einige Fässer des guten Gebräus, man sagt vier, mitgingen. Er hoffte, daß, wenn es zu Ende ginge, in Salzburg ein erträgliches Bier zu haben sein werde. So kam er bis Wien, da war das Steinauer Bier bereits ausgetrunken. Zum Unglück erfuhr er, daß man in Salzburg gar kein Bier braue und daß

dort nur Wein getrunken werde. Das nahm ihm allen Mut, und er beschloß, lieber auf das Erzbistum zu verzichten und nach seinem geliebten Steinau und seinem guten Biere zurückzukehren. Und so tat er auch.

Aber sein Bruder Heinrich nahm ein solch schmähliches Verhalten übel, er hätte ja jetzt das Fürstentum Steinau wieder herausgeben müssen. Er ließ ihn unterwegs aufheben und wie einen Menschen, der seiner Sinne nicht mächtig sei, einsperren. Der Turm, in den er ihn bringen ließ, lag in Glogau auf der Dominsel und gehörte zum ältesten Schlosse zu Glogau. Was nun mit ihm geschehen sei, darüber wird verschieden berichtet. Die einen sagen, bei dem leidenden Zustande des Herzogs Köberlein habe diese kränkende Behandlung seinen schnellen Tod herbeigeführt. Andere meinen, seine Steinauschen Untertanen, die ihren Herzog liebten, hätten ihn gewaltsam aus der Gefangenschaft befreit. Daraus sei aber keine Fehde mit seinem Bruder Heinrich entstanden; denn der habe eingesehen, daß er doch binnen kurzem seinen Bruder beerben werde. Wozu also erst Blut vergießen! In der Tat ist Konrad Köberlein schon 1304 gestorben.

Nic. Henelius ab Hennenfeld, Annales Silesii (Sommersberg II, S. 269), der sich auf Michovius und Cureus beruft. Thebesius († 1688), Liegnitzische Jahrbücher, 1737, cap. 22, 7 p. 139, und 8 p. 139. Schles. Histor. Labyrinth, 1737, S. 760. H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 134. Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau, 1861, S. 17. In Gedichtform zweimal bei Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 383 und 385.

526. Die vergrabene französische Kriegskasse bei Steinau.

Kreis Steinau.

Als die Franzosen auf ihrem Rückzuge aus Rußland ihre Kriegskasse über die uralte historisch berühmte Oderbrücke bei Steinau gebracht und weiter über Haynau und Bunzlau in ihre Heimat schaffen wollten, sahen sie sich durch die bedrohliche Nähe der Russen gezwungen, den Schatz der Erde zu übergeben. Es waren viele gestohlene und geraubte Wertgegenstände dabei,

u. a. ein großes, massiv goldenes Kruzifix aus einer russischen Kirche, es sollen an 7 Millionen Frank an Wert gewesen sein. Während sie nach einem passenden Ort suchten, blieb gar noch der Wagen an der Stelle, die im Volksmunde „der schwarze Furt" heißt, stecken und war weder vorwärts noch rückwärts zu bringen. So grub man denn die Kriegskasse ein, wo man gerade war. Das Geheimnis kannte nur der Offizier und die Bedeckungsmannschaften.

Nach den Napoleonischen Kriegen erschien derselbe französische Offizier mit einem Kameraden wieder in der Gegend und fragte bei dem damaligen Besitzer von Mittel-Dammer, Hauptmann Danzer an, ob er ihm und seinem Freunde das Nachgraben nach einem verborgenen Schatze auf seinem Grund und Boden erlauben würde. Es wurde gestattet und den beiden sogar im Schlosse Wohnung angeboten. Sie lehnten indes ab und zogen vor, in der „Weintraube" in Steinau sich einzumieten. Als dann die beiden Franzosen daran gingen, ihre Karten mit der Örtlichkeit zu vergleichen, konnten sie nicht recht klug werden. Der Begleiter des Offiziers aber glaubte aus mitgebrachten Zeichnungen die wahre Lage des Schatzes zu erkennen. Da wurde er von Habgier erfaßt, erschlug seinen Kameraden und verscharrte die Leiche im Walde. Er sprengte das Gerücht aus, sein Gefährte sei schon abgereist, und grub ein paar Tage allein. Als er aber nichts fand, reiste auch er ab. Man fand die nur notdürftig vergrabene Leiche später und bestattete sie ordentlich.

Seitdem ist die Geschichte von dem versunkenen Schatze in der ganzen Gegend bekannt. Im Schöffenbuch von Mittel-Dammer soll sogar schon bestimmt sein, wer das Geld bekommt, wenn man es gefunden haben wird. Alles Nachgraben im schwarzen Furt hat aber bis jetzt keinen Erfolg gehabt. Die meisten erzählen, sobald sie die ersten Spatenstiche getan hätten, habe sich allemal ein schwarzer Hund zu ihnen gesellt.

Vier Männer aus einem benachbarten Dorfe gingen auch einmal auf die Schatzsuche, ein Vogt, ein Häusler, ein Stellenbesitzer und ein Brenner. Der Vogt hatte einen eisernen

Bohrer, den er tief in die Erde trieb. Darüber machte der Brenner beständig höhnende Bemerkungen. Die andern ermahnten ihn vergebens zu schweigen. Plötzlich knirschte der Bohrer, er war auf etwas Hartes gestoßen — aber gleichzeitig brach er ab. Im selben Augenblick bekam der Brenner einen rätselhaften Schmerz ins Kreuz, so daß er laut aufschrie und zusammenbrach. Die drei anderen mußten den Ächzenden und Stöhnenden nach Hause führen. Er hat dann länger als eine Woche krank gelegen. Die drei andern sind heute noch der Ansicht, daß sie um ein Haar die Kriegskasse gehoben hätten, wenn bloß der Brenner nicht seine schlechten Witze gemacht hätte.

Mit dieser Kriegskasse wird auch eine Spukerscheinung in Verbindung gebracht, die sich wiederholt in der Gegend gezeigt hat. Eine Militscherin, die in der Apotheke zu Steinau Medizin holte, hatte auf die Abfertigung so lange warten müssen, daß sie erst in der elften Stunde den Heimweg antreten konnte. Als sie den Fußweg von Steinau auf Dammitsch zuging und dort an die große Dominialscheune kam, hörte sie auf einmal einen Gesang, der ihr, während sie stehen blieb, immer näher kam. Schließlich erblickte sie einen Leichenzug mit Pferden, Pferde und Wagen schwarz verhangen, und viele viele Leute, die ihn begleiteten, aber sie konnte niemanden erkennen. Dieser gespenstische Zug bewegte sich über Dammitsch nach Nieder-Dammer zu. Auf diesem Wege und bis nach Mittel-Dammer haben viele andere Menschen den Leichenzug getroffen.

Berger, Die Franzosenzeit in Urkunde und Sage. Lübener Stadtblatt-Kalender, 1913, S. 102 f.

527. Die vergrabene französische Kriegskasse zu Georgendorf.

Kreis Steinau.

Ende der Dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts holten sich einige Franzosen mit staatlicher Genehmigung auf Georgendorfer Grund und Boden jene Kriegskasse, die sie 1813 nächtlicherweile bei Annäherung der Russen vergraben hatten. Der

Sohn des Leutnants, der die Eingrabung geleitet hatte, kam mit. Sie lag genau an der Stelle, die von dem Alten angegeben worden war: an dem Wiesenwege, der von Georgendorf hinab nach Preichau führt. Die Prozente des Betrages bekam der Staat, der Hauptbetrag wurde den Franzosen gelassen.

So nach der Erzählung eines 83jährigen Schafmeisters in Kolonie Eichwald bei Brauchitschdorf (Lübener Kreis).

Im Steinauer Kreise wurde dem Berichterstatter die Lage der Kriegskasse anders angegeben: nahe der Holländer Mühle, an der Sandgrube, wo die Sandschmiede stand, die heute Kretschamschmiede heißt, in der sich die Schiffer immer ihre Anker herstellen und ausbessern lassen.

Berger, Die Franzosenzeit in Urkunde und Sage. Lübener Stadtblatt-Kalender, 1913, S. 102.

528. Franzosengrab im Dammitscher Schloßpark.

Kreis Steinau.

In der Franzosenzeit war das Dammitscher Schloß ein Lazarett gewesen, und man hatte die gestorbenen Franzosen, Offiziere wie Gemeine, hinten im Park in einem großen Massengrabe beerdigt. Als die Breslau-Glogauer Bahn gebaut wurde, steckte man die Bahnlinie derart ab, daß sie unmittelbar am Schloßpark vorbei, ja sogar durch ihn hindurch führte. Man stieß dabei auf reihenweise liegende Skelette.

Ein Arbeiter schleppte in einem Sacke eine ziemliche Last solcher Knochen mit nach Hause, um sie einem Lumpensammler zu verkaufen. In der Nacht erwachte er von einem Geräusch, das wie murmelnde Stimmen klang. Acht bis zehn Soldaten standen an seinem Bette, ballten die Fäuste und drohten ihn zu erwürgen, wenn er die Knochen nicht wieder vergrübe. Der Arbeiter war so eingeschüchtert, daß er am nächsten Morgen die Gebeine an den ihm befreundeten Steinauer Totengräber auslieferte, der sie auf dem dortigen Friedhofe beerdigte.

Berger, Die Franzosenzeit in Urkunde und Sage. Lübener Stadtblatt-Kalender, 1913, S. 100.

529. Der Franzosenmord in der Sandmühle bei Raudten.

Kreis Steinau.

Die Sandmühle ist eine von den vielen Mühlen am Herzogsgraben, der sich von der Glogauer Gegend her nach Raudten hinüberzieht. Dort diente bei einem Müllermeister ein Pferdejunge, an dessen Bett alle Nächte spät eine hellgraue Geistergestalt kam, die dem Knaben winkte, als ob er mitkommen sollte. Der geängstigte Knabe erzählte das eines Sonntags seinen Eltern in Töschwitz. Diese legten aber der Sache keine Wichtigkeit bei, sie dachten nur, dem Sohne gefiele der Dienst nicht, und er habe sich die Geschichte ersonnen, um von dem Müller fortzukommen. Als er aber bei seinem nächsten Besuche seinen Eltern wieder beteuerte, der Geist lasse ihm keine Nacht Ruhe, gingen sie zum Pastor Beling nach Raudten. Der gab dem jungen Müllerknecht den Rat, das Gespenst, wenn es wiederkäme, anzusprechen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn." Sei es ein guter Geist, so werde er antworten: „Ich auch," und man könne es dann nach seinem Begehr fragen. Sei es aber ein böser Geist, so werde er verschwinden auf Nimmerwiedersehen. Der Jüngling befolgte den Rat. Die Erscheinung entpuppte sich als ein guter Geist. Nach seinem Begehr gefragt, antwortete er: „Das werde ich Dir heute nicht offenbaren, morgen auch noch nicht; sondern erst in der dritten Nacht von heute an." Damit verschwand er. Als der Müllerknecht die Sache am andern Morgen seinem Meister erzählte, ließ ihn der nicht mehr in selbiger Kammer schlafen, er wies ihm einen andern Raum an, wo er unbehelligt blieb, aber zu Weihnachten zog der Knecht ab. Viele Jahre waren seitdem verflossen, der Müller hatte verkauft und wohnte in Raudten zur Miete. Er war ziemlich alt geworden, als er auf den Tod erkrankte, aber er konnte nicht leben und nicht sterben. Unter fürchterlichen Martern lag er auf seinem Sterbebette. Er schickte zum Superintendenten Eichner mit der Bitte, ihm das hl. Abendmahl zu reichen. Dieser ließ ihm sagen: einem Manne, der 30 Jahre in keine Kirche ge-

gangen sei, könne er das Abendmahl nicht geben. Da ließ ihn der sterbende Müller noch einmal inständig bitten, er solle ihm um Gottes Barmherzigkeit willen die hl. Kommunion nicht verweigern. Der Geistliche kam und fragte ihn, ob er etwas auf dem Gewissen habe. Und da gestand er folgendes: Er habe zur Franzosenzeit zwei französische Offiziere ihres Geldes wegen in seiner Mühle ermordet und die Leichen unter dem großen Mühlenrad im Bette des Wassergrabens verborgen. Er bereue diese schwere Sünde aufs tiefste und bäte den Herrn Superintendenten, ihn doch zu absolvieren und das Sterbesakrament zu reichen. Das tat denn der Herr Superintendent und befreite den armen Sünder von einer großen Unruhe. Als er den letzten Atemzug tat, war sein Gesicht ganz friedlich und versöhnt.

An der von dem Müller bezeichneten Stelle grub man im Wasserbette nach und fand die beiden Skelette. Man legte sie in einen Sarg und begrub sie feierlich auf dem Friedhofe zu Raudten. Berger, Die Franzosenzeit in Urkunde und Sage. Lübener Stadtblatt-Kalender, 1913, S. 101.

530. Kornregen zu Wohlau im Jahre 1571.

Stadt Wohlau.

Im Jahre 1571 den 19. Juni hat es in Wohlau Korn geregnet, das einen Geschmack gehabt wie neubackene Semmel. Das Brot davon schmeckte bitter.

Köllner, Wolaviographia, 1728, S. 491.

531. Bruder Eberhard. Eine Klostersage aus Leubus.

Kreis Wohlau.

Als Kloster Leubus von ZisterzienserMönchen gegründet war, ging eines Morgens Bruder Eberhard mit dem Grabscheit zum wüsten Moor hinaus, um dort zu graben und die Wüstenei in fruchtbares Gefild zu verwandeln. Im Schweiße seines Angesichts hatte er viele Stunden gearbeitet, bis ihm zitternd die Hand sank. Er möchte gern einen Augenblick ruhen und setzt sich auf einen Stumpf an einer Eiche. Über ihm singt ein Vöglein

so lieblich, er lauscht andächtig und denkt bei sich: den kleinen Sänger hat mir Gott gesandt, um meinen Geist zu stärken. Da wird's ihm wie im Traume, und er entschlummert. Gegen den Eichenstamm gelehnt, schlummert er lange. Endlich erwacht er und fühlt sich gestärkt. Immer noch singt das Vöglein. Im Westen verglimmt die Sonne, und er hält es für Zeit, sein Grabscheit zu nehmen und dem Kloster zuzuschreiten, ehe es dunkel wird. Aber was ist das für ein Gebäude, das da vor ihm auftaucht? Ist das sein bescheiden Klösterlein? Er reibt sich die Augen, ob er wohl recht sehe, so stattlich erscheint ihm die Front des Baus. Er tritt durch die Pforte, den Pförtner kennt er nicht. Fremd sehen ihn auch die Brüder an, wie verwundert blicken sie auf seinen weißen Bart. Da wird ihm weh und angstvoll ums Herz. „Mein Gott, was geht hier vor? Neckt mich ein Traum? Treibt man mit mir Spott?" so denkt er, da kommt der Abt, ein fremder Mann. Dem erzählt er, wo er gewesen und wie er alles so wunderbar verändert fände jetzt am Abend, nachdem er das Kloster am Morgen verlassen. Da spricht der Abt: „Unsere alte Chronik schreibt, daß hier aus der Abtei dereinst ein Bruder Eberhard früh aufs Feld gegangen, aber nicht mehr zurückgekommen sei. Seitdem sind 100 Jahre vergangen. So lange hast Du, Bruder Eberhard, geschlafen." Ergriffen von diesem Vorgange ziehen jetzt die Mönche zur Kapelle, denn eben tönt das Glöcklein, und man singt die Abendmetten. Als das Glöcklein wieder läutet, erheben sich alle, nur Bruder Eberhard nicht, er kniet starr und stumm, mit dem letzten Glockenton war seine Seele entflohen.

Nach einem Gedicht von Oe., Der Feierabend, Unterhaltungsschrift für die kath. Jugend, herausgegeben von Rektor Gellrich, Landeshut, 1870, XVII. Bd., 1. Bändchen, S. 92.

532. Warum die ewige Lampe am Grabe des Herzogs Boleslaus zu Leubus brennt.

Kreis Wohlau.

Einst hatte der Herzog Boleslaus zu Brieg das Gesetz der Fasten gebrochen und sich gelüsten lassen, neun junge Hühner

auf einmal zu verzehren. Da befiel ihn zur Strafe eine schwere Krankheit, so daß er zu sterben vermeinte und in seiner Angst eilig nach dem Abte im Kloster Leubus schickte, auf daß er von diesem die letzte Ölung erhalten möge. Der Abt aber war ein schlauer Mann und gedachte die Not des Herzogs gar klüglich zu seinem Vorteil auszunützen. Deshalb weigerte er sich, dem Kranken das Sakrament zu spenden, bevor er nicht zwei im Fürstentum Brieg belegene Dörfer, Langenöls und Heidersdorf, über die das Kloster schon lange mit dem Herzog in Streit gelegen hatte, dem Stifte schenke und verschreibe. Der Herzog, von Todesnot gepeinigt, tat dies endlich, wiewohl nach langem Feilschen und unter der Bedingung, daß er dafür im Kloster begraben werden und über seinem Grabe fortwährend eine ewige Lampe brennen sollte. Wenn aber einer seiner Nachfolger in die Kirche kommen und die Lampe nicht brennend finden würde, so sollte er das Recht haben, das Testament sofort umzustoßen und jene Güter einzuziehen.

Darauf ist der Herzog wieder gesund geworden und hat sich baß geärgert, daß die Pfaffen ihn so überlistet hatten, hat jedoch nichtsdestoweniger sein Wort halten müssen. Seine Nachkommen aber, die Herzöge von Liegnitz und Brieg, haben den Abt oft zur Kurzweil überfallen und manche List versucht. Die Geistlichen aber haben die Lampe immer brennend erhalten, bis daß die herzogliche Linie ausgestorben ist.

H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 68. Nach ihm Grässe, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 259.

Von ihm berichtet Sammter in der Chronik von Liegnitz, I., 1861, S. 221: Herzog Boleslaus III. von Liegnitz hatte es durch seine Verschwendung und üble Haushaltung schließlich so weit gebracht, daß er 1342 seiner Herrschaft entsetzt wurde. Er änderte aber, trotz aller geistlichen Mahnungen, seine Unmäßigkeit nicht, und seine tierische Freßbegierde brachte ihm endlich den Tod. Er aß 13! junge fette Hühner auf ein Niedersitzen und tat einen guten Trunk darauf, er starb daran. Noch vor seinem Hinscheiden suchte er sich mit der Geistlichkeit auszusöhnen — denn er war noch im Bann — und schenkte dem Stifte Leubus die Dörfer Langenöls und Heidersdorf. Sein Tod erfolgte 1352, und sein Grabmal befindet sich in der Kapelle der Klosterkirche zu Leubus.

533. Eine andere Geschichte von Herzog Boleslaus III. und dem Ritter Martin Buswoy zu Leubus.

Kreis Wohlau.

In Leubus ist folgende Erzählung im Umlauf:

Herzog Boleslaus III. und der Ritter Martin Buswoy verabredeten sich einst, das Kloster Leubus zu plündern. Boleslaus rückte mit seinen Soldaten bis vor das Kloster, während Buswoy auf freiem Felde etwa in der Gegend der „Drei Kreuze" mit seinen Rittern hielt. Es war ausgemacht worden, daß der Herzog zuerst allein die Kirche besetzen sollte. Sobald er die Kirchenglocke ziehen würde, sollte der allgemeine Angriff erfolgen. Als nun der Herzog die Kirche betrat, sang gerade der Priester am Altare die Präfation. Der Fürst, der doch in feindlicher Absicht gekommen war, wurde durch den frommen Gesang so gerührt, daß er sein böses Vorhaben aufgab, und als ein Mönch den Glockenstrick ergriff, um zum Sanktus zu läuten, riß ihm der Herzog das Seil aus der Hand, und so unterblieb das verabredete Zeichen. Der Herzog verweilte nun noch länger in der Kirche im Gebet.

Inzwischen war Buswoy ungeduldig geworden und rückte auf eigene Faust gegen das Kloster vor. Der Herzog trat jedoch den Eindringlingen entgegen, und es entstand ein Handgemenge in der Kirche, in dem Buswoy niedergehauen wurde, da sich viele Ritter auf des Herzogs Seite stellten.

Seit dieser Zeit, sagte man, wird in Leubus nicht mehr mit der Turmglocke zur Wandlung geläutet.

Wels, Kloster Leubus, 1908, S. 16.

534. Die heilige Hedwig in Leubus.

Kreis Wohlau.

Die heilige Hedwig soll öfters von Trebnitz nach Leubus gepilgert sein, um ihrem Beichtvater, dem Abte von Leubus, zu beichten. Hinter dem Hochaltare der Klosterkirche in Leubus

befinden sich zwei Gestühle mit Baldachin, die von der heiligen Hedwig und ihrem Gemahl bei ihrer Anwesenheit daselbst benutzt worden sein sollen.

Nach Mitteilungen von X. und Kordetzki in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 74.

Auf diesen Wanderungen soll sie stets barfuß gegangen sein. Ihr Gemahl hat sie, doch wenigstens Schuhe zu tragen. Sie erfüllte seine Bitte, indem sie die Schuhe unter dem Arme trug. Darum wird sie auch oft barfüßig, die Schuhe in der Hand tragend, dargestellt. Ebenda.

535. Die heilige Hedwig und ihre Dienerin in Grosen.

Kreis Wohlau.

Wie die Sage erzählt, berührte die heilige Hedwig auf ihren Reisen von Trebnitz nach Leubus auch das Dorf Grosen. Mitten im Winter, in Kälte und Schnee, ging sie barfuß und verlangte von der sie begleitenden Dienerin dasselbe. Eines Tages kamen sie wiederum hier an und ruhten am Rande des Weges etwas aus. Die Dienerin zitterte vor Kälte und bat ihre Herrin, die Schuhe anziehen zu dürfen. Jedoch die heilige Hedwig sagte zu ihr: „Tritt in meine Fußspuren." Von dem Augenblicke an verspürte sie keine Kälte mehr. Der Ruheplatz der heiligen Hedwig ist heute noch gekennzeichnet durch das am Rande des Schulgartens stehende Kreuz.

Mitteilung von Lehrer Georg Scheike in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 74.

Die Legende hat hier eine örtliche Festlegung erhalten.

536. Die Matthiasmühle zu Tannwald und ihr Kobold.

Kreis Wohlau.

Der durchs Dorf Tannwald fließende Mühlgraben treibt drei Wassermühlen des Ortes. An eine von ihnen, die Matthiasmühle mit Schankbetrieb, knüpft sich die Sage vom Bärenführer und Kobold.

In der Mühle trieb ein Kobold sein Wesen, indem er ihre Bewohner neckte und ängstigte. Ein Bärenführer fand einst hier Unterkunft und sperrte den Bär, da Platz in den Ställen nicht vorhanden war, in die Mühle. In der Nacht kam der Bär mit dem Kobold in Streit und vertrieb ihn. Lange blieb dieser der Mühle fern, aber als der Bärenführer mit seinem Tiere längst über alle Berge war, wagte er sich doch wieder heran. Der Müller war gerade in der Nacht mit Mahlen beschäftigt, da fragte ihn eine Stimme: „Müller, Müller, Maatz! Habt Ihr noch die große Kitsche-Kaatz?" — „Ja, ja," sagte der Müller schnell entschlossen, „sie ist noch da und hat sieben Junge." Da erschrak der Kobold und verließ die Mühle auf Nimmerwiedersehen.

Von Lehrer Mentzel in Tannwald. Heimatblätter des Kreises Wohlau, 1. Jahrg., 1921, S. 7.

537. Die Sage vom Schmiedewinkel zu Glumbowitz.

Kreis Wohlau.

Dort, wo einst der östliche Teil des früheren Dorfes Glumbowitz stand, gegenüber dem östlichen Parkeingange und dem sogenannten Pohlgarten, besteht eine Waldformation, welche den Namen Schmiedewinkel führt. Die Sage meldet, daß in dieser Waldeinsamkeit vor undenklichen Zeiten eine einsame Gutsschmiede des in geringer Entfernung befindlichen einstigen Gutshofes stand. Jahrelang brannte lustig das Feuer in der Schmiede und die Hämmer dröhnten gewaltig. Aber eines Tages saß der sonst fleißige Schmied, namens Oswald, an seinem Amboß und stöhnte. Ein tiefer Schmerz quälte seine Brust. Sein Vater hatte bereits die Schmiede besessen, und unter seiner Leitung hatte er des Vaters Handwerk gelernt. Nach dem Tode der Eltern hatte er Ursula, das schönste Mädchen des Dorfes, geheiratet. Glückliche Stunden hatte er mit ihr verlebt. Sie hatte ihm stramm bei der Arbeit geholfen, hatte den Blasebalg gezogen, das glühende Eisen mit der Zange gehalten, während er mit dem Hammer darauf schlug. Das Glück

war noch größer geworden, als ihm sein Weib ein Kind, die kleine Resi, schenkte. Aber einige Tage nachher hatte er sein Teuerstes, sein liebes Weib, in den Sarg legen und auf den nahen Kirchhof bringen müssen. Nun saß er da, ein verlassener Mann, und stöhnte. Aber ein Trost war ihm geblieben, Ursulas heiligstes Vermächtnis, die kleine Resi.

Jahrelang lebte er nun still und hütete Resi wie seinen Augapfel. Resi wurde ein liebes, munteres Mädchen. Als sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, führte sie ihm den Haushalt. Ein Stück von der Schmiede entfernt lag das Herrenhaus. Der Junker des Schlosses hatte schon lange auf Resi ein Auge geworfen. Und eines Tages, als viele Gäste das Schloß belebten, hatte der „junge Herr" sich an Resi herangewagt. Schande brachte Resi über die Schmiede im Winkel. Sie genas eines Knaben, aber nach vier Tagen bettete man sie neben die Mutter. Beate, eine treue Verwandte, erhielt den Knaben Edgar zur Erziehung. Ihr übergab der Schmied einen Beutel mit ungezählten Goldgulden, die er sich durch ehrliche Arbeit verdient hatte. Das sollte Beate verwenden, bis der Knabe groß wäre. Der Schmied aber sann auf eine furchtbare Rache. Die Gelegenheit dazu kam.

Wieder war ein Freudenschmaus im Schlosse. Oswald, der Schmied, wußte, wann der Junker zur gewohnten Stunde abends das Schloß zu einem Ausgange verließ. Er nahm einen Zunder und zündete unter dem Gebälk und in verschiedenen Winkeln die Schmiede an. Dann ging er dem Schlosse zu und lauerte dem Räuber seines Glücks hinter einer mächtigen Eiche auf. Beim Anblick des Schmiedes wollte der Junker fliehen, es war aber zu spät: ein wohlgezielter Schlag mit dem Schmiedehammer zerschmetterte seinen Schädel. Bei Oswalds Rückkehr stand die Schmiede in hellen Flammen. Der Schmied eilte noch einmal zu Ursulas und Resis Grabe, dann verschwand er im Dunkel der Nacht, um sich seinen Verfolgern zu entziehen. Am andern Morgen war die Schmiede ein rauchender Trümmerhaufen.

Gras wuchs über die Ruinen, und später wußte niemand mehr, daß dort eine Schmiede gestanden und Menschen gewohnt hatten. Nur der Name „Schmiedewinkel" gibt der Nachwelt Kunde von dem Vorhandensein einer ehemaligen Schmiede. Ihre Ruinen gaben jener Eiche, aus deren Versteck der Überfall geschah, den Namen Ruineneiche,* die nach ihrem Alter heut die Tausendjahreiche heißt.

Edgar wuchs heran, ward Mann, und wenn er Beate nach dem Vater fragte, so gab sie ihm nie genügende Antwort. Als auch diese treue Seele starb, ward sie als dritte bei den Gräbern Ursulas und Resis beigesetzt. Am Jahrestage ihres Todes bringt Edgar Blumen, um das Grab zu schmücken. Er trifft am Grabe einen todesmüden Greis. Edgar fragt ihn nach seinem Namen und hört zu seinem Erstaunen, daß es sein Großvater ist. „Nimmermehr," ruft der Alte, „wird jener Fleck ein Wohnhaus tragen, aber die Winde sollen in den Kronen der Bäume klagen und weinen um das verlorene Glück im Schmiedewinkel." Dann wird er schwach und schwächer, Edgar muß ihn halten. In seinen Armen haucht er seine Seele aus mit dem Worte: „Gesühnt".

Von Pfarrer Mager in Groß-Strenz. Heimatblätter des Kreises Wohlau, 1921, S. 47 f.

538. Freiherr von Garnier im Karmeliterkloster zu Groß-Strenz.

Kreis Wohlau.

Wie in vielen Schlössern, so soll es auch in dem ehemaligen Karmeliterkloster zu Groß-Strenz „umgehen". Man will bisweilen in der Mitternachtsstunde eine Geistergestalt erblickt haben, welche durch die einzelnen Klosterräume wie ein Schatten dahinwandelt, aber den Menschen aus dem Wege geht. Wer dieser Geist ist, weiß niemand, wohl aber munkelt man, daß es der Gründer des Klosters sei, der im Jahre 1680 verstorbene

* Heimatblätter des Kreises Wohlau, S. 5.

Freiherr Johann Adam von Garnier, der keine Ruhe finden könne. Bald husche er einher als geharnischter Ritter mit gezücktem Schwerte, um sein einstmaliges Besitztum seiner Bestimmung gemäß zurückzufordern; er ist dabei umflossen von einem grellen Lichtschein, und es sollen dort, wo er gestanden hat, nachher noch Funken glimmen. Bald will man ihn in braunschwarzer Kutte mit einem Totenkopf unter dem Arme gesehen haben, um seinen Bannfluch zu schleudern. Dieser Spuk, heißt es, werde seit jener Zeit wahrgenommen, wo die ehemaligen Mönche auf Grund der Säkularisation das Kloster verlassen mußten. Die Erscheinungen zeigen sich namentlich am Aschermittwoch, Karfreitag, Armeseelentag, sowie an seinem Todestage, dem 21. Oktober, und jedesmal sei das Kloster in ein unheimliches Schwanken geraten.

Man will wissen, daß der Baron seinen Fluch auf Grund der Urkunde über die Klostergründung wiederhole.

Zur Erklärung ist darauf hinzuweisen, daß Baron von Garnier Reiteroberst war und meist im Harnisch mit den Ritterinsignien dargestellt ist, bis er 1679 als einfacher Laienbruder ins hiesige Kloster eintrat, woselbst der Mönchssitte gemäß ständig ein Totenkopf auf seinem Betstuhle lag. „In saccum Carmelitarum", d. h. im schwarzbraunen Klosterhabit fand er auch seine letzte Ruhestätte unter der Klosterkirche.

Der Volksmund will wissen, daß von den Mönchen im Klosterkeller bzw. in einem unterirdischen Gange bei der Säkularisation ein unermeßlicher Schatz aus der Hinterlassenschaft des Garnier vergraben und der Eingang von ihnen eigenhändig geschlossen worden sei. Der Geist des ehemaligen Besitzers käme nun von Zeit zu Zeit, um nachzuschauen, ob der Schatz noch vorhanden sei. Bislang aber habe noch niemand den Zutritt zu dem unterirdischen Geheimwege gefunden. Erst in den späteren Zeiten werde ein Holzhacker ihn entdecken. Sollte jemand vor jenem Zeitpunkte dem Schatz auf die Spur kommen, so müßte er drei Tage nach dem Wagnis sterben. Bei einer Reihe von Kellerausbesserungen, die man vornahm, hätte ein schwarzer

Pudel ängstlich das Versteck gehütet und zeige sich auch sonst auf Treppen und in Gängen des Klosters.

Pfarrer Mager in Groß-Strenz, in den Heimatblättern des Kreises Wohlau, 4. Jahrg., 1925, S. 73.

539. Die Verbrennung einer Zauberin zu Herren-Motschelnitz.

Kreis Wohlau.

Im Jahre 1601 ließ der Burggraf Friedrich von Mutschelnitz auf Herren-Motschelnitz eine alte Zauberin daselbst verbrennen. Als ihr das Urteil verkündet und das Leben abgesprochen wurde, hat sie den Herrn und seinen ganzen Hof mit Läusen bezaubert, so daß alle Winkel, wo man nur hinsah, Menschen und Vieh voller Läuse waren und dem Edelmann bange wurde. Wie es weiter geworden ist, darüber enthält das benutzte Manuskript keine Mitteilung.

Köllner, Wolaviographia, 1728, S. 219.

540. Versiegen der Brunnen in Tscheschen.

Kreis Wohlau.

In nördlicher Richtung von Gimmel (bei Wohlau) liegt das Dörfchen Tscheschen. Obwohl das Dorf sich im Tale hinzieht, fehlt es doch bei anhaltender Dürre an Trinkwasser. Es wird dazu folgende Sage erzählt:

An einem heißen Sommertage ging der liebe Gott in der Gestalt eines Jünglings durch Tscheschen. Vergeblich bat er um einen Trunk frischen Wassers. Da ließ er zur Strafe die Brunnen in der heißen Sommerzeit versiegen.

Von Lehrer Schöde in Klein-Peterwitz. Heimatblätter des Kreises Wohlau, 1. Jahrgang, 1921, S. 8.

541. Der Koberprinz und die Privilegien der Rotgerber zu Striegau.

Stadt Striegau.

Eine alte Chronik erzählt: Als im Jahre 1243, den 13. Mai, nebst dem Könige Wenzeslaus Ottokar aus Böhmen

verschiedene Fürsten und Stände in Schweidnitz zusammenkamen, ward unter anderem auch beschlossen, daß des gedachten Königs Sohn, Boleslaus, eine Schweidnitzische Prinzessin heiraten sollte. Das Verlöbnis wurde wirklich in Gegenwart aller Verwandten vollzogen, das Beilager aber noch fünf Jahre verschoben, weil damals der Prinz erst 15, die Braut hingegen 12 Jahre alt war. Da Wenzeslaus seinen Sohn in Schweidnitz ließ, die deutsche Sprache zu lernen, hatte dieser öfter Gelegenheit, mit seiner Verlobten zusammenzukommen, sich mit ihr von beider künftigen Glückseligkeit zu unterhalten, und ihre wechselseitige Vertraulichkeit ging endlich so weit, daß die junge Fürstin schwanger ward. Aus Furcht vor den elterlichen Ahndungen machten beide etwas Geld zusammen, flüchteten zu Fuß von Schweidnitz, kamen zu einer einzelnen Hausfrau im Walde, gaben sich für Kaufmannskinder aus, baten um Aufenthalt, schickten die Hausfrau in verschiedenen Verrichtungen fort, um allein haushalten zu können, und hier ward die Prinzessin heimlich eines jungen Sohnes entbunden. An eben dem Tage waren drei Bürger aus Striegau an diesem Ort, Holz zu kaufen, ließen ihre Pferde im Grase weiden, den Wagen aber, worauf ein Kober mit Eßwaren war, unterdessen stehen. Der Prinz machte sich dies zunutze, nahm die Eßwaren heraus, legte dagegen das neugeborene Kind in Windeln hinein und überließ nun die Sorge dafür den drei Bürgern. Diese erstaunten nicht wenig, als sie im Begriffe, Mahlzeit zu halten, statt des eingepackten Bratens ein Kind im Kober fanden, und zeigten es dem Herzoge an, der ihnen auftrug, dieses vorderhand zu behalten. Einer von ihnen, Namens Baumann, ein Rotgerber, der aus seiner Ehe kein Kind hatte, nahm es an sich, obschon er deswegen mit seiner Gattin Verdrießlichkeiten hatte und von ihr des Ehebruchs beschuldigt wurde, ließ es taufen, Friedrich nennen und zog es mit Unterstützung der anderen beiden bis ins neunte Jahr auf. Unter der Zeit war die Vermählung des Prinzen Boleslaus mit der Prinzessin geschehen, und von ihnen noch ein Sohn, Primislaus, gezeugt worden. Sie hielten zu

Brandeis Hof, kamen darauf nach Striegau, forschten den Knaben aus, nahmen ihn gegen reichliche Entschädigung zu sich und ließen ihn durch Papst Clemens III. als ehelich und fürstlich erklären. Aus Erkenntlichkeit soll nun Wenzeslaus den Rotgerbern zu Striegau das Privilegium über freies Brenn- und Bauholz nebst Zollfreiheit beim Handel erteilt haben (1262, den 21. Dezember). Und als sein Enkel, dieser Prinz Friedrich, nachgehends Erzbischof in Salzburg geworden, soll er daselbst ein ansehnliches Stipendium für Striegauische Kinder gestiftet haben. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1785, V, S. 189 ff.

Auch Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 18, teilt die Geschichte mit, legt aber zugleich ihren Ursprung dar. Sie entstammt dem berüchtigten Lügenschmiede Abraham Hofemann, der im Anfang des 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe schlesischer Städte mit erdichteten Chroniken beglückte. Er benützte wiederholt dieselbe Geschichte und machte sie nur der betreffenden Stadt mundgerecht durch Änderung der Örtlichkeit. So kommt es, daß auch die Geschichte vom Koberprinzen an drei Städte geknüpft erscheint: Görlitz, Liegnitz und Striegau. Trotz ihres künstlichen Ursprungs hat die Geschichte im Volke Fuß gefaßt.

542. Der Templer und der Striegauer Schulknabe. Der Schatz des Templers.*

Stadt Striegau.

Zur Zeit der Verfolgung der Templer** kam der 12jährige Sohn eines Schuhmachers und Gasthofbesitzers des Schwarzen Adlers zu Striegau eines Tages unvermutet in eine Schlucht, worin ein Greis saß. Sowohl der Greis als der Knabe erschraken, doch ermannte sich der erste bald und versicherte dem Jungen, insofern er schweigen könne, werde er ihn zu einem glücklichen Menschen machen. Als der Knabe dies angelobt hatte, belehrte ihn der Greis, daß er ein Templer sei, der sich vor den Verfolgungen noch einige Tage hier verborgen halten und dann weitergehen wolle. Nach dieser Zeit möchte er hierher kommen, wo er sehr viel Geld finden werde, welches der Templer zurücklassen müsse. Nur solle er niemandem von diesem Gelde

* Aus alten gedruckten Erzählungen.

** Unter Philipp IV. dem Schönen von Frankreich im Jahre 1306 begonnen, dehnten sich diese Verfolgungen auch nach Deutschland, namentlich nach Schlesien, aus.

etwas entdecken und solle es nach und nach, zurzeit, wenn er die Schule zu besuchen pflege, fort- und sicher unterzubringen suchen. Der Knabe tat, wie ihm geheißen war, besuchte während 6 Wochen die Schule fast gar nicht, sondern beschäftigte sich während der Schulstunden mit Fortbringung seines Schatzes. Er hielt pünktlich die Stunde seiner Nachhausekunft inne, wenn die Schule beendigt war, und richtete es jedesmal so ein, daß er die Schulkinder auf dem Nachhausewege traf und mit ihnen nach Hause kam. Das Geld brachte er vorsichtig in seinen Taschen nach Hause und versteckte es auf dem Boden hinter dem Schornstein.

Dem Lehrer fiel des Knaben lange Abwesenheit auf, er ließ den überraschten Vater holen, der keine Ahnung hatte, aber versprach, die Sache zu untersuchen. Der Knabe ahnte Böses und, um der Strafe zu entgehen, entfloh er und kam nach Prag. In eines Schuhmachers Werkstatt als Lehrling angenommen, lernte er das Schuhmacherhandwerk, teilte aber sein Geheimnis nicht mit.

Nach einigen Jahren fand ein großer Gelddiebstahl in Striegau statt, bei der allgemeinen Haussuchung ward das Geld im Schwarzen Adler hinter dem Schornstein gefunden. Der Besitzer konnte sich nicht ausweisen und ward zum Tode verurteilt. Der Vorfall ward auch in Prag bekannt. Als eines Abends die Geschichte in der Werkstätte erzählt wurde, fiel der Knabe besinnungslos vom Sitze und teilte, nachdem er sich erholt hatte, alles mit, was sich früher ereignet hatte, woraus sich seines Vaters Unschuld ergab. Er machte sich alsbald auf den Weg, um den Vater zu retten, aber trotz seiner Eile erreichte er Striegau erst, als ihm ein dumpfes Hallen der Glocken verkündete, daß der Tag der Hinrichtung da sei. Mit den letzten Kräften erreichte er das Stadttor, bahnte sich mühsam durch die Volksmenge und gelangte zum Ringe, wo gerade der Richter den Stab über den Unglücklichen brach. Er schrie durch das Volk, er habe etwas Wichtiges zu verkünden, und als man ihm Platz machte, erzählte er den Sachverhalt und ward unter dem

Jubel der Menge mit seinem Vater zur näheren Untersuchung ins Gefängnis abgeführt. Diese ergab die Wahrheit seiner Aussage, und beide wurden sowohl der Haft entlassen als auch als rechtmäßige Besitzer des Schatzes anerkannt.

C. F. W. Richter, Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 29 ff. Gekürzt. Schles. Prov.-Bl., N. F. 1873, S. 447, nach Richter.

543. Ein Wunder im geistlichen Jungfrauenstifte zu Striegau.

Stadt Striegau.

In dem von der Herzogin Beatrix 1307 gestifteten Jungfrauenkloster zu Striegau lebte einst eine sehr andächtige Kloster-Jungfrau, Namens Barbara Löwin, die fast Tag und Nacht mit eifrigem Gebete und inbrünstigem Seufzen sich verzehrte. Als nun einst in der Nacht die gebenedeite Mutter Gottes, mit großen und kleinen Sternen umkrönt, der frommen Jungfrau Barbara in einer Strahlenhelle erschien, fragte die Jungfrau aus geistlichem Vorwitz, was doch die Ungleichheit der Sterne bedeuten möchte. Hierauf gab ihr die Mutter Gottes zur Antwort, daß die großen und minderen Sterne die verschiedenen Andachten bezeichneten, mit denen sie (die Fragende) die Mutter des Heilandes verehrt habe.

„Wer solchen Verlauf mit mehreren Umständen zu wissen verlangt, der kann dessen bei dem fürstlichen Gestift teilhaft und vergnügt werden."

Naso, Phoenix redivivus, 1667. S. 144. Tiede, Merkwürdigkeiten, 1804, S. 103.

544. Die unverwesten heiligen Hostien in der Stadtpfarrkirche zu Striegau.

Stadt Striegau.

In der Stadtpfarrkirche zu Striegau (Kirche St. Petri und Pauli) befanden sich im 17. Jahrhundert uralte heilige Hostien, die nach glaubwürdiger Tradition von den alten katholischen Priestern, ehe an diesem Orte das Luthertum einriß, konsekriert

worden sind. Im Jahre 1540 fing die Ketzerei in Striegau an, und lutherische Prädikanten haben in die 89 Jahre die Pfarrkirche in Besitz gehabt und die ganze Zeit bis Anno 1629, wo die Kirche wieder katholisch wurde, diese heiligen Hostien — darin besteht eben das Wunderbare — an ihrem Platze unverrückt belassen, auch einem hohen katholischen Geistlichen, der sie 1598 an sich zu nehmen begehrte, dies verweigert. Man hat sie wiedergefunden, wie es bei den Katholischen bräuchlich war, im durchgatterten Sakramentshäusel beim Hohen Altare in einem messingnen Ciborio, oben mit einem Kreuzlein, mit einem violettblauen sammetnen Mantel bedeckt, in einer runden Skatel von Silber und dann in einem weißleinenen Säcklein.

Als im Jahre 1633 Kirche und Sakristei geplündert wurde, sind doch die heiligen Hostien unversehrt geblieben. Im Jahre 1651 hat Reichsgraf Georg von Oppersdorf in Ober-Glogau auf besonderes inständiges Begehren eine von diesen Hostien für die dortige Stadtpfarrkirche erhalten, und sie ist allda in der Antoniuskapelle aufbewahrt.

Nach dem urkundlichen Bericht des Georgius Benedictus Steiner, Profeß — Stadtpfarrers von Striegau, bei Heinrich Schnurpfeil in seiner Geschichte der Stadt Oberglogau, 1860, S. 171 f.

545. Apotheker Asmus zu Striegau und der Teufel.

Stadt Striegau.

Im Dreißigjährigen Kriege lebte zu Striegau ein alter Apotheker, mit Namen Asmus. Er hatte nur ein einziges Töchterlein, Agnes, die aber so holdselig war wie ein Engel. Sie wurde von Weighard, dem Sohne des Nachbars, des wohlhabendsten Handwerksmeisters der Stadt, eines Gelbgießers, schwärmerisch geliebt und liebte ihn wieder. Aber der Vater Apotheker wollte von einer Verbindung nichts wissen, weil er sich von seiner Tochter nicht trennen wollte. Der Gedanke daran war ihm so furchtbar, daß er einmal in blindem Eifer die Worte rief: „Eher will ich ihnen mit Gift vergeben als ihren Bund segnen!“

Es war in einer Nacht vor dem siebenten Sonntage nach Trinitatis, eben hatte es 12 Uhr geschlagen, da wurde dem Apotheker geklingelt. Als er sich erhoben hatte, bemerkte er in der Dunkelheit etwas Weißes und hörte seine Tochter beten, bei genauerem Zusehen erkannte er das silberne Bild eines Engels auf ihrer Brust. Er konnte nun nicht mehr einschlafen, und es war ihm, als hörte er Feuer in seiner Kunstküche brennen. Als er nachsah, zog ihm Dampf entgegen, Töpfe standen auf blauem Feuer, und hinterm Herde drückte sich etwas zusammen. Er erschrak dermaßen, daß man ihn am andern Morgen stumm fand und ganz zusammengebrochen. Er mußte einen Gehilfen annehmen. Da meldete sich ein wandernder Laborant, der nannte sich Servatius. Den nahm er auf, aber er kam ihm unheimlich vor, und wenn er ihn am Feuer hantieren sah, da schien ihm, als wandle sich das kleine, freundliche Gesicht des Gehilfen und werde immer länger und länger. Dabei wurde Asmus immer kränker. Aber etwas verstand der Gehilfe, was keiner konnte: es war ein Wunder, er wußte aus vergoldeten Pillen wirkliches Gold zu machen. Dadurch wurde Asmus reicher und reicher, aber er konnte nicht schlafen, und seine Krankheit schritt weiter. Wenn er im halbwachen Traume lag, erschien ihm immer das Bild der Küche mit den aufzischenden Dämpfen und eine Stimme, die rief: „Wir kochen Gift! Wir kochen Gift!" Eines Tages kam Agnes zitternd zu ihrem Vater und trug ein Fläschchen, das ihr Servatius gegeben hatte. Sie sagte ihm, sie habe nun Weighard ein ganzes Jahr nicht gesehen, nun wolle er in die Fremde gehen, vielleicht in den Tod. Sie bat den Vater, das Fläschchen zu untersuchen, sie wolle es Weighard als Arznei mitgeben, Servatius habe es gebraut. Der Vater entkorkte es, da quoll ihm ein brodelnder Dampf entgegen, und er, der bisher die Sprache verloren gehabt, schrie mit Entsetzen: „Es ist Gift!"

Damit war das Eis in seinem Herzen gebrochen. Er ließ Weighard rufen und legte die Hände der Liebenden ineinander. Im selben Augenblick aber begann ein Rumoren in seinem Hause, als wenn alles durcheinander geworfen würde, und

Scherben schwirrten durch die Luft, wie von Händen geschleudert. Das dauerte eine Weile, dann trat Ruhe ein, und eine Stimme ließ sich hören: „Agnes, Dein Engel hat gesiegt!" Aber noch einmal versuchte der Satan den Frieden des jungen Paares zu stören. Es war bei der Trauung. In dem Augenblicke, wo das Paar am Altare vor dem Priester kniete, da lag auch ein Rittersmann vor dem Altar und machte den Stein heiß. Aber der Segen des Priesters verhinderte, daß es ihnen schadete.

Seitdem erzählte man in Striegau von dem heißen Stein und dem Polterabende im Hause des Asmus.

Der Polterabend. Eine Legende von Schwarz. Im Hausfreund, 4. Jahrgang, 1824, S. 741, gekürzt.

546. Der Mordbrenner Renner und die Renner-Höhle.

Stadt Striegau.

An der Seite des Breiten Berges bei Striegau, welche halb den Fuchsbergen, halb dem Georgen-Berge zugewendet ist, lag die „Sigloat-Grube". Man fand früher in ihr einen der Tonerde ähnlichen Stoff von gelblicher Farbe und säuerlichem Geschmacke, die Terra sigillata, die ein Heilmittel gegen alle Krankheiten sein sollte. Von dieser Grube führte in den Berg eine gangartige Höhle, genannt die Renner-Höhle. Sie hat ihren Namen von einem Kupferschmiede Namens Renner, der um 1820 oder etwas später bekannt geworden sein muß. Er war ein leidenschaftlicher Brandstifter. Viele Feuer hatte er schon angelegt, und immer war er einer der ersten Löschenden beim Feuer gewesen, als er sich endlich dadurch verdächtig machte, daß er gern den Strahl der Feuerspritze leitete und immer über das Feuer hinweg spritzte. Man beobachtete ihn nun scharf. Einmal war wieder Feuer aufgegangen; es gelang aber über Erwarten schnell, es zu löschen. In dem frisch gefallenen Schnee führte eine Fußspur von Renners Hause zur Brandstätte. Deutlich konnte man an ihr erkennen, daß die Stiefelsohlen mit Nägeln

beschlagen waren. Nun drang man mit List in Renners Wohnung und erlangte einen seiner Stiefel. Die Größe der Stiefeln, die Zahl und die Stellung der Nägel stimmten genau mit der Schneespur an der Brandstelle überein. Jetzt nahm die Polizei Renner fest und fand in seiner Tasche noch zwei Lunten. So war er seiner Taten überführt. Auf dem Transporte zum Gefängnis gelang es ihm zu entwischen. Wochenlang hielt er sich nun in der erwähnten Höhle in der Sigillat-Grube verborgen. Endlich aber wurde er doch ermittelt und nach seiner Gefangennahme ins Zuchthaus gesteckt. Dort soll er eine vorzüglich gearbeitete Feuerspritze gefertigt und an den König Friedrich Wilhelm IV. gesendet haben. Von diesem soll er wegen seines Fleißes und seiner guten Führung im Zuchthause begnadigt worden sein. Handschriftlich von Dr. Eichner, 1895.

In diesem Bericht scheint sich Wahrheit und Volksdichtung zu mischen.

547. Wie die Tatarische Kaiserin zu Neumarkt ermordet wird.

Stadt Neumarkt.

In der deutschen Legende der heiligen Hedwig vom Jahre 1504 finden sich Zusätze, die der ursprünglichen lateinischen Legende von 1300 fremd sind. Gerade diese Zusätze enthalten Volkssagen, die von der geschichtlichen Wirklichkeit weit abliegen, aber das Andenken an eine große Zeit wach erhalten. Das Volk suchte nach einem Grunde, den die Tataren im Jahre 1241 zu ihrem Einbruch in Schlesien veranlaßt habe. Es heißt in der Legende von 1504:

Alhy volget die ursache, warumbe zu den geczeiten der heyligen Hedwigis dy tattern alszo mit grosser macht in dy Schlesien und Polan komen sein, und solche grosse grausame tat geubet. Dann wird erzählt: Noch zu Lebzeiten der hl. Hedwig regierte ein mächtiger und reicher Tatarenkaiser im Aufgange der Sonne. Viel Könige, Fürsten und Herren waren ihm untertan, er hieß Batus. Dieser Kaiser hatte auch eine Gemahlin, die ihm nach der Sitte der Tataren angetraut war. Die Kaiserin

hörte ihr Hofgesinde viel reden und rühmen von den löblichen Sitten und Gewohnheiten der Christenlande, von der Großmütigkeit ihrer Fürsten, Herren und Ritterschaften, und daß sie allerwegen bereit wären, ihren christlichen Glauben zu verfechten, nicht allein bis aufs Blut, sondern auch bis in den Tod. Als sie das gehört hatte, erfaßte sie eine inbrünstige Begier, solche Länder und Städte und die Ritterschaft der Christenheit persönlich kennen zu lernen. Sie lag also ihrem Herrn, dem Kaiser, mit steter und inständiger Bitte an, ihr doch zu erlauben, daß sie dies gepriesene Land mit eigenen Augen schauen dürfte. Und obwohl der Kaiser anfangs ganz dagegen war, setzte sie es doch durch beharrliche Wiederholung ihres Wunsches durch, daß er ihr endlich nachgab, wodurch er sie in lautes Entzücken versetzte.

Alhy volget hernach, wie dy Tatterische Keyszerin sich zubereytthe mith vill yrer herren graffenn und ritterschaften, nachdem und yr der Keyszer yr herre erlawbet het, czu beschawen dy lande und stette der Cristenheyt und auch yre herlichkeit und ritterschaft.

Als nun der Kaiser ihre große Freude sah, gab er ihr eine glänzende Begleitschaft von Fürsten, Grafen und Rittern mit, desgleichen versah er sie mit Gold, Silber und Edelgestein im Überfluß, sowie mit Geleitbriefen, damit sie sicher ihres Weges ziehe und er ihr alle Hindernisse aus dem Wege räume bis zu ihrer Rückkehr, wie es einer gewaltigen Kaiserin gezieme. So machte sie sich mit großen Erwartungen auf den Weg, und wo sie hinkam, wurde sie mit Ehren empfangen und mit großen Gaben ausgezeichnet von Fürsten, Herren, Ländern und Städten. Und zuletzt kam sie auch nach Schlesien und sah den Zobtenberg, Fürstenberg genannt, vor sich, von dem alte Kunde berichtet, daß die alten edlen Fürsten in Schlesien und Polen von ihm ursprünglich herstammen. Auch von zwei mächtigen Schlössern hörte sie, eins auf dem Fürstenberg, das andere zu Leubus, das aber damals schon in ein geordnetes Kloster der Väter Zisterzienser umgewandelt war. Die namhafteste Stadt in Schlesien

aber war zu dieser Zeit Neumarkt, die von den Fürsten der beiden Schlösser gebaut war. Dorthin wandte sich die Kaiserin, um die Stadt zu beschauen. Und als die Bürger dieser Stadt bemerkten, welche unaussprechlich große Schätze die Kaiserin mit sich führe, traten sie zum Rat zusammen und sprachen, es sei unziemlich, daß eine solche ungläubige Frau so viel Schätze in Gold, Silber und Edelgestein bei sich habe. Man solle sie mitsamt ihren Herren und Dienern überfallen und erschlagen, ihr die Schätze abnehmen und unter die Bürger verteilen.

Alhie dy burger und dy gemeyne der stat zu dem Newmargk erschlagen dy Tatterische Keyszerinn myt sampt yren herren, ritter und knechten, und nicht mer dann czwo meyde vonn yren dynerinn dar vonn lebende quamenn.

Solchem bösen und unbedachten Rate folgten sie und erschlugen Herren, Ritter und Knechte mitsamt der Kaiserin, ihren Jungfrauen und Dienerinnen. Niemand blieb am Leben als zwei ihrer Jungfrauen, die sich versteckt hatten in den finstern Kellern und dann mit großer Vorsicht sich aus der Stadt schlichen und unter mancherlei Schwierigkeiten und Gefahren in die Heimat gelangten. Die statteten ihrem Herrn, dem Kaiser, Bericht ab und gaben unter heftigem Weinen und Klagen eine genaue Beschreibung über den Ort und den jämmerlichen Tod seiner Gemahlin und ihrer ganzen Begleitung. Darüber erschrak der Kaiser gewaltig, und von unbändigem Zorn erfaßt, schwur er, sein Haupt solle keine Ruhe haben, bis er solchen abscheulichen Mord an der Christenheit gerächt mit großem Blutvergießen, Verheerung und Verwüstung ihres Landes. Darauf ließ er durch ganze drei Jahre zum Kriegszuge aufrufen und versprach reichen Sold allen denen, die ihm helfen wollten Rache zu nehmen für den grausamen Tod seiner Gemahlin und ihrer Gefolgschaft. In dieser Zeit wurden bis zu 500 000 Mann zusammengebracht.

Nach der Deutschen Legende der Heiligen Hedwig, gedruckt zu Breslau durch Conrad Baumgarthen im Jahre 1504. Kap. I, II u. III. Abdruck in zeitgemäßer Umschrift durch Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwigis, 1631. O II u. III.

Diese Geschichte wird dann immer wieder von den Schriftstellern nacherzählt, öfter in abgekürzter Form. Erst Thebesius († 1688), Liegnitzische Jahrbücher, nimmt zu ihr kritisch Stellung, er weist darauf hin, daß sie in den älteren Legenden nicht enthalten ist, ebenso einige andere Erzählungen (II, S. 73). Von wem die Zusätze zur alten Hedwigslegende in der Baumgarthenschen Ausgabe von 1504 herrühren, darüber äußert sich Thebesius II, S. 48, dahin, daß sie den Aufzeichnungen eines Geistlichen Engelbrecht entstammen. Dieser habe, wie der Verfasser der alten Legende selbst bekenne, die Legende in ihrer wahren Historie nur „beschmutzt". Es ist dies jener Frater Engelbertus, Ordinis Cysterciensis, von dem die lateinische Legende in der praefaciuncula (Stenzel, Script. rer. Siles. II, S. 1) spricht. Danach müssen solche sagenhafte Erzählungen, außerhalb der Legende, schon ums Jahr 1300 bekannt gewesen sein.

Thebesius II, S. 49, berichtet: „Man hat noch vor Jahren auf dem Ratskeller zu Neumarkt den Reisenden Rock und Mantel dieser Kaiserin gewiesen, jetzt zeigt man ihr Hemde bei selbiger Stadtkirche." Selbst noch der Ratmann Dr. Aßmann versichert in seiner Chronik von 1748, daß er dieses selbst gesehen und daß es einem Stück Flor, an einem Ende eingeriegen, geglichen habe. Jetzt ist hiervon nichts mehr vorhanden. Der Mord dieser Fürstin soll auf der Konstadtgasse in dem Keller des Hauses Nr. 274 (jetzt Nr. 12) geschehen sein (Knie, Beschreibung von Schlesien II, 3 [1834] S. 502). Im Jahre 1801 tauchte dann ein Lied von der Tatarenfürstin auf, das seitdem in den Darstellungen der Sage als Anhang erscheint. Fülleborn teilt es zuerst mit unter folgender Überschrift:

Ein alt Lied von der Tatarenfürstin, die zu Neumarkt meuchelmörderisch getötet worden.

Aus einer handschriftlichen Sammlung alter Volkslieder.

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daß ich sing
Wohl von der Tartarprinzessin schön,
Wie's der zu Neumarkt ging.

Nach Breßela der Schlesi
Eine große Reise sie macht,
Nach Neumarkt kam sie gefahren
Und blieb allda zu Nacht.

Da sprach der Wirt zum andern:
„Ein' Heidin wohnt bei mir,
Sie hat viel Gold und Edelstein,
Die laß ich nit von hier.

Gut Nacht, Prinzessin schöne,
Ihr lebt nicht bis zum Tag";
Und wandte sich behende,
Gab ihr den Todesschlag.

Und als ihr Hofgesinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgte sie groß und kleine
Mit seiner eigenen Hand.

Mit seinen eigenen Händen
Begrub er allzumal
Gar tief im kalten Keller,
Ihr Gold und Gut er stahl.

Er zeigte darauf den andern
Seine Hand, vom Blut so rot,
Und von dem Gold und Edelstein
Er ihn'n die Hälfte bot.

Die Hälfte nahmen sie gerne
Und schwiegen wohl von der Tat;
Doch was nicht früh wird g'rochen,
Das straft der Himmel spat.

Der Tartarfürst, der hörte:
Zu Neumarkt ist eu'r Kind
Gemordet und beraubet arg,
Ihr'n Körper man noch find't.

Da rief er seinen Haufen:
„Auf, nehmet Spieß und Schwert,
Nach Schlesi woll'n wir ziehen,
Es ist des Ziehens wert!"

So kamen sie nun in Scharen
Ins ganze Schlesierland
Und sengten, brannten, stahlen,
Der Welt ist's wohl bekannt.

Den Tod der Prinzessin zu rächen,
Bei Wahlstatt ging es trüb;
Zu Ehren der Heiden-Prinzessin
Ein christlicher Herzog blieb.

So ward am Lande gerochen,
Was Neumarkt hat getan.
Herr Gott, uns selber regiere,
Wenn wir was fangen an.

Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 68.

Fritz Günther, Schlesische Volksliedforschung, 1916, S. 15, hält es für kein eigentliches Volkslied, sondern ein Gelegenheitsgedicht, das sich durch Zufall bis in Fülleborns Zeit gerettet hat, ja, es erscheint ihm nicht ausgeschlossen, daß F. es selbst gedichtet und für ein Volkslied ausgegeben hat (S. 16). Es ist wieder abgedruckt in des Knaben Wunderhorn, 1808, Hesse, S. 508, bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 325 und Adalb. Hoffmann, Schlesiens Geschichte, 1897, S. 10. Zusammen mit einer kurzen Darstellung der Begebenheit bei Büsching, Volkssagen, 1820, S. 19 f.; H. Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 206; Heide Erner, Schles. Sagen, 1905, S. 23 f. Eine andere dichterische Darstellung ist die von Carl Geisheim im „Hausfreund", 1. Jahrg., 1821, S. 545 f. und bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 327.

Wir sind in der Lage, den Ursprung der Sage festzustellen. Es liegt ihr eine historische Begebenheit zugrunde. Einige russische Fürsten suchten vor den heranziehenden Mongolen im Jahre 1240 Zuflucht beim Herzoge von Masowien. Einer von ihnen, Michael von Kiew, floh dann weiter nach Schlesien. Seine Enkelin eilte ihm mit vielen Schätzen voraus. Sie kam bis in die deutsche Stadt Sereda (Sroda, Neumarkt), wo die Bürger, durch ihre Kostbarkeiten verlockt, das Mädchen samt ihren Begleitern töteten und die Schätze unter sich teilten. Ihr Vater zog sich auf die Kunde hiervon trauernd nach Masowien zurück. So berichtet die russische Hypatius-Chronik aus dem 13. Jahrhundert. Die Sage hat dann die russische Fürstentochter zu einer Tatarfürstin gemacht. Paul Kindler, Geschichte der Stadt Neumarkt, I., 1903, S. 12 f. Vgl. auch Schles. Prov.-Bl., 1864, S. 30. Über die Sage und ihre Abwandlung im Jaroslawliede, sowie eine russische Gestaltung des gleichen Stoffes s. Bachfeld, Die Mongolen, 1889, S. 59 f.

548. Wie die Tataren nach der Schlacht bei Wahlstatt von den Neumarkter Bürgern überfallen wurden.

Stadt Neumarkt.

Als die Tataren auf der Wahlstatt dem Herzog Heinrich, Sankt Hedwigs edlem Sohne, das Haupt abgeschlagen und es auf einem Speer vor die Burg zu Liegnitz getragen hatten, forderten sie die Übergabe der Festung, wurden aber abgewiesen.

Da warfen sie das Haupt in den Koischwitzer See und zogen nach der Stadt Neumarkt.

Als die Bürger von ihrem Anrücken erfuhren, gingen sie mit sich zu Rate, was zu tun wäre. Denn sie wußten wohl, daß sie an ihnen schreckliche Rache nehmen wollten. Sie ließen nun ihre Weiber und Töchter vor die versammelte Gemeinde kommen und sprachen so zu ihnen: „Liebe Frauen und Töchter, Ihr habt gehört, wie die grausamen Tattern überall brennen und morden, wie sie Frauen und Jungfrauen mißhandeln und andere unaussprechliche Untaten verüben. Ihre Macht ist so groß, daß wir außerstande sind, ihnen zu widerstehen. Darum haben wir uns eine List erdacht, und wir hoffen, so Gott will, ihrer ledig zu werden, wenn Ihr unserem Rate folgen wollt. Hört also, was wir beschlossen haben. Wir Männer wollen uns verbergen in den Schlupfwinkeln der Keller, angetan mit Wehr und Waffen, und wenn die Feinde kommen, so gehet ihnen entgegen in Eurem besten Schmucke und mit großer Freude und saget ihnen, daß wir geflohen seien, weil wir Furcht hätten. Dann nehmet sie aufs allerbeste auf und bewirtet sie mit wohlgewürzter Speise und Trank und mit allem, was sie begehren werden. Wenn dann der Abend kommt und Ihr bemerket, daß sie tüchtig getrunken haben und Wehr und Waffen abgelegt haben, so sehet zu, daß Ihr die Waffen beiseite schaffet und versteckt. Und wenn sie sich dann zur Ruhe gelegt haben, so gebet uns ein Zeichen mit der Ratsglocke. Dann wollen wir uns erheben, sie überfallen und erschlagen."

Die Weiber und Töchter taten, wie ihnen die Männer geraten hatten, und führten ihre Aufgabe so glänzend durch, daß die Tattern nicht den geringsten Verdacht schöpften. Die List gelang, der freundliche Empfang der Frauen ließ sie jede Vorsicht vergessen, harmlos gaben sie sich dem Mahle hin und legten Schwert und Schild, Bogen und Pfeile von sich und zechten. Als die rechte Zeit gekommen war, ertönte plötzlich die Ratsglocke. Da sprangen Männer und Brüder aus ihren Verstecken, und es begann ein allgemeines Schlachten. Unzählige Tattern

wurden getötet, das Blutbad war so groß, daß ein kleiner Bach vom Blute der Ungläubigen sich bildete, der von der Pfarrkirche bis zum Breslauer Tore rann. So schützten sich die Neumarkter Bürger vor dem eigenen Untergange.

Nach der Deutschen Legende der Heiligen Hedwig, gedruckt zu Breslau durch Conrad Baumgarthen, 1504, cap. II. Bei Georg Baumann, 1631, P. IV u. P. V.

Auch diese Erzählung ist in der lateinischen Vita Hedwigis von 1300 nicht enthalten.

549. Die Schlacht bei Kostenblut, wo die Tataren geschlagen wurden.

Kreis Neumarkt.

Eine große Menge der Tataren, die in der Stadt Neumarkt keinen Raum und keine Herberge fanden, zogen bis nach dem Städtchen Kostenblut (die Vorlage hat „Costerplotz") und lagerten sich dort. Der böhmische König (einmal Bratißlaw, dann wieder Vladißlaus genannt*) zog seinem Schwager, dem Herzoge Heinrich II., zu Hilfe, hatte sich aber verspätet, und lag an dem Tage, da der edle Ritter Christi, Herzog Heinrich, erschlagen wurde, mit seinem Volke bei dem Schlosse Schweinhaus, drei Meilen von der Wahlstatt. Er überfiel aber die Tataren bei Kostenblut, schlug sie und trieb sie aus dem Lande.

Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwig, 1631 (Abdruck von 1504) P. V. Nicht in der vita Hedwigis, 1300.

550. Die heilige Hedwig zu Neumarkt.

Kreis Neumarkt.

Nach der Überlieferung soll die heilige Hedwig öfter auf der Burg zu Neumarkt gewohnt haben, und es wurde noch 1748 die Bettstelle, deren sie sich angeblich bedient, und ein Glas, aus dem sie getrunken, als Seltenheit gezeigt. Jetzt ist nichts mehr davon vorhanden.

Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3 (1834), S. 530
H. Goedsche, Sagenschatz, 1839/40, S. 203.

* Es war König Wenzel.

551. Wie Herzog Barthel ohne Land vor Canth schmachvoll unterlag.

Kreis Neumarkt.

Ein Enkel König Podiebrads von Böhmen, Bartholomäus, hatte von seinem Vater Viktorin († 1500) das Herzogtum Münsterberg geerbt. Aber die Erbschaft war wirkungslos, da seine Vettern schon bei Lebzeiten seines Vaters sich in den Besitz des Herzogtums gesetzt hatten und seine Ansprüche zurückwiesen. Daher besaß er gar kein Land und wurde spottweise „Herzog Barthel ohne Land" genannt. Da er keine Einkünfte hatte, trieb er sich vagabondierend herum, verband sich mit einigen vom Adel und lebte von Fehden und Räubereien. Einmal aber ist es ihm übel ergangen, als er in eine Fehde mit den Breslauern geraten war. Das kam so. König Wladislaus von Böhmen hatte den Breslauern wegen Ungehorsams eine Geldbuße von 100 Mark Silbers auferlegt, die er dem Herzog Barthel schenkte, mit der Bedingung, die Summe von den Breslauern sich auszahlen zu lassen. Da die Breslauer die Zahlung verweigerten, sah König Wladislaus wohl ein, daß die Sache in eine Fehde ausarten könnte und verbot dem Herzog Barthel, Gewalt zu gebrauchen. Aber der kehrte sich nicht daran, und Neckereien von beiden Seiten brachten es schließlich dahin, daß der Herzog ein Heer von Landesschädigern und Fehdern zusammenbrachte, um an den Breslauern schreckliche Rache zu nehmen. Aber diese sahen sich vor und befestigten das Städtchen Canth, das sie mit 400 Fußknechten und 60 Reisigen, mit Wagen, Schlangenbüchsen und Haubitzen besetzten. Am 14. Oktober 1512 rückte der Herzog mit 800 bis 1000 Mann vor Canth.

Nun heißt es in den Chroniken, er habe das Schloß gestürmt, sei aber zurückgeschlagen worden. Darauf hätten die Breslauer selbst angegriffen und hätten ihm vor der Stadt eine bedeutende Niederlage beigebracht. Drei Stunden hätten sie hartnäckig mit ihm gestritten, andere sagen, das Gefecht habe nur von 12 bis 1 Uhr gedauert, 60 Mann oder mehr seien von den Feinden tot liegengeblieben, viel Gefangene seien gemacht

und zwei Paniere erbeutet worden, die im Triumphe in der Elisabeth- und Magdalenenkirche aufgehängt worden seien. Von den Breslauern aber sei nicht ein einziger Mann gefallen. Die Begeisterung über diesen Erfolg muß außerordentlich gewesen sein, denn bis auf den heutigen Tag hat sich der Sprichvers erhalten:

Herzog Barthel ohne Land
Hat ihm's (sich's) Maul vor Canth verbrannt.

Klose, Dokumentierte Geschichte von Breslau, 1783, III, 2, S. 600. Knie, Beschreibung von Schlesien, II, 3 (1834), S. 446 u. a. Am ausführlichsten Sammter, Chronik von Liegnitz, II, 1, 1868, S. 117 f.

Veranlassung des Streites und Barthels Niederlage sind historisch, in der Darstellung der Einzelheiten aber hat die Volksphantasie mitgearbeitet.

Prophezeiungen.

552. Der türkische Sultan wird sein Pferd an einen Baum bei Reichenbach binden.

Kreis Reichenbach.

Von einem Baume unweit Reichenbach geht die Sage, daß hier eine Schlacht stattfinden und der besiegte türkische Sultan sein Pferd an diesen Baum binden wird. Auch von einem Baume, dicht bei der evangelischen Kirche zu Peilau, wird dasselbe erzählt.

Wie sehr die Türkengefahr seinerzeit die Gemüter beunruhigte, geht aus der Prophezeiung hervor, die an den Goldenen Zahn zu Weigelsdorf (s. Kühnau, Schles. Sagen, III, S. 415 f.) im Jahre 1595 geknüpft wurde: ein großer Kampf des Reiches mit den Türken stehe bevor, in dem ein gewaltiger Held die Macht der Türken dämpfen werde.

Alphons Paul, Geschichte der Stadt Reichenbach, 1889, S. 58, der auch diese an den Goldenen Zahn knüpfende Prophezeiung ausführlich behandelt.

553. Die Prophezeiungen vom Bau des Camenzer Schlosses.

Kreis Frankenstein.

Um das Jahr 1000 n. Chr. war die Grenzfeste Bardun am Paß von Wartha der Zankapfel zwischen Böhmen und Polen,

die es wechselseitig besetzt hielten. Im Jahre 1096 wurde dieses Schloß von dem böhmischen Herzoge Brzetislaw II. geschleift, da er es nicht hinlänglich wehrhaft fand, und an seiner Stelle weiter abwärts an der Neiße eine neue feste Burg mit vier steinernen Wachttürmen erbaut, als ein Bollwerk gegen die Polen. Er nannte diese Burg Kampruck, was zu deutsch Steinblock heißt. Erst aus dieser Benennung soll der Name Kamenecz, Camenz, entstanden sein. Wie früher Bardun, so wurde jetzt Camenz der Sammelplatz böhmischer und polnischer Heere, die nicht selten hier zu blutigem Streite sich trafen. Der Kampf dauerte bis 1134. Da schlossen Polen und Böhmen Frieden, und von diesem Zeitpunkte an stand die Felsenburg leer, bis im Jahre 1208 Vincenz von Pogarell mit mehreren Kanonikern des Breslauer Augustinerstifts von dem Schlosse Besitz nahmen und 1210 eine Kirche und Propstei im Tale errichteten, die 1248 mit Zisterziensern aus dem Kloster Leubus besetzt wurde. So nahm das Kloster Camenz seinen Anfang.

Fast auf derselben Stelle, wo die alte Grenzburg Brzetislaws gestanden hatte, erbaute Prinzessin Albrecht von Preußen, geb. Prinzessin der Niederlande, 1838–1863 das jetzige gewaltige Schloß. Der Berg, wo es steht, heißt Hartaberg oder kurz die Harte.

1. Noch immer sieht der einfältige Landmann aus der Umgegend von Camenz mit fragenden Blicken zu den Riesenmauern des neuen Palastes auf und denkt nicht gleichgültig an die Zukunft. Man wird einst um dieses Schloß streiten! Dies ist sein Gedanke, den er bis heutigen Tages festhält, weil die Sibylle es geweissagt hat. Es heißt in dieser Prophezeiung: Es wird hier ein festes Schloß erbaut werden; die Heere von fünf kriegführenden Mächten werden dort zusammentreffen und um dieses Schloß streiten.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 1, 2, 27.

2. „Über den Mauern des Klosters wird eine feste Burg sich erheben und den Engpaß zwischen Schlesien und Böhmen be-

herrschen. Aus allen Weltgegenden werden Arbeiter herbeiströmen, um sie in kurzer Zeit zu vollenden. Sobald es geschehen, werden Feinde von Osten und Westen herbeiziehen und das ganze Land verwüsten. Fünf Nationen werden sich um den Besitz der Feste schlagen, und des Blutvergießens wird kein Ende sein. Die Heiden werden siegen und an der Haspe an der Neißebrücke wird der letzte Deutsche sein Pferd anbinden. Wer sich retten will, der flüchte in den Gänsewinkel."

Aus dem Buche: „Schlesische Zustände im ersten Jahrhunderte der preußischen Herrschaft. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte Schlesiens, in vertrauten Briefen eines dem Tode Entgegengehenden." Breslau 1840, bei August Scholz & Co., ohne Verfassernamen.

Die Prophezeiung rührt von einem Zisterziensermönch her und soll schon seit 1840 in der Camenzer Gegend bekannt sein. Nach einem Artikel von Friedrich Kaminsky in der Wochenschrift „Der Oberschlesier", 2. Jahrg., Nr. 23 (5. Juni) 1920.

3. Auf dem Schromberge (der Anhöhe zwischen dem Marktflecken Camenz und dem Dorfe Schrom) soll einst die Sibylle gewohnt haben, deren Prophezeiungen im Volke erhalten blieben. Auch das später von Prinzessin Albrecht von Preußen* erbaute Schloß auf dem Hartaberge bei Camenz soll sie vorausgesehen und gesagt haben: auf dem Camenzer Berge werde ein Schloß gebaut werden, das niemals ausgebaut werden würde. Ein Teil des Schlosses, sagt das Volk, soll auch heute noch nicht fertig sein.

K. Von Frau Böttchermeister Wagner, einer geborenen Patschkauerin, die ihrer Mutter nacherzählt. 1914.

Auch Pater Bruno** soll den Schloßbau vorausgesehen haben. Bei einem Spaziergange der Camenzer Mönche nach dem Stiftsdorfe Hemmersdorf befand sich Pater Bruno in Ge-

* geb. Prinzessin der Niederlande, im Volksmunde Prinzessin Marianne genannt. Der Schloßbau wurde 1838 begonnen und 1863 beendet. Schinkel hatte den Entwurf geliefert.

** Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte im Camenzer Kloster ein Mönch, Namens Bruno, der die Schwächen und Fehler seiner Mitbrüder oft mit scharfer Zunge geißelte. Bruno war ein Mann von mittlerer Statur, blaß und hager, oft ganz entkräftet durch die vielen Kasteiungen, denen er sich freiwillig unterwarf. Ein einziges rauhes Gewand bedeckte seinen Körper und ein Stein war des Nachts sein

sellschaft des jungen Glöckners Valentin. Als sie die Brücke, die Fischteiche des Klosters und den Hopfenberg hinter sich hatten, blieb Pater Bruno plötzlich stehen und schaute rückwärts nach dem Kloster. Nach kurzem starrem Hinblicken, auf die Harta zeigend (den Berg, wo jetzt das Schloß steht), rief er seinem Begleiter zu: „Sieh, sieh, welch vieles Volk auf der Harta!" Der junge Valentin, der dort nichts sah, fragte ihn, was er damit meine. „Du wirst's erleben, aber ich weiß nicht, wo Du sein wirst," gab ihm Pater Bruno zur Antwort. Die Prophezeiung erfüllte sich noch zu Lebzeiten Valentins, als sich der Berg von den Maurern und Zimmerleuten des neuen Schloßbaues belebte. Der genannte Valentin soll 1841 noch in Wien gelebt haben.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 26.

4. Die Meinung, daß der Schloßbau auf dem Camenzer Hartaberge zum Streit führen würde, liegt auch folgenden alten Sagen zugrunde. Im vierzehnten Jahrhundert kam eine polnische Prinzessin, Namens Berendina, auf ihrer Reise nach Böhmen in die Gegend von Camenz. Mit einbrechender Nacht langte sie auf dem Hartaberge an, wo jetzt das neue Schloß steht, verirrte sich samt ihrem Gefolge und mußte die Nacht auf dem Berge zubringen. Nach dem ersten Hahnschrei erwachte Berendina, während ihr Gefolge fest schlief. Das Morgenrot leuchtete matt herauf. Sie erhob sich von dem einfachen Lager und sah, daß sie auf dem höchsten Punkte des Berges, gegenwärtig der Hutberg genannt, sich befinde, zu dessen Füßen sich die herrlichsten Täler ausbreiteten. Auch erblickte sie das Kloster. Er-

Kopfkissen. Die Brüder hielten ihn nicht ohne Grund für wahnsinnig, denn seine Sittenlehren und Ermahnungen waren oft von grellem Unsinn durchflochten, so daß man ihn öfters einsperren mußte. Er mahnte die Brüder, keine Schnallenschuhe zu tragen, keinen Schnaps zu trinken u. dgl. Mancher mochte sich vielleicht einen Scherz mit ihm erlauben, weshalb er glaubte, man halte ihn für einen Narren; denn unter anderem sagte er: „Seit die Brüder ein Narrenbild aufgehangen haben (es war dies ein altes Bild aus der Zeit der Herzöge von Münsterberg), müssen sie einen Narren haben. Gott wird es abwenden." Seine Prophezeiungen haben sich im Munde des Volkes erhalten, sie sollen alle in Erfüllung gegangen sein. Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 24 f.

freut über die reizvolle Gegend sprach sie so für sich: „Hier möchte ich mir wohl von den Mönchen des Klosters ein Ausbeding erbitten; wahrlich, auf diesem Felsen würde ein Schloß gut stehen, hier will ich eins erbauen lassen!" „Tue das nicht!" antwortete plötzlich eine sanfte Stimme hinter ihr, „man würde sich darum streiten." Als sich Berendina nach dem Sprecher umwandte, gewahrte sie eine weiße, geisterhafte Frauengestalt, mit einem Kranz von weißen Rosen in den langen, gelben Haarflechten, wie sie langsam wieder verschwand. Berendina forschte am Morgen die Mönche im Kloster über die Erscheinung aus, und diese erzählten ihr, daß es die böhmische Jungfrau Herta sei, die von den Polen hierselbst erschlagen und von ihrem Bräutigam, dem Prinzen Borziwog auf derselben Stelle begraben worden sei.

Eine zweite Sage erzählt: Als im Jahre 1483 Herzog Heinrich von Münsterberg eine ähnliche Idee hatte, auf diesem Hartaberge ein Schloß bauen zu lassen, und schon den Platz dazu bezeichnet hatte, soll ihn jene Geisterjungfrau mit denselben Worten abgemahnt haben: „Tue es nicht, man würde sich darum streiten und viel Blutvergießen anrichten". Da ließ er den Plan fallen.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 28 f.

554. Die Prophezeiungen über die Zukunftsschlacht bei Camenz, die Camenzer Brücke und die Türkeneiche.

Kreis Frankenstein.

1. Die Sibylle auf dem Schromberge bei Camenz soll folgendes prophezeit haben:

Über die Neiße bei Camenz werde eine Brücke gebaut werden. An der werde ein Baum stehen. An dem werde ein Haken wachsen, ein hölzerner hakenartiger Ast. Diese Brücke werde abbrennen. Nach dem Brande werde eine neue Brücke gebaut werden, und man werde den hölzernen Haken absägen müssen, weil er der neuen Brücke im Wege sei. An seiner Stelle werde ein eiserner Haken in den Baum geschlagen werden. Der-

einst werde der türkische Sultan kommen und sein Pferd an diesen Haken binden. Zwei der Prophezeiungen sind bereits eingetroffen, die dritte steht noch aus.

K. Mündlich von Frau Böttchermeister Wagner, einer geborenen Patschkauerin. 1914.

2. Der vorher genannte Pater Bruno hat auf dem dort erwähnten Spaziergange auch von dieser Brücke prophezeit. Als er mit dem jungen Glöckner Valentin auf der Neißebrücke angekommen war, blieb er plötzlich stehen und sprach, in sich versunken: „Brücke, wenn du wirst sein halb von Stein und halb von Holz und wenn deine Farbe wird sein weiß und schwarz, da wird dein Fluß große Verheerungen anrichten". Im 19. Jahrhundert wurden an beiden Enden der Brücke steinerne Pfeiler errichtet und das Geländer das erstemal farbig angestrichen, worauf 1829 die große Überschwemmung der Neiße erfolgte, die große Verheerungen anrichtete. So traf also die Prophezeiung ein.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 25.

3. Die Prophezeiung der Sibylle über die Zukunftsschlacht knüpft an den Streit um das zu erbauende Schloß an und lautet: Wenn die fünf kriegführenden Mächte um das Schloß streiten werden, da wird der Sultan, vom Kampfe ermüdet, sein Roß an die Haspe der Eiche binden und ausruhen. Der letzte Deutsche wird sich in den Gänsewinkel retten. (Gänsewinkel heißt hier ein Fleck Acker an der Neiße. Sonst wird auch der ganze Strich Landes am rechten Neißeufer, von Glatz bis zur Festung Neisse, der Gänsewinkel genannt, so zwar, daß Glatz den Kopf, der Warthapaß den Hals, der von hier aus an Österreich-Schlesien zunächst angrenzende Teil die Flügel, der übrige Teil bis Neisse den Leib und den Schwanz bildet.) Die Eiche, an die der Sultan sein Pferd binden soll, steht ungefähr tausend Schritte von Camenz am rechten Neißeufer, nahe an der Brücke und hat einen Ast, dessen Krümmung einer Haspe gleicht.

Nach einer anderen Sage soll in der allgemeinen Kriegsverwirrung der türkische Pascha hierher geraten und an der Haspe der Eiche aufgeknüpft werden.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 27.

4. „Eine alte Prophezeiung besagt, daß einst ein großer Krieg ausbrechen werde, in dessen Verlaufe die Türken auf einer Wiese bei Camenz lagern würden. Dort werde der Sultan an einem eigenartig krummen Aste einer Eiche sein Pferd anbinden. Diese Eiche sei der dort allgemein bekannte dicke Baum, der am Wege von Camenz nach Hemmersdorf, südwestlich der Neißebrücke stehe; den Ast aber habe man abgesägt, um dem Sultan die Möglichkeit des Anbindens zu nehmen und so die Prophezeiung zu Schanden zu machen. Die Eiche wurde uns Jungen gezeigt, und oftmals umklammerten wir sie im Vorbeigehen. Sie steht heute noch."

Oberstabsarzt Dr. Weigang, in den „Heimatblättern", Beilage zu den Mitteil. der Landsmannschaft Glacia, 3. Jahrg., 1917, S. 27.

5. Die Türken werden einst in Schlesien so weit vordringen, als der Lier- oder Lerchenbaum gedeiht, und in Böhmen so weit kommen, als die roten Nummern reichen. Bei Camenz aber, an der Neißebrücke, da wird um diese Zeit ein Baum stehen, aus welchem eine natürliche Haspe hervorwachsen wird. An dieser Haspe wird der letzte Türke sein Pferd anbinden, und dort wird er auch erschlagen werden.

Aus den Prophezeiungen des Braun'schen (Braunauischen) Michels (Michael Tölch). Guda Obend-Kalender für das Jahr 1912, S. 73.

6. Nach einer Prophezeiung des Schäfers Thomas sollte es bald zu einem Weltkriege kommen, in dem das deutsche Heer so klein werden würde, daß es unter einer großen Eiche bei Camenz Platz finden würde. Auch der „Türkensultan" wurde dabei genannt. Das Ende des Krieges sollte trotz der Schwächung des

deutschen Heeres für uns günstig sein. Immer wieder wurde die Prophezeiung lebendig, wenn politisch unruhige Zeiten eintraten, so z. B. im Jahre 1887.

Prov.-Schulrat Volkmer, Erinnerung seiner Kinderzeit aus Heinrichswalde. „Heimatblätter", Beilage der Mitteil. der Landsmannschaft Glacia, II, 1916, S. 16.

Auch aus Frankenstein wird eine solche Prophezeiung des Schäfers Thomas berichtet, nur mit der Abweichung, der Weltkrieg werde damit enden, daß der letzte Türke das letzte Pferd an eine bestimmte Linde bei Camenz an die darin schon befindliche Haspe binden werde; dann erst werde Frieden eintreten.

Bemerkung der Schriftleitung zu derf. Stelle.

7. In der allgemeinen Kriegsverwirrung der großen Zukunftsschlacht wird der türkische Pascha in die Gegend von Camenz geraten und an der Haspe der Eiche aufgeknüpft werden (oder er würde sein Pferd an die Eiche binden).

Nach der Sage soll die Eiche einen (jetzt nicht mehr aufzufindenden) Ast besitzen, der einer Haspe gleiche.

Von Herrn Lehrer Rücker in Camenz. Aus einer mir gütigst zur Einsicht übergebenen Handschrift von Robert Boese-Glatz 1917.

8. Bereits um 1873 herum wurde dem Berichterstatter die Türkeneiche von Bewohnern von Reichenau bei Camenz gezeigt und ihr Name dahin erklärt, daß die Türken während eines Krieges ihre Pferde an diese Eiche binden würden.

Von Herrn Lehrer Schmidt in Sand-Frankenberg. Handschrift von Robert Boese 1917.

9. Diese Eiche (nicht Linde) steht bei Camenz am rechten Neißeufer an der Kunststraße nach Reichenau auf einer Wiese neben der Neißebrücke (Neißewerder). Der stattliche Baum mit einem Umfange von 5,15 Meter wird von Professor Dr. Schube in dem Werkchen „Aus der Baumwelt des Kreises Frankenstein" die größte und schönste Eiche des Kreises genannt. Der merkwürdig geformte (einer Haspe gleichende) Ast soll abgesägt worden sein, um dem Sultan die Möglichkeit des Anbindens zu nehmen und so die Prophezeiung zu Schanden zu machen. Jedenfalls ist heute ein solcher Ast nicht mehr zu sehen.

Robert Boese faßt die verschiedenen Quellen folgendermaßen zusammen:

Es wird ein großer und blutiger Völkerkrieg entbrennen. Dieser Krieg wird bei Camenz sein Ende finden. Die eine Partei wird dann so geschwächt sein, daß der überlebende Rest unter der Türkeneiche Platz findet oder sich in den Gänsewinkel rettet (der Gänsewinkel ist ein Flurname für das Gebiet zwischen Neiße und Mühlgraben).

Über die Sage sind folgende Abweichungen und Ergänzungen bekannt:

Der Friede wird von drei Kaisern auf einer Wiese bei Camenz unter der Eiche geschlossen werden — oder — fünf kriegführende Mächte werden dort zusammentreffen und um das Camenzer Schloß streiten.

Der Sultan (ein türkischer Pascha) wird sein Roß an einem einer Haspe gleichenden Ast der Eiche anbinden — oder — der Sultan wird an diesem Ast aufgeknüpft werden.

Der Krieg wird so blutig sein, daß erst über drei Grenzraine wieder Menschen wohnen werden.

Die Weissagung wird teils der Sibylle, teils dem Schäfer Thomas zugeschrieben.

Aus dem als Handschrift mir vorliegenden Aufsatz: Die Sage von der Camenzer Türkeneiche. 1917.

10. „Mein Vater berichtet aus häufigen Erzählungen seiner Großmutter, die es ihrerseits wieder von alten Leuten gehört haben wollte:

Die Sibylle habe prophezeit:

1. Deutschland würde wieder einen Kaiser bekommen.

2. Deutschland würde dann in einem Jahre drei Kaiser haben.

3. Es werde ein Krieg kommen. Nach dem Kriege würden sich die Leute über drei Raine fragen, wie sie davon gekommen seien (d. h. erst über drei Grenzraine würden wieder Leute

wohnen). Der Friede würde von drei Kaisern auf einer Wiese bei Camenz unter einer Eiche geschlossen werden."

Rechtsanwalt R. Boese in den Heimatblättern, Beilage zu den Mitteilungen der Landsmannschaft Glacia. 2. Jahrg. 1916. S. 26.

11. Die Königin Luise soll einst während der Erniedrigung Preußens (1806/7) von der Sibylle folgende Prophezeiung erhalten haben:

Ihr ältester Sohn wird für sein Land nicht viel schaffen und von seinem Bruder gefolgt werden, der Deutschland einigen und zum Kaiserreich erheben wird. Sein Sohn wird ganz kurze Zeit regieren. Sodann erhält Deutschland einen Kaiser, der gezeichnet ist (kurzer linker Arm) und unter dem Deutschland wieder zerfallen wird. Auf seiner Flucht wird dieser letzte Deutsche Kaiser im Walde von Camenz an der Seite seines erschöpften Pferdes ausrufen: „Wo ist mein Land? Wo ist mein Volk?"

Ein in der französischen Schweiz lebender Deutscher hat dort die Sage in Erfahrung gebracht und sich um Aufklärung an einen Freund in der Heimat (Breslau) gewandt. Alles sollte in der Camenzer Schloßchronik stehen. Dieser Freund hat den Direktor des Stadtarchivs in Breslau zu Rate gezogen, der feststellen konnte, daß wohl eine Mitarbeiterin des Archivs eine solche Prophezeiung als „Schülererinnerung" bezeichnete, daß aber Pfarrer Skobel in Camenz von dem Vorhandensein einer solchen „Schloßchronik", in der „alles" stehen soll, nichts weiß.

Aus einem Briefe von Lehrer und Organist Rücker in Camenz vom 28. Dezember 1918.

555. Von den Fischteichen und vom Hopfenberge bei Camenz.

Kreis Frankenstein.

Bei dem schon erwähnten Spaziergange des Pater Bruno mit den Camenzer Mönchen nach dem Stiftsdorfe Hemmersdorf prophezeite Pater Bruno in Gegenwart des jungen Glöckners Valentin noch folgendes:

1. Als sie eine weitere Strecke des Weges zurückgelegt hatten und bei den Fischteichen des Klosters angelangt waren, sprach Pater Bruno zu dem einen: „Du wirst arm werden, großer Teich, Fische und Wasser verlieren." Zum andern sagte er: „Du hast den Namen Eichteich, weil Eichen an deinen Ufern stehen, aber du wirst sie verlieren." Beides ging in Erfüllung, denn die Teiche wurden ausgetrocknet und die Eichen in neuerer Zeit gefällt.

2. Ferner kam er zu einem mit Buschwerk bedeckten Hügel, dem Hopfenberge, bei dessen Anschauen er beide Arme ausbreitete und sprach: „Du schöner Hügel, wenn du wirst Hülsenfrüchte tragen, wird Camenz das dritte Mal abbrennen, aber die Neidteufel werden oben hinausfahren." Wenige Jahre darauf (1817), als der Busch ausgerodet und der Boden urbar gemacht wurde, erlitt das Kloster den dritten großen Brand.

Ferdinand Schreiber, Camenz in Schlesien, 1841, S. 25 f.
Prophezeiungen des Pater Bruno.

b) Örtlich nur lose oder gar nicht mehr gebundene Sagen. Sagenhafte Erzählungen verschiedenen Inhalts.

556. Ein Wahrheit gewordener Traum. Ein Kampf mit Raubgesellen im 30jährigen Kriege in der Waldenburger Gegend.

Kreis Waldenburg.

In den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts, als nach der Schlacht am weißen Berge eine entartete Soldateska brandschatzend durch Schlesien zog, stellte sich in ihrem Gefolge auch raubsüchtiges Gesindel, meist Abfälle des Heeres, ein und raubte vollends, was jene noch übrig gelassen hatte.

Etwa um die Zeit, als der Übermut der Raubgesellen seine höchste Höhe erreicht hatte, kehrte der Sohn eines Scholzen aus einem ansehnlichen Gebirgsdorfe in der Nähe Waldenburgs aus dem Felde zurück. Er hatte mehrere Wunden erhalten und war

zu weiterem Felddienste untauglich geworden, aber er war erfüllt von Mut und Kampfeslust und immer noch stark genug, um es mit einem Gegner aufzunehmen. Sein ältester Bruder, der mit ihm zu gleicher Zeit ins Feld gezogen war, hatte nie wieder etwas von sich hören lassen und wurde von seinen Eltern als tot beweint.

Als nun der zurückgekehrte Bruder die Erzählungen von den Greueln hörte, welche die Räuber in hiesiger Gegend verübten, entbrannte in ihm der Gedanke, mutige Jünglinge um sich zu sammeln und mit diesen die Räuber zu vernichten. Durch seine Reden ermutigte er manchen Feigherzigen, und eine ziemliche Anzahl kampflustiger Jünglinge und Männer scharte sich um ihn, den mutigen Führer. Schon war der Tag bestimmt, an welchem die Räuber in ihrem Schlupfwinkel aufgesucht werden sollten, als unser Anführer am Abende vorher einen höchst merkwürdigen Traum hatte. Ihm däuchte nämlich, er sähe einen Mann an seinem Bette stehen in einer Jacke mit blauen Aufschlägen, grauen Tuchhosen und einem Hute. Der Hut glich einem eisernen Helme, auf dem ein großer schwarzer Federbusch wehte. Im Gürtel trug diese Erscheinung zwei gute Pistolen und an der linken Seite ein kurzes, breites Schwert. Erschrocken fuhr der Jüngling auf, ergriff den neben seinem Bette liegenden Säbel und stieß ihn der furchtbaren Gestalt in die Brust, daß das schwarze Blut stromweise aus der geöffneten Wunde quoll. Bald waren einige Leute beschäftigt, den Ermordeten wegzutragen. Bei näherer Besichtigung der Leiche erschrak der Mörder so, daß er am ganzen Leibe zitterte: er hatte seinem eigenen, längst totgeglaubten Bruder den Todesstoß gegeben. Darüber erwachte er.

Wohl versetzte der Traum den Jüngling in nicht geringe Angst, doch sein Gewissen sagte ihm: Und ist es auch dein Bruder — wenn er solche schwarze Taten vollbringt, so verdient er den Tod. So zog er denn am Morgen mutig mit seinen Kampfgenossen aus. Der vermutete Aufenthaltsort der Räuber wurde umzingelt, so zwar, daß keiner der Gesellen entwischen

konnte, und der Kreis immer enger und enger zusammengezogen. Niemand durfte seinen Posten verlassen, auch dann nicht, als der Abend nahte. Der Anführer machte mit fünf andern fleißig die Runde, um zu sehen, ob jeder auf seinem Platze sei. Schon war Mitternacht herangenaht, als diese sechs in einiger Entfernung hinter einem Busche drei oder vier Männer hervorkommen sahen. Sie gehörten zu den gesuchten Räubern. So still als möglich schlichen sie ihnen nach, und es entstand ein hitziger Kampf, in dem sich einer der Räuber, anscheinend ihr Hauptmann, ganz besonders hervortat. Wer sich ihm nahte, den streckte er mit seinem gewaltigen Schwerte zu Boden. Und merkwürdigerweise, er glich in seinem Anzuge völlig jenem fürchterlichen Manne, den unser heldenmütiger Scholzensohn im Traume gesehen und erstochen hatte. Von beiden Seiten waren schon einige Mann gefallen, und bald stand der Räuberhauptmann nun noch allein von der Bande da. „Halt!" schrie er den wütend auf ihn Eindringenden entgegen, „Mann gegen Mann! Wer Mut hat, der stelle sich mir gegenüber!" Da trat unser Held vor, um den Zweikampf aufzunehmen. Seine Gefährten traten zurück und harrten voll banger Erwartung des Ausganges. Aber wie ein Löwe drang dieser auf den Hauptmann ein und wußte seinen furchtbaren Streichen geschickt auszuweichen. Dabei benutzte er jede Blöße des Gegners, um ihm irgend einen gefährlichen Hieb beizubringen. Aber jedesmal prallten solche Versuche spurlos am Körper seines Gegners ab, da diesen ein Panzerhemd schützte. Schon fingen beide Kämpfer zu ermüden an, als dem Hauptmann der Helm vom Kopfe fiel. Blitzschnell hatte er am Kopfe eine tiefklaffende Wunde sitzen, daß er taumelnd zur Erde sank. Lautauf jauchzten die Genossen des Siegers. Sie luden den totwunden Körper auf ihre Schultern und trugen ihn aus dem Dickicht in eine nahe Bauernhütte.

Zwei andere hatten unterdessen einen Räuber, der die Flucht ergriffen hatte, verfolgt, aber im Dunkel der Nacht aus dem Gesichte verloren. Ein Hund jedoch brachte sie wieder auf seine Spur. Sie kamen an eine Höhle. Um ohne Gefahr in diese

einzudringen, riefen sie schnell ihre übrigen Gefährten herbei. Mit Fackeln versehen, stiegen sie in einen dunklen, kurzen Gang hinunter, der so eng war, daß nur immer einer hinter dem andern gehen konnte. Am Ende standen sie vor einer kleinen, hölzernen Tür, die nur angelehnt war. Durch eine kleine Öffnung sahen sie, wie noch 12 bis 15 Räuber um einen Tisch saßen und zechten. Die meisten lallten nur noch, sie waren betrunken. Die Bauern stürmten in die Höhle und schlugen die Hälfte der Räuber nieder, ehe die andern zu den Waffen greifen konnten. Mit diesen aber hatten sie einen schweren Stand, nur ihre Mehrzahl und Besonnenheit half ihnen zum Siege. Die Räuber wurden überwältigt und gebunden fortgeführt, und zwar in jene Hütte, wo ihr Hauptmann schwer verwundet lag. Noch hatte die Dunkelheit der Nacht ein Erkennen verhindert, als aber der Morgen graute, da sah der Scholzensohn zu seinem Entsetzen, wen er gefällt hatte — es war sein eigener, lange vermißter Bruder. Sein Traum war Wirklichkeit geworden.

Die Räuber erhielten ihre wohlverdiente Strafe, der Befreier aber reichlichen Lohn. Der Räuberhauptmann „Sturmwind" — wie ihn seine Spießgesellen nannten — genas trotz seiner schweren Verletzung, fand Gelegenheit, seine Ketten zu brechen und aus dem Kerker zu entkommen.

Joh. Brauner, Chronik der Stadt Gottesberg, 1894, S. 23 ff.

557. Die verbrecherischen Wirtsleute im Waldwirtshause.

In einem großen Walde nach dem Gebirge zu lag an der Fahrstraße ein einsames Gasthaus. Es hatte sich in einer Familie fortgeerbt, und der letzte Besitzer betrieb mit drei Söhnen gemeinsam, ohne alle Dienstboten, das Geschäft. Es fiel auf, daß der Reichtum der Leute sich in ungewöhnlicher Weise mehrte. Kamen sie einmal in die Stadt, so stolzierten sie mit schweren goldenen Ketten einher, und war es Winterszeit, so

trugen sie die wertvollsten Pelze. Sie brachten ein schönes Stück Geld in die Stadt und benahmen sich in jeder Hinsicht als noble Leute. Da nun die Städter viel an ihnen verdienten, so schenkten sie dem Gemunkel wenig Beachtung, das seit längerer Zeit bald da bald dort auftauchte. Es hieß nämlich, mancher Gast, der zur Herberge bei ihnen eingekehrt war, sei verschwunden und nicht mehr gesehen worden.

Einmal machten sechs Studenten eine Gebirgsreise und blieben in dem Waldwirtshause über Nacht. Die Wirtsleute wiesen ihnen den Tanzsaal als Schlafstätte an. Sonderbar war es, wie man sie bettete. In der Mitte des Saales stand eine Säule, welche die Decke trug, wie es in den Wirtshäusern früherer Zeit üblich war. Man legte die Stühle für die sechs Gäste so um, daß sie im Kreise rings um die Säule lagen, und machte ihnen eine Streu zurecht in der Weise, daß ihre Köpfe der Säule zugekehrt waren. Als sie nun so lagen, blickte der eine nach der Decke und bemerkte, daß die Säule am oberen Ende von einem schweren eisernen Ringe umgeben war, doch so, daß er von der Säule beträchtlich abstand und sich gerade über den Köpfen der Liegenden befand. Diese Beobachtung beunruhigte ihn so, daß er nicht einschlafen konnte und nach einiger Zeit aufstand und seine Gefährten auf diese sonderbare Einrichtung aufmerksam machte. Da wurden auch sie bedenklich, erhoben sich und beschlossen, alle gemeinsam die Nacht im wachen Zustande zu verbringen. Zu ihrem Schutze hatten sie sich vor der Reise mit Pistolen versehen, die nahmen sie zur Hand und warteten, was sich ereignen würde. Als die Zeit kam, wo alle Menschen im tiefsten Schlafe zu liegen pflegen, erzitterte der Saal plötzlich von einem furchtbaren Krachen. Der große Ring war von der Decke herabgestürzt und hatte alle Stühle zerschmettert. Im gleichen Augenblicke kam der Wirt mit seinen drei Söhnen hereingestürzt. Sie blieben aber verblüfft an der Tür stehen, als sie die sechs Studenten wohlbehalten und schußbereit stehen sahen. Was beabsichtigt war, unterlag keinem Zweifel mehr. Die Gäste sollten von dem fallenden Ringe erschlagen

werden und die Wirte kamen, um ihre Taschen zu leeren und die Leichen zu verscharren. Aber es kam anders. Die sechs bewaffneten Studenten überwältigten nach kurzem Kampfe die räuberischen Wirtsleute und brachten sie gebunden nach der Stadt, um sie den Sicherheitsbeamten auszuliefern.

Als man genauer das Gasthaus und seine Umgebung untersuchte, fand man noch viele Leichen im Walde vergraben, deren Köpfe zerschmettert waren. Das Mordgesindel entging seiner Strafe nicht, sie wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Das wütende Volk aber überfiel das Mordhaus und zerstörte es so, daß keine Spur von ihm übrig blieb.

Handschriftliche Mitteilung von Dr. Eichner aus Striegau. 1895.

Die Sage wird auch aus Oberschlesien berichtet. Statt der Studenten sind es hier Handwerksburschen, die in den einsamen Wirtshause einkehren. Die drei für sie aufgeschlagenen Betten waren mit dem Kopfende einer Wand zugekehrt. Sie legten sich zwar nieder, konnten aber vor Unruhe nicht einschlafen und standen wieder auf, zündeten ein Licht an und setzten sich an einen Tisch, auf dem sie Blutflecken bemerkten. Es war gegen Mitternacht, als ein Geräusch in der Höhe sie aufblicken ließ. Eine an der Decke angebrachte Maschine setzte sich in Bewegung und fiel gerade auf die Stelle nieder, wo ihre Köpfe hätten liegen sollen. Als dann beim Morgengrauen der Wirt mit einem Gesellen hereinkam, beide mit dicken Knüppeln bewaffnet, wußten sie, daß es auf ihren Tod und ihre Beraubung abgesehen war. Sie überwältigten die Bösewichter und führten sie gebunden zur Stadt, wo sie ihrer gerechten Strafe nicht entgingen. (Erzählung einer Dame aus Oberschlesien, durch J. Herrmann.)

558. Ein Vogel zeigt einem Gefangenen den Weg zur Flucht.

Ein Gefangener saß jahrelang einsam im dumpfen Kerker und sehnte sich nach der goldenen Freiheit. Da beobachtete er, daß in einem der herumliegenden Schädel ein Vöglein sein Nest hatte. Sechs Junge hatte es ausgebrütet. Er nahm die sechs Jungen heraus, die Alte aber, die „Siebente", entwischte ihm. Er folgte dem Fluge und sah, daß sie durch eine Spalte dem Kerker entfloh. Eine Hoffnung stieg in ihm auf, er erweiterte die entdeckte Öffnung und entkam so glücklich dem Gefängnisse. So hatte ihm also die „Siebente" den Weg zur Freiheit gewiesen.

Diese Sage hat sich in den Dörfern des nördlichen Eulengebirges zu einem Rätsel verdichtet. Es heißt:

Do nei ging ich
Un doraus koam ich;
Sechs Labendige aus eenem Tuten noahm ich
Un dr Siebente macht' mich frei.
Roat amool, woas sool doas sein?

Friedrich Zeh in „Schles. Provinz-Blätter", 1872, S. 641.

559. Der Erlen-Märten.

Mehrere Jahre bereits war ein Holzhauer mit seiner Frau verheiratet, ohne daß ihnen die Freude, ein Kind zu besitzen, gegönnt gewesen wäre. Eins machte daher dem andern unaufhörlich Vorwürfe. Schon lange stand die Wiege bereit, und die gute Frau hätte, während ihr Mann des Tages im Walde war, für ihr Leben gern einen Kleinen gewiegt. Sie bat ihn denn auch jedesmal, wenn er des Morgens an sein Tagewerk ging, ihr doch ein Kind mitzubringen. Da ist es eines Abends. Der Gatte will endlich einmal den Wunsch seiner Ehehälfte erfüllen und hackt also mit seiner Art ein Stück eines Erlenstammes grob zu mit Kopf, Schultern und Beinen; ein Paar Arme ließen sich auch leicht ansetzen, und so war das Kind fertig. Wie er nun nach Hause kommt, spricht er: „Weib, da hast Du einen Jungen! Pflege ihn aber auch ordentlich." Diese legt ihn in freudiger Hast in die Wiege, setzt sie aus Leibeskräften in Gang und singt ein Schlummerliedchen. Von Herzen froh, nun endlich ein Kind zu haben, geht sie zu Bett.

Um die zwölfte Stunde hub es plötzlich in der Wiege an zu schreien, als ob ein wirkliches Kind darin läge. „Weib, was ist denn das?" „Nun, es wird der kleine Junge sein!" Sie eilt zur Wiege und reicht dem Schreihals die Labung, und siehe! er trinkt ein ganzes Quart Milch. Des Morgens spricht der Holzhauer:

„Da der Junge aus einer Erle stammt,
So sei er Erlenmärten genannt."

Der Kleine aber zeigte eine unbeschreibliche Eßlust. Da er drei Jahre alt war, überragte er schon alle anderen Kinder von dreizehn Jahren an Größe, Kraft und Freßwut, so daß er mit acht Jahren mehr brauchte als die beiden, immerhin auch eßlustigen Ehegatten. Was war's? Sie konnten ihn beim besten Willen nicht mehr „erfüttern", denn, wie vermochten sie ihm zu jeder Mahlzeit 4 Quart Suppe, 1/2 Scheffel Kartoffeln usw. zu beschaffen? Daher kam es, daß Erlenmärten bei Tisch nie satt wurde. Der Vater vermietete ihn also, nur um ihn loszuwerden, als Gänsejunge. Doch die Gänse schlug er bald zuschanden, weil er unmäßig stark war. Da verdingte er ihn als „Schweinejunge". Aber wieder malträtierte er das liebe Vieh so, daß es elendiglich verstarb. Entlassen, vermietete er sich nacheinander mit gleichem Erfolge als Schaf-, Ochsen- und Pferdejunge.

Unterdes war er fünfzehn Jahre alt geworden, und sein Vater, der erst recht nicht daran denken konnte, ihn wieder zu sich zu nehmen, verdang ihn jetzt als Knecht auf einen Hof. Auch hier schlug er verschiedene Pferde krumm und lahm und konnte sich ebensowenig, wie früher, sättigen, obgleich ihm die Tischgenossen stets von dem ihrigen freiwillig spendeten. Eines Tages nun regnete es. Da auf dem Felde nicht gearbeitet werden konnte, machte man sich an das Dreschen des Getreides, wozu auch unser Erlenmärten angestellt ward. Wie er nun in die Scheuer kommt, reicht man ihm den schwersten und klobigsten Flegel. „Was wollt Ihr mir denn mit dieser Peitsche? Eine solche hatte ich einmal zum Gänsehüten." Darob entsetzte sich die ganze Dreschgesellschaft gewaltig. Er aber ging in die „Schirrkammer", nahm die stärkste Hemmkette und band mit dieser ein großes Hackeklotz an einem ganz artigen Baumstamm fest. So zog er in die Scheuer zurück, und nun ging ein Dreschen los! Er schlug und schlug, daß Stroh und Körner zermalmt wurden und aus der Tenne große Stücken herausflogen. Voll Angst flüchteten sich die Leute aus seiner Nähe. Da kam endlich der Inspektor und sprach: „Scher' Dich zum Hofe hinaus! Dich

können wir hier nicht gebrauchen, Du bist zu stark." Doch Erlenmärtens Bitten bewogen ihn, es doch noch mit ihm zu versuchen: er ließ ihn Holz hacken. Dort war er noch am besten zu verwenden, er schlug nämlich auf einen Hieb die dicksten Stämme durch, hatte aber bald sämtliche Äxte zertrümmert. Zudem gerieten ihm die Holzbündel so unmenschlich groß und lang, daß sie für einen Riesenofen gemacht zu sein schienen. Auch hier wurde seine unermüdliche Tätigkeit bald gehemmt. Auf sein erneutes Bitten verstand man sich noch einmal dazu, es mit ihm in anderer Weise zu versuchen: er sollte im Walde Holz fällen. Zwar ist es Sitte, daß der Großknecht mit seinem Wagen da zuerst in der Reihe fährt; doch Erlenmärtens Eifer konnte sich daran nicht binden. Er spannte vier Pferde vor den stärksten Wagen und trollte, immer den andern voraus, dem Walde zu. In einem Hohlwege hofierte er einen solchen Haufen, daß die später erst folgenden Wagen sich nur langsam und mit der größten Mühe hindurcharbeiten konnten. Dieser Zufall bewirkte es, daß Märten großen Vorsprung gewann. Im Walde selbst bemerkte er, daß er seine Art vergessen habe. Da machte er kurzen Prozeß: er nahm die Bäume, wie sie gewachsen waren, riß sie mit der Wurzel heraus und schichtete auf seinen Wagen eine so große Menge von ihnen, daß das Fuder einem hohen Hause vergleichbar war, und daß die vier Pferde keuchten unter der allzugroßen Last. Doch wo es nicht recht gehen wollte, trug er den Wagen eine Strecke oder schob ihn, daß die Pferde leer gehen konnten. So kam er in seinem unverwüstlichen Arbeitseifer sehr schnell nach Hause.

Als ihn der Besitzer des Hofes vom Fenster aus mit dem unmenschlichen Fuder sah, schrie er: „Macht doch schnell das Tor zu und laßt den Menschen nicht herein. Er ruiniert mich nur. Da verwüstet er den Wald und bringt die Bäume mit den Wurzeln nach Hause!" Da Erlenmärten wohlgemut an das Hoftor kam, klopfte er mehreremal an, doch es ward nicht geöffnet. Daher half er sich wieder auf die einfachste Weise: er nahm einen Baumriesen nach dem andern, die Wurzeln in die

Rechte, den Stamm in die Linke, und schleuderte sie rastlos hoch über das Tor in den Hof hinein. Da er fertig geworden und man ihm immer noch nicht öffnen wollte, ergriff er auch den schweren Wagen und warf ihn eilends den Bäumen nach. Ohne Bedenken faßte er das eine Pferd an den Hinterbeinen und schleuderte es in den Hof hinein. Da schrie der Herr vom Fenster her: „Öffnet doch schleunigst! Der Teufelskerl wirft mir ja die Pferde über das Tor herein!" Während sich sofort das Tor auftat, flog gerade das zweite Pferd über die Mauer, und nun hielt Märten, sehr zufrieden, mit zwei Pferden seinen Einzug mit der Holzfuhre.

Sofort wollte ihn der Herr entlassen. Da ihn aber der harmlose Erlenmärten inständig bat und sagte, er hätte doch so große Lust, ihm weiter zu dienen, er solle es doch noch weiter mit ihm probieren, sprach der Herr: „Nun gut! Ich habe eine Mühle. Der Besitzer schuldet mir seit langer Zeit den Zins. Den kannst Du einkassieren. Ich will Dir auch ein Schreiben mitgeben." Märten war ganz einverstanden mit seiner Sendung und nahm auch bald einen Sack voll Getreide mit, um es in der Mühle zu „Hundeschrot" mahlen zu lassen. Die Mühle aber war vom Teufel selbst bewohnt, und viele Teufel hielten sie Tag und Nacht im Gange. Als Märten hinkam, wunderten sich die Müllergesellen nicht wenig über den kühnen Boten. Der sprach: „Hier schickt der Herr einen Brief. Er hat nämlich das lange Warten jetzt satt, Ihr sollt ihm endlich den rückständigen Mahlzins entrichten. Hier habe ich auch gleich einen Sack Körner zu Hundeschrot mitgebracht." Die Gesellen erboten sich, ihn zu mahlen, Märten aber sagte: „Das werde ich schon selbst besorgen." Wie er das Getreide aufgeschüttet hat und bemerkt, daß die teuflischen Müllerknechte ihn verspotten, so ergreift er trotz seines Sträubens den einen, hält ihn über den rasend kreisenden Mühlstein und schleift ihm das Gesäß ab. Ein gleiches sah er sich genötigt, noch einigen andern zu tun.

Als der Hundeschrot fertig war, frug Märten, wo der Oberteufel sei. Sie wiesen ihn in seine Stube. Da tritt er ein und

spricht: „Sie sollen, Herr Oberteufel, meinem Herrn ohne weiteres den schuldigen Zins schicken. Aber merken Sie sich's, mit leeren Worten laß ich mich nicht abspeisen!" „Oho! Das wird nicht so schnell gehen! Was hast Du meine besten Gesellen zuschanden — — —" Pautz! lag der Oberteufel-Müllermeister heulend in der Zimmerecke, von Märtens kräftiger Faust zurechtgewiesen. Nun zahlte jener ohne Bedenken rasch das Geld hin, und dieser nahm seinen Hundeschrot auf die Achsel und brachte ihn und den Zins lustig pfeifend heim, fest überzeugt, nun endlich seinen Herrn befriedigt zu haben. Doch der, als ihm Märten das Geld brachte, rief entsetzt: „Geh, ich schenke Dir das Geld, aber schere Dich sofort zum Hofe hinaus! Ich will nichts mehr zu tun haben mit einem Menschen, der noch über die Teufel ist." (Es ist die weit verbreitete Geschichte vom Starken Hans in besonderer Fassung.)

Stud. iur. R. Riedel aus Kaltenbrunn: Volkstümliches vom und am Zobten. In „Schles. Prov.-Bl.", N. F., 1873, S. 181.

560. Die Kahnfahrt ins Paradies.

In das von Nebel umschleierte Paradies führt ein mächtiger Strom. Viele, viele haben schon versucht, auf einem Kahn in Edens Gefilde zu gelangen. Wenn sie jedoch nach langen Mühen sie erreicht zu haben glauben, bemerken sie, daß sie wieder am Ausgangspunkte ihrer Fahrt sich befinden.

R. Riedel in „Prov.-Bl.", 1873, S. 182.

561. Des Mägdleins Himmelsgang.

Eine böse Stiefmutter wäre gern das Kind aus der ersten Ehe ihres Mannes losgeworden und ersann gegen das Mädchen allerlei teuflische Pläne. So trieb sie es, dürftig gekleidet, im kalten Winter in den Wald hinaus und sagte, es solle Erdbeeren holen. Das Mädchen geht mit dem Körbchen, findet aber natürlich nichts. Endlich kommt es auf eine Lichtung des Waldes, da ist es so wunderbar schön. Blumen sieht es und

Erdbeeren, und in der Mitte steht ein hoher Christbaum, Englein spielen ringsherum. Ein allerliebster kleiner Knabe kommt zu ihr, dem klagt sie ihr Leid. „Bleibe bei uns," spricht er, „hier ist der Himmel, und ich bin das Christkindlein. Ich will Dir goldene Kleider geben und Zuckerbrot sollst Du essen, süße Milch trinken, und die Englein werden mit Dir spielen." Er führt das Mädchen zum Christbaume, und wie sie ihn nur ein wenig berührt, ist der Finger ganz golden. So blieb das Kind, die Englein spielten mit ihm und es pflückte purpurrote Erdbeeren in sein diamantenes Körbchen. Die Leute sagten, es sei im Walde erfroren, aber es war doch im Himmel.

Christussagen aus dem Böhmerland* von Katscher. Im „Feierabend", Jahrg. 1869, S. 136.

562. Das Mägdlein im Walde.

Es war heiliger Christtag. Ein verwaistes kleines Mädchen irrte im Walde durch Eis und Schnee. Es hatte ein dünnes Hemdchen an und ein altes graues Röckchen und hölzerne Schuhe und ein Stückchen Schwarzbrot zum Essen. Als es so umherirrte, kam ein anderes Kind, gar ärmlich gekleidet. Es weinte und sagte: „Gib mir ein Stückchen Brot, ich bin so hungrig." Da gab es ihm das Schwarzbrot. „Gott vergelte es Dir", sagte das Kind und verschwand. Darauf kam ein anderes Kind, noch ärmlicher als das erste, und rief weinend: „Ach gib mir doch ein Röcklein, mich friert so sehr". Da gab das Mädchen sein Röcklein. „Gott vergelte es Dir", sagte das Kind und verschwand. Nach einer Weile kam ein drittes Kind mit bloßen Füßen, das fror jämmerlich. Dem schenkte es die Schuhe. „Gott vergelte es Dir", sagte das Kind und ging davon. Nun stand das Mädchen im bloßen Hemdchen. Da kam ein hoher Herr, von himmlischen Strahlen umflossen, der sagte: „Weil Du so mildtätig bist, so will ich Dich belohnen, Du liebes Kind. Du sollst nimmermehr Trübsal erdulden". Der Herr aber war

* Diese Christussagen sind Gemeingut der Sudetendeutschen und auch im schlesischen Gebirge bekannt.

der Heiland selber. Er hob einige Hände voll Moos, Lehm und Schnee auf und gab es dem Mädchen in sein Hemdlein, segnete es und verschwand. Als das Kind sich umblickte, sah es ein Häuschen, dort wohnte ein frommes altes Ehepaar. Die nahmen es in ihre Stube, und es hatte ein wunderschönes Kleid an und Schuhe von Goldbrokat, und statt des Mooses, Lehmes und Schnees im Hemdchen, trug es eine schwere Menge Gold und Edelgestein, die leuchtete in allen Farben. So war es nun reich und geliebt von allen, weil es so gut war.

Christussagen aus dem Böhmerland von Katscher. Im „Feierabend", Jahrg. 1869, S. 138.

563. Der wunderbar duftende Hagebuttenstrauch.

1. Ein Herr reitet in Schlesien über Land, sein Reiseführer ist ein alter Invalide aus dem Siebenjährigen Kriege. Sie biegen etwas vom Wege ab, um über ein Brachfeld zuzuschriemen. Dabei treffen sie auf einen Hagebuttenstrauch, dessen Blüten gar lieblich duften. Der Herr freut sich des wunderbaren Geruches, und sein Reisebegleiter sagt erklärend: „So stark riechen nur wenige, und ich weiß wohl, warum dieser hier so herrlich dampft. Es hat sich hier, Salveen zu sagen, ein Kommunikant nach dem Genuß des Abendmahls gebrochen".

Mitteilungen in „Prov.-Bl.", 1788, 7. Bd., S. 128 f.

Eine genauere Ortsbestimmung hat die Sage in folgender Form erhalten:

2. Zwischen Peterswaldau und Peiskersdorf befindet sich in der Gegend von Dorotheenthal ein Hagebuttenstrauch, der wundervoll nach Wein duftet. Man erzählt, dort habe ein Mädchen, das vorher zum hl. Abendmahl gewesen war, sich erbrechen müssen, und davon soll der merkwürdige Weingeruch des Strauches stammen.

K. Mündlich von Frau Wagner, einer geborenen Patschkauerin. 1910.

564. Satan als Tänzer.

In einem Dorfe bei Breslau lebte ein wohlhabender Bauer, der eine schöne Tochter hatte. Das Mädchen tanzte so leidenschaftlich gern, daß es bei keiner Tanzmusik im Dorfkretscham fehlte. Der Vater freute sich, wenn er sah, wie sie von Arm zu Arm flog.

Einmal war es schon spät, und die Paare waren ermüdet. Allgemein war der Wunsch der Tänzer, das Vergnügen zu beschließen und nach Hause zu gehen. Aber das Bauernmädel hatte noch nicht genug, und wie sie sah, daß die Burschen keine Lust mehr hatten, rief sie in keckem Übermut: „Ihr bleibt da! Ich muß Tänzer haben. Tanzen, tanzen will ich heute, und wenn mich der Teufel holen sollte." Allen wurde unheimlich bei dieser Rede. Aber weil der reiche Bauer noch breitspurig dasaß und zu der Ausgelassenheit seiner Tochter lächelte, so blieben die Bauernsöhne und machten sich bereit, das Mädchen von neuem zum Tanze zu führen. Eben begann die Musik einen lustigen Ländler, da schlug es 12 Uhr zu Mitternacht. Herein trat ein schmucker, schlanker, junger Mann in Jägerkleidung mit roter Hahnenfeder. Er schritt sofort auf die Bauerndirne zu, sie flog ihm schon entgegen, und der Tanz begann. Aber, was war das für ein Tanz! Kein richtiger Tanz, ein wildes Schwingen, ein immer leidenschaftlicheres Rasen durch den Saal, daß die Zuschauer vom bloßen Sehen wie von Sinnen kamen. Und immer noch ungestümer flogen die beiden, das Mädel hing fast ohnmächtig in den Armen ihres Tänzers. Und plötzlich wirbelte das Paar in der Luft und hob sich nach der Decke und war verschwunden. Der Satan selber war es, der sie entführt hatte.

Paul Koschate im „Gemittlichen Schläfinger", 37. Jahrg., 1919, S. 57.

565. Die Tanzwütigen zu Reichenbach.

Stadt Reichenbach.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte ein Mann, Namens Vierscherig, zu Reichenbach, der hatte fünf Kinder,

von denen das älteste, ein Mädchen, Barbara mit Namen, dreizehn Jahre alt, ein Knäblein neun und ein Mägdlein sieben Jahre alt war. Diese wurden am Palmsonntag 1551 alle samt und sonders von der Tanzwut erfaßt, begannen wunderlich und seltsam zu tanzen und zu springen, wie noch niemand gehört und gesehen, und in unbegreiflicher Weise, und tanzten Tag und Nacht sieben bis acht Stunden in die Quere und die Länge hin und her, in alle Winkel, aus der Stube in das Haus und aus dem Hause in die Stube, immer springend und drehend, daß sie grausam müde wurden, schnaubten und keuchten, so daß es niemand verwundert hätte, wenn sie auf der Stelle tot niedergefallen wären. Und wenn sie vor Ermattung nicht mehr stehen konnten, drehten und wirrten sie mit den Köpfen an der Erde, als wenn sie auf derselben tanzen wollten. Endlich haben sie eine Zeit geschlafen und gelegen wie für tot. Wenn sie wieder erwachten, heischten sie bisweilen etwas zu essen, dann begannen sie wieder zu hüpfen und zu springen und zu tanzen, Tag und Nacht, wie sie es ankam, redeten wenig und lachten unterweilen alle zugleich. Ein Pfarrer wollte ihnen von der Sucht helfen mit geistlichem Zuspruch* und nahm sie neun Tage zu sich in das Haus, es war aber vergebens.

Gräße, Sagenbuch, II., 1871, S. 285. Nach Bechstein, Sagenbuch, S. 543.

566. Warum viele alte Weiber die reinen Teufel sind.

Unser Großvater in Grottkau wußte, woher es kommt, daß viele alte Weiber die reinen Teufel sind. Er hat es oft erzählt:

Als nämlich der Herr Jesus einmal mit seinen Jüngern nach Schlesien kam, vernahm er auf seiner Wanderung eines Abends ein schreckliches Gekeife und Geschimpfe. Da sagte er zu Petrus: „Geh in den Busch und sieh nach, wer sich da drinnen zankt.“ Petrus ging in den Busch und brachte den Bescheid, daß sich ein altes Weib mit dem Teufel wegen eines Holzgebundes raufe.

* Daraus ergibt sich, daß die Tanzwut dem Teufel zugeschrieben wurde.

Das Weib habe das Gebund dem Förster gestohlen, und der Teufel wolle, da er nur gestohlenes Holz gebrauchen könne, den Höllenofen damit heizen. Diesem Bericht fügte Petrus die Meinung hinzu, daß man sich in derartige Streitereien nie einmischen solle. Ganz anders dachte der Herrgott in seiner unendlichen Güte. Er befahl dem Petrus, zurück in den Busch zu gehen und den Streit zu schlichten. Petrus ging, und nach einer Weile hörte der wütende Lärm mit einem Male auf. Bald darauf gewahrte Jesus, daß Petrus, aus dem Busche tretend, sein Schwert mit dem Mantel abwischte und dann in die Scheide schob. Das erschien ihm verdächtig, und er fragte zornig: „Was hast Du getan?" Petrus entgegnete ärgerlich: „Ich gab mir alle Mühe, Frieden zu stiften, doch ich erkannte, daß der Teufel und alte Weiber nie den Mund halten können, und schlug ihnen die Köpfe ab." Da schwoll dem Herrn Jesus die Stirnader, und er rief: „Du sollst nicht töten! Auch der Teufel und die alten Weiber haben das gleiche Recht zu leben wie Du. Eile hin und tilge Deine Sünde! Setze den beiden die Köpfe wieder auf und rufe sie in meinem Namen ins Leben zurück!" Petrus vollzog diesen Befehl mit Unwillen. Er konnte nicht begreifen, wozu der Teufel und ein altes Weib auf Erden nutze seien; denn er gehörte damals noch zu den einfältigen und unwissenden Menschen, die von dem Wahne befangen sind, daß alles, was da lebt und wirkt, auch einen Nutzen haben müsse. Weil es schon sehr dunkel und weil ihm die rechte Liebe und Aufmerksamkeit fehlte, verwechselte Petrus die beiden Köpfe, setzte dem Teufel den Kopf des alten Weibes und dem alten Weibe den Kopf des Teufels auf und richtete dadurch eine heillose Verwirrung an, über die sich seitdem schon so mancher Christenmensch beklagt hat.

Schlesischer Volkshumor in „Wir Schlesier!" Halbmonatsschrift, 1. Jahrg., 1921, S. 91.

Legenden.

567. Sankt Kümmernis.

Darstellungen des gekreuzigten Christus mit langem Gewande finden sich bis ins 15. Jahrhundert, dann wurde die Darstellung des nackten Kruzifixus die Regel. Die alten langgewandigen Bilder wurden nicht mehr verstanden und wurden die Ursache der Sankt Kümmernis-Legende, die im 15. Jahrhundert entstanden ist. Nach Schlesien kam die Legende über Böhmen, wohl erst im 17. Jahrhundert.

Aus dem nordöstlichen Böhmen bringen meine Schlesischen Sagen, II, S. 192, die Sage von der wunderbaren Verwandlung und Kreuzigung der heiligen Walpurgis (aus Borowitz). Es ist die Sage von Sankt Kümmernis, wie sie sonst genannt wird. So auch in Schlesien.

1. Sankt Kümmernis war eine Königstochter von großer Schönheit. Ihr eigener Vater* verliebte sich in sie und warb um ihre Gunst. Aber Sankt Kümmernis war darüber von solchem Entsetzen erfüllt, daß sie Gott bat, er möge ihre Schönheit in Häßlichkeit verwandeln, die den Vater nicht mehr reizen könne. Als sie eines Abends wieder mit aller Inbrunst gebetet und sich zur Ruhe begeben hatte, erwachte sie am andern Morgen mit ganz verändertem Aussehen, ein dichter Bart umrahmte ihr Gesicht und entstellte es bis zur Unkenntlichkeit. Als sie der Vater so sah, war er bestürzt, und als er erfuhr, daß sie selbst diese Entstellung gewünscht und erbeten hatte, geriet er in so rasenden Zorn, daß er sie ans Kreuz schlagen ließ.

In ihren unbeschreiblichen Schmerzen ward sie von den Armen, gegen die sie immer so mildtätig gewesen war, bejammert und beklagt. Ein Geigenmännlein, das gerade vorüberging, ergriff seine Geige und spielte ihr ein Stücklein, das ihre Schmerzen linderte. Zum Dank dafür warf sie ihm

* Anderswo heißt es, ihr Vater habe sie wider ihren Willen gewaltsam mit einem Heidenkönige vermählen wollen.

sterbend von ihrem Fuße einen goldenen Pantoffel zu. Der Geiger steckte ihr den Pantoffel wieder an und geigte kniend weiter. Als die Tote ihn hierauf zum zweiten Male abwarf, meldete er es dem Könige, der ihm den goldenen Pantoffel überließ. (Borowitz.)

So oder ähnlich lautet die Legende auch in Schlesien. „Die Legende ist in Neisse bekannt, und in Albendorf kennt sie fast jedes Kind. Ein in Neisse „mit Erlaubnis geistlicher Obrigkeit" gedrucktes, in den Krambuden Albendorfs käufliches Büchlein: „Andacht zu der heiligen Jungfrau und Martyrin Wilgefort oder Kümmerniß, Patronin in Kummer und Trübsal" trägt vorn ein Bild der Kümmernis" (Gusinde in Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk., 1899, Bd. III, Heft 6, S. 83.).

Abweichende schlesische Fassungen:

2. Es war einmal eine schöne Jungfrau, zu der ihr eigener Oheim in sträflicher Liebe entbrannte. Als sie seinen Wünschen widerstrebte, ließ er sie in einen scheußlichen Kerker werfen. Aber auch da verfolgte er sie. Da bat sie Gott, ihr schönes Antlitz zu entstellen, um sein Gelüst zu bändigen. Ihr Gebet wurde erhört. Als der Oheim sie so sah, ward er wütend und ließ sie kreuzigen. So starb sie von der Sünde unberührt.

Ein Sänger war der Jungfrau in wahrer Liebe zugetan, und als sie schmachtend im Kerker lag, sang er ihr Lieder, die sie in ihrem Gefängnisse hören mußte. Sooft man ihn auch verjagte, er kam immer wieder und sang die süßen Töne von Liebe und Herzeleid. Als sie ans Kreuz geschlagen wurde, brach sein Herz im Übermaß des Schmerzes.

Nach einem Gedicht „Die heilige Kümmernis" von Schwarz. Schlesischer Musenalmanach, Breslau (Th. Brand), 1827, S. 142 f.

3. Die heilige Kümmernis war eine sehr fromme Jungfrau, die nur den Fehler hatte, daß sie leidenschaftlich tanzte. Da ließ Gott, der sie ganz für sich gewinnen wollte, ein Wunder geschehen. Nach dem einen Berichte wurden plötzlich ihre Schuhe

zu Golde, nach einem anderen blieb ein Schuh in der Luft hängen. Da ging sie in sich und entsagte dem Tanze.

Aus Albendorf. Gusinde, Mitt. a. a. O., S. 83.

4. In der Maria-Magdalenen-Bibliothek zu Breslau ist ein Bild der bärtigen Jungfrau von Lüttich, von welcher man sagt, daß sie vor großem Kummer, weil sie kein Mann nehmen wollte, den Bart bekommen habe.

Aus Daniel Gomolcky, Breslauer Merkwürdigkeiten, 1733, angegeben von Dittrich „Schlesische Kümmernisbilder" im Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins, 7. Jahrg, 1903, S. 37.

5. Die heilige Kümmernis war eine römische Kaisertochter (304 n. Chr. geboren). Sie lebte zur Zeit der Christenverfolgungen und trug den Christen, die sich verbargen, Speisen in die Felsenhöhlen. Denn auch sie war heimlich eine Christin. Als ihr Vater davon erfuhr, daß sie so jung noch (sie war erst siebzehn Jahre alt) schon dem Väterglauben untreu geworden sei, forderte er, sie solle sich von den Christen lossagen, sonst sei ihr der Tod sicher. Da aber die Jungfrau standhaft blieb, ward sie ans Kreuz geschlagen.

Als sie am Kreuze hing, zog zufällig ein frommer Geiger vorüber. Um sie zu trösten, spielte er ihre Lieblingsweise, das Kreuzlied. Zum Danke warf sie ihm ihren rechten goldenen Pantoffel herab. Als er den Pantoffel verkaufen wollte, wurde er als Dieb eingesperrt und sollte gehängt werden. Da erbat er sich die Erlaubnis, noch einmal vor Sankt Kümmernis spielen zu dürfen, da warf sie ihm auch den linken Pantoffel zu, und seine Unschuld war erwiesen.

Paul Kutzer aus Ziegenhals, Der Kümmerniskult in Schlesien, in der Zeitschrift Schlesien, 6. Jahrg., 1912/13, S. 58.

Dieselbe Sage berichtet Gusinde von einem Bilde* der heiligen Kümmernis. Ein armer Geiger spielte vor dem Bilde seine ganze Not, bis ihm die Heilige einen ihrer goldenen Schuhe zuwarf. Als er den Schuh verkaufen wollte, ward er eingesperrt und sollte wegen Kirchendiebstahls gehängt werden. Da bat er, noch einmal zur Kirche gehen zu dürfen. Und als er wieder vor dem Kummernußbilde spielte, warf sie ihm vor der versammelten Menge auch den zweiten Schuh zu und rettete ihn vor dem Galgen.

* Kümmernisbilder sind in Schlesien etwa ein Dutzend nachgewiesen.

Ob die Sage so in Schlesien erzählt wird, wird nicht berichtet (Gustnde in Mitt. a. a. O., S. 82). Am gründlichsten ist die ganze Kümmernislegende behandelt von Gustav Schnürer in dem Aufsatze „Die Kümmernisbilder" im Jahresberichte des Neisser Kunst- und Altertumsvereins, 7. Jahrg., 1903, S. 21 f.

568. Johannes der Täufer und das Johanneswürmchen.

Johannes der Täufer ging einstens sinnend am Bache hin, er schritt durch Gras und Blumen. Wie er nun, in Gedanken vertieft, dahinwandelte, sah er ein unscheinbares Würmchen am Boden kriechen. Er flüsterte vor sich hin: „Ob das Würmchen wohl eine Seele hat, oder ob es nur verfliegender Staub ist?* Ob der Ewige auch sein gedenkt?" Da glühte das Würmchen im Augenblicke heller auf, als wollte es dem Fragenden Antwort geben. Johannes hob es auf, setzte es voll Mitleid auf eine Blume und sprach: „Lebe nur, mein Tierchen, und freue dich deines Lebens." Kaum hatte Sankt Johannis Hand das Käferchen berührt, da glühte es noch schöner auf als vorher, als wäre sein ganzes Wesen von Liebesglut entflammt. Es wuchsen ihm die Flügelchen, und wie ein flimmerndes Sternchen flog es durch die Luft davon. Seitdem kommt es alle Jahre zur selben Zeit wieder und schwärmt mit seinesgleichen als glühende Funken durch die laue Nacht, es ist die Johannisnacht, und wenn es müde geworden ist, taumelt es auf die Johannisblume nieder, um dort zu ruhen. Es selbst aber heißt das Johanniswürmchen.

Von F. Lachmann in Tarnau erzählt in Zeitschr. Schlesien, 4. Jahrg., 1910/11, S. 496. Das schlesische Landvolk, dem die Sage entstammt, wird sie natürlich einfacher erzählen, doch liegt eine solche Erzählung nicht vor.

569. Die heilige Hedwig erscheint vor ihrem Herrn und Gemahl Heinrich dem Bärtigen geschuhet.**

„Es begab sich eines Tages, als sie nach ihrer Gewohnheit barfuß ging und unbesorgterweise ihr Herr Herzog Heinrich

* Wie in Klopstocks „Frühlingsfeier".

** Von den zahlreichen Hedwigslegenden der Vita S. Hedwigis, die um 1300 niedergeschrieben wurde, sind nur diejenigen Legenden aufgenommen, deren Weiterleben

plötzlich entgegenkam, also daß sie die Schuhe, ob sie sie gleich bei ihr hatte, nicht mocht anziehen, und es so nicht konnte ändern. Alsbald erfüllte sie der, um deswillen sie barfuß ging, gnädiglichen mit einem Wunderzeichen; denn sie erschien stracks geschuhet vor den Augen ihres Herrn und entging also der Ungunst und Strafung."

Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwig, 1631 (Abdruck von 1504). Auch in der ursprünglichen Vita Hedwigis, 1300.

Als Ergänzung erzählt der Trebnitzer Mesner nach Caroline Lessing (Sonett 2): Als nach manchem Jahre des Baues Kirche und Kloster zu Trebnitz fertig standen und die Weihe stattfand, schritt Hedwig barfuß durch die Menge zur Kirche. Seitdem ging sie stets unbeschuht, selbst bei Frost und Tau, damit ihr Beispiel guten Samen streue. Um das Gebet in den geweihten Hallen selbst des Nachts nicht zu verfehlen, schlief sie nur auf Stroh, und war sie wirklich eingeschlafen, weckte sie ein Engel, wenn das Geläut zur Kirche ertönte. Schlesisches Taschenbuch (W. L. Schmidt), Hirschberg, 1828, S. 181 f. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 310.

570. Sankt Hedwig trägt die Schuhe, die ihr Abt Günther gegeben.

„Ihre Beichtväter ermahnten sie oft, daß sie sollte Schuhe tragen, und sonderlich der Ehrwürdige in Gott Herr Günther, der die Zeit Abt zu Leubis und ihr Beichtvater war, gab ihr ein Paar neue Schuhe und gebot ihr sie zu tragen bei dem Gehorsam: die sie mit Dank annahm, trug sie aber nicht an den Füßen, sondern unter den Armen. Und da nun ein Jahr vergangen war, da beschuldigte sie der Abt von wegen ihres Ungehorsams, daß sie die Schuhe nicht getragen hätte. Da zohe sie dieselben unter ihren Armen noch ganz und unvernützet hervor, wie sie dieselben empfangen hatte, und sprach demütiglich: „Ehrwürdiger Vater, ich bin gehorsam gewest, seht, das sind die Schuhe, die ihr mir gegeben habt, und ich habe sie allweg getragen."

Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwig, 1631 (Abdruck von 1504). Auch in der Vita Hedwigis, 1300.

im Volke sich irgendwie nachweisen ließ. Die Zusätze der deutschen Legende (1504 zu Breslau gedruckt) sowie die aus dem Volksmunde gesammelten Hedwigssagen sind an anderer Stelle eingereiht.

In den zwölf Sonetten von Caroline Lessing auf die Bilderreihe in Trebnitz ist die Geschichte (Sonett 4) etwas verändert: Herzog Heinrich beklagte sich einst beim Papste in Rom, daß Hedwig keine Schuhe trage und sich dadurch krank mache. Der Papst riet ihr, sich zu beschuhen, um dem Vorwurfe zu entgehen, und ließ ihr schwarzsamtne Schuhe mit einer Demantschleife durch den Bischof überreichen. Der Bischof befahl ihr bei der Überreichung ernstlich, die Schuhe wirklich zu tragen. Aber sie trug sie unter dem Mantel und sagte, sie trüge sie. Schlesisches Taschenbuch, 1828, Hirschberg, S. 181 f. Abgedruckt in Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 312. Im zwölften Sonett gibt Caroline Lessing an, daß sie die Geschichten alle von einem gläubigen Mesner im Hedwigskloster zu Trebnitz gehört habe.

571. Der Herzog findet in St. Hedwigens Becher köstlichen Wein statt des Wassers.

„Zu einer Zeit ward St. Hedwig verklaget bei ihrem Herren (Gemahl) von einem Kämmerer, wie daß sie stetig Wasser trinke. Durch des willen er sehr unmutig war und schätzte ihr das vor eine große Torheit und Ursache ihrer Krankheit, welche sie stetig litte, und vermeinte, sie davon zu bringen mit gütiger Unterweisung, und kam also auf die Stell, da sie pflegte zu essen, ging ungewarnet hinein, da sie zu Tische saß, und hub den Becher auf, der da vor sie mit Wasser gesetzet war und trank daraus. Da empfand er in seinem Munde eines gar köstlichen Weines Geschmack, der vor lauter Wasser gewesen war, und wandte sich alsobald umb zu dem Besager und sprach im Zorn zu ihm: „Jetz und sollte ich Dir die Augen lassen ausstechen umb Deiner Lügen willen.“ Aber er wußte nicht, daß solches Wunder wäre geschehen durch den Herren Christum. Und es war wunderlich in den Augen derer, die da bei ihr zu Tische saßen und auch dienten, die wohl wußten, daß in dem Becher lauter Wasser gewesen und daraus bald Wein wurden war. Und dieselben Diener und Beisitzer wollten den Wein nach dem Herzoge auch kosten, erfunden und schmackten dies ingleichen also, und das Wunder schätzten sie, daß es von Gott geschaffen durch die Verdienst der Heiligen Sankt Hedwig, lobeten also den Allmächtigen. Frau Adelheid, eine nachgelassene Wittib Herr Dietrichs von Janowitz, war eine unter denselben Personen, die den Wein, so durch Wunderzeichen geschaffen worden, gleichfalls trank, welche auch in guten Werken hitzig war und auch zweimal durch Andacht und Innig-

keit besucht hatte die Wege der heiligen Zwölfboten Petri und Pauli. Darumb wie ihr Leben gar höchlich mit geistlichen Werken gezieret war, also kräftiger war ihr Bekenntnis solcher geschehenen Wunderzeichen."

Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwigis (Abdruck der Legende von 1504), 1631. Auch in Vita Hedwigis, 1300. Auch bei Goedsche, Schles. Sagenschatz, 1839/40, S. 56.

Auf den Kopf gestellt ist dieses Weinwunder bei Caroline Lessing in Sonett 6, die doch nach dem Bericht des Trebnitzer Mesners dichtet: Der Herzog befahl ihr einst bei Tisch, sie solle von dem kredenzten Weine trinken. Es machte ihm Freude, sie in Verlegenheit zu bringen, denn längst wußte er, daß sie um ihres Sohnes Heinrich willen gelobt hatte, sich des Weines zu enthalten. Als sie zögert, befiehlt er heftiger, und Hedwig hebt still betend das Glas. Je näher sie es ihrem Munde bringt, verliert der Wein Farbe und Kraft, bis sie nur noch klares Wasser trinkt. Anna, ihre Schwiegertochter, rief begeistert: „Das ist das Zeichen! Du bist eine Heilige." Schlesisches Taschenbuch (Dr. W. L. Schmidt), Hirschberg, 1828, S. 181 f. und Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 310.

In Trebnitz wurde noch 1801 ein gläserner gemalter Becher gezeigt, der derselbe gewesen sein soll, an dem sich das Wunder vollzogen habe (Breslauischer Erzähler 1801, S. 451). Wir besitzen eine eingehende Untersuchung über die sogenannten „Hedwigsgläser" von Robert Schmidt in Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild, VI. Bd., 1912, S. 53 f., wo die verschiedenen geschnittenen Gläser, die den allgemeinen Namen „Hedwigsgläser" tragen, eingehend behandelt sind. An drei von ihnen knüpft sich die Überlieferung, daß die hl. Hedwig sie als Trinkgläser benutzt habe, eins im Museum für Kunstgewerbe und Altertümer zu Breslau, eins im Domschatz zu Krakau, eins in der Gymnasialkirche zu Neisse.

572. St. Hedwig läßt ihre frierende Dienerin an ihre Stelle treten.

„Es geschah einmals in dem kalten Winter, da St. Hedwig in der Übung des Gebetes beharrete, daß eine von ihren Jungfrauen, die auf sie wartete, gar sehr erkaltet war, daß sie also durch den Frost bezwungen mußte zu der Frauen gehen und sagen: „Frau, ich kann die grimmende Kälte nicht mehr erleiden" und begehrte also Erlaubnis sich zu wärmen. Da nahm die heilige Hedwigis die Jungfrau bei der Hand und trat von ihrer Stelle, an welcher sie mit bloßen Füßen gestanden hatte, und befahl ihr, daß sie an dieselbe Stelle treten sollte. Da dies die Dienerin tät, alsbald ward die unleidentliche Kält von ihr getrieben und sie gnädiglich gewärmet."

Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwigis (Abdruck der Legende von 1504), 1631, F. III. Auch in der Vita Hedwigis, 1300.

Caroline Lessing in Sonett 7 erzählt nach dem Bericht des Trebnitzer Mesners: Oft ging Hedwig auf die Reise, um nach Kranken und Hilfsbedürftigen zu suchen. Ihre Schwiegertochter Anna begleitete sie. Einst war es Winter und es lag tiefer Schnee. Anna fror in die Füße, die sie wie Hedwig nicht beschuht hatte. Sie weinte leise. Hedwig merkte es und hieß sie in ihre Fußtapfen treten. Da fror sie nicht mehr, und Hedwig sagte: „Das ist Gottes Kraft; er höret auf Sünder, die für Sünder beten." Schlesisches Taschenbuch, Hirschberg, 1828, S. 181 f., wieder bei Kern, 1867, S. 310 f.

573. Sankt Hedwig ruft einen Hingerichteten ins Leben zurück.

Ein armer Bauer hatte seinem Nachbar in der Not ein halbes Mastschwein gestohlen und war bei dieser Dieberei ertappt worden. Er wurde vor den Herzog, den Gemahl der heiligen Hedwig, gebracht und ohne Zögerung verurteilt, gehenkt zu werden. Seine Verwandten suchten ihn zu retten, indem sie zu der Heiligen ihre Zuflucht nahmen; denn sie wußten wohl, wie groß ihre Liebe zu allen Unglücklichen sei. Sie flehten sie an, sich doch bei ihrem Gemahl für den armen Übeltäter zu verwenden. Sankt Hedwig hörte sie an und begab sich zu ihrem Gemahl, dem sie vorstellte, daß man für eine so geringfügige Sache ein Menschenleben nicht nehmen dürfe. Der Herzog erwiderte, er glaube, der Mann sei bereits gehenkt, wenn er aber noch lebe, so mache er ihn der Herzogin zum Geschenke. Sie entsandte sogleich einen Ritter, namens Heinrich, einen Hessen, um den Mann zu befreien. Dieser eilte, so schnell er konnte, fand ihn aber bereits am Holze hängen. Rasch durchhieb er den Strick mit dem Schwerte, der Gerichtete stürzte zu Boden und stand sogleich auf. Er lebte und erfuhr seine Befreiung. Voll überschwenglicher Dankbarkeit warf er sich der Fürstin zu Füßen, die ihn gesund und wohlbehalten in seine Heimat entließ.

Dies hat vor den Examinatoren zu Rom Herr Nikolaus von Wirbin bestätigt, welcher dem Gefolge der Fürstin angehörte und zugegen war, als sie den genannten Ritter fortschickte und der Dieb vom Galgen kam und in voller Gesundheit ihr Dank sagte.

So die beglaubigte Tatsache nach der Vita S. Hedwigis (Stenzel, Script. rer. Siles., S. 39).

Anders schon folgende Begebenheit, die vom Verfasser der Vita mit den Worten eingeleitet wird: Ein dem vorgenannten Wunder ähnliches finde ich in einigen Schriften, und ich setze es deshalb her, weil ich glaube, daß es ein anderes sei nach dem, was dort erzählt wird:

Es war ein böser Mensch, des Herzogs abgesagter Feind, der ihm merklichen Schaden getan hatte. Es gelang ihn endlich zu fangen und vor den Herzog zu bringen. Dieser ließ ihn alsbald in den Kerker werfen und befahl streng, daß er mit Tagesgrauen sogleich gehenkt würde. Zu solcher Eile veranlaßte ihn die Besorgnis, seine Gemahlin möchte, wenn sie es erführe, ihn vom Tode losbitten. Sobald der Tag anfing, ward das Urteil von den Beauftragten vollstreckt, worauf diese nach Hause gingen. Nun hing der Gerichtete bis um den halben Mittag. Hedwig war in die Kirche gegangen und kehrte nach ihrer Gewohnheit langsam zurück. Unterwegs kam das Geschehene zu ihren Ohren. Da begegnete ihr der Herzog. Zuerst tadelte sie ihn wegen seiner Grausamkeit, dann bat sie ihn mit großem Fleiße, er solle ihr den Menschen geben, der zum Tode verurteilt worden war. Der Herzog war überzeugt, daß er längst tot sei, weil er ja in aller Frühe zum Galgen geführt worden war. Deshalb zögerte er mit seiner Antwort, dann sprach er: „Nun wohl, ich gebe ihn Dir, wie den andern." Hedwig rief sogleich ihren Schaffer zu sich und befahl ihm eindringlich, zu der Richtstätte zu eilen, den Mann aus der Hand des Richters zu fordern und gesund und wohlbehalten zu ihr zu bringen. Der Diener machte sie darauf aufmerksam, daß das vergebliche Mühe und Arbeit sei, er sei ja schon in aller Frühe gehenkt worden, es sei denn, daß sie den toten Körper haben wolle. Als aber die Herzogin auf ihrem Gebot bestand, redete er nicht mehr dagegen, dachte sich aber, wenn er nun den Toten brächte, werde das für sie ein Hohn sein. Er spannte also zwei Rosse an einen ledigen Wagen und fuhr zu dem Galgen. Als er hinkam, schnitt er den Gehenkten ab und fand ihn lebend. Da ergriff nicht bloß ihn, sondern alle die vielen Menschen, die bei der Hinrichtung zugegen waren, große

Verwunderung. Und er brachte den Menschen frisch und gesund zur Frau Herzogin.

Niemand soll daran zweifeln; denn wenn die göttliche Macht den Übeltäter unter den Händen seiner Züchtiger vor dem Tode bewahrte, so hat sie damit um der Verdienste der lieben Dienerin Gottes willen dem Sünder Zeit und Frist zur Buße geben wollen.

Nach der Vita S. Hedwigis (Stenzel, Script. II, S. 40). Dieser Bericht macht den Eindruck einer Sage.

Ebenso auch die Erzählung des Trebnitzer Mesners aus dem Jahre 1828 zu dem entsprechenden Bilde in der Klosterkirche zu Trebnitz:

Herzog Heinrich befahl einst, einen Krieger, der etwas Kleines verbrochen hatte, zu henken. Hedwig weilte in der Ferne, als sie es hörte. Sogleich schickte sie einen Boten zum Herzog und bat um Gnade für den Verurteilten. Er wollte aber die Gattin kränken, befahl rasch den Gerichteten aufs Rad zu flechten und versprach, ihr den Mann zu schenken. Am dritten Tage darauf kam Hedwig in der Frühe an und sah schon von Ferne den Galgen und den Hohn, den ihr der Herzog angetan hatte. Da kniete sie vor dem Hochgerichte nieder und rief: „Nehmt ihn herab, er atmet, er lebt!" Er atmete wirklich und lebte wieder.

Nach dem Sonett 9 von Caroline Lessing. Schlesisches Taschenbuch (W. L. Schmidt), 1828, S. 181 und Kern, Schles. Sagen, 1867, S. 314.

574. Ein Kruzifix macht seine rechte Hand los und benedeiet Sankt Hedwigen.

Stadt Trebnitz.

„Eines Tages begehrte eine aus den Klosterjungfrauen des Klosters Trebnitz zu wissen, wie doch die Gottesdienerin (Sankt Hedwig), nachdem sie aller Stühle geküsset, ja auch die Stätte, da die Füße der Schwestern gestanden hatten, niederfiel und sich ausstrackte und nach Gewohnheit Dank sagte dem Schöpfer aller Dinge vor dem Altar, der da gestiftet ist zu unserer lieben

Frauen Ehre, darauf ein hohes Kreuz aufgerichtet, daran ein ehrwürdiges Bild des gekreuzigten Herrn Christi war.

Und da sie in dem Gebet niedergestrackt lag, da löfete das benannte Bild die rechte Hand und Arm von dem Holze des Kreuzes und erhub sie über die Gottesdienerin und gab ihr die Benedeiung, sprechend mit lauter Stimme: „Erhört ist Dein Gebet und die Ding soltu erworben haben, die Du gebeten hast." Es ist wohl zu glauben, daß sie da von dem Herrn Christo habe erworben, daß der Herr die Schwestern, zu deren Fußtapfen sie sich manchmal gebucket hatte, in guten Werken beständig machte und daß seine Barmherzigkeit ihr nicht versagte die Mittel ihrer guten Verdienste."

Georg Baumann, Das Leben und die Geschichte der heiligen Hedwigis, 1631 (Abdruck von 1504). Auch in der Vita Hedwigis, 1300.

Nach der Erzählung des Trebnitzer Mesners in Caroline Lessings Sonett 10 fand der Vorgang am 15. Oktober 1243 statt, am Todestage Hedwigs. Es war feierlicher Gottesdienst in der Trebnitzer Klosterkirche, die Schwestern und vieles Volk waren versammelt und Hedwig unter ihnen. Und wie sie gleichsam verklärt zu dem Kruzifixe aufschaut, da löst sich die eine Hand und winkt ihr zu. Da wandte sich Hedwig zu der neben ihr knienden Anna, ihrer Schwiegertochter, und sagte: „Der Heiland winkt mir, ich soll kommen. Mein Lebenslauf ist zu Ende, Ihr könnt mein Grab bereiten." Am selben Tage starb sie.

Schlesisches Taschenbuch (W. L. Schmidt), Hirschberg, 1828, S. 181 f. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 310.

Bei dem kleinen Hedwigsaltare soll sich ehedem der Betstuhl der Heiligen befunden haben, und an dieser Stelle, behauptet eine Inschrift, sei die Heilige von dem Kruzifixbilde gesegnet und ihr die Verheißung ihres Gebetes geworden. Jenes Kruzifix, von dem sich ein Partikel in Andechs befindet, soll in der Domkirche zu Krakau aufbewahrt werden (Knoblich, Lebensgeschichte, 1860, S. 238). Ein altes holzgeschnitztes Kruzifix in der Trebnitzer Kirche hält mit seiner losgelösten Hand das Andenken an die Legende lebendig.

V. Naturgeschichtliche Sagen.

575. Warum die Passionsblume das Leiden Christi darstellt.

Als Jesus erhöht am Kreuze hing, von allen Menschen verlassen, da schlang sich eine Winde am Stamme des Kreuzes hinauf zu ihm, umfaßte die Glieder des Heilandes und linderte die Schmerzen. Dafür ward dieser Pflanze die Ehre zuteil, das Leiden des Heilandes in Blatt- und Blütenbildung darzustellen, Passionsblume heißt sie seitdem. Ihre drei nagelförmigen Narben versinnbilden die Nägel, der rotgetüpfelte Fadenkranz die mit Blut bespritzte Dornenkrone, der gestielte Fruchtknoten den Leidenskelch, die fünf Staubbeutel die fünf Wunden, die Staubfädenröhre die Säule, die dreilappigen Blätter die Lanze und die Ranken die Geißel.

Christussagen* aus dem Böhmerland von Katscher. Im „Feierabend", Jahrg. 1869, S. 141.

576. Wie das Christusauge entstand.

In tiefster Betrübnis lag Jesus am Ölberg, flehend hob er die Hände zum himmlischen Vater. „Vater," rief er, „ist es möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine." Eine Träne fiel zur Erde, geweint in größter Herzensangst. Und aus dieser Träne sproßte eine Blume, blutig wie des Heilands Auge. Diese Blume ist das Christusauge.

Nach einem Gedicht von Karl Hartmann im „Feierabend", Jahrg. 1871, S. 54.

577. Wie die roten Rosen entstanden.

Anfangs gab es auf Erden nur weiße Rosen. Auch der Rosenstrauch, der in Bethlehem an der Krippe des göttlichen

* Diese Sagen mit legendärem Einschlag sind besonders in der katholischen Bevölkerung bekannt, nicht bloß in Böhmen, sondern auch in Schlesien.

Kindes stand, trug milchweiße Blüten. Schneeweiß auch blühte der Rosenstrauch auf Golgatha nahe dem Kreuze des sterbenden Heilandes. Allein da rannen aus den heiligen Wunden des Erlösers die Blutstropfen herab, und die weißen Rosen wurden blutrot gefärbt. Seitdem trug der Strauch nur rote Rosen, die gar köstlich dufteten. So gibt es nun weiße und rote Rosen, und zum Preise des Heilandes blühen beide wunderbar eine Stunde lang in der Christnacht, während alle anderen Pflanzen kahl und dürr unter dem Schnee schlafen.

Christussagen aus dem Böhmerland von Katscher. Im „Feierabend", Jahrg. 1869, S. 140.

578. Warum die wilde Rose so reichlich blüht.

Maria wusch einst Jesu Kleidlein am Bache. Als sie fertig war, suchte sie einen Ort, um es aufzuhängen zum Trocknen. Da stand ein wilder Rosenstrauch am schroffen Felsen, der war kahl und leer, in der Sonne verdorrt. Auf den hängt sie das Kleidlein. Unterdessen geht sie, um ihr Kind zu versorgen. Als sie zurückkommt, um das Kleidlein zu holen, da sieht sie staunend, der Strauch ist über und über mit Blättern und Blüten bedeckt. Das hatte ihr Kind gemacht. Und darum nennt man den Strauch die Muttergottesrose.

Nach einem Gedicht im „Feierabend", Jahrg. 1855 (herausgeg. von A. Linke in Landeshut), S. 152

579. Die Entstehung des Moosröschens.

Das Moos war unzufrieden und klagte, daß es in dem dunklen Walde ein so einsames Leben führen müsse. Eben kam der Heiland gewandert, eine weite heiße Wüste hatte er durchschritten, ihn brannte der Fuß. Wie er nun auf das feuchte weiche Moos tritt, empfindet er die angenehme Kühle und verweilt. Da hört er die Klage des Mooses, und er tröstet es freundlich und spricht: „Habe nur Geduld, Deine Klage wird verstummen". Und siehe! ein Röschen entsproßte seinen Fußtapfen auf dem Moose, wunderlieblich, und das Moos freute sich und war zufrieden. Das ist das Moosröschen.

Im „Feierabend", Jahrg. 1855, S. 151.

580. Warum die Blume Himmelsschlüssel heißt.

Sankt Petrus trat einmal mit den Schlüsseln in der Hand vor das Himmelstor und sah in die weite Erdenwelt hinab. Um besser zu sehen, was da vorgehe, hielt er die Hand über die Augen. Dabei entglitten ihm die Schlüssel und fielen zur Erde nieder. Gerade vor eine Kirchenpforte fielen sie hin, und siehe da! es sproßten Blumen aus ihnen hervor, die wie Schlüssel geformt sind. Am frühen Morgen standen sie da, als eben ein frommes Mädchen zur ersten Kirche ging. Die sah sie und rief in freudiger Überraschung: „Ach, Himmelsschlüssel!" Andere hörten sie und kamen herzu, und es ging die Mär von Mund zu Mund, daß die Blumen über Nacht vom Himmel gefallen seien, und man nannte sie fortan „Himmelsschlüssel".

Nach einem Gedicht von Karl Hartmann im „Feierabend", Jahrg. 1871, S. 56.

581. Wie das Dreifaltigkeitsblümchen entstand.

Christus stieg auf den Ölberg, um in den Himmel aufzufahren. Ringsum schwieg die ganze Natur. Nur ein Veilchen begrüßte den Herrn freundlich. Dafür gab ihm der Herr einen schlankeren Wuchs und ein neues Kleid: Purpur, Weiß und Blau sind seine Farben. Purpur: das Bild der höchsten Macht im Vater; Blau: das Bild der Erlösung durch den Sohn; Weiß: das Bild des reinen Geistes. Nun nennt es jeder Mund: Dreifaltigkeitsblümchen (Stiefmütterchen).

Christussagen aus dem Böhmerland von Katscher. Im „Feierabend", Jahrg. 1869, S. 141.

582. Warum die Espe zittert.

Als Christus, der Herr, einst über Berg und Tal reiste und Krankheiten heilte, kam er durch einen Wald. Da erkannten ihn die Bäume und neigten sich vor ihm demütig zur Erde. Nur die Espe blieb stumm und aufrecht stehen, als ginge sie der Herr nichts an. Da sprach Christus: „Du sollst von nun an ewig

deine Zweige regen, und wenn der Wind noch so linde weht, sollst du beben." Seitdem hat dieser Baum keine Ruhe, und seine Blätter flüstern und zittern bis zum jüngsten Tage.

Christussagen aus dem Böhmerland von Katscher. Im „Feierabend", Jahrg. 1869, S. 141.

Anders meine Oberschlesischen Sagen, 1926, S. 502.

Auf Maria übertragen in einem Gedichte folgenden Inhalts: Als einst Maria sich auf der Flur erging, da neigte sich Busch und Baum, da grüßte die ganze Natur. Nur die Zitterpappel blieb steif und teilnahmslos. Da sah Maria sie an. Da fing die Pappel zu zittern an, und seit dieser Minute zittert und bebt sie beim leisesten Hauch.

Im „Feierabend", Jahrg. 1854, S. 151.

583. Warum die Trauerweide ihre Zweige hängen läßt.

Die Weide stand ehemals hoch aufgerichtet wie andere Bäume, und ihre Äste strebten in die Höhe. Als aber die Henkersknechte unsern Herrn Jesu geißeln wollten, suchten sie nach Ruten. Sie wählten die Zweige der Weide und flochten daraus die Geißeln. Der Herr wußte wohl, wie sehr die ganze Natur an seinem Leiden Anteil nahm, und er sprach: „Von nun an, Weide, wirst du trauern, nie wieder werden deine Zweige sich emporrichten, sondern sich, vor Schmerz gebeugt, zur Erde neigen". Und seit der Stunde trauert die Weide, und wenn der Wind durch ihre Zweige fährt, ertönt es wie leiser Klagegesang.

Nach einem Gedicht von Karl Hartmann im „Feierabend", Jahrg. 1871, S. 54.

584. Warum der Schlehdorn von allen Sträuchern zuerst blüht.

Als die Henkersknechte unsern Herrn Jesus Christus gegeißelt hatten, wollten sie ihn zum Spott mit einer Dornenkrone krönen. Sie liefen zum Schlehdorn und wollten Zweige aus

seinem dichten Dornengeflecht brechen. Der Schlehdorn aber sträubte sich hartnäckig, er wollte kein Marterwerkzeug für den Heiland hergeben. Aber, wie er sich auch wehrte und die Hände zerkratzte, schließlich mußte er doch der Gewalt weichen und die Dornenkrone hergeben. Aber der Heiland sah sein Widerstreben und segnete ihn. Er sprach: „Du sollst die ersten Blüten in zartem Weiß von allen Sträuchern tragen. Das soll dein Lohn sein von nun an für alle Zeit".

Nach dem Gedicht von Karl Hartmann im „Feierabend", Jahrg. 1871, S. 52.

585. Warum der Kreuzschnabel einen gekreuzten Schnabel hat.

Der Kreuzschnabel heißt hie und da in Schlesien Krîns oder (wie in Neurode) Krîms. Die Jugend weiß, warum er einen gekreuzten Schnabel hat.

Als Christus am Kreuze hing, bemühte sich der Vogel, die Nägel herauszuziehen, die ihm durch die Hände und Füße geschlagen waren. Dabei verbog er sich den Schnabel und beblutete sich seine (seitdem rote) Brust.

Drechsler in „Mitt.", Heft 2, 1895/96, S. 48.

586. Warum das Rotkehlchen an der Kehle rot ist.

Als Christus am Kreuze hing, wollte das Rotkehlchen (Rûtkâtla, Rûtkâtle) dem Heiland die Dornen aus dem Haupte ziehen. Davon zeigt es noch heute das blutige Mal, womit es damals seine Kehle färbte.

Drechsler in „Mitt.", Heft 2, 1895/96, S. 48.

587. Das Jesuskind, die Sternschnuppen und der Schnee.

Als das kleine Jesuskind noch im Himmel war, da ist es mit dem kleinen Johannes auf die Sternlein spielen gegangen. Und die goldenen Sternlein haben sich so gefreut und haben so hell

geleuchtet und vor lauter Freude haben sie Feuerkugeln in die Luft geschleudert, und das sind die Sternschnuppen.

Da ist dann das Jesuskindlein, weil es uns Menschen so gut war und uns so lieb hatte, auf die Erde herabgekommen. Die Sternlein aber haben sich gegrämt, und sie haben den lieben Gott gebeten, er möchte sie auch auf die Erde lassen zum lieben Jesulein. Und der Himmelsvater hat sie erhört, und wenn die Weihnachtszeit kommt, da fallen ach so viel, so sehr viele achteckige weiße Sternchen auf die Erde herab, und die Menschen nennen diese Sternchen Schnee.

Emanuel Heinelt, Kantor in Schwiebus, im „Feierabend", Landeshut, 1864, S. 9. Er will diese Sage in einem kleinen schlesischen Städtchen gehört haben.

588. Der Mann im Monde.

Im Monde steht einer, der hat ein Gebund Schoten auf dem Rücken. Weil der Mann die Schoten gestohlen hat, hat ihn der Mond zu sich hinaufgezogen.

Patschovsky in „Mitt.", Heft 4, 1897, S. 46.

Ähnlich meine Oberschlesischen Sagen, 1926, S. 510.

589. Wie die Morcheln entstanden.

Der Teufel war einmal in übler Laune. Da begegnete ihm ein altes Weib, er packte es und schnitt es in lauter Stücke und streute diese im Walde umher. Wo ein Stück hingefallen war, wuchs eine Morchel, mit Runzeln bedeckt. Deshalb wird noch heute ein altes Weib eine alte Morchel genannt.

Alfred Hillebrandt in Mitteil. Heft 2. 1895/96, S. 42.

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000723533
II 2612
dlo

Śląska Biblioteka